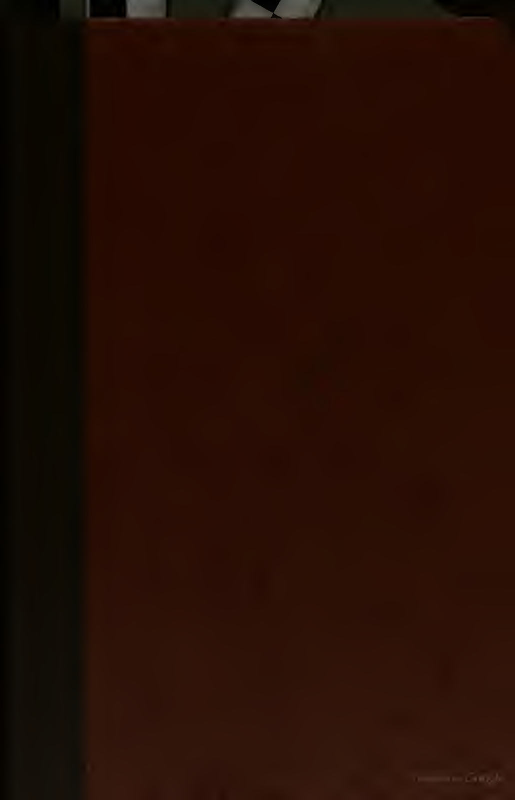
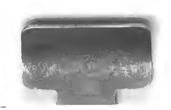




<36602707300015



Die
Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

herausgegeben

von

Gustav Freytag und Julian Schmidt.

17. Jahrgang.

II. Semester. IV. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
1858.

Register.

Jahrgang 1858. Viertes Vierteljahr.

Politik und Volkswirthschaft.

Geschichtliche und Culturbilder.

Literatur.

Kunst und Musik.

Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung in München.

1.

Nach Manchester! lautete die Losung der Kunstfreunde im vorigen Jahre, München ist ihre Parole in diesem Jahre geworden. Wer als pflichttreuer Soldat beiden Losungen folgte, wird bei dem besten Willen die Vergleichung der großen englischen und der nationalen deutschen Ausstellung nicht unterlassen können. Er wird natürlich nicht die Fülle der hier und dort dem Auge vorgeführten Kunstschätze gegeneinander abwägen, da der münchner Ausstellung freiwillig engere Grenzen gesetzt wurden, oder aus dem geringern Umfange der letzteren allein auf ihren geringeren Werth schließen, er wird aber unwillkürlich die verschiedenen Weisen der Anordnung, die mannigfachen Mittel, das Interesse des Volkes zu erwecken und rege zu erhalten und endlich die in England und Deutschland beobachteten Grade der Opferfreudigkeit der Kunstsammler zusammenhalten und prüfen. Noch gegenwärtig kann man in einzelnen deutschen Bahnhöfen die Riesenplacate wahrnehmen, welche die Ausstellung von Manchester pomphaft ankündigten, noch jetzt sind die lockenden Anschläge der verschiedenen Dampfschiffahrt- und Eisenbahngesellschaften, auf welche Art man sich den Genuß der großen Ausstellung am wohlfeilsten verschaffen könne, vorhanden. Es war überreiche Sorge dafür getragen, daß die Erinnerung an das Schauspiel von Manchester jedermann zu jeder Stunde und an jedem Orte nahe gerückt werde. Kam man vollends nach England und Manchester, so merkte man auf Weg und Steg die großartige Bedeutung des Unternehmens. Selbst die indischen Wirren waren nicht im Stande, die Ausstellung aus dem Vordergrunde, den sie im Kreise der Tagesinteressen einnahm, zu verdrängen. Jeder Omnibus, jede Eisenbahnlinie suchten dieselbe auszubeuten. Bis unmittelbar an die Eingangsthür waren die Schienen gelegt worden, auf welchen tagtäglich gefüllte Extrazüge heranbrausten. Keine Woche verging, die nicht ein besonderes Schauspiel im Innern des

Glaspalastes bot. Heute waren es Schüler, denen das Comité großmüthig den Besuch der Ausstellung gönnte, morgen kamen mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen die Fabrikarbeiter eines Industriebezirkes, von ihren Brotherrn zu ihrer Belehrung hierher gesendet, ein anderes Mal wimmelte es wieder von Uniformen. Ein kunstsinniger Oberst hatte seinem ganzen Regiment das Eintrittsgeld bezahlt. Zu viel des Guten, mußte man oft rufen, wenn man sah, daß vor lauter Anregungen der ruhige Genuß nicht erlangt werden konnte und über dem Streben, den Besuchern jeden nur erdenklichen Comfort zu verschaffen, diesen es unmöglich gemacht war, bequem und ungestört zu schauen und zu studiren. Aehnliche Störungen sind in München nicht zu befürchten. Vielleicht wäre es hier nützlich gewesen, nicht die Tugend der Bescheidenheit bis zum Uebermaß zu üben und ohne grade den Weg der Reclame zu betreten, doch die Aufmerksamkeit des Publicums in nachhaltiger Weise auf die „nationale“ Ausstellung zu richten. Außerhalb Münchens erfährt man, da die Zeitungen schweigen, über das Unternehmen, seine Bedeutung und Erfolge blutwenig, aber auch in München selbst erscheint alles festliche Gepränge, alles, was das Interesse auch in den nichtkünstlerischen Kreisen anregen, die Wichtigkeit des Unternehmens auch dem Laien zu Gemüthe führen könnte, sorgfältig vermieden. Nicht einmal eine Fahne oder Flagge weht auf dem Glaspalaste, doch freilich, mit welchen Farben hätte man dieselbe schmücken sollen? Auch in der Erwartung, jetzt, wo so viele Kunstfreunde nach München strömen, würden die übrigen Kunstanstalten und Sammlungen zugänglicher gemacht werden, findet man sich getäuscht. Nach wie vor bleiben die Tage und Stunden des öffentlichen Zutrittes eng beschränkt, und nach wie vor geht an diesen Tagen zur Eröffnungsstunde die Uhr der Aufseher eine halbe Stunde zu spät und wenn die Schlußzeit naht, merkwürdigerweise ebenso viel zu früh. Man muß den Werth der in der Ausstellung vorhandenen Schätze sehr hoch und die Kunstliebe des deutschen Publicums sehr eifrig und warm voraussetzen, um trotz dieses Mangels an jeglichem Festapparate, an Winken und deutlichen Fingerzeigen den Erfolg der Ausstellung gesichert zu halten. Zu beiden Voraussetzungen hat man auch ein gewisses Recht. Was insbesondere den innern Werth der Ausstellung anbelangt, so kann man nicht leugnen, daß sie eine große Zahl anziehender und bedeutender Kunstwerke in sich birgt. Aber diesem Zugeständniß folgt der hinkende Bote unmittelbar nach. Wir müssen ein Auge gar fest zudrücken, um den Titel: Allgemeine und historische Ausstellung gerechtfertigt zu finden. Wir dürfen von derselben nicht die Enthüllung eines vollständigen Bildes der deutschen Kunstentwicklung in den letzten sechzig Jahren erwarten, sondern müssen uns damit begnügen, Beiträge zu dieser Erkenntniß hier zu sammeln. Funfzehn Architekten haben blos zur münchner Ausstellung beigesteuert, vierundfunfzig

Bildhauer und unter diesen die Mehrzahl unbekannte Namen — wahrscheinlich Schüler der Akademie — Werke ausgestellt. Eine solche Vertretung zweier Kunstzweige, in welchen die Entwicklung überdies so überaus rasch und erfolgreich war, bleibt auch hinter den billigsten Erwartungen zurück. Selbst im Kreise der Malerei, welche 1744 Werke (Kupferstiche, Holzschnitte und Photographien mitgerechnet) von etwa 571 Künstlern eingesendet aufweist, machen sich empfindliche Lücken bemerkbar. Keine einzige Landschaft von Lessing, kein größeres Werk von Leutze, keines der ihrer Zeit so hochgefeierten Werke von Sohn, die berliner Schule, wie die norddeutschen Künstlergruppen überhaupt auf das spärlichste vertreten, das sind dunkle Flecken, die dem sonstigen Glanze der Ausstellung wesentlichen Eintrag thun. Wer die Schuld dieser mangelhaften Vertretung trägt, wird wol der Rechenschaftsbericht des Comité sagen. Die Fehler in der Organisation des letztern, die seiner Zeit in diesen Blättern aufgedeckt wurden, erklären den Uebelstand nicht vollständig. Es scheint auch in einzelnen Kreisen an der rechten Opferfreudigkeit gefehlt zu haben, auffallend bleibt wenigstens die Kargheit der Zusendungen aus den streng akademischen Kreisen und das Zurückbleiben bestimmter landschaftlicher Bezirke. Das wäre ja auch keine rechte deutsche Ausstellung, die nicht unseren Zwiespalt und unseren Particularismus offenbarte. Hoffentlich verfuhr das Comité bei dem Suchen und Prüfen der für den Zweck der Ausstellung passenden Kunstwerke nicht so cavaliermäßig, wie bei der Abfassung des Kataloges. Er ist der leibliche Bruder des berüchtigten Kataloges zur Pinakothek, der wirkliche Künstler todtschweigt, um selbstgeschaffenen Leben zu geben und beweist, freilich nur durch den Contrast, wie richtig die Behauptung sei: ein guter Katalog mache das Beschauen der Bilder noch einmal so leicht und bequem. Wir verlangen keinen wissenschaftlich gearbeiteten Katalog, wir verlangen also nichts, was über die Kräfte der münchner Akademie geht. Billig wäre es aber gewesen, nicht blos ausnahmsweise, sondern regelmäßig das Entstehungsjahr der Bilder anzugeben. Wir hätten gern die Kunde dem Verfasser des Kataloges geschenkt, daß Schinkel das Amt eines „Oberlandesbaudirectors“ bekleidet — Faust ist von Sr. Excellenz dem Geheimrath von Goethe verfaßt — hätte er uns dafür bei mehr als zwanzig Ausstellern mit ihrem Wohnort bekannt gemacht. Geburtsjahre mit Sterbejahren zu verwechseln, einen Maler zur wiener Schule zu rechnen, weil er seine Kunstbildung in Belgien empfangen und seitdem in Paris lebt und wirkt, Längstverstorbene noch unter den Lebenden anzuführen, das heißt denn doch mehr als blos nicht pedantisch verfahren. Wir befinden uns in einer historischen Ausstellung, wir sollen ein anschauliches Bild von der deutschen Kunstentwicklung seit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts erhalten. Ist es denn gleichgiltig, ob wir, auf die Angabe des Kataloges vertrauend, einen Künstler funfzig

Jahre früher oder später auftreten lassen? Wir finden bei vielen, selbst unbedeutenden Künstlern das Todesjahr im Katalog angegeben, folgerichtig schließen wir, daß, wo dasselbe nicht verzeichnet ist, der Künstler noch als Mitlebender gedacht werden muß. Also lebt Friedrich noch, auch Wachter und Füger, auch sogar der alte Koch! Wenn aber Friedrich noch als „Professor" in Dresden fungiren kann, dann lebt auch die Romantik in ihrer rohesten Form noch unter uns und wir waren Lügner oder Thoren, sie längst als überwunden anzunehmen. Wenn Füger und Wachter noch unter uns wandeln, so haben wir Davids Richtung nicht blos als eine historische Existenz zu betrachten. Die Ausstellung ist doch nicht blos zu Nutz und Frommen der Kunsthistoriker veranstaltet worden. Daß man an dieselben nicht dachte, beweist schon der Umstand, daß man Friedrich und Runge in entgegengesetzte Winkel verbannte, die doch dieselbe Zelle im Narrenhause der Romantik bewohnten. Ein solches Herzeleid hätte man wissentlich gewiß nicht den Kunsthistorikern zugefügt. Die Laien, zu welchen die Mehrzahl der Besucher gewiß gehören, werden Dank der leichtfertigen Fabrikation des Kataloges täglich zahlreiche Irrthümer lernen und auf diese Art den beabsichtigten Zweck der Ausstellung in das Gegentheil verkehren. Doch lassen wir diese unerquicklichen Katalogsstudien und wenden wir uns lieber zur Sache selbst und zwar zunächst zu den Alten, zu dem alten Carstens insbesondere, bei welchem die Wechselbezeichnung: Alt und Classisch eine so treffliche Anwendung findet.

Dreizehn Nummern des Kataloges fallen auf Carstens, die uns mit neun verschiedenen Werken bekannt machen. Sein unglückliches Leben, die Selbstverzehrung seiner Kraft aus Mangel an einem großen Wirkungskreise, die ausschließliche Betonung des antiken Elements in Motiven und Formen, die Schilderungsweise mit den elementaren Mitteln der Malerei, alles das brauchen wir wol nicht ausführlicher zu schildern. Ist auch Carstens kein Name, den jedermann auf der Lippe trägt, so wird doch im Allgemeinen seine historische Stellung richtig bestimmt, seine Bedeutung gewürdigt. Den Nachdruck darf man bei Carstens nicht auf seine Vorliebe für die Antike legen. Zahlreiche Zeitgenossen theilten dieselbe mit ihm. Ihn unterscheidet vorzugsweise ein vollendetes Verständniß des Plastischen, ein feines Gefühl für einfache Formenschönheit. Das letztere war der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts beinahe vollständig abhanden gekommen. Die Zopfkünstler malten nicht schlecht, in einzelnen Fällen sogar vortrefflich; wenn wir ihre Werke mit den modernen zusammenhalten, so werden wir bemerken, daß sie uns in technischer Beziehung weit überragen. Sie hatten noch gar mannigfache Kunstgriffe und Recepte überliefert erhalten, die seitdem verloren gingen, ihre Bildung ruhte mehr noch auf einer handwerksmäßigen Grundlage und gestattete eine tüchtigere technische

Schulung. In der Gegenwart, wo die Maler gewöhnlich nur eine dilettantenhafte Erziehung genießen, ist die letztere blos ausnahmsweise noch anzutreffen. Unausstehlich erscheint uns an den Werken des vorigen Jahrhunderts der Mangel an ernster Auffassung, das frivole Spiel mit den Motiven, deren wahre Natur ohne subjectiven Beigeschmack zu verkörpern keinem in den Sinn kam, widerlich wirkt die gezierte, verzwickte Formengebung, die weder naiv an die Wirklichkeit sich anschließt, noch von reinem idealen Sinn geragen auf die ewigen Grundformen menschlicher Erscheinungsweise zurückgeht, sondern mit der Wiedergabe abgegriffener conventioneller Typen sich begnügt. Die Reaction dagegen war in einer Zeit, wo Gluck auf musikalischem, Winckelmann, Lessing, Diderot auf literarischem Gebiete den Kampf gegen das Conventionelle im Interesse der charakteristischen Wahrheit und einfachen Schönheit schon siegreich eingeleitet hatten, unausbleiblich. Sie konnte so bewirkt werden, daß man den Gedankengehalt in den Kunstwerken änderte, das stoffliche Interesse an den Motiven hervorsuchte, das Nationale und Volksthümliche betonte. Es wäre dadurch Ernst und Kraft in die künstlerischen Gedanken, strengere Wahrheit in die Formen gekommen. Oder man beseitigte blos das Symptom der Krankheit und setzte an die Stelle der conventionellen, gemachten Typen wahrhaft ideale, wobei man zwar auf die innigere Theilnahme des Volkes verzichten mußte, aber in das Formelle der Kunst ein mächtiges Element der Bewegung und Entwicklung hineinwarf. Eine Zeichnung des älteren Tischbein: Götz von Berlichingen — vielleicht die älteste künstlerische Illustration, die Goethes Werke erfuhren — deutet an, daß man auch den ersten Weg versuchte und einen nationalen Gehalt, ein unmittelbar stoffliches Interesse der Malerei einverleiben wollte. Es blieb jedoch bei dem bloßen Versuch. Weltbekannte Verhältnisse empfahlen in der Poesie wie in der bildenden Kunst die Flucht aus der Wirklichkeit und ließen für die Correctur des Zopfgeschmackes blos den zweiten Weg offen.

Carstens Verdienst besteht übrigens nicht blos in dem ernsten und tieferen Rückgange auf das antike Formengerüst. Die Antike ist für ihn nichts Aeußerliches, kein fremdes Gewand, in welches er erst nachträglich seine Phantasiegebilde einhüllt. Seine ganze Natur ist plastisch angelegt, auch durch seine leisesten Empfindungen klingt jener unendliche Wohllaut, für welchen nur die Antike den entsprechenden Ausdruck besitzt. Goethes Liebe zu Carstens, der wir die Erhaltung der Werke des letzteren vorzugsweise zu danken haben, und welche auch die Bestrebungen der weimarer Kunstfreunde grundsätzlich bestimmte — die Spuren derselben sind leider auf der münchner Ausstellung nicht zu erblicken — ruht auf innerer Wahlverwandtschaft, die Verhältnisse, welche die Wandlungen des Dichters erklären, sind auch für Carstens Entwicklung maßgebend geworden.

Carstens Werke, einfache Zeichnungen, zuweilen schematisch gefärbt, blenden das Auge nicht. Hat man aber einmal die Aufmerksamkeit auf dieselben gerichtet, so wird man Mühe haben, sich von denselben zu trennen. Der Preis gebührt dem goldnen Zeitalter aus der Sammlung des Baron von Uexküll. Hier der Vater, der mit dem Kinde spielt, daneben der Greis, der befriedigt und neidlos der genießenden Jugend zusieht, weiter nach hinten die Liebespaare und der lustige Tanzreigen, rechts davon die selige Mutter, die in ihren tändelnden Kindern sich wiederfindet, der naschende Knabe, der Schläfer endlich, dem auch im Traume das Glück und die Freude zulächelt, geben ein Bild des reinen Genusses, der ungetrübten Seligkeit zu leben und zu athmen, wie es wahrer und ergreifender nicht geschildert werden kann. Der Bildhauer, der mit geschickter Hand die Graziengruppe auf dem Aquarell: Apollo und die Musen verkörpern könnte, hätte die Unsterblichkeit sich gesichert. Von unendlicher Poesie ist auch auf einem dritten Bilde: Die Ueberfahrt des Megapenthes der Zug, daß die beiden Kinder, die auch auf Charons Kahne Platz gefunden, unbekümmert um ihre Umgebung, ohne Ahnung der kommenden Schrecknisse heiter in den Strom gucken und mit den Wellen spielen. Und so kann man Bild für Bild und auf jedem Bilde Gruppe für Gruppe betrachten und wird stets Gebilden der lauteren Schönheit gegenüberstehen. Als Kind des achtzehnten Jahrhunderts offenbart sich Carstens am meisten in dem Traumorakel des Amphiaraos. Das Motiv besitzt keinen poetischen Reiz, ist für die bildende Kunst nur undeutlich zu verkörpern, interessirt aber insofern, als es zeigt, wie sehr jedes Gemüth von den Wirkungen der französischen Revolution erfüllt war. Die Bilder der Freiheit und des Despotismus, die aus den Pforten der Träume emporsteigen, sind offenbare Anspielungen auf das politische Drama in Frankreich.

Carstens Beispiel blieb zwar nicht ohne Nachfolge. Wir besitzen in Genelli den rechten Erben seiner Phantasie und seines lauteren Schönheitssinnes, wenn auch die poetische Natur bei dem letzteren nicht so reich auftritt, und die Anwendung antiker Formen nicht immer das Gepräge innerer Nothwendigkeit offenbart. Einen weiteren Raum und ausgedehnteren Umfang gewann schon unter Carstens Zeitgenossen die im Ganzen verwandte Richtung, welche David in Paris angebahnt hatte. An einem reizenden Bilde von Schick: Christus im Schoße der Engel vom Kreuze träumend, bei dem man freilich die trockne Färbung in Gedanken wegwischen muß, bemerkt man den Einfluß von Carstens am deutlichsten. Es ist derselbe Wohllaut der Linien, die gleiche Formenanmuth, die wir hier antreffen. Aber schon an Schicks großem und mit Recht vielbewunderten Bilde: Apoll unter den Hirten, deutet das Colorit, in der Wirkung schönen Gobelins nahestehend, den Uebergang zur französischen classischen Manier an, welche vollends bei Wachter (durch

dreizehn Werke vertreten) herrschend erscheint. Wären sein: Letzter Schlaf des Sokrates, seine Andromeda, Hiob mit seinen Freunden im Louvre aufgestellt, keinem Menschen würde ein Zweifel über ihren französischen Ursprung auftauchen. Das „Lebensschiff", ein reizend erfundenes Motiv, brauchte blos um einen Ton heller angelegt zu sein, um für eine Arbeit des bekannten Hamon zu gelten. Nur im „Bakchus, der Amor den Trank der Unsterblichkeit zeigt", fühlt man die keuschere deutsche Natur durchbrechen, nur in seinen Zeichnungen und ebenso in jenen Wagners, Hetschs u. a. bemerkt man die ernstere Vertiefung in die Antike, wie sie die Franzosen mit ihrer rhetorischen Anlage niemals kennen. Will man Davids Einfluß auf die deutsche Kunst noch weiter verfolgen, so trete man vor Matthaeis (in Dresden) Ermordung des Aeghist oder Fügers (Wien) Tod des Germanicus. Patriotische Klagen brauchen wegen dieser raschen Entfremdung der deutschen Kunst vom nationalen Boden nicht laut zu werden. Zunächst greift die Bildung der modernen Völker enger ineinander, und läßt sich eine gegenseitige Absperrung auf diesem Gebiet nicht mehr erreichen. Und dann war dadurch noch keineswegs eine eigentliche Französirung des deutschen Geschmackes erreicht, keine Huldigung dem französischen Geiste beabsichtigt worden. David hatte eben den scheinbar richtigen Ausdruck für die malerische Verwerthung der antiken Formen gefunden, hatte die Zugänglichkeit der letzteren erweitert und wurde so für einige Zeit das Vorbild zahlreicher Maler aus aller Herren Ländern. Uebrigens dauerte auch seine Herrschaft in der deutschen Malerei nicht lange, und wurde noch zu einer Zeit, wo der französische Imperialismus officiell galt, von andern bestimmenden Einflüssen abgelöst.

Schick und Wachter, durch das geräuschvolle Auftreten des spätern Künstlergeschlechts in den Hintergrund gedrängt, in den besuchteren deutschen Gemäldegalerien nicht vertreten, werden für die Mehrzahl der Besucher der münchner Ausstellung wahrscheinlich eine ganz neue, jedenfalls eine überaus anziehende Erscheinung bilden, durch welche die Frage nach der Entwicklung unsrer Kunst bei vielen eine von der gewöhnlichen Meinung abweichende Lösung erfahren dürfte. Man wirft uns häufig Parteilichkeit *gegen* Cornelius und Kaulbach vor und nennt es Undank gegen die Größe dieser beiden Männer, daß wir ihre Bedeutung einschränken, ihre Wirksamkeit als bereits theilweise der Geschichte verfallen darstellen. Mit größerem Recht könnte man uns, d. h. das gegenwärtige Geschlecht, der Parteilichkeit *für* diese Künstler und ihre Zeitgenossen zeihen und uns anklagen, daß wir die Verdienste ihrer unmittelbaren Vorgänger der Vergessenheit überlieferten. Wir lassen die Größe unsrer Kunst, mag sie nun eine wirkliche oder nur eine scheinbare Größe besitzen, durch die Einkehr in das Heimathliche und Ursprüngliche, wie sie gewöhnlich von den Bewohnern des Klosters San Isidoro gerühmt wird, bedingt werden, wir

knüpfen die Wiedergeburt der nationalen Kunst an die Romantiker an, feiern in den Nibelungen- und Faustillustrationen patriotische Thaten, welche uns erst wieder eine eigenthümliche Kunst schenkten und denken gering von der frühern deutschen Künstlerkraft. Einen scheinbaren Vorwand dazu gibt noch die unleugbare Berührung deutscher und französischer Kunst am Schlusse des vorigen Jahrhunderts. Wir können aber nur wiederholen, daß keine Abhängigkeit von der nationalen französischen Kunst beabsichtigt wurde, daß vielmehr die Uebereinstimmung in dem antiken Cultus diese Verwandtschaft hervorrief. Wir bemerken in einzelnen Fällen ein Zusammentreffen mit der Kunstweise Davids, wo wir keine Spuren unmittelbarer Beziehungen zu dem französischen Altmeister nachweisen können. Es lag eben diese Richtung in der Luft und theilte sich unwillkürlich allen Strebenden mit. Wenn wir billig sind, werden wir eingestehen, daß bei Schick und Wachter die Phantasie, die specielle malerische Begabung ungleich höher entwickelt war, als bei den meisten Großmeistern der gegenwärtigen Kunst. Zum Ausdruck ihrer Gedanken brauchten sie freilich nicht so große Maschinen, wie die Franzosen spöttisch unsere monumentale Malerei nennen, aber in dem beschränkten Raume zeigen sie eine Fülle malerischer Reize, eine Gewalt über plastische Formen, einen Sinn für reine Schönheit, Hoheit und Anmuth, wie wir sie bei unsern Zeitgenossen oft schmerzlich genug vermissen. Es wäre nicht schwer, auch bei Carstens die buonarottische Inspiration, bei Schick eine Rafaels würdige Grazie nachzuweisen. Hält man vollends mit ihren Werken die älteren Schöpfungen der Neurömer, die Anfangsarbeiten Schnorrs, Overbecks, u. a. zusammen, dann empfängt man unwillkürlich das Gefühl, als würde man mit einem Zauberschlage aus dem Sitze hoher Civilisation in eine Urwildniß versetzt. Auch diese Rohheit und Unförmlichkeit hat ihr historisches Recht. Wir wollten überhaupt nicht unsern gegenwärtigen Künstlern zu nahe treten und halten für ihre Eigenthümlichkeit den gleichen empfänglichen Sinn bereit. Nur meinen wir, es sei nicht rathsam, für unsere jüngste Gegenwart stets nur das sechzehnte Jahrhundert zum Vergleiche heranzuziehen und unbillig, die Außenstehenden glauben zu machen, als wäre erst mit dem Jahre 1810 oder 1812 das Licht in die Welt gekommen. Der Hellenismus in der Malerei fand in dem erweiterten Gedankenkreise eine nothwendige Schranke, er besitzt nur für eine abgeschlossene Ideenwelt die entsprechenden Formen, über jene hinaus sinkt er zur leidigen Manier herab. Man sehe nur in dem Bilde des jüngern Tischbein: Conradin von Schwaben wird das Todesurtheil verkündigt, welche Caricaturen mißverstandene Classicität schafft. Auch das geben wir zu, daß der Hellenismus namentlich durch die Wahl fernliegender Motive die Kunst vom Leben trennte und ausschließlich an einen Kreis der Eingeweihten sich wendete. Wer nicht Freimaurerei in künstlerischen Dingen trieb, höhere Grade

in der Kunstkennerschaft erreicht hatte, für den waren die Werke der Hellenisten nicht vorhanden. Die Neurömer appellirten an die Armen im Geiste, ihre Formlosigkeit, ihre Derbheiten grade ließen die Kunst wieder in weiteren Kreisen wirken und machten sie volksthümlich. Wenn aber auch Carstens und Wachters u. a. Nachfolger so weit im Recht waren, daß sie mit dem Hellenismus brachen, so folgt daraus noch keineswegs, daß sie alsdann den rechten Weg einschlugen. Im Gegentheil scheint seitdem die Unruhe und Unbefriedigtheit, das Rathen und Suchen und Uebertreiben die oberste Gewalt in der deutschen Kunst erlangt zu haben. Wunderbar wäre es keineswegs, da wir nicht ein starkes und trotziges Geschlecht sind, wenn wir, um der Unruhe loszuwerden, für einige Augenblicke wieder in den Hafen des Hellenismus flüchteten. Daß die dramatische Poesie der jüngsten Tage mit Sack und Pack in das Lager der Antike überging, ist ein Zeichen der Zeit, welches wahrscheinlich unsere bildenden Künstler zu dem gleichen Vorgang anfeuern wird.

Aehnlich wie mit Schick und Wachter dürfte es vielen Besuchern mit Koch und Reinhardt ergehen, und sie erst durch die Vermittlung der Ausstellung eine anschauliche Erkenntniß vom Wesen dieser Meister empfangen. Reinhardt zwar kann aus den drei Oelgemälden und der einen Zeichnung, die von ihm hier vorhanden sind, nicht füglich beurtheilt werden, dagegen ist Koch durch 23 Werke verhältnißmäßig glänzend vertreten. Koch war eine klobige Natur und konnte bei Gelegenheit den Namen eines groben Gesellen sich erwerben, er besaß aber nicht nur eine respectable Bildung, sondern auch eine tüchtige Natur, eine felsenfeste Ueberzeugung von der geistigen Mission des Künstlers, über deren geringe Beachtung seitens der jüngern Künstlerwelt er recht herbe Klage führen konnte. Von dieser selbstständigen Kraft, diesem Künstlertrotze legen seine Werke in ihren Mängeln und Vorzügen ein deutliches Zeugniß ab. Koch lehnte sich bereits an jenen Künstlerkreis an, den man früher mit dem Namen der Nazarener zu bezeichnen pflegte. Wir wollen, um Mißdeutungen zu begegnen, die Männer, die theilweise auf der Flucht aus deutschen Akademien, von enthusiastischen Ideen über das Mittelalter erfüllt, in Rom zusammentrafen, lieber als Neurömer bezeichnen. Mit ihnen theilt er die Liebe für Dante und die romantischen Dichter, die Geringschätzung des rein Formellen in der Malerei, die bis zu Einseitigkeit ausgeprägte Abneigung gegen alles, was nicht mit dem Gedanken und der Empfindung in unmittelbarer Beziehung steht. Augenfreude war das letzte Ziel, welches er der Malerei steckte. Auf der andern Seite steht er aber auch noch mit den Hellenisten im Zusammenhange und weiß den Wohllaut der Linien, die Schönheit reiner Formen wohl zu schätzen. Für beide Richtungen weist die Ausstellung charakteristische Beispiele auf. Ein gar seltsames Bild ist der tiroler Landsturm vom Jahr 1809. In der Mitte einer bewegten

Gruppe sitzt hoch auf hölzernem Rosse der biedere Sandwirth, in die complementären Farben, Roth und Grün, gekleidet, in heftiger Action begriffen, hinter ihm gleichfalls in pathetischer Stellung Haspinger, in der einen Hand den häßlichsten Tamboursäbel, der jemals in der östreichischen Armee existirte, in der andern ein Crucifix schwingend. Von allen Seiten strömen die Freiwilligen herbei, Weiber laden Waffen, Gatten umarmen sich, Kinder schreien, Männer fluchen, ein Schneider, nach seinem hungrigen Ansehen zu schließen, massacrirt einen Franzosen, kurz gar lebendig geht es im Vordergrund zu. Nicht minder episodenreich ist der Hintergrund. Rechts knallen die Büchsen und sehen wir die Flammen eines angezündeten Dorfes emporlodern, links läßt sich vor dem Wirthshause ein Freiwilliger von der Frau Wirthin noch einen Scheidetrunk einschenken, nach der Mitte zu öffnen sich die Thüren eines Kirchleins, um eine Procession mit allem Zubehör herauszulassen. Ganz hinten endlich, möchten wir beinahe sagen, wackeln die Berge mit ihren Köpfen über ein solches Durcheinanderschütteln von Episoden, über den gänzlichen Mangel an dramatischer Einheit sowol, wie malerischer Durchführung. Als Kunstwerk steht dieses Bild grade so hoch, wie sein Held als Feldherr und Staatsmann. Sobald wir aber den Blick zu den Koch'schen Landschaften wenden, wird unsere Meinung von der Künstlerkraft des Meisters gar gewaltig verändert. Ohne Einschränkung können wir das Lob freilich nicht gelten lassen. Kochs Schweizerlandschaften sind einfach mißlungen zu nennen, seiner Auffassung nordischer Bergnatur fehlt die Wahrheit, fehlt aller Charakter. Auch die Landschaften mit Apoll unter den Hirten und mit Jakobs Heimkehr als Staffage berühren unangenehm durch die bunte, fast schreiende Mannigfaltigkeit der Farbentöne. Die zuletzt erwähnte Staffage hat Cornelius in die Landschaft hineingemalt, keineswegs zum Vortheil für das Werk, da das von Cornelius angewendete Colorit dem Tone der Landschaft vollkommen widerspricht. Dagegen sind die Schilderungen der Ruinen des Kaiserpalastes, des Lago di Nemi, des Albanersees unendlich seelenvoll in der Auffassung, harmonisch in der Stimmung und vor allem reich an schönen Linien. Wir möchten wol zuweilen wünschen, Koch hätte nicht zu viel in die Natur hineingebaut, die Charakteristik nicht durch Pleonasmen beschwert (in einer biblischen Landschaft z. B. mit Boas und Ruth wird das Thema der Fruchtbarkeit, das schon aus der landschaftlichen Schilderung vollkommen klar ist, noch durch eine dreifache Staffage überflüssig erläutert), aber ein tiefer poetischer Schwung der Empfindung, ein feiner und reiner Liniensinn machen alle diese Mängel vergessen und lassen einen nachhaltigen Eindruck im Beschauer zurück. Wir haben seit den letzten zwanzig Jahren so viel in Lichteffecten und frappanten Wirkungen der Landschaftsmalerei geschwelgt, das stofflich Große und Interessante von der Landschaftsmalerei gepflegt gewahrt,

daß wir von dem Dasein einer solchen Richtung, wie sie uns Kochs Werke zeigen, kaum noch eine Kunde nehmen. Sie pflanzte sich aber nicht allein stetig fort (Rhodens, Helmsdorfs, Steinkopfs, Kobells Bilder in der Ausstellung bürgen dafür), sondern fand auch in den jüngsten Tagen, offenbar als Reaction gegen die übertriebene Stofflichkeit in den Landschaften zahlreicher düsseldorfer und münchner Malereien, eine erhöhte Pflege. Wir lassen uns natürlich die erweiterte Ausdruckskraft der modernen Landschaftsmalerei nicht rauben, wir freuen uns billig über ihre erhöhte Fähigkeit, die Erscheinungen der äußern Natur zu verkörpern. Ohne alle Frage sprechen auch die Naturformen für sich, ist das Colorit eine überaus wichtige Hilfe, poetische Empfindung in uns anklingen zu lassen und charaktervolle Wahrheit am besten geeignet, die entsprechende Stimmung in uns zu erregen.

Es ist eine Sünde, wenn man der landschaftlichen Natur gewissermaßen articulirte Laute abpressen will, aus ihren Formen eine conventionelle Buchstabenschrift zusammensetzen, wo sie doch nur klingen und tönen kann. Es ist ferner eine Sünde, wenn man die wirklichen Naturformen verdreht und willkürlich ändert, und es rächt sich am Künstler auch unmittelbar, wenn er das Eingehen in ihre feineren Eigenthümlichkeiten hochmüthig verachtet. Friedrichs in Dresden Versuch, eine religiöse Landschaft zu gründen, seine Schilderung des Eismeers, in welcher die Eisberge die Gestalt graugrün angestrichener stereometrischer Figuren an sich tragen, sind einfach lächerlich. Sie sollten aber, ähnlich wie Runges symbolische Naturgedichte, nicht vergessen werden, sobald von dem wohlthätigen Einfluß der Romantiker auf den Aufschwung der Malerei gesprochen wird. Auf der andern Seite lassen sich aber der landschaftlichen Natur auch symbolische Beziehungen zu menschlichen Verhältnissen und Leidenschaften abgewinnen. Je nach unserer Stimmung fühlen wir uns von bestimmten landschaftlichen Formen angezogen oder abgestoßen, suchen wir sie auf oder fliehen dieselben. Dem Frieden der Seele, der Ruhe des Genusses, den Stürmen der Leidenschaften, der Klage der Sehnsucht entsprechen gewisse landschaftliche Situationen und wenn sie nicht das innere Leben des Geistes mit der dramatischen Schärfe und Bestimmtheit einer äußeren Handlung wiedergeben können, so lassen sie doch, der musikalischen Begleitung eines Liedes vergleichbar, eine verwandte Empfindung anklingen. Bei einer solchen Auffassung der Natur, zu welcher sich südliche Landschaftsformen am trefflichsten eignen und wo die detaillirende Farbe der allgemein zeichnenden Linie an Ausdruckskraft zurückstehen muß, ist die Staffage schwer zu entbehren. Die Natur spricht zwar für sich selbst, um aber die Aufmerksamkeit gleich in die rechte Bahn zu lenken, liebt man es, den Grundgedanken der Landschaft in der Staffage zusammengefaßt und verdeutlicht zu reproduciren. Neu ist diese Gattung der Landschaftsmalerei keineswegs, sie ist sogar älter

als die entgegengesetzte Richtung, in welcher die Naturstimmungen in selbständiger Weise, ohne allen symbolischen Anklang wiedergegeben werden. Die Paradiesbilder der alten Niederländer, die von der italienischen Natur begeisterte Gruppe der Landschaftsmaler des 17. Jahrhunderts haben sich in derselben versucht, sie ist auch Rubens nicht fremd geblieben, am Anfange dieses Jahrhunderts hat sie Koch (Macbethlandschaft) wieder aufgefrischt, jetzt sehen wir sie mit verjüngter Kraft, mit weiser Benutzung der bisher erworbenen technischen Geschicklichkeit in den Werken Schirmers in Karlsruhe und Prellers in Weimar wieder verkörpert. Die Ausstellung besitzt außer Schirmers vier Tageszeiten (Staffage: der barmherzige Samariter) 26 Entwürfe und in Oel gemalte Skizzen desselben Meisters zu biblischen Landschaften und Prellers 14 landschaftliche Illustrationen zur Odyssee. Schirmers Entwürfe sind nicht alle von gleichem Werth. Daß die Schilderung des Paradieses weder auf dem mit Kohle gezeichneten Entwurf, noch in der theilweise veränderten Farbenskizze allen Erwartungen entspricht, die Landschaft nach der Vertreibung aus dem Paradies beinahe noch lachender und wohnlicher erscheint, als das Paradies selbst, können wir leicht nehmen. Der Unschuldszustand der Natur ist uns eben nicht bekannt, der Rückgang auf paläontologische Formen, den Naturforscher vielleicht anrathen möchten, war aus malerischen Gründen nicht zulässig. Dagegen scheint die Wahl der landschaftlichen Formen bei der Flucht Kains, der Verstoßung Hagars und ihrer Wüstennoth nicht glücklich gegriffen. Kains leidenschaftlicher Grimm ist nach dem Todtschlage ausgebrannt, eine furchtbare Oede ergreift ihn, er weiß nicht, wohin vor dem Geiste zu flüchten und fühlt das Endlose seiner Qual. Dieser Gemüthsstimmung entspricht schlecht eine stürmische Landschaft, in welcher alle Elemente ihre Wuth losgelassen haben, eine öde, leere, todte Natur, die das Ziellose seiner Flucht andeutet, die Ewigkeit der Schuld versinnlicht, wo die Grabesstille der Umgebung die Stimme des Gewissens nur lauter tönen macht, hätte nach unserm Bedünken die Situation wahrer charakterisirt. Bei Hagars Verstoßung ist das Wüstenelement nicht scharf genug ausgedrückt. Dagegen entwickeln andere Bilder wieder eine Fülle poetischer und geistreicher Züge, welche die Betrachtung derselben zu einem köstlichen Genuß machen. Der Baum der Erkenntniß erhebt sich (in der Farbenskizze) auf einem üppig grünen Hügel, die Sonne hat sich breit auf denselben gelagert, wer könnte der Versuchung widerstehen und auf diesem köstlichen, wohnlichen Plätzchen nicht verweilen. Verführerischer konnte die Schlange nicht sprechen, als die landschaftlichen Formen hier schmeicheln und locken. Die Austreibung aus dem Paradies geht am späten Abend vor sich, ein über den Weg gestürzter Baumstamm zeigt, daß auch die Natur ihre Jungfräulichkeit verloren hat, dem Tode und dem Verderben ausgesetzt ist. In die dunkle Nacht werden die Sünder ge-

trieben, matt leuchtet der Mond, die Schrecken der Finsterniß stehen ihnen bevor. Geistreich ist bei der Schilderung der ersten Menschen nach der Vertreibung dem Wasser, dem wahren Elemente der Thätigkeit und des beweglichen Lebens ein größerer Raum gegönnt, vollendet vor allem Abrahams Einzug in die lachenden Gefilde des gelobten Landes geschildert. Schirmers vollständige Gewalt über die landschaftlichen Formen, die Anmuth seiner Linien, die Schönheit seiner Gruppen sind so bekannte Züge, daß es nicht nöthig erscheint, darauf noch aufmerksam zu machen. Ohnehin lassen sich solche Eigenschaften durch Worte nicht verdeutlichen.

Gleich vollendet, vielleicht weniger geistreich, aber durch die einfache Größe noch ergreifender sind Prellers homerische Landschaften. Gleich den Helden, deren Leben und Leiden sie schildern, erscheint die Natur noch größer und mächtiger, als sie seitdem uns gewöhnlichen Menschenkindern entgegentritt. Die Stürme brausen gewaltiger, die Bäume wölben sich höher, die Zweige breiten sich reicher und breiter aus, das Meer birgt größere Schrecken in sich, aber auch der Genuß der Natur lockt süßer. Alle Formen des Auftretens der landschaftlichen Natur finden sich in Prellers Bildern verkörpert, die furchtbarste Leidenschaft und die selige Ruhe und die ganze Scala von Eindrücken, die dazwischenliegt, wird offenbar, überall aber fühlt man sich vom Hauche einer classischen Phantasie angeregt und von der edlen Wahrheit der Schilderung ergriffen. So weit es der Landschaftsmalerei möglich ist, einen epischen Ton anklingen zu lassen, ist es hier geschehen. Wirft man einen Blick auf die in der Nähe von Prellers Illustrationen aufgestellten Zeichnungen von Olivier und Fohr, so erkennt man, daß Schirmer und Preller hier eine Richtung eingeschlagen haben, welche die Landschaftsmalerei schon vom Anfange des Jahrhunderts beherrschte; man erkennt aber auch, daß, wenn die Kunst der jüngsten Tage einen Fortschritt aufweist und Vorzüge über die Werke der ältern Generation besitzt, sie hier zu suchen und auch zu finden sind. Der poetische Geist ist geblieben, die Gewalt über die Formen ist gewachsen.

Springer.

Die Küsten am Kanal La Manche vom militärischen Standpunkt.

1.

Der Kanal von Dover bis Brighton.

Frühere Kriegsereignisse hatten allenthalben und namentlich bei den Engländern den Glauben verbreitet, daß nur in den seltensten Fällen Festungen

den Angriffen von Flotten mit Erfolg widerstehen könnten, und daß diese, um es zu können, auf das solideste erbaut sein müßten. Von dieser Idee ausgehend, befestigte England seine Seehäfen am mittelländischen Meer auf das stärkste, hielt aber keine Seefestung, welche andern Nationen angehörte, für fähig, sich auf die Dauer gegen die Angriffe seiner Flotte zu halten — eine einseitige Ansicht und Ueberschätzung der eignen Kräfte, welche ihm im orientalischen Kriege vor Sweaborg, Kronstadt und Sebastopol bittre Früchte trug. Nun kam man auf eine andere Idee. Mit tiefgehenden großen Schiffen ließen sich gut befestigte Häfen, wegen der Schwierigkeit das Fahrwasser zu finden, wegen der Leichtigkeit, mit der es unfahrbar gemacht werden konnte, nicht forciren, erbaute man daher eine ganze Flotille von eisernen Kanonenböten, die, mit wenigen schweren Geschützen bewaffnet, nur geringen Tiefgang hatten und mit Dampfmaschinen versehen wurden. Von diesen erwartete man bedeutende Erfolge, als unerwartet, und bevor man noch Gelegenheit gehabt hatte, sie in Masse vor den Feind zu bringen, und so deren praktischen Nutzen zu erproben, der Friede kam. Nur auf Offensivunternehmen richteten die Engländer der Hauptsache nach ihre Aufmerksamkeit und auf den Schutz der isolirten Seefesten des Mutterlandes, für die Befestigung der eignen Landesgrenzen geschah unendlich wenig, man verließ sich in dieser Beziehung wie früher auf die Unüberwindlichkeit seiner schwimmenden Festungen. Die gefährdeten Grenzen Englands sind die, welche dem Festlande am nächsten liegen, und am leichtesten von diesem aus erreicht werden können, mithin die am Kanal. Bisher waren die vorherrschenden Winde und Strömungen ein ganz besonderer Schutz derselben, der durch Anwendung der Dampfkraft bei Schiffen nur zu viel von seinem Werthe verloren hat. Beide gehen vorherrschend von Osten nach Westen, folglich mußte England daran denken, im Osten einen großen Kriegshafen zu haben, um mit Benutzung jener Naturkräfte Meister des Kanals zu bleiben. Hierzu eignete sich die Mündung der Themse am besten, und Sheerneß ward zum Depotplatz erhoben, der vollständig günstig gelegen war, um den oben angedeuteten Zweck zu erfüllen; nur das Vorland brauchte umschifft zu werden, um durch die Straße von Calais in den Kanal selbst zu gelangen. — Der Central- und Haupthafen durfte aber kein andrer als Portsmouth werden, dessen geschützte Lage hinter der Insel Wight es den Angriffen feindlicher Flotten sowol, als dem Andrange von Wind und Wellen entzog. Dies ward auch der Hauptdepotplatz für die Kanal- und Mittelmeerflotten, und von hier segelten die Geschwader aus, welche einst die spanische Armada, später die Holländer und dann die vereinigten Spanier und Franzosen schlugen. Die Engländer waren mit diesen Festungen so vollständig Herren des Kanals, daß die Franzosen es in den letzten Kriegen kaum mehr wagten, ihre befestigten Häfen zu verlassen. Da drohte 1808 Napoleon mit

einer Landung von Boulogne aus; zwar hatte er nicht über eine große Kriegsflotte zu gebieten, immerhin war aber eine Invasion, wenn Wind und Wetter den Transport von Truppen auf flachen Schiffen erlaubten, denkbar, und einmal mit einer Armee auf englischem Boden, würde er sich schon zu helfen gewußt haben. Damals suchten die Engländer ihre Küsten durch Befestigungen zu schützen, die Zeit drängte, und es entstand rasch jene Uferbefestigung, die heute noch existirt. — Dover, der erste der sogenannten „fünf Häfen" (Cinque ports), ist der östliche Flügelpunkt derselben. Ein altes, auf einer steilen Höhe liegendes römisches Castell ward aufs neue befestigt, und auf den jenseitigen Höhen, getrennt von einer Straße, die durch eine Einsattlung nach der unmittelbar am Ufer liegenden Stadt führt, mehre geschlossene Redouten aufgeführt; auch legte man einige Batterien am Meeresufer selbst an und errichtete dergleichen auf dem Hange des Berges, auf dem das Castell liegt, nach Osten zu. Von der offnen Stadt selbst, die nicht einmal einen einfachen Wall hat, führt eine kleine in den Felsen gehauene Wendeltreppe nach dem Hafen, deren Eingang von einem kleinen Werke vertheidigt ist; diese und jener oben berührte Weg sind die einzigen Communicationen zwischen der Stadt und den Festungswerken. Um dem nicht sehr geräumigen Hafen eine größere Ausdehnung zu geben, hat man vom Westen der Stadt aus, wo die Felsen sich schroff in das Meer herabsenken, einen hohen Molo (breakwater) vorgetrieben, welcher den Fehler hat, daß er das Feuer der im Osten gelegenen Uferbatterien und die Umsicht aus denselben sehr beschränkt, und der einzige Punkt, wo eine Batterie mit Vortheil anzulegen wäre, ein kleines Plateau, das gleich einer Bastion vorspringt, ist nicht zur Anlage einer solchen, sondern zum Bau des ersten Gasthauses der Stadt, „Lord Wardens Hotel" genannt, benutzt worden. Infolge dieser Uebelstände hat eine von Westen kommende angreifende Flotte von den Uferbatterien so lange nichts zu fürchten, als sie hinter den Molen bleibt, und ist dort nur dem Feuer des Castells und der Redouten ausgesetzt, da dies aber nicht anders als bohrend sein kann, weil diese hoch über dem Wasserspiegel liegen, so bringt es eben keine zu große Gefahr. Der Weg, welcher nach dem Hafen führt, ist fast nirgend bestrichen, und liegt fast überall im todten Winkel. Die Hauptverbindung, die Eisenbahn, welche von London kommt, geht von Folkstone aus oft dicht am Ufer hin, und kann an einzelnen Stellen von Schiffen aus beschossen werden. Dieser Flügelpunkt ist nach dem, was wir gesehen und hier gesagt haben, zu schwach, um als Anlehnungspunkt gelten zu können, die Stadt ist ohne Mauer, und würde sofort durch Landung von Truppen in Böten genommen werden können; diese würden dann auf dem eben beschriebenen Wege die Höhen hinter den Redouten zu erreichen suchen, die, trotzdem daß sie letztere im Bereich des Büchsenschusses dominiren, doch nicht in das Festungsnetz gezogen sind, weil man an einen derar-

tigen Angriff von der Landseite nie gedacht hat. Küstenbefestigungen allein, ohne derartige Sicherungen sind immer fehlerhaft, namentlich bei irgend wichtigen Punkten, deren Verlust große Nachtheile bringen könnte. Das Terrain um Dover ist von der Art, daß man mit Leichtigkeit eine Festung ersten Ranges aus ihm machen könnte, was auch seine strategische Lage, als der französischen Küste am nächsten, als Stütz- und Flügelpunkt der ganzen Befestigung der Südküste Englands gebieterisch zu fordern scheint. Keine Festung liegt zwischen hier und London, der Weg dahin ist für eine hier gelandete feindliche Armee vollständig offen. Dover hat ohne ein befestigtes Lager keinen Werth, denn wie es ist, kann es mit wenig Truppen beobachtet und unschädlich gemacht werden, sobald diese westlich gelandet sind und festen Fuß gefaßt haben. Von Dover aus beginnt die 1808 errichtete Uferbefestigung, bestehend aus einer Reihe kleiner runder kasemattirter Thürme, die sich längs der ganzen Südküste hinziehen. Diese Thürme liegen bald unmittelbar am Strande, bald auf den Höhen oder den Hängen, welche erstere begrenzen, und sind in beiden letzteren Fällen von Gräben mit crevetirten Escarpen und Contreescarpen umgeben, über welche eine Zugbrücke führt. Sie fassen höchstens 60 bis 100 Mann, und können nur mit wenigen Geschützen armirt werden. In Friedenszeiten sind sie meist ohne Garnison, und nur von einem Wächter bewohnt. Die Entfernung, in welcher sie voneinander stehen, ist verschieden, doch jedenfalls zu groß, als daß sie einer Landung irgend ernsten Widerstand entgegensetzen könnten. Sie sind rein verlorne Posten, und würde, im Fall der Feind vordränge, ihre Garnison allemal kriegsgefangen werden. Derartige Werke können für die Vertheidigung des Landes nur von Vortheil sein, wenn sie an Sperrpunkten liegen und nicht umgangen werden können, oder wenn hinter ihnen ein Centralwerk liegt, von dem aus sie Unterstützung erhalten können. Ein solches fehlt aber gänzlich, und überall sind sie sich vollständig selbst überlassen, und ihr Werth kann infolge dessen nicht höher angeschlagen werden, als der von Wartthürmen überhaupt. Auf der Distanz zwischen Dover und Hythe, das als der zweite der Cinque ports einige Uferbatterien besitzt, welche jetzt mit schweren Geschützen bewaffnet werden, liegt der Hafen von Folkstone, der nur von einigen jener Thürme beschützt wird, während er sich Boulogne gegenüber sieht und einen bedeutenden Handel treibt. In Boulogne haben die Franzosen ein stehendes Lager. Ein gleiches legten die Engländer auf den rückwärtigen Höhen zwischen hier und Dover an (Shorncliffe) — da es aber nicht befestigt ist, hat es keinen andern Werth für die Küstenvertheidigung, als den, daß man von hier aus die vom Feinde zunächst bedrohten Punkte mit Truppen verstärken kann. Wenn die Engländer meinen, mit diesem Lager denselben Zweck zu erreichen, als die Franzosen im Ernstfalle mit dem von Boulogne, so irren sie sich vollständig. Zuerst hat Frankreich nie eine Lan-

dung englischer Truppen zu besorgen, bedarf also zum Schutze seiner Küsten der großen Lager nicht, diese haben hier keinen defensiven, sondern einen offensiven Zweck, wenn sie auch strategisch betrachtet nach Defensivgrundsätzen d. h. in unmittelbarer Nähe von Festungen angelegt sind. Betrachten wir die kleine, obenerwähnter gegenüberliegende Strecke von Dünkirchen bis zum Ausfluß der Somme, also bis zu der an diesem Flusse liegenden Festung Abbeville, so würde es nur einem sehr zahlreichen Feinde möglich sein, auf dieser Fortschritte zu machen, wenn er auch glücklich gelandet wäre; denn er würde bei seinem Vorrücken in ein Netz von Festungen gerathen, die ihn so lange aufhalten würden, bis bedeutende Verstärkungen aus dem Innern Frankreichs herangezogen worden wären, die ihn zum Rückzuge zwingen würden. Der Flügelpunkt dieses Abschnittes ist das stark fortificirte Dünkirchen mit einem befestigten Lager. Von Calais aus kann der Feind nicht vorgehen, weil er sonst von ersterem aus flankirt ist und auf die Festungen St. Omer, Aire, Douai und Arras treffen würde, die wieder das mächtige Lille in der rechten und Amiens in der linken Flanke haben. Aus diesem ergibt sich die Unmöglichkeit einer feindlichen Invasion auf dieser Strecke, folglich — da man der Truppen in dem Lager von Boulogne zur Vertheidigung derselben nicht bedarf — sein Offensivzweck. Betrachten wir nun aus demselben Gesichtspunkte die Küsten der Grafschaft Kent von Dover bis Hythe, so ist letzterer Platz auch nur schwach von Küstenbatterien vertheidigt, und das Lager von Shorncliffe, das einen reinen Defensivzweck haben muß, ist, wie bemerkt, gar nicht befestigt, nur in seiner Fronte nach dem Meere zu befinden sich zwei jener eben geschilderten Thürme, auch in seinem Rücken oder seinen Flanken hat es keine Festungswerke, mithin hat es gewiß keinen höheren Werth, als den von uns ihm früher beigelegten. Eine Eisenbahn geht von Brighton, weiter östlich gelegen, nach London, der Weg, der von hier dorthin führt, ist der kürzeste und gefahrloseste, um nach der letztern Stadt, dem Centralpunkt des Reiches zu gelangen und diese nebst der Themse in seine Gewalt zu bekommen. Kein Fluß, kein Gebirge tritt hier den Operationen eines Invasionsheeres nur irgend hemmend entgegen, keine Festung, kein befestigtes Lager versperrt den Weg, und die Gegend ist so reich, daß eine Armee sich rein von Requisitionen erhalten kann, ohne wegen ihrer Existenz an die Flotte gebunden zu sein, wie es z. B. die englisch-französische Krimarmee war.

Das Lager von Aldershott, das in der Nähe liegt, ist nicht befestigt und kann nur als concentrirtes Cantonnement betrachtet werden, das infolge seiner Bauart unendlich leicht in Brand geschossen werden kann, so daß die Truppen gezwungen sind, es zu verlassen. Gehen wir nun an der Küste weiter, so kommen wir auf die Seefestung Portsmouth. Die Entfernung zwischen hier und Dover beträgt ungefähr 40 Meilen, und diese ganze Strecke läge, da sie

nicht von Festungen geschützt ist, einer feindlichen Invasion ziemlich offen, wenn man nicht auf andere Weise für Schutz gesorgt hätte. Diesen Schutz erhält sie in hohem Grade von zwei Flotten, deren eine in Sheerneß, die andere in Portsmouth stationirt ist, die ein feindliches Geschwader flankiren, und jeden feindlichen Versuch hier zu landen durch einen concentrischen Angriff von beiden Seiten vereiteln würden. Dagegen trafen die Franzosen Vorkehrungen, sie mußten eine Seefestung schaffen, deren Hafen geräumig genug war, um eine Flotte bergen zu können, die an Schiffszahl den beiden obigen die Spitze bieten konnte, wo nicht überlegen war, und zu einer solchen Festung ward Cherbourg ausersehen, das, in dem eingehenden Winkel einer weit vorspringenden Landspitze der Bretagne gelegen, in der neuesten Zeit eine Bedeutung erhalten hat, die England nicht verkennen sollte. Denn handelt es sich vor der Hand auch nicht um eine Invasion seiten Frankreichs, so handelt es sich ganz gewiß darum, im Kanal und den angrenzenden Meeren Mitherrscher zu sein. Wenn die Mitglieder des Unterhauses, die bei Gelegenheit des Besuches der Königin Victoria in Cherbourg waren, die Gefahr, welche diese Festung England bringen kann, die ganze Wichtigkeit des Platzes nicht erkannt haben, so ist das eine Blindheit, die man nur beklagen kann. Bei einem Meeting sagte Lindsay, er habe wol einen bedeutenden Hafen, eine große Festung, aber keine Schiffe gesehen. Das mag richtig sein, aber mehr wollte der Kaiser vermuthlich auch den Briten nicht zeigen; sie sollten eben nur die Festung und ein Prachtschiff sehen; die Flotten, die wahrlich nicht unbedeutend sind, liegen in andern Häfen. Sie können jedoch, wenn nöthig, sehr rasch concentrirt sein, da sie nicht gleich der britischen in allen Meeren zerstreut sind, und die des mittelländischen Meeres können mit Anwendung der Dampfkraft, und da sie von Gibraltar nicht abgesperrt werden können, (dieses ist blos nach dem Hafen, nicht nach der Meerenge zu befestigt) binnen fünf Tagen im Kanal erscheinen. Die Erinnerung an die Schlacht von Trafalgar wird sie nicht daran hindern, und der Trost, daß die Franzosen keine so guten Seeleute seien als die Briten, ist ein sehr leidiger. England hat die Seeleute, welche Nelsons Schlachten schlugen, auch nicht mehr, es wird ihm ungemein schwer, seine Flotten zu bemannen, weil die Matrosen den Dienst auf Kauffahrern vorziehen. Man kann das aus den darüber jüngst gepflogenen Parlamentsverhandlungen ersehen, und die Vorgänge an den Küsten der Krim sollten der Regierung mindestens Vorsicht lehren. An den Schlangeninseln waren die Franzosen eher concentrirt als die Engländer, bei Eupatoria rascher ausgeschifft, bei dem Angriff auf Kinburn kamen die mit ihnen gleichzeitig abgesegelten englischen Kriegsschiffe grade zwei Stunden nach beendetem Bombardement an. Sich selbst zu überschätzen, und seinen Gegner zu gering zu achten, führt immer zu verhängnißvollen Resultaten. Daß man seiten der

Militärs die Sache etwas anders ansieht, beweist die schleunige Bewaffnung der oben geschilderten englischen Batterien und Befestigungen mit Geschützen des schwersten Kalibers, von denen wöchentlich mehre Batterien von Woolwich abgesendet werden. Es ist dem l'empire c'est la paix einmal nicht vollständig zu trauen, und dem Kaiser stehen gegen England ganz andere Mittel zu Gebote, als ehedem seinem Oheim. Die Vervollkommnung im Maschinenwesen muß einen überwiegenden Einfluß auf die Kriegführung überhaupt ausüben, Dampfwagen und Dampfschiffe kürzen alle Entfernungen ab, letztere überwinden widrige Winde und Strömungen, sie gestatten Seegefechte zu engagiren und abzubrechen, ohne vom Wetter sehr abhängig zu sein, sie begünstigen ein rasches, selbstständiges Manövriren, und eine Schlacht wie die war, wo die spanische Armada von den Engländern zerstört wurde, dürfte so leicht nicht wieder vorkommen.

Steirisches Almleben.

Die Alm hat ihre unvergänglichen Zauber, und wer aus den Thälern einmal hinauf kann, dem wird die Mühe des Bergsteigens reichlich belohnt. Es weht doch eine andere Luft da droben, es erweitert doch die Brust, einmal den Bergriesen Aug in Aug gegenüberzustehen, in reinerer Atmosphäre all die lieblichen Farbenspiele des kommenden oder scheidenden Gestirns im weiten Umblick zu überschauen, fern von dem summenden Geschwirr des Dorf- oder Feldlebens sich mit dem Gefühl des Allein- und Geborgenseins zu durchdringen, aufzuathmen, in großartiger Naturumgebung sich selbst zu vergessen.

Ein Dutzend, oder weniger, Holzhäuschen stehen umher. Sie sind noch leer, denn die Schneewetter sind noch nicht ganz vorüber. „Mailüfterl" wehen im Thal, aber droben gibts noch alle Morgen glitzernde Silberdecken. Vor Ende Mai kommt kein Leben in die Almhütten und mit dem Anfang oder Ende September ist das Almleben schon wieder vorüber. Um so einsamer und feierlicher ists noch hier zwischen den leeren Häuschen. Ein jedes hat seinen umzäunten Krautgarten, seinen hölzernen Anbau für zehn bis zwölf Kühe, für etliche Schweine und Ziegen, auch wol für Hühner. Viereckige, übereinandergelegte Fichtenbalken, an den Winkeln des Hauses mittelst Ausschnitten

mit der anstoßenden Balkenlage zusammengefügt, bilden die vier Wände. Das überragende Dach besteht aus Holzschindeln, von Holz ist der Schornstein, wo ja einer ist, und von Holz sind alle übrigen Theile des Hauses; kaum daß ein Eisennagel an das Thürschloß verschwendet wird. In nicht zu großer Ferne gibts eiskaltes Quellwasser. Auch ein paar klare Lachen von geringer Tiefe spiegeln den blauen Frühlingshimmel ab, willkommene Schwemmen für das Almvieh, wenn erst die Sonne mehr in Scheitelhöhe steht. Zwischen Eichbäumen, denen eben junge Blätter wachsen, steht eine Kapelle von Holz. Verdorrte Alpenrosen vom vorigen Jahr, Edelweiß und gelbe Alpenprimeln trauern in Scherben vor einem verwitterten Marienbilde. Das welke Eichlaub tanzt unter dem Gebetbänken umher, und wenn der Wind zwischen die verblaßten Bänder und unter die von der Wand sich lösenden Votivbilder fährt, raschelts gar eigen.

Zwei Fichtenstämme, seitwärts von der Kapelle, der weitesten Aussicht grade gegenüber, hat der Wintersturm vor so manchem Jahre auf den Boden hingestreckt. So weit die Axt der Schwagerinnen den Aesten und Zweigen beikommen konnte, haben diese zur Heizung des Milch- und Käsekessels herhalten müssen; die Stämme selbst sind in so hoher Region werthlos, genug gibts immer des leicht erreichbaren dürren Zwergholzes. Man wird sich ihrer als willkommner Ruhebänke bedienen und manche Abendstunde darauf verplaudern, bis das Gewürm die Sitze morsch und morscher macht und die letzten Trümmer nun doch — aber Jahrzehnte kanns noch dauern — den Weg alles Holzes gehen werden. Graswuchs bedeckt den ganzen Almboden. Es ist noch kurz und die recht schmackhaften Futterkräuter, nach denen die Schwagerinnen mit Sichel und Steigeisen stundenweit umherklettern, beginnen kaum erst zu sprießen; aber wie alles frischer und aromatischer hier oben ist, so auch die kurze Grasdecke selbst; der kleinste Halm hat seinen Duft. Das ist die Alm im Frühling, wenn sich die Gemse noch zuweilen aus der Höhe ihrer kahlen Bergheimath bis auf die futterreichen Almhänge hinabgetraut, wenn sich die summenden Insekten noch im Thal wohler fühlen, und der kreisende Geier unter der Augenlinie des hinabblickenden Bergsteigers nach den Krähennestern in den Tannenwipfeln des niedrigen Gebirgs späht, kaum hörbar sein lauter Ruf, kaum erkennbar sein schillerndes graubraunes Gefieder.

Aber die Tage werden länger. Nun wird unten im Dorf oder Marktflecken zum „Auftrieb" gerüstet. Das milcharme Vieh wird verkauft oder abgestochen. Die Henne, welche sparsam im Eierlegen ist, kommt in den Kochtopf, der alte Hahn erhält einen beschränkteren Wirkungskreis und sein kreideweißer Sohn, dem eben erst die stolzen Schweiffedern und die Sporen gewachsen sind, wird den Almhennen zugetheilt. Eines Morgens früh gehts mit mächtigem

Geblök aus den dumpfen Ställen hinaus ins Freie, die springenden Kälber voran, die brüllenden Kühe hinterdrein. Lang und spitz ausgewachsen sind die Hufe, der Schweif trägt schwer an den Wintervermächtnissen des langen Stalllebens. Alles draußen ist den Thieren fremd, staunenswerth geworden, — sie würden sich kaum auf die Straße wagen, ginge nicht die ihnen wohlbekannte Schwagerin mit dem Salzblock unterm Arm und dem Zeugbündel auf dem Kopfe voran, folgte nicht mit dem groben Stecken der Mahr (der Großknecht) und an dessen Kette der stolz auftretende Brummochs, dem sie es schon an der Stimme anmerken, daß die Almreise begonnen hat. Zwei, drei Stunden geht es bergauf. Manche Triftsecke wird passirt und das Tannenthor sorglich wieder verschlossen. Rehe huschen auf die Seite und gucken aus der Ferne nach der blökenden Karavane. Wo eine Eiche ihre Früchte umherstreute, möchten die Schweine Rast machen. Die kletternden Ziegen spähen jedes schmackhafte Kräutlein aus, und der mitgenommene Gaisbube wird nicht fertig mit Steinwerfen, um die abseits botanisirenden zurückzurufen. Aber Halt gemacht wird nur, wo die Ruhestellen zum Abladen der Kopfbürden, galgenartige Gerüste in ungefährer Schulternhöhe der Tragenden, hergerichtet sind. Wenn der Mahr am Freitag jeder Woche Mehl, Brot und Salz auf die Alme schafft — denn die Schwagerin kommt jetzt nicht wieder vor dem Herbst ins Thal hinab — da setzt er dort von Strecke zu Strecke die Bürde ab, und ebenso erleichtert er sich beim Hinabsteigen, so oft ihm die Schmalz- und Käselast zu drückend wird. Nun ist die Alm nahezu erreicht. Dem Metallklange der Kuhglocken antworten gleiche Töne aus der Höhe. Aus hellgestimmter Kehle jodelts herab, und die Schwagerin steht still, um zu probiren, obs noch so voll aus der Brust zurückklingt wie im vorigen Jahr. Viel Salpeterluft gabs den Winter über im dumpfen Stall zu schlucken. In den ersten acht Tagen wirds noch keinen rechtschaffnen Jodler geben. Aber die Stimme ist noch da. Sie wird sich schon wieder frei singen. Daß die Alm wol in einer Woche, aber nicht an demselben Tage von allen Schwagerinnen bezogen wird, hat seinen Scheingrund in mancherlei kleinen Geschäften, die erst abgethan sein wollen, ehe der Auftrieb möglich ist. Einen wirklichen Grund mag man oft im Kalender suchen, der diesen oder jenen Tag als segensreich zu solch einem Vorhaben empfiehlt, oft auch in der Vorliebe des Bauers oder der Schwagerin für diese oder jene kirchliche Bedeutung des Wochentags. Der Montag z. B. ist dem heiligen Geist und den armen Seelen (im Fegfeuer) geweiht; der Dienstag gehört den heiligen Engeln; am Mittwoch verehrt man den heiligen Joseph, am Donnerstag das heilige Altarsacrament. Den Leiden Jesu ist der Freitag gewidmet, der Mutter Gottes gedenkt man vorzugsweise (freilich jetzt kaum noch mit dieser Einschränkung auf einen Tag) am Samstag. Und endlich thront die goldene Dreieinigkeit, wie das Sonnen-

dreieck auf alten Kupferbildern, über dem Sonntage. Was Wunder, wenn da der eine Tag noch verheißungsvoller ist als der andere?

Am Sonntag wird freilich niemand auftreiben, und auch am Samstag mögen wenige Schwagerinnen hinauf; denn auf der Stelle ist doch nicht alles sauber und in Ordnung, und der Samstagabend könnte halt Besuch bringen. So hält man es denn etwa mit den heiligen Engeln und hat nun Zeit, um sich vorzusehen.

Jetzt ist die Alm vollzählig besetzt. Zehn bis elf Almhütten und ein paar lose dabei stehende Stadel, in jeder Hütte eine handfeste Schwagerin, jung oder alt, wie es eben kommt, in einer auch wol noch eine Kälberdirne fürs Jungvieh; dazu auf jede Hütte 12 bis 20 Vierfüßer, vielleicht noch ein paar Hennen und ein Hahn — das etwa ist der Durchschnittsbestand einer steirischen Almwirthschaft.

Nun die Schlüssel nicht mehr hinterm Ofen beim Bauern hängen, sondern unter dem Schwellenbret der Schwaghütte selbst verborgen sind, läßt sich auch ein Blick ins Innere der Räume thun. Zwei gesonderte Abtheilungen gibts, an die sich eine dritte anschließt. In dieser wird Milch, Schmalz, Käse, Mehl und Salz verwahrt; die nächste enthält den breiten Herd, die Kessel und Geschirre und was sonst beim Schmalz- und Käsemachen gebraucht wird; die letzte Abtheilung endlich ist der Schwagerin Wohn- und Schlafzimmer. Hier zeigt sich die größere oder geringere Sauberkeit der Bewohnerin mehr noch als in der Vorrathskammer, in welcher auch die minder ordentliche Schwagerin selten eine Nachläßigkeit zur Schau treten läßt. Ein solch viereckiges Schlafgemach hat meist drei kleine, vergitterte Fenster. In demjenigen, das wir eben betraten, steht das Bett hart neben einem dieser Fenster, so daß die aufgehende Sonne der Schlafenden unmittelbar in die Augen scheint, wenn ja das Morgenroth sie nicht schon an ihr Geschäft gerufen haben sollte. Das Bett selbst ist durch ein Bret noch über seine eigentliche Höhe erhöht. So hoch das Bret reicht, liegt frisches Stroh. Ein grobes Linnentuch bedeckt das stachlige Lager; ein Strohpfühl, eine schwere Federdecke vollenden die Ausstattung. Es schläft sich nach ermüdender Bergersteigung in solchem Bette gut genug, zumal wenn man kein Insekten anlockendes Blut in den Adern hat. Ein Winkel des Schlafzimmers gehört den Heiligenbildern und die Wand bildet dort eine Art griechischer Ikonostasis. Was sich im Lauf der Jahre an solchen Reliquien ansammelte, fand dort einen Nagel, Madonnen, heilige Annen, Theresen, Magdalenen — vor allem die letztern, eine mit der vieldeutigen Unterschrift: Weil du viel liebtest, ward dir viel vergeben. Unter dieser heiligen Ecke, wohin sich auch allerhand Neujahrs- und Geburtstagsbilder mit Versen und lustigen Sprüchlein flüchten, steht der tannenhölzerne Tisch, welcher die Morgen-, Mittags- und Abendkost zu tragen bestimmt ist

und, um der dazu gehörigen Gebete willen, unter den Bildern und dem Crucifix seinen Platz hat. Zwei festgenagelte Bänke stehen daneben. Eine buntbemalte Zeuglade an der Wand, unter der am Nagel hängenden silbernen Taschenuhr, enthält den Kleidervorrath der Schwagerin und die Betttücher zum frischen Ueberziehen von Pfühl und Decke, für den Fall eines Jäger- oder Fremdenbesuchs, um dessen willen sichs lohnt das Nachtlager zu räumen und zur Nachbarin zu gehen. Ein Rosenkranz, ein Kamm von hartem Holz, ein Strang Pferdehaare, um ihn zu reinigen, ein paar Flaschen mit Thierarznei, auch wol eine halbleere mit süßem Rosoglio — Nachlaß des letzten Jägerbesuchs — ein abgegriffenes Gebetbuch vom vorigen Jahrhundert, ein Kalender voll rother Silengesichter und schwarzer Satirprofile als Mondesconterfeie, ein paar Büschel Stierkraut und Fingerkraut — und das Inventarium der Schwaghütte ist fertig. Die Nacht über steht das Vieh im anstoßenden Stall. Nach dem Frühmelken wird es ausgetrieben und sucht sich sein Futter selbst; Abends ruft die Stimme der Schwagerin es wieder heim. „Gamsl, Hirschl, Schäkerl" tönts dann in langgezogenen Rufen, und die Gerufenen kennen so wohl die Stimme ihrer Schwagerin, wenn sie ihre Namen durch die hohle Hand schreit, wie wenn sie den Unfolgsamen ein „Alle-Galgen-Vieh" oder eine sonstige Verdeutlichung ihres Heimrufens nachwettert.

Fällt ein Ungewitter ein, da gibts am lichten Tage plötzliches Hallo auf der Alm. Alle Dirnen sind hinter dem weit umher verstreuten Vieh drein, jede bemüht, das ihrige mit Schmeicheln, Schelten und Steinwürfen unter Dach und Fach zu schaffen; denn ein Nebel kann dem Wetter folgen und auf halbe oder ganze Tage das Eintreiben des Viehs vereiteln.

Oft auch hat sich ein Thier verklettert oder im Zerbenholz verwickelt, daß die Hilfe der andern Schwagerinnen aufgeboten werden muß, um es zu befreien. Oft hat sich eins völlig verloren und nach allen Seiten nun schweifen die Dirnen aus, um es wieder zu schaffen. Gibt es gar jungen Zuwachs im Stall oder Vieherkranken, so müssen die Erfahrensten mit Rath und Hilfe herhalten, und allenthalben geschieht es willig, da das Trag und Hilf gar rasch in der Reihe herumkommt und wer heute Beistand leistet, morgen desselben benöthigt sein kann. Dabei zwingt die stete Möglichkeit schlechter Witterung die Schwagerin zum Vorrathsammeln von schmackhaftem Futter. Und hier spornt der Eifer der einen denjenigen der andern. Während des Melkens will das Vieh die besten Kräuter fressen, sonst hält es nicht still; denn das Almvieh ist lebhaft, unruhig und nahezu der Wildheit zurückgegeben. Während Sturm und auch wol Schnee es im Stall hält, will es gut genährt sein, oder ein empfindlicher Ausfall an Milch folgt sofort der Vernachlässigung auf der Ferse.

So benutzen die Schwagerinnen denn freie Stunden unermüdlich, um große Futterbündel von allen Seiten zusammenzuschleppen. Die sich der Mühe

verdrießen ließe, unwegsame Stellen zu diesem Zwecke zu erklimmen, käme bald als schlechte Futtergeberin in Verruf, und da es der Mahr erführe und durch ihn der Bauer selbst, so hätte sie ihr Amt in kurzem verscherzt. Man sieht die Schwagerinnen daher, ob sie auch weit aus dem Gesichtskreise ihres Brotherrn sind, immer vollauf beschäftigt. Sie haben einen schweren Dienst und die zwei bis drei Gulden Monatslohn, das grobe Paar Schuhe, das noch gröbere Hemd und das knallrothe Tüchle, worauf sie etwa Anspruch haben, werden sauer genug verdient.

Dennoch geht die steirische Dirne gern auf die Alm. Sie hat dort eine Art Selbstständigkeit, welche im engen Bauerhof ihr fehlt, und die jeder Dienende als eine große Erleichterung seiner Ausgabe ansieht und anstrebt. Im Hofe ist sie Kühmensch, Saumensch, wie die derbe Sprache des bäurischen „Hoflebens" sie ohne Arg, aber auch ohne alle beschönigende Wendung, getauft hat. Auf der Alm ist sie Schwagerin, gleichberechtigt in einer Taschenrepublik von Leidens- und Freudensgefährtinnen. Der bergsteigende Naturforscher, der Tourist, der Maler, der Sittenschilderer ihres lustigen Daseins, — sie alle klopfen um Obdach bei ihr an, behandeln sie gut, verrathen ihrem langsamen Verstand, was sie selbst nur dunkel faßte: daß es ein eignes, zauberisches, poetisches Leben hier hoch oben auf der Alm gibt, wohl werth, daß man Mühe und Anstrengung nicht scheue, um ihm auf flüchtige Stunden nahe zu kommen. Am meisten spricht der Jäger ein, und man weiß bis zu welcher gefürchteten Höhe eben in den steirischen Gemsbergen der Name Jäger hinaufreicht. Wo anders als in den Hütten der Schwagerinnen läßt sich Nachtlager finden, wenn der Förster mittelst Staffette die Nachricht entsandte, ein Schildhahn balze hoch oben im Gebirg, ein Zwanzigender habe gewechselt, ein Gemsbock sei schon zum zweiten Mal gesehen worden. Vier- bis fünftausend Fuß Berghöhe beseitigen alle Etikette, machen die Ständeunterschiede zu Nichte wie die Größenunterschiede der Schober und Stadeln da unten tief im Thale, und lassen jeden plumpen Bescheid jenen Reiz der Originalität behalten, der in gewissen Kreisen so schwer aufzutreiben ist. Wie gern wiederholt man noch das naive Wort des Köhlers, der einer hohen Person beim Forellenfang behilflich sein wollte, dem aber der wegen eines vielbesprochenen Attentats dieser hohen Person beigesellte und immer in der Ferne folgende Gensdarme ein Dorn im Auge: „Wir werden heut nix fangen, wenn Ihna der Herr Hofmeister da nit Ruh gibt."

Aber eine andere Art Aufsicht, als die schon dem Köhler „zuwidre", fällt im hohen Gebirg weg. Kein Beichtvater steigt auf die Alm. Die Sommerzeit gibt den Schwagerinnen Beichtferien, und das Lied „Auf der Alm ist ka Sünd" spricht vollkommen aus, wie hier, hoch über den Kirchthurmspitzen der Flecken und Dörfer, das Maß von Schuld und — Unschuld eine weitere Fassung

hat, als die dort unten gebräuchliche. Und das ist in einem Lande, wo das eheliche Band nur für begüterte Personen erreichbar ist, begreiflich genug.

In der That hat die Armuth hier fast niemals Aussicht bei jungen Jahren heirathen zu können. Der Lohn eines Holzknechts reicht eben hin, ihn in heilen Kleidern zu halten und für die immer durstige Kehle noch ein paar Sonntagsrausche übrigzulassen. Nicht besser steht sich der Forstknecht oder Jäger. Kaum daß die Arbeiter in den Eisenschmelzen sich zu einer Art Selbstständigkeit durchhelfen. Selbst der „Mahr" eines Bauerhofs kann mit seinen fünf Gulden Monatslohn, dem üblichen Hemd und dem schweren Paar Bundschuhe nicht eben große Sprünge machen. Sie alle, mit wenigen Ausnahmen, werden deshalb in wechselnden Verhältnissen, denen die Weihe der Kirche und die Heiligung der gesetzlichen Anerkennung vorenthalten wurde, alt und grau. Wo aber eine Sitte, und sei es selbst eine unbezweifelbare Unsitte, tiefe Wurzeln schlägt, da hat sie durch ihre Allgemeinheit schon eine Scheinberechtigung gewonnen, und eine laxe Auffassung des einmal Unvermeidlichen tritt bald genug an die Stelle des richtigen Empfindens. Fast jede Hausfrau fügt sich in die Nothwendigkeit, ihren Dienstleuten zu gewissen Stunden nicht strenge nachzuschauen. Sie könnte sich künftig selbst bedienen, wollte sie nicht fünfe gerade sein lassen. Eine Menge Ziehkinder, welche aller Orten untergebracht sind, die Folge dieser verschrobenen Zustände, wachsen ohne Vater und Mutter auf und bilden die natürliche Pflanzschule für die immer weitere Ausbreitung solcher launenhaften Bruchtheile des Familienlebens. Uebereinstimmend mit der milden Beurtheilung dieser Verhältnisse, findet man den freundlichen Gebrauch, sich solcher armen Kinder anzunehmen, wenn sie jemandem heimlich zugetragen werden, und sie nicht ans Findelhaus abzuliefern. Die zahlreichen Fehlgeburten aber und die große Menge der Todesfälle eben unter den Kindern der dienenden Classe beweisen zur Genüge, wie wenig selbst der gute Wille der Begüterten Mißstände so folgenschwerer Art unschädlich zu machen im Stande ist, und auf welche Abwege zu Zeiten die Scheu vor den Kosten und Opfern, mehr fast noch als vor dem Bekanntwerden, führen mag.

Es wird hier nicht ohne Interesse sein, die statistischen Quellen reden zu lassen, so weit sie uns eben zur Hand sind, und wie sich nach ihnen die einschlagenden Verhältnisse in sämmtlichen Provinzen des östreichischen Kaiserstaats*) einer Vergleichung darbieten. Eine eingehendere Zusammenstellung aller, bis jetzt uns nur in unvollkommenen Rubriken vorliegenden Merkmale der Sittlichkeits- und Erwerbsverhältnisse wäre eine Arbeit, welche von großem Nutzen sein könnte. Alles Predigen von den Kanzeln, alles Ausfragen und Schelten in den Beichtstühlen, alles Missionsausschreiben und Processions-

*) Das Kaiserthum Oestreich, von Dr. Ad. Schmidl u. Prof. W. F. Warhanek. Wien 1857.

anordnen, so lobenswerther Eifer sich darin bethätigen mag, sie alle rühren nur an die Oberfläche der Erscheinung und ihre Ergebnisse sind daher auch nichts in die Tiefe Reichendes. Eine wissenschaftliche Verarbeitung des statistischen Materials würde die geheimen Ursachen der offenen Schäden ganz anders an der Wurzel packen, und wäre zu wünschen, daß eben jener lobenswerthe Eifer sich diesem fruchtbaren Felde vorzugsweise zuwendete.

Wir haben in folgender Uebersicht die Zahlen auf Promilledurchschnitte zurückgeführt. Das Jahr 1851, als das in dem erwähnten Werke am vollständigsten statistisch festgestellte, dient den Ermittlungen als Grundlage.

	Auf tausend Seelen der Bevölkerung kommen				Es kommen auf tausend	
	Hochzeiten.	Sterbefälle.	eheliche Geburten.	uneheliche Geburten.	eheliche Geburten todte Kinder:	uneheliche Geburten
in Steiermark	6	25	20	7	21	31
„ Kärnthen	5	24	18	9	10	31
„ Krain	5	26	25	2	13	30
„ Istrien (mit Triest)	8	26	30	2	18	70
„ Dalmatien	7	23	26	3/4	3	32
„ Lombardei	8	28	34	1 1/2	11	54
„ Venedig	8	28	34 1/2	3/4	10	30
„ Schlesien	8	25	33	5	19	27
„ Tirol	6	24	27	2	10	18
„ Salzburg	4	26	20	7	15	25
„ Ob der Enns	6	25	23	5	19	27
„ Unter der Enns (mit Wien)	8	30	26	10	26	45
„ Bukowina	7	19	27 1/2	2	3	3
„ Siebenbürgen	9	24	33	1	8	24
„ Ungarn	11	30	40	2	9	20
„ Woiwodschaft Serbien und Banat	12	30	40	fehlt Angabe.		
„ Militärgrenze	15	38	40	1/2	9	28
„ Galizien	8	31	36	3	12	25

Ueber Kroatien und Slavonien fehlen die Angaben.

Die beiden letzten Rubriken führen vor allem zu den auffallendsten Einblicken in die Geheimfächer der untereinander so abweichenden Sitten. Es liegen aber die Schlüssel für die eigentlichen Ursachen so großer Abweichungen nur in Vermuthungen zur Hand. Die ärztlichen Behörden wären vorzugsweise berufen, ihre Untersuchungen diesem Felde zuzuwenden und durch klares Aufdecken der gewonnenen Resultate Abhilfe anzubahnen. Es scheint in dieser Richtung noch kaum der Anfang gemacht worden zu sein. Zum Glück reichen diese Sittlichkeitsbilanzen nicht bis auf die Alm hinauf. Sie würden hier nichts bessern; denn Klostersitten bedurften noch immer des Zwanges und der bannenden Mauern, und die Natur müßte ihre Gesetze revidiren, sollte

eine Schwagerin zum freiwilligen Nonnenthum hinneigen. Da aber die Vorbedingungen einmal nicht anders sind, so mag ihren Folgen wenigstens der schwache Rest von Einfalt und Naturwüchsigkeit nicht verkümmert werden, der doch noch einen Hauch von poetischer Jugendfröhlichkeit über das harte Arbeitsdasein dieser Gebirgsproletarier verbreitet. Und das thut der Samstagabend, dieser schlimme Kiltgangsabend, gegen dessen Ausartungen der Volksfreund von Lützenflue mit so vielem Rechte in einem Lande, wo die Ehen weniger erschwert sind, den Eifer seiner Beredtsamkeit entbrennen ließ. Am Samstagnachmittage ruht die Axt des Köhlerbuben, die Säge des Holzknechts. In den Schmelzwerken werden die Kohlen der mächtigen Essen mit Wasser ausgegossen, der schwere Hammer im Hammerwerk wird an die Kette gelegt, der Mahlgang zum Gebläse trocknet aus und der immer reichliche Gebirgsstrom braust durch die aufgezogenen Schleußen ungenützt dahin. Erst in der ersten Stunde der Montagsnacht beginnt des Heizers Geschäft von neuem. Es ist dem Arbeiter einmal Zeit gegönnt, den Ruß der Essen und den Kohlenstaub abzuwaschen und sich seiner kaukasischen Abkunft im Wiedergewinnen der hellen Hautfarbe zu erfreuen. Nun gehts im besten Staat bergauf, eine Blume hinterm Ohr, Gamsbart oder Schildhahnsfeder auf dem grünen Hut. Die Beine stecken in kurzen, schwarzen Gams- oder Bockslederhosen; wo der blaue oder grüne Strumpf der strammen Wade aufhört, beginnt das hohe Oberleder des schwerbenagelten Bundschuhs. Die Brust bedeckt der rothe, hinten offene Brustfleck von Kattun, darüber das grüne Tragband mit breitem Verbindungsband quer über der Brust. Die graue Jacke mit kurzen, grünbelitzten Schößen hängt über die Schulter, damit das frische weiße Hemd nicht versteckt werde. Aus der Hosentasche guckt das Besteck in blanker, vielverzierter Stahlscheide. So gehts bergauf und zur Schwagerin. Die hat schon früher als gewöhnlich eingetrieben, abgemolken und ihr bestes Zeug angelegt. Auf dem Herde brodelt ein gewaltiger Kessel mit Schmalz d. h. mit eingesottner Butter. Weißes Mehl wird hineingerührt, bis die fette Masse einigen Halt gewinnt. Dann kommt noch ein Löffel voll Schmalz hinzu und nun ist das Leibgericht der Steirer, der glänzend fette Sterz, fertig. Milch ist in Fülle zur Hand. Wein oder Rosoglio bringt der Bursche mit, wenn anders er seinen Vortheil versteht. Jetzt macht sie sich, so lange der „Bua" noch im Aufsteigen begriffen ist, ans Jodeln. Weit hinab hört ers und ihm müßt es gar schwach in den Lungen sein, wenn er nicht zurückjodelte, daß die alten „G'mäuer", wie der Steirer das Gebirg nennt, vor Einsamkeit und Langerweile Echoruf zurückstöhnen. Kienfackeln werden angezündet, so oft bewölkter Himmel die Wege verdunkelt. Da zieht sichs leuchtend und jodelnd bergauf, daß die Dirnen im Thal nicht wissen, wohin mit den Augen und Ohren. Denn gar viele Singweisen sind weit und breit bekannt genug, um

daß bei der Melodie auch der fernen Lauscherin gleich die Worte mit ins Ohr klingen, und die eine Weise, die mit dem schönsten Jodler schließt, mag hier, wie wir sie an Ort und Stelle aufschrieben, unsere Schilderung schließen.

Ich freu mi auf die Samstagnacht,
Do geh i zu mei Mad'l,
Ich tanz mit ihr en Steirischen,
Sie dreht sich wie en Rad'l.
Huli auf der hohen Alm 2c.

Und wie ich auf die Alma kimm,
So brommelt schon der Stier,
Und wenn ich bei der Schwagrin schlaf,
So brummt er nah bei mir.
Huli auf der hohen Alm 2c.

Die Schwagerin heißt Klareli,
Ist gar e saubres Mad'l,
Sie hat schwarzbraune Aeugelein
Und schlakkerische Wad'l.
Huli auf der hohen Alm 2c.

Der Kuabuab aus Trüibel
Ist gar e feiner Bua,
Er trinket gern, er zahlet gern,
Er geht der Schwagrin zua
Huli auf der hohen Alm 2c.

Im tirolerischen Pinschkerland
Da machen's größere Käs,
Sie sehn's als wie die Schliesstein aus
E Theil noch größer es.
Huli auf der hohen Alm 2c.

Und dreimal um den Kas herum
Und dreimal um den Herd,
Und wann die Mad'l nit sauber sein,
So sein's kein' Mann nit werth.
Huli auf der hohen Alm!

Die Posten im alten Rom.

Alle Einrichtungen der Römer gewähren, schon mit der ersten Entstehung ihres Gemeinwesens, eine überraschende Wahrnehmung.*) Sorgfältig sind sie in denselben bemüht, alle Bestandtheile des kleinen Staates in einheitliche Uebereinstimmung zu bringen, nach allgemeingiltigen Formen zu streben, welche das Verschiedenartigste zusammenzuhalten im Stande wären, jede entstehende Gliederung in den Rahmen der öffentlichen Zwecke einzufügen, auf diese Weise die heimischen Zustände festzustellen, und zugleich neue Erwerbungen anzubahnen, und ihre Verschmelzung mit dem schon Bestehenden möglich zu machen. Ihr klarer Verstand sagte ihnen indessen sehr bald, daß für die Erreichung dieses staatlichen Zieles unerläßlich sei, auch die Mittel der äußern Verbindung zu schaffen. Sehr frühe wurden zunächst alle eroberte Punkte in Latium, dann die Landschaften Campaniens, zuletzt die Gebiete der niedergeworfenen Samniten durch vortreffliche und dauerhafte Kunststraßen mit Rom verbunden. Diese Heerwege hatten allerdings zunächst nur eine kriegerische Bedeutung; aber andere Einrichtungen zeigen deutlich, daß man dabei auch auf die Förderung des allgemeinen Erwerbes überhaupt bedacht war. Den höheren Beamten waren für ihren Geschäftskreis eine Reihe von Personen, Hilfsmitteln und Geräthschaften zur Verfügung gestellt, welche vor allem andern darauf hinzielten, ihre Verbindung nach außen wie nach innen in umfassender und zugleich möglichst ausdrucksvoller Weise zu unterhalten. Das ausgedehnteste Triebwerk dieser Art vereinigte sich in dem gewichtigen Amte der Censoren. Die ihnen zukommende Aufsicht über die Landstraßen und öffentlichen Gebäude, die Verwaltung der Staatsgüter, die Verpachtung der liegenden Gründe, welche sie zu leiten hatten, machten zahlreiche persönliche Mittheilungen, häufige Frachten und Versendungen zur unumgänglichen Nothwendigkeit, und dieser Verkehr wuchs in eben dem Maße, als das römische Gebiet an Ausdehnung gewann. In allen diesen scharf ineinandergreifenden Einrichtungen lagen bereits die Keime, nicht blos der politischen Macht des Volkes, sondern noch weit mehr, einer großartigen Weltverbindung und aller der äußeren Anstalten, durch welche dieselbe begründet und aufrecht erhalten wurde.

Die kleinen Anfänge dieses öffentlichen Verkehres, welcher die gegenseitige Verbindung aufrecht zu erhalten berufen war, gewannen einen be-

*) Aus der soeben zu Nürnberg im Verlag von J. A. Stein erschienenen Abhandlung „Zur Geschichte der Posten“ von A. Flegler, welche mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Geschick die Entwickelung des Postwesens von den ersten Anfängen durch das Mittelalter hindurch bis ins 16. Jahrhundert erzählt.

deutenden Umfang erst dann, als die Römer mit ihren Eroberungen über die Grenzen Italiens hinausgingen. Die Nachrichten aus dieser Zeit sind es auch, welche uns einen ersten richtigen Blick in die ursprünglichen Einrichtungen gestatten. Da die Statthalter der römischen Provinzen in größerem oder geringerem Umfange die Macht und das Ansehen der römischen Behörden daselbst zu vertreten hatten und demnach mit den Vollmachten dieser letzteren ausgerüstet waren, so wurde auch der öffentliche Verkehr nach demselben Maßstabe hier wie dort behandelt. Insbesondere unterhielten die Obrigkeiten der Provinzen durch ihre Bediensteten, durch ihre Statoren, Cursoren, oder welchen Namen sie immer tragen mochten, eine äußerst lebhafte Verbindung. Neben den amtlichen Berichten und Depeschen übernahmen diese öffentlichen Diener auch die Beförderung von Gegenständen und Briefen zu Gunsten aller Personen, welche zu den obrigkeitlichen Kreisen in näheren Beziehungen standen.

Weit ausgedehnter als die Beförderung von Briefen und Gepäck, welche die Weibel und Boten der römischen Statthalter übernehmen konnten, war die weitverzweigte Fergung, welche durch die Körperschaft der Pächter in das Werk gesetzt wurde. Es ist bekannt, daß sich mit der wachsenden Zunahme des Reiches allmälig eine meist aus den Gliedern des ehemaligen Ritterstandes bestehende Genossenschaft gebildet hatte, welche die öffentlichen Ländereien so wie die auf den Grundstücken lastenden Zehnten, Gefälle und Steuern in Pacht nahm. Die Gesellschaft hatte in allen bedeutenden Städten der Provinzen große Niederlagen von Getreide und Landeserzeugnissen, die von diesen Punkten aus in den Handel gebracht wurden. Schon die Bestreitung der Vorschüsse an den Staat erheischte fortwährend große Baarschaften; diese wurden noch durch die Ergiebigkeit des Unternehmens fortwährend vermehrt. Die Gelder der Gesellschaft waren bis in die entferntesten Gegenden in zahlreichen Kassen niedergelegt, woselbst sie durch Zinsgeschäfte, Darlehen, Umwechsel und anderweitige Unternehmungen der mannigfaltigsten Art fortwährend umgesetzt wurden. Ein so weitverzweigtes Unternehmen machte die schnellste gegenseitige Mittheilung zur Nothwendigkeit. Die Gesellschaft hatte daher bis in die kleinsten Städte hinein Briefträger (tabellarii) bestellt, welche die ihnen übergebenen Briefschaften, Befehle und Weisungen regelmäßig nach allen Seiten hin beförderten. Dieselben übernahmen aber auch die Besorgung aller Briefschaften von Privaten, und die letzteren machten von dieser Bereitwilligkeit einen sehr ausgedehnten Gebrauch, da einestheils die Verbindungen der Pächter bis in die kleinsten Orte reichten, anderntheils die Briefe selbst, bei der Heftigkeit der bürgerlichen Unruhen, den Nachspürereien der Parteien wenigstens nicht unmittelbar ausgesetzt waren.

Zu den genannten Arten der Beförderung kamen aber noch die beson-

deren Anstalten des römischen Adels. Alle vornehmen und angesehenen Familien der Römer waren damals zu großen Besitzungen in den Provinzen gelangt, oder betheiligten sich an Bauten und Unternehmungen jeder Art. Sie hatten daselbst ferner einen großen Anhang von Gastfreunden und Clienten, deren Interessen sie als Schutzherren vor den römischen Behörden vertraten. Man war genöthigt, bis nach den entferntesten Orten hin sorgfältige Verbindungen zu unterhalten. Daher besaßen denn auch die großen Familien ihre besonderen Briefträger, und auch diese wurden von dem größeren Publicum, wenn schon im beschränkteren Maße, für die eigenen Bedürfnisse benutzt.

Außer diesem bestanden endlich die zahlreichen Gelegenheiten, welche die Reisenden überhaupt, und insbesondere die kleineren Körperschaften des gewerblichen Lebens, die Schiffer, die Kaufleute, die Hirten, die Fuhrleute, selbst die sehr gehäbigen Schweinehändler und andere in reichlichem Maße darboten. Alle diese beförderten Briefe und Gepäck, und obschon ihre Wanderungen nach genau festgestellten Zielen gerichtet waren, oder nur geringe Gebiete umfaßten, so wurden sie grade deswegen in oft sehr entlegene und wenig besuchte Gegenden geführt, und füllten damit die Lücken aus, welche die größeren Anstalten übrigließen. Auf diese Weise gelangten damals Briefe und Gepäck von den Ufern des Euphrat bis zu dem gallischen Seehafen Bononia, von dem Fuße des Atlas bis zu den Ufern der Donau. Die Weltverbindung jener Zeit steht einzig in ihrer Art da, und wird immerhin für alle Zeiten staunenswürdig bleiben, wenn man erwägt, daß die Schwierigkeiten, welche die Natur entgegenstellte, nicht durch die zahlreichen technischen Erfindungen der Jetztzeit, sondern nur durch ungeheure Anstrengung, namentlich durch einen übermäßigen Verbrauch der körperlichen Kräfte von Menschen und Thieren überwunden werden konnten. Indessen war von allen diesen Anstalten des öffentlichen Verkehrs keine einzige zu einer Anstalt der gesammten Gesellschaft erhoben; Behörden, Körperschaften und Privatpersonen schufen neue Mittel, und benutzten nach Möglichkeit und Willkür die ihnen dargebotenen. In dieses bunte Gewirr von Verkehrsmitteln brachte die kaiserliche Zeit eine einseitige und gewaltsame Abänderung.

Um nämlich von allen Vorgängen in den Provinzen möglichst schnelle und genaue Nachrichten zu erhalten, bestellte Augustus junge, rüstige Leute als öffentliche Läufer, welche die ihnen übergebenen Briefschaften schnell von einem Orte zum andern beförderten, bis sie in die kaiserlichen Hände gelangt waren. Diese Einrichtung erhielt bald eine Abänderung. Es scheint, daß die brieflichen Mittheilungen dem sorglichen Sinne des Augustus nicht immer genügten; er wünschte auch mündliche Erkundigungen einziehen zu können. Deshalb wurde verordnet, daß an allen Rasten auf Kosten des Staates Wagen in Bereitschaft gehalten werden sollten, auf welchen die gleichen

Couriere, welche sich von irgend einem Punkte zuerst in Bewegung setzten, ihre Reise ohne Unterbrechung fortsetzen und so nach Rom gelangen konnten. Statt des früheren Wechsels der Personen fand also jetzt nur ein Wechsel der Reisewagen und Gespanne statt. Man sah nun persönliche Augenzeugen vor sich, welche nach Belieben über alle Dinge befragt werden konnten, von denen in den Briefen selber keine Rede war. Die ganze Einrichtung hatte ein militärisches Gepräge; die Couriere bewegten sich nur auf den Kriegsstraßen und standen unter der Leitung des Obersten der Leibwache, der über die eingegangenen Depeschen an den Kaiser zu berichten hatte. Im Grunde der Sache aber, und seinen geheimsten Absichten gemäß, dachte Augustus zunächst nur an eine Anstalt zur polizeilichen Ueberwachung der Provinzen und der in denselben aufgestellten Heere.

Leider werden von diesem Zeitpunkte hinweg die Nachrichten äußerst dunkel und spärlich, so daß wir darauf hingewiesen sind, die erhaltenen Bruchstücke durch Rückschlüsse zu einem Ganzen zu vereinigen. Vor allen Dingen ist einleuchtend, daß die neue Anstalt nach allen Seiten hin zur Benutzung anlockte, dieweil der Mensch allenthalben geneigt ist, auf Kosten der Gesammtheit sich eigne Vortheile zu verschaffen. Die Umgebungen des Kaisers, die Vertrauten und Begünstigten des Obersten der Leibwache, die höheren Staatsbeamten überhaupt drängten sich hinzu, und erlangten Freibriefe oder sogenannte Diplome für die Benutzung der öffentlichen Anstalt. Züge und Reisewagen mehrten sich, und da die von dem Staate für gewöhnlich angeordneten Pferde und Maulthiere zur Beförderung derselben nicht ausreichten, so mußten die Kräfte der Gemeinden weithin mit Vorspann und Aushilfe in Anspruch genommen werden. Dies führte zu Klagen und Beschwerden, und so entstand von selbst die Rechtsfrage, ob die Kosten der Anstalt von dem kaiserlichen Fiscus zu tragen, oder zu denselben auch Städte und Landschaften herbeizuziehen seien. Die willkürlichen Kaiser, welche auf Augustus folgten, deren Kasse bei ihren übrigen Verschwendungen oft geleert war, entschieden sich leichten Kaufes für das letztere; für das erstere aber sprachen der gesunde Sinn und die Beschaffenheit der Sache. Aus dieser Lage der Dinge erklärt sich eine Verordnung des Kaisers Nerva, welche wenigstens für Italien die Nöthigung zum Fuhrdienste aufhob. Dieselbe wurde von Trajanus aufrecht erhalten, und scheint auch zu Gunsten der Provinzen in milderem Sinne ausgelegt worden zu sein. Neben dem allgemeinen Postwesen blieben noch einzelne Boten, Läufer und außerordentliche Staffetten in fortwährender Uebung.

Auch der Kaiser Hadrianus erließ ein Gesetz über die Posten. Aber die Stelle des Aelius Spartianus, welche uns davon Kunde gibt, ist von dunkler und schwieriger Beschaffenheit, und hat zu den abweichendsten Auslegungen Veranlassung gegeben. Unzweifelhaft ist nur, daß darin von Erleichterung

der Obrigkeiten (magistratus) die Rede ist; aber man streitet darüber, ob darunter kaiserliche Obrigkeiten zu verstehen seien, zu deren Gunsten man einen neuen Postdienst errichtete, oder die Obrigkeiten der Städte und Bezirke, denen man damit eine drückende Last abnehmen wollte. Dem sei nun, wie ihm wolle — Thatsache bleibt, daß die Leistungen der Provinzialen in drückender Weise fortdauerten, und daß die dortige Sachlage dem milden Sinne des Antoninus Pius wenigstens in diesem Lichte erscheinen mußte, wenn er sich veranlaßt sah, eine Verordnung zur Erleichterung derselben zu erlassen. Die Verfügung des Septimius Severus, wodurch die Last des Fuhrdienstes neuerdings dem Fiscus überwiesen werden sollte, änderte darin nur wenig; denn sie war in der That nichts weiter, als ein vorübergehendes Zugeständniß an die Volksgunst, und das Schwergewicht des unförmlichen Räderwerkes drückte von selbst wieder zur Tiefe nieder. Auch sehen wir die Rechtsgelehrten jener Zeit fortwährend an Formeln meißeln, um die Verpflichtung der Privaten zu den Lasten des Postdienstes als einen vernunftgemäßen Rechtssatz hinzustellen. Die meisten der uns übriggebliebenen Gesetze über das Postwesen häufen sich gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, und ziehen sich durch die Regierung der konstantinischen und theodosischen Kaiser bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts ununterbrochen fort. Es ist dies grade die Zeit, in welcher das Postwesen des römischen Reiches zu seiner höchsten Ausbildung gelangte, aber zugleich zu einem krebsartigen Uebel emporwuchs, das, mit andern Uebeln aus derselben Quelle stammend, zum Untergange des Reiches, wofern wir darunter seine äußerliche Maschinerie verstehen, wesentlich beigetragen hat. Von jetzt an gestattet auch die Reichhaltigkeit des Stoffes, die Einrichtungen in das Einzelne zu verfolgen.

Alle große Heerstraßen waren durch Rasten bezeichnet, welche in den volkreicheren und belebteren Gegenden fünf römische Meilen, in den entfernteren und menschenleeren auch wol acht bis neun Meilen, in dem ersten Falle also zwei und eine halbe, in dem anderen vier und eine halbe deutsche Stunde auseinanderlagen. Die größeren und geräumigeren unter denselben unterschieden sich als sogenannte Mansionen oder kaiserliche Rastorte von den kleineren, den sogenannten Mutationen, die anfänglich nur zum Wechsel der Zugthiere dienten, aber nach und nach den Mansionen immer ähnlicher wurden. Da die letzteren ebenso wol zur Beherbergung der Reisenden, als zum Umspannen der Pferde, Maulesel und Ochsen dienten, so waren sie mit Gastzimmern, Stallungen und Schuppen in ausgedehntester Weise versehen. Manche derselben erhielten grade gegen das Ende des Reiches eine glänzende Ausrüstung und wurden sogar mit Palästen ausgeschmückt. Mansionen und Mutationen lagen oft in Städten und Dorfschaften, und wenn sie auch vereinzelt waren, doch möglichst in der Nähe derselben. Zu diesen Rasten mußten aus

den umliegenden Landschaften die nöthigen Vorräthe und Hilfsmittel zusammengebracht und daselbst in steter Bereitschaft gehalten werden.

Der Dienst der öffentlichen Posten bestand in Beförderung theils von Personen, theils von Lasten und Gepäck. Die erstere geschah bald zu Pferde, bald zu Wagen. Von diesen letztern gab es drei Hauptarten. Zuerst gehörten dahin die Rheden, jene Reisewagen alter Form und Gattung (rhedae), deren sich noch Cicero zu seinen Fahrten bediente. Sie scheinen etwas schwerfällig gewesen, und wenn wir die widersprechenden Berichte vereinigen wollen, je nach Bedürfniß bald bedeckt, bald unbedeckt geblieben zu sein. Den kaiserlichen Verordnungen gemäß sollten sie im Sommer mit acht, im Winter mit zehn Pferden bespannt werden. Die zweite Art bildeten die in den späteren Zeiten oft genannten Carruken (carrucae), Gefährte, welche ohngefähr die Stelle unserer heutigen Kutschen vertraten. Sie hatten eine in die Höhe strebende Gestalt, und waren jedenfalls gedeckt, wenn auch manchmal nur zur Hälfte. Als Fuhrwerke der römischen vornehmen Welt wurden sie oft auf das herrlichste ausgeschmückt, mit silbernen und goldenen Nägeln beschlagen, und durch zwei, wol auch durch vier Zugthiere in Bewegung gesetzt. Ihr Name klingt noch in dem berühmten Carrocium der Mailänder wieder, und hat sich in dem französischen Carrosse erhalten. Den Schluß machen die zweirädrigen Fuhrwerke (birotae), wie sie noch heutiges Tages in manchen italienischen Städten üblich geblieben sind. Sie entsprachen im Uebrigen den französischen Cabrioleten, und mußten auf den Heerstraßen mit drei Zugthieren bespannt werden.

Den zweiten Hauptheil des römischen Postwesens bildete die Beförderung der Lasten und des Gepäckes. Die Römer faßten denselben unter dem Namen des clavularischen Zuges (cursus clavularis) zusammen, den wir immerhin, wenn wir dabei nur stets von einem allgemeinen und freien Verkehr der Gesellschaft absehen, unsern sogenannten Güterzügen vergleichen mögen. Die Lastwagen (angariae), welche vorzugsweise dahin gehörten, hatten eine Art hölzerner Stäbe (clavuli, woher der Name: cursus clavularis), welche ohne Zweifel unsern Rungen sehr ähnlich waren, und zwischen welche der vermuthlich mit Flechtwerk versehene Wagenkasten (capsa) eingefügt war. Sie wurden mindestens mit vier, in den meisten Fällen aber wol mit sechs und acht Stieren bespannt, welche paarweise hintereinander hergingen. Ausnahmsweise ersetzte man diese auch durch Pferde oder Maulesel. Die Güterzüge beförderten vorzüglich die Massen der Kriegsvorräthe, wie Linnenzeug, Kleidungsstücke, Waffen und Schießbedarf, sodann die großen Geldsendungen in Gold und Silber. Ergänzungsweise fand mit den Güterzügen auch die Beförderung von Personen statt. Dahin gehörten zunächst die Familien der Soldaten, und ganz besonders die Nachzügler und Kranken des Heeres.

Es bietet sich nunmehr ein entscheidender Punkt in der Frage, bis zu welchem Gewichte Personen und Gegenstände auf den römischen Postwagen fortgeschafft werden konnten. Die Angaben müssen demjenigen, der mit der gewöhnlichen Vorstellung von den sehr vervollkommneten Zuständen der alten Welt zum Gegenstande kommt, in hohem Grade überraschend und räthselhaft erscheinen. Durch oft eingeschärfte kaiserliche Gesetze war festgestellt, und zwar aus Schonung gegen die Thiere, daß die Belastung der Rheden tausend Pfund, die der zweirädrigen Cabriolete zweihundert, die der Angarien bei den Güterzügen funfzehnhundert, und die der Karren (carri), einer kleineren Art von Lastwagen, sechshundert Pfund nicht übersteigen sollte, und daß dabei jedem einzelnen Postpferde nicht mehr als dreißig Pfund aufgebürdet werden dürften. Dies gibt in der That ein äußerst geringes Maß, wofern wir, auf die Untersuchungen bewährter Sachkenner gestützt, annehmen dürfen, daß die Libra oder das Pondo der Römer ohngefähr das Drittel eines französischen Kilogramms, oder etwas über die Hälfte eines wiener Pfundes betrug. Sollte sich nun auch bei näherer Untersuchung herausstellen, daß die Angaben vielleicht nur auf das Gepäck, nach Abzug der Personen, Bezug haben, oder daß man das Gewicht ermäßigte, um die Beförderung durch schnelleren Lauf der Thiere zu beschleunigen, so bliebe das Ergebniß auch so noch unbedeutend genug. Heutzutage haben die Leiterwagen unsrer Landleute schon an sich ein Gewicht von acht bis zehn Centnern, und zwei tüchtige Pferde können nebst demselben zugleich noch eine Last von zwanzig bis dreißig Centnern ohne erhebliche Schwierigkeit in Bewegung setzen. Auf ebenem Wege laufen zwei Pferde mit zwanzig bis fünfundzwanzig Centnern im Trabe.

Was indessen die Posten des römischen Staates von den Postanstalten unsrer Zeit wesentlich unterschied und, sie zu einer wahrhaft drückenden Last des Volkes machte, das war ihr rein staatlicher, oder vielmehr fiscalischer Zweck. Nur Beamtete und Bedienstete des Staates hatten Zugang zu denselben; nur des letzteren Güter wurden befördert; die außerhalb jener Kreise liegenden Schichten der Gesellschaft hatten daran keinen Antheil, keine Vergünstigung. Dies mochte immerhin geschehen, wenn dabei die Grenzen der Schicklichkeit und Billigkeit nur einigermaßen innegehalten worden wären. Aber man wälzte mit unerhörter Selbstsucht die außerordentlichen Kosten der Anstalt auf die Schultern derjenigen, die davon gänzlich ausgeschlossen blieben. Die Freibriefe, sonst nur das Vorrecht der Kaiser und einiger höheren Beamten, wurden in das Unermeßliche vermehrt und von solchen ertheilt, die dazu nicht von fern ermächtigt waren, und von andern benutzt, denen jeder rechtliche Anspruch darauf abging. Die zahlreichen Verordnungen, welche diesem Mißbrauch abhelfen sollten, beweisen nur, daß das Uebel bereits unvertilgbar geworden war. Der Zudrang zu den öffentlichen Posten steigerte sich fort

und fort. Ganze Scharen von Kriegsleuten benutzten dieselben, den bestehenden Verordnungen entgegen, zur Weiterbeförderung. Die christliche Geistlichkeit that das Gleiche und hätte sich ohne dieses Hilfsmittel kaum so oft, als damals geschah, in Synoden und Concilien vereinigen können. Der kostbare Unterhalt der kaiserlichen Rasten, der Mutationen wie der Mansionen, sammt der großen Zahl der daselbst in Bereitschaft gehaltenen Thiere, blieb den Provinzen aufgebürdet, und wo diese nicht ausreichten, da hatten Gemeinden und Grundbesitzer die Verpflichtung zur Vorspann, welche mit den Namen der Vereden und Paravereden bezeichnet ward. Darunter begriff man die gewaltsame Verwendung der vorhandenen Pferde für den öffentlichen Dienst, wie man sie auch in den persischen Ländern vorfand; die Willkürlichkeit des Verfahrens, die dort aus den Zeiten des Kyros stammte, hatte sich mit den römischen Einrichtungen auf das beste verschmolzen und sich zu dem Grundsatze des fortdauernden Beschlages kunstvoll ausgebildet.

In keinem Zweige der Verwaltung zeigt sich die öde Unfruchtbarkeit des damaligen Staatswesens mehr, als in der Anwendung der Postanstalten. Hier drängte sich der ganze Unsegen des ungefügigen Räderwerks in der abschreckendsten Weise zusammen. Man verbrauchte die Kräfte der Städte und Gemeinden; man zernichtete das Mark des Lebens bis in die entferntesten Landschaften, und statt dafür eine schaffende Thätigkeit zurückzugeben, ertödtete man zugleich die Productivität des gesammten Landes.

Der Baumwollenverbrauch in Europa.

Die Baumwollenindustrie ist unendlich viel jünger als die des Flachses, der Wolle, der Seide, und ist doch mächtiger in unserm Jahrhundert geworden als ihre ältern Schwestern, ja sie muß als diejenige bezeichnet werden, welche das Signal zu dem gewaltigen gewerblichen Aufschwung unsers Jahrhunderts gegeben hat, sie ist so zu sagen die industriellste der modernen Industrien. Das Bedürfniß einer größern Masse von Waaren für den offnen Absatz der Colonien führte zuerst in England auf Ersetzung der Handarbeit durch Maschinen. Dies eröffnete der Baumwollenfabrikation eine Bahn unerwarteten Fortschritts, in ihr feierte die Mechanik ihre zahlreichsten und glänzendsten Triumphe. Die meisten der Erfindungen, welche heute überall in andern Industrien eingeführt sind, haben ihren Ursprung in den Werkstätten der Baumwollenfabrikation gefunden und dort die Proben ihrer Nutzbarkeit abgelegt. Die leichte Flocke der Staude, die noch im Anfang vorigen Jahrhunderts in Amerika nur eine Zierpflanze war, ist der Stoff geworden, der nach dem Getreide zu dem größten Transport veranlaßt und den Verkehr zwischen den Ver-

einigten Staaten und Europa vor allem nährt, so daß man mit dem trefflichen sächsischen Statistiker Dr. Engel wol sagen kann: „England und die Vereinigten Staaten sind durch einen Baumwollfaden miteinander verbunden, der, so schwach und gebrechlich er scheinen mag, doch stärker ist, als ein eisernes Tau."

Seit den großen Erfindungen von Arkwright, Whatt und Whitney ist die Verarbeitung des Rohmaterials immer leichter und wohlfeiler geworden, und doch erhöht sich der Werth keines Stoffes so sehr durch die Verarbeitung als der der Baumwolle. Der der Wolle steigt im Verhältniß von 8 : 13, der der Baumwolle um das vier- bis siebenfache, sie ist auch mehr als alle andern Materien fähig, die verschiedenste Gestalt anzunehmen, die wärmsten und dicksten Stoffe werden jetzt daraus in Manchester und Gladbach gemacht, die luftigsten Ballkleider in Tarare. Erst durch die Baumwolleninbustrie ist es möglich geworden, sich ansprechend, parademäßig und doch sehr billig zu kleiden, sie ist deshalb von größter Wichtigkeit für die arbeitenden Classen und die Frage der genügenden Zufuhr für den immer wachsenden Bedarf beschäftigt mit Recht die besten nationalökonomischen Köpfe, vor allem in den Vereinigten Staaten als dem Hauptculturland.

Um über den Verbrauch der Baumwolle in Europa zuverlässige Angaben zu erhalten, hatte deshalb der amerikanische Congreß im vorigen Jahre Herrn John Claiborne beauftragt, sich nach Europa zu begeben und dort durch eigne Anschauung sich genau über den Stand der Frage zu unterrichten. In seiner Instruction war er angewiesen, den Ballen Baumwolle, der aus den Händen des Pflanzers kommt, bis zum Uebergang in den wirklichen Verbrauch zu verfolgen. „Jede Meile," heißt es hier, „um welche dieser Weg abgekürzt werden kann, jedes Hinderniß, das zu beseitigen oder zu vermeiden ist, jeder Cent, der erspart werden kann, sind Vortheile, welche den beiden Individuen zu Gute kommen müssen, welche an den Enden dieser Kette stehn und Angebot wie Verbrauch vermehren werden." Der Commissar wird daher angewiesen zu erforschen:

1) Die Masse der in den verschiedenen Ländern Europas verbrauchten Baumwolle, das in den Etablissements angelegte Capital, die Zahl der Spindeln und Stühle, den Durchschnittspreis der Löhne.

2) Die Quellen, woher das Rohmaterial bezogen wird und den raschesten Bezugsweg von den Vereinigten Staaten.

3) Welche Güter dafür nach der Union zurückgehen oder zurückgehen könnten.

4) In welchem Verhältniß die verschiedenen Fabriken Baumwollengewebe oder blos Garn liefern.

5) Die Zölle und Unkosten auf das Rohmaterial u. s. w.

Der Bericht des Hrn. Claiborne ist dem Congreß in seiner diesjährigen Sitzung vorgelegt, es ist zu bedauern, daß die Zeit für seine Nachforschungen viel zu knapp zugemessen war, und daß er vor allem England, das wichtigste Land für diese Industrie, nicht näher hat bereisen können. Indeß ist grade über Englands Baumwollenfabrikation vieles geschrieben, und die Mittheilungen, welche uns der Bericht über den Stand der Industrie auf dem europäischen Festlande gibt, sind so interessant, daß wir unsern Lesern für die wichtigsten Länder einige Hauptergebnisse daraus vorlegen möchten.

Aus einer englischen Tabelle ersehen wir zunächst, daß in der Periode von

1821—55 aus den Vereinigten Staaten 18,475,204,240 Pfd. im Werth von 1,829,939,736 Dollars ausgeführt wurden, wovon Großbritannien allein 12,917,989,369 Pfd., also über $^2/_3$ absorbirte. In der Periode von 1821—25 war die Ausfuhr durchschnittlich 762 Mill. Pfd., während sie 1851—55 auf 5,128 Mill. Pfd. gestiegen war, aber wir sehen auch, daß in der ersten Periode das Pfd. durchschnittlich 16,19 Cents kostete, während es in der letzten auf 9,58 gesunken ist. In jener fünfunddreißigjährigen Periode exportirte England an Baumwollengarn für 194,647,478 Pfd. St., also jährlicher Durchschnitt 5,561,357 Pfd. St. und an Geweben für 598,645,443 Pf. St., jährlicher Durchschnitt 17,104,156 Pf. St. Wahrlich gewaltige Ziffern, nirgends sieht man das Gesetz der Massenproduction, das die moderne Industrie beherrscht, in so großen Zügen geschrieben.

Während England rasch auf dem Wege der mechanischen Baumwollenindustrie fortschritt, als es ihn einmal betreten hatte, machte Frankreich im Anfange dieses Jahrhunderts nur langsame Fortschritte und blieb bei den gröbern Sorten. Die erste Spinnerei ward 1803 in Mühlhausen angelegt, 1812 wendete Dollfuß ebenda zuerst Dampf in seiner Fabrik an. Erst seit 1820 vervollkommneten sich die Fabriken und schieden sich die Bezirke, welche sich den verschiedenen Arten von Geweben widmen. Frankreich kann in dieser Beziehung in drei Gruppen getheilt werden: die Normandie, deren Mittelpunkt Rouen ist für geringere Sorten und Calicos, Mühlhausen und Nachbarorte im Elsaß, Vogesen und Doubs für schöne Musseline, und der Norden mit St. Quentin, Lille, Valenciennes und Calais für Tülle und Spitzen. Außerdem ist noch Tarare bei Lyon zu erwähnen, das seit einiger Zeit mit St. Gallen und Appenzell in seinen Tarlantanen und Stickereien wetteifert. Die normännische Gruppe ist die bedeutendste, wenn man die Zahl der Spindeln und die Masse des verarbeiteten Rohmaterials zum Maßstab nimmt, denn von den 5 Mill. französischen Spindeln kommen $1^1/_2$ auf sie, und von den 140 Mill. Pfd., die in Frankreich eingeführt werden, werden hier 30 Mill. verbraucht, indeß steht der Werth ihrer Producte nicht in gleichem Verhältniß. Die östliche Gruppe hat 109 Spinnereien, die 29,996 Arbeiter beschäftigten und 136 Webereien mit 37,897 Arbeitern, ihre Producte werden auf $41^1/_2$ Mill. Dollars geschätzt. Für ganz Frankreich schlägt Moreau de Jonnès den Verbrauch auf 138 Mill. Pfd. an, die verarbeitet ein Capital von 334 Mill. Franken repräsentiren; nur wenig Baumwolle wird von andern Ländern als den Vereinigten Staaten eingeführt, die Versuche, sie in Algier zu akklimatisiren, haben bis jetzt wenig Erfolg gehabt.

Die Schweiz hat bei der ungünstigsten Lage sich eine bedeutsamere Stellung in der Industrie der Baumwolle wie in andern Zweigen zu erwerben gewußt. Obwol das Rohmaterial einen größern Weg zu ihr machen muß, als nach irgend einem andern Lande, haben ihre Fabriken durch Geschick und billige Arbeit erfolgreich mit England concurrirt und im Jahre 1850 an 27 Mill. Pfd. verarbeitet. Sie hat 132 Spinnereien und 48 Webereien. Die kunstvollen Stickereien der östlichen Cantone sind mit Recht berühmt. Leider hat sich der Baumwollenimport fast ganz nach Frankreich gezogen, da der Zollverein noch unverständig genug ist, seine Durchfuhrzölle aufrecht zu erhalten und so den Bezug über die Hansestädte zu erschweren.

Dieselbe falsche Politik erschwert auch den Bezug der Baumwolle über deutsche Häfen für den Zollverein selbst. Für den rheinischen Fabrikkreis wären Emden und

Bremen die natürlichen Häfen, aber die Durchfuhrzölle geben Holland und Belgien einen Vorzug, den die hanseatischen Häfen selbst durch ihre liberalen Zolleinrichtungen nicht aufwiegen können. Wann werden die deutschen Regierungen einsehen, daß die unbedeutenden Zolleinnahmen, welche ihnen diese Durchfuhrabgabe einbringt, reichlich durch die Mehreinnahme der Eisenbahnen und Bereicherung ihrer Angehörigen aufgewogen würden? Dennoch haben die Hansestädte sich unablässig bemüht, die Baumwolleneinfuhr an sich zu ziehen und haben in diesen Bestrebungen erfolgreich gestrebt. Es wurden nach den amerikanischen Schatzkammerberichten ausgeführt nach:

	Bremen.		Hamburg.	
	Pfd.	Werth.	Pfd.	Werth.
1853—54.	— 23,959,656	— 3,348,222 Thlr.	13,760,266	— 1,956,157 Thlr.
1854—55.	— 22,661,173	— 3,030,657 „	8,148,818	— 1,147,258 „
1855—56.	— 46,456,809	— 6,357,750 „	15,609,844	— 2,204,630 „
1856—57.	— 34,378,685	— 6,534,627 „	10,524,075	— 1,967,903 „

Man sieht daraus, daß diese beiden Häfen große Wichtigkeit für den amerikanischen Markt haben, bei weitem der größte Theil ihrer Einfuhr geht nach dem Zollverein, in neuerer Zeit fängt Oestreich auch an über die Nordsee zu beziehen. Während England 21 Mill. Spindeln hat, Frankreich 3¼ Mill., besitzt der Zollverein deren 2,018,146, er ist demnach die dritte Macht für den Baumwollenverbrauch, und man darf hoffen, daß er rasch fortschreiten wird, da jetzt erst sein Eisenbahnnetz vollständig geworden ist, und der größere Betrieb, durch den England so lange das Uebergewicht hatte, fast überall eingeführt wird. Ein wie bedeutendes Feld die Industrie hier in Deutschland noch vor sich hat, geht daraus hervor, daß einerseits noch circa 550,000 Centner Baumwollengewebe, namentlich Sammete, von England allein eingeführt werden, welche wir nicht durch höhere Zölle, aber wol durch eigne Tüchtigkeit zu verdrängen haben, und daß andererseits von Großbritannien über Hamburg allein im Jahre 1857 für 13 Mill. Thlr. Baumwollengarn (Twist) importirt wurde. Indeß haben sich grade in den letzten Jahren die deutschen Spinnereien sehr vervielfacht und vervollkommnet, man hat nur noch nicht die feineren Nummern in Angriff genommen; denn da die Vereinszölle nach dem Gewicht bemessen sind und nicht nach dem Werth, so lassen sich jene höhern Nummern, die außerdem kostbarere Maschinen erfordern, vortheilhafter einführen als man sie in Deutschland herstellen könnte. In den untern Nummern dagegen haben die deutschen Spinner sich den einheimischen Markt ziemlich gesichert, nach und nach wird man zu den feineren Garnen übergehen, und da die jetzt im Zollverein verfertigten Gewebe 236,000 Ballen roher Baumwolle repräsentiren, während nur 158,650 Ballen eingeführt werden, und außerdem 550,000 Ctr. Gewebe, die 175,000 Ballen repräsentiren, von England allein eingehen, so sieht man, daß selbst wenn der Bedarf nicht stiege, den deutschen Spinnern und Webern noch ein weites Feld für ihre Thätigkeit geöffnet ist. Unter den verschiedenen Staaten der Union steht Sachsen obenan. Es hat 135 Spinnereien mit 600,000 Spindeln, die etwa 30 Mill. Pfd. Baumwolle verarbeiten und 19½ Mill. Pfd. Garn fabriciren im Werth von 5½ Mill. Thlr.; fast alles dies Garn wird in Sachsen selbst verwebt und noch 15 Mill. Pfd. von England bezogen. Das Königreich hat 20,000 Webstühle für reine Baumwollgewebe, 10,000 für Mischungen von Leinen

und Baumwolle, 25,000 für Mischung der letzteren mit Wolle. Grade diese gemischten Gewebe sind Sachsens Haupterzeugnisse. Preußen hatte 1856: 88 Spinnereien mit 288,907 Spindeln und 71,500 Webstühle. Obwol die berliner Fabriken Fortschritte gemacht haben, bleibt die Rheinprovinz der Hauptdistrict für Baumwollenwaaren. Einen eigenthümlichen und hervorragenden Platz nimmt hier Gladbach durch seine dicken Stoffe ein, bei großer Billigkeit eignen sich dieselben namentlich für die arbeitenden Classen im Norden. Durch eine von der preußischen Regierung angelegte Musterappreturanstalt ist diese Industrie sehr gehoben, es sind jetzt über 6000 Webstühle in diesem Bezirke thätig.

Die östreichische Baumwollenindustrie hat in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht. 1856 wurden ca. 85 Mill. Pfd. Baumwolle eingeführt, wovon 84 Mill. in den verschiedenen Provinzen verarbeitet wurden; für die Lombardei und südlichsten Provinzen sind Triest und Genua die Importplätze; Böhmen, Mähren und Oestreich, ja auch Tirol und Vorarlberg beziehen ihren Bedarf über Bremen und Hamburg. Im Ganzen hat der Kaiserstaat 189 Spinnereien mit $1^1/_2$ Mill. Spindeln, wovon 140,000 auf die Lombardei und 450,000 auf Böhmen kommen Die Einfuhr von Twist und fremden Geweben ist durch die Prohibitivzölle so gut wie unmöglich gemacht.

Sardiniens Baumwolleneinfuhr ist beträchtlich, doch ist sie nicht allein für seinen eignen Verbrauch bestimmt, da seit der Beendigung der Genua-Novarer Eisenbahn die Lombardei einen beträchtlichen Theil ihres Bedarfes über Genua bezieht. Die Fabriken liegen meist am Lago Maggiore nahe bei Arona, doch existirten nach der Angabe von Herrn Claiborne keine genaueren statistischen Notizen über ihre Zahl und ihre weitern Verhältnisse. Die gesammte Baumwolleneinfuhr ward 1855 auf 19 Mill. Pfd. geschätzt. In Belgien fehlen diese Angaben gleichfalls, ein Schriftsteller schätzt die Zahl der Spindeln auf $^1/_2$ Mill. und den Verbrauch auf 22 Mill. Pfd. Dank den zollvereinsländischen Durchfuhrabgaben ist die Masse der Baumwolle, welche Belgien nur passirt, sehr bedeutend, 1852 war sie 14 Mill. Pfd.; 1855 wurde nur der siebente Theil der eingeführten Baumwolle im Lande verbraucht. Gent ist das belgische Manchester.

In Rußland ward 1823 die erste Spinnerei eröffnet und gleichzeitig die Einfuhr aller Gewebe verboten. Infolge dieses Monopols wuchs die Industrie rasch auf, und während die Einfuhr 1830 nur 4 Mill. Pfd. war, betrug sie 1852 63 Mill. Die Garne und Gewebe, welche Rußland bis vor kurzem ausschließlich zum eignen Verbrauch fabricirte, gehören den unteren Classen an. In den letzten Jahren hat ein nicht unbedeutender Export nach Asien, namentlich auch nach China begonnen; derselbe wird auf 2 Mill. Rubel geschätzt. Im Ganzen zählt man 55 Spinnereien mit 1,200,000 Spindeln, die Einfuhr war 1856: 59 Mill. Pfd.

Notiz. — Die in Nr. 36 d. Bl. enthaltne Nachricht, daß Julius von Rodenberg nach Amerika auswandern wolle, ist, wie uns ein Freund des Betreffenden meldet, unbegründet.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Zur Papiergeldfrage.

Wir dürfen als bekannt voraussetzen, daß das Münzrecht, d. h. das Recht, aus edlen Metallen diejenige Waare zu verfertigen, welche wir „Geld“ nennen, weil sie überall gilt, dem Aerar der einzelnen Staaten in der Weise, wie es der Regel nach ausgeübt wird und werden soll, keinen Gewinn bringt. Das heißt mit andern Worten: der Nominalwerth der in gesetzlicher — von den Staaten vertragsmäßig festgestellter — Weise geprägten Münzen, entspricht beinahe ganz dem Kaufwerth des dazu verwendeten Metalles in der Art, daß diese Münzen, wenn sie weder beschnitten, noch durch häufigen Gebrauch abgenutzt, oder in sonstiger Weise an ihrem Gewichte beeinträchtigt sind, jederzeit mit ganz unbedeutendem Verlust an dem betreffenden Nennwerth als bloßes Metall verkauft werden können. Dieser Verlust oder Minderwerth repräsentirt die Prägungskosten, ist aber nie so bedeutend wie diese, woher es kommt, daß in den verschiedenen Budgets der Staatshaushaltungen dieses Münzrecht immerdar nur in den Ausgaben figurirt, und zwar in um so stärkeren Posten, je größer in dem fraglichen Jahre die Summe des geprägten Geldes erscheint.

Es konnte deshalb nicht fehlen, daß die Volkswirthschafter und Staatsmänner ein Auskunftsmittel suchten, Geld auf noch andere Weise als durch die so theuren edlen Metalle herzustellen, und dieses geschah durch Werthzeichen aus Papier, „Papiergeld“, und bald wollten alle Staaten — groß und klein — an den Vortheilen participiren, welche die so leichte und verhältnißmäßig mit so geringen Kosten zu bewerkstelligende Schaffung papierner Geldsurrogate dem Aerar gewährt.*) Es ist dieses ein so natürliches Ereigniß,

*) Ich habe wol nicht nöthig hier zu bemerken, daß ich nur die letztverflossenen Decennien im Auge habe und vorzugsweise von Deutschland rede, also namentlich die Schwindeleien der von dem Scholten Law zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Frankreich gegründeten Bank so wenig als die dortige heillose Assignatenwirthschaft zu Ende des vorigen Jahrhunderts, auch nicht die östreichischen Papieroperationen früherer Zeiten, oder die russischen und dänischen Bankereignisse berücksichtige, da solche abnorme Zustände waren. Selbst die so bedauerliche vor 1820 stattgefundene Einlösung der Noten der östreichischen Nationalbank nach dem auf

als die Ausführung dieses Geschäftes in einer unnatürlichen d. h. den vorliegenden Verhältnissen durchaus nicht entsprechenden Weise geschieht, denn wie begreiflich hat das Papiergeld nur so lange den erforderlichen (Nominal-) Werth, findet also nur so lange willige Abnehmer, als die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, wieder andere Abnehmer zu finden, oder es an den geeigneten Orten gegen klingende Münze — Metallgeld — ohne Verlust umtauschen zu können.*)

Dabei bleibt natürlich der größte Vortheil, welcher einem Staate durch Ausgabe von Papiergeld zugewendet wird, nicht die leichtere und wohlfeilere Beschaffung desselben, sondern die Vermehrung der Umlaufsmittel, indem dasselbe da, wo das vorhandene baare Geld den lebhaften Umsätzen des inländischen Handels und Verkehrs nicht genügt, ein sehr wünschenswerther Zuwachs der Circulationsmittel ist, welcher zugleich einen niedrigeren Zinsfuß mit allen günstigen Folgen desselben erzeugt.**)

Es ist bekannt und begreiflich, daß, je kleiner ein Staat ist, desto bedeutender — wenigstens verhältnißmäßig — die Menge des Papiergeldes, welches derselbe ausgibt, in der Regel sein wird. Begreiflich ist es, sage ich; denn wenn z. B. das Königreich Preußen mit seinen 17 Millionen Einwohnern (ich werde, wenn ich Zahlen anführe, immer nur runde Summen blos annähernd annehmen) etwa für 50 Millionen Thaler Papiergeld ausgibt, so

---

zwei Fünftheile reducirten Metallwerthe übergehe ich hier. Außergewöhnliche Zeiten und Ereignisse führen außergewöhnliche Zustände herbei, welche jeder auf Vernunft und Recht basirten Berechnung spotten; — aber grade darin sieht man, wohin unerwartet eintretende hierher bezügliche Verhältnisse führen können, und wenn auch ähnliche Zustände in Deutschland bei dem dermalen gesetzlich eingeführten Wege unbeschränkter Oeffentlichkeit des Finanzhaushaltes nicht leicht mehr vorkommen können, so fordern jene einmal dagewesenen Ereignisse doch immer zur größten Vorsicht auf.

*) Wird nicht in unbeschränkter Menge Papiergeld geschaffen, sondern nach einem genau bestimmten Verhältniß, und unter den Garantien, wie ich sie weiter unten vorschlagen werde, so könnte man demselben vielleicht unbedenklich Zwangscours geben, wie z. B. die Noten der englischen Bank nach der Bankrestriction von 1797 zwanzig Jahre lang als Staatspapiergeld und somit gesetzliches Zahlungsmittel (nicht einlösbar gegen Metall) im Umlauf, und trotz der Menge derselben nur unbedeutenden Coursschwankungen — welche zuletzt sogar ganz verschwanden — unterworfen waren. Wie man aber überhaupt nur als äußerstes Mittel zu dem mit Recht verhaßten Zwange seine Zuflucht nehmen sollte, so auch hier, und dürfte es nicht gerechtfertigt und durchaus unnöthig sein, unter den gegebenen Umständen denselben zu Hülfe zu nehmen, weil die gesetzliche Einlösbarkeit blos einen Kassebestand erfordert, welcher vielleicht nicht stärker sein müßte, als das in den Kassen eines in finanzieller Hinsicht wohlgeordneten Staates vorhandene Betriebscapital, — denn das Papiergeld ist in der neueren Zeit selbst in dem kleinen bürgerlichen Verkehr ein so beliebtes Zahlungsmittel geworden, daß es nicht nur gern genommen, sondern selbst vielfach gegen baares Geld eingelöst, ja sogar häufig — insbesondere die preußischen Kassenanweisungen — Agio dafür bezahlt wird.

**) Das sollte wenigstens der einzige Zweck sein, weshalb Papiergeld geschaffen wird; — Ersparung von Zinsen darf nur als angenehme Zugabe angesehen werden, und nach meinem weiter unten gemachten Vorschlage nicht einmal, wenigstens nicht durchgängig, vorkommen.

beträgt dieses auf den Kopf ungefähr $3^1/_3$ Thaler, und macht die Hälfte des jährlichen Staatseinkommens aus, — würde aber in dem Herzogthum Anhalt-Köthen in demselben Verhältniß dieses Geldsurrogat in Umlauf gesetzt, so betrüge dieses bei 43,000 Einwohnern nur die höchst bescheidene Summe von ungefähr 129,000 Thalern, womit freilich diesem Staate nur sehr wenig gedient sein dürfte. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheint es verzeihlich, wenn die Regierung die so eng gezogene Grenze des Verhältnisses überschreitet und so viel Papiergeld schafft und ausgibt, als sie grade nöthig braucht. Immer aber ist es nöthig, gewisse Grenzen einzuhalten, denn wenn dieser kleine Staat für zwei Millionen solcher Werthzeichen in Umlauf setzt, so kommen auf den Kopf 47 Thaler, und es übersteigt diese Summe die Steuerkraft des Landes, oder was hier gleichbedeutend sein dürfte, die jährlichen Staatseinkünfte um das Fünffache, also zehnmal mehr, als bei Preußen, und da ein so großes Land wie das zuletzt genannte jedenfalls noch andere, selbst verhältnißmäßig größere Hilfsmittel hat, als ein so kleines Ländchen, so ist die Besorgniß der Besitzer solchen Papiergeldes wegen endlicher Realisirung nicht nur verzeihlich, sondern durchaus gerechtfertigt, und in dem gegebenen Falle um so mehr, als ohnedies die Staatsschulden dieses Landes die fünffache Höhe der jährlichen Einkünfte bereits nicht unbeträchtlich übersteigen, während z. B. in Preußen diese Schulden noch nicht einmal die doppelte Höhe der Jahresrevenuen erreichen. Die Möglichkeit der Einlösung unter den gegebenen Verhältnissen wird also bei Preußen $11^1/_2$ mal größer sein als bei dem Herzogthum Anhalt-Köthen.

Die Ausgabe dieser Geldsurrogate nahm in dem letzten Decennium auf eine überraschende Weise überhand, und verfehlte nicht, im Hinblick auf die Assignatenwirthschaft des vorigen Jahrhunderts und ähnliche traurige Vorkommnisse, endlich gerechte Besorgnisse in der Finanzwelt zu erregen, denn nicht nur Staaten, sondern auch Communen und Eisenbahnverwaltungen nahmen, um sich ihrer Verbindlichkeiten mit Umgehung verzinslicher Anleihen zu entledigen, dieses leichte Zahlungsmittel zur Hand, das um so willigere Abnehmer fand, als es sich im täglichen Verkehr höchst vortheilhaft und angenehm bewährte, indem man selbst sehr bedeutende Summen nicht nur leicht verschicken, sondern auch ohne Beschwerde bei sich tragen kann.

Dazu kamen nun in dem letzten Lustrum die allerwärts wie Pilze fast über Nacht auftauchenden Privatbanken, Creditanstalten, Kassenvereine 2c., welche natürlich ihre Lebensthätigkeit mit Schaffung neuer Papiergeldsorten begannen, so daß wir jetzt in Deutschland eine ansehnliche Musterkarte solcher Papiere vorzuzeigen im Stande sind.

Jener Annehmlichkeit dieser Zahlungsmittel glaubte man noch weitere Rechnung tragen zu müssen, indem man für die kleineren Bedürfnisse des

6*

täglichen Verkehrs bis auf einzelne Thaler und Gulden herab Papierscheine ausgab, in Oestreich sogar noch weiter ging und ganz einfache Zettel in dem Werthe einiger Kreuzer schuf.*)

Der Werth des Papiergeldes gründet sich jedoch immer nur — wie bereits oben hervorgehoben — auf das dem Aussteller geschenkte Vertrauen, daß er auf Verlangen, also zu jeder Zeit, die Scheine gegen die darauf bezeichnete Summe in Metallgeld umtauschen könne und werde. Wenn dieses Vertrauen abnimmt, wenn der betreffende Staat den Nennwerth seines Papiergeldes nicht jederzeit, oder nicht zum vollen Belauf zu gewähren bereit ist, so erscheint der Schluß auf den Mangel an Zahlungsfähigkeit so folgerichtig als erlaubt, und ein plötzliches Sinken des Werthes unausbleiblich, was natürlich zu bedeutenden Verlusten der Besitzer desselben zur Zeit dieser Entwerthung führen muß. Eine vorsichtige Regierung wird solche Möglichkeiten gewiß nicht außer Acht lassen und jederzeit darauf bedacht sein, ihre Staatsangehörigen vor solchen Verlusten zu bewahren.

*) Eine durchaus nicht unwichtige Frage ist die, bis zu welchem Betrag soll das Papiergeld herabgehen, oder welches soll die kleinste durch Papier dargestellte Geldsumme sein? Die Ansichten darüber sind verschieden. Ich glaube, man muß hier zwischen Staatspapiergeld und Banknoten unterscheiden; — die letzteren sollen hauptsächlich dem Handel und der größeren Industrie dienen, das letztere wenigstens nebenbei auch dem täglichen bürgerlichen Verkehr, somit genügt es vollkommen, wenn jene höchstens bis zu 10 fl. herabgehen, während das von dem Staate auszugebende Papiergeld, von welchem ich hier vorzugsweise rede, auch in kleineren Beträgen von 5, 2, 1 Thaler und Gulden — in keinem Falle jedoch weiter herab — auszugeben wäre, da es sich nicht um die Gesammtmenge des Papiergeldes handelt, sondern nur um die Stückelung der Werthzeichen, und hierbei einzig die Rücksicht auf die Abnehmer entscheidet, also der Begehr derjenigen, welche das Papier statt der Metallmünze umsetzen. Es ist aber eine feststehende Thatsache, daß gut fundirtes Papiergeld d. h. solches, welches allenthalben unbedenklich wieder abgenommen wird, bis zu diesen Beträgen herab vielfach gesucht ist.

Die Gefahr der Fälschung kann hier nicht in Betracht kommen. „Von dem Augenblick an" sagt der bekannte franz. Nationalökonom Say, „wo aus wohlfeilem Stoffe eine theure Waare verfertigt werden kann, wird die Gier aller Fälscher geweckt; den Geschicktesten winkt eine furchtbare Prämie. Der redliche Mann schwebt in beständiger Besorgniß, falsche Papierscheine zu erhalten. Es thut der Gesellschaft wehe, daß sie so viel strafen muß. Dies ist eine traurige Zugabe zu dem Papiergeld, und wenn man bei gehöriger Ordnung und Umsicht darin ein wohlfeiles Werkzeug des Verkehrs finden kann, so ist doch auf der andern Seite die Versuchung, welche es den Fälschern bietet, und der sie nur zu oft unterliegen, ein Gegengewicht, welches man nicht vernachlässigen darf." So weit Say. — Die Zeiten sind aber anders geworden, sie überstürzen sich, und was heute nichts ist, als „ein wohlfeiles Werkzeug des Verkehrs", das ist morgen eine Nothwendigkeit. Die Abschaffung des Papiergeldes würde in allen Schichten der Gesellschaft schwer empfunden werden, — Rücksichten auf mögliche Fälschungen dürfen nicht in den Vordergrund treten. Fälschungen kamen zu allen Zeiten vor, und wie bekannt nicht nur bei dem Papiergeld, sondern auch bei den Metallmünzen jeglicher Art. Die Bestrafung solcher Handlungen von Joh. Laws Zeiten an bis herab zu der neuesten Verfälschung baierischer Banknoten, — selbst mit vieljährigem Zuchthause, oder gar mit Tod — schreckt nicht ab, und wenn seither auch meistens nur die kleineren Werthzeichen Gegenstand dieser verbotenen Nachbildung waren, so wagt sich der Fälscher alsbald an die größeren, so wie es keine kleineren mehr geben sollte.

Zuerst wurde Preußen auf die wahrhaft sündflutliche Ueberschwemmung des Geldmarktes mit diesen Surrogaten, und das successive Verschwinden der klingenden Münze (des Metallgeldes) aufmerksam, und faßte den Beschluß, alles ausländische Papiergeld in seinen Staaten zu verbieten; vorerst jedoch hat es dieses Verbot auf Scheine unter zehn Thaler beschränkt, sich geeignet findende Ausdehnung desselben vorbehaltend.

Diese Maßregel hatte die Folge, daß man auch anderwärts die Annahme verweigern zu müssen glaubte, und so strömte dieses Geld in kürzester Zeit an die Emissionsstellen zurück.

Vielfache Versuche, dieses Verbot wieder rückgängig zu machen, waren fruchtlos und zeigten nicht die mindeste Hoffnung auf erwünschten Erfolg.

Natürliche Folge dieser Vorgänge waren mehrseitige Anträge zur Regelung der gegenseitigen Verhältnisse der Papiergeldemission. Man unterhielt sich bereits von staatlichen Conferenzen über diesen allerdings hochwichtigen, alle socialen Verhältnisse berührenden Gegenstand, und wenn auch bisher von regierungsseitlich erfolgten Schritten noch nichts Zuverlässiges in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, so dürfte es doch außer allem Zweifel sein, daß derartige Unterhandlungen — wenigstens innerhalb der Grenzen des Zollvereins — bereits stattgefunden haben, und in nicht ferner Zeit wirklich Conferenzen darüber stattfinden werden; denn das Verharren in dem gegenwärtigen Zustande ist auf die Dauer hin gradezu unmöglich, ja selbst gefährlich.

Nachstehende Vorschläge zur Regelung dieser Angelegenheit möchten als sachgemäß erscheinen.

1) Es wird mit Berücksichtigung, wo nicht mit alleiniger Zugrundlegung der Steuerkraft, beziehungsweise der durchschnittlichen Jahreseinkünfte der einzelnen sich daran betheiligen wollenden Staaten, wobei Beachtung der bereits vorhandenen Landesschulden nicht unterbleiben darf, bestimmt, wie viel Papiergeld jedes derselben ausgeben darf.

   Sollte ein oder das andere Land es in seinem Interesse finden, eine größere Summe als ihm hiernach zukommt, auf seine Rechnung zu nehmen, beziehungsweise auszugeben, so wird das gestattet, wenn es ihm möglich ist, entsprechende — hypothekarische — Sicherheit dafür zu stellen.

Nicht der wirkliche Bedarf d. h. die Summe, welche der Verkehr eines Landes erheischt, kann hier maßgebend sein, sondern allein die Möglichkeit einer genügenden Sicherstellung theils den Abnehmern, theils den übrigen Staaten gegenüber, welche letzteren ja alle die Garantie für die gesammte Summe des circulirenden Papiergeldes gewissermaßen unter solidarischer Haftbarkeit übernehmen müßten. Denn als Finanzmaßregel an sich ist die Ausgabe von Papiergeld wol nie eigentlich zu loben. In ruhigen Zeiten mag

ein Staat sich mit Vortheil auf diese Weise, statt durch verzinsliche Anleihe ein unverzinsliches Betriebscapital verschaffen, allein dieser Vortheil wird gewiß aufgewogen durch die drohende Gefahr, daß eine Zeit kommen könne, in welcher die Einlösung suspendirt werden muß, — es wird dann, während der Fiscus nicht den geringsten Gewinn dabei hat, der ganze Privatverkehr mit in den Strudel gezogen, und alle Privatschuldner haben das Mittel, ihre Gläubiger theilweise zu betrügen.

2) Es wird nur einerlei Papiergeld, natürlich in verschiedener Größe, für sämmtliche Zollvereinsstaaten ausgegeben; dasselbe wird nur an einem Orte unter der gehörigen Controle verfertigt, und zwar in Stücken von ebenfalls gemeinschaftlich bestimmten Größen nach dem Werthe der in der Münzconferenz vereinbarten, in sämmtlichen Zollvereinsstaaten geltenden Münzen, — und dann unter die verschiedenen Staaten, wie unter 1) festgesetzt ist, vertheilt.*)

Einestheils würden dadurch gar manche leicht begreifliche Uebelstände beseitigt, anderntheils die Controle außerordentlich vereinfacht, endlich würden die Kosten der Fabrikation des Papiergeldes auf ein Minimum reducirt.

3) Es wird jedem Theil nehmenden Staate der ihm zukommende Antheil nur gegen Einlieferung, beziehungsweise Vernichtung eines wenigstens gleich großen Betrages seines bereits in Circulation befindlichen älteren Papiergeldes eingehändigt. Dabei ist derselbe gehalten, in einer bestimmten Frist alles ältere, etwa über die ihm gestattete Summe noch weiter im Umlauf befindliche Papiergeld nachträglich einzuliefern, beziehungsweise zu vernichten, und wird zuletzt durch eine gemeinschaftliche Bekanntmachung das etwa nicht Eingelieferte außer Cours gesetzt und verboten.

4) Anderes Papiergeld zu machen, beziehungsweise auszugeben, unter was immer für Formen und Benennungen, ist den betreffenden Staaten so wenig als Communen oder sonstigen moralischen Personen erlaubt.

5) Es wird dieses Papiergeld in allen participirenden Staaten bei allen Kassen und in allen Zahlungen des bürgerlichen und geschäftlichen Verkehrs zu dem Nennwerth angenommen.

*) Die Bestimmung, daß nur einerlei Papiergeld in sämmtlichen Staaten des Zollvereins ausgegeben werden darf, wird die Fälschung zwar nicht unmöglich machen, aber doch erschweren. Einestheils würde es möglich sein, ohne deshalb Mühe, Sorgfalt und Kosten zu scheuen, eine größere Sorgfalt auf künstliche Herstellung desselben zu verwenden — anderntheils könnte jeder Private sich mit der Beschaffenheit und den einzelnen Kennzeichen genauer bekannt machen, was gegenwärtig bei den vielen vorhandenen Sorten ein eignes Studium voraussetzt. Zweckmäßig möchte es auch vielleicht sein, den Banken, welche Noten ausgeben dürfen, die denselben gestattete Summe von diesem Staatspapiergelde hinauszugeben; — dadurch würde die staatliche Controle sehr erleichtert, den Banken Kosten erspart, und die Fälschung noch mehr erschwert.

Schwerlich wird dieser Gegenstand viel einfacher, richtiger und zweckentsprechender geordnet werden können.

Dabei komme ich auf einen Vorschlag zurück, welchen ich vor funfzehn Jahren bereits an einem andern Orte gemacht habe; — nämlich die Emission sogenannter Zinszettel, entweder an der Stelle des gewöhnlichen Papiergeldes, oder neben demselben etwa anstatt einer jeden verzinslichen Anleihe.

Es sind dieses verzinsliche Creditpapiere, welche die Vortheile und Annehmlichkeiten der gewöhnlichen verzinslichen Staatspapiere, Pfandbriefe u. dgl. mit den Vorzügen der Sparkassenbücher zur verzinslichen Anlegung kleinerer und größerer Beträge, und des Papiergeldes in sich vereinigen.

Man könnte nämlich solche Zinszettel wie die Kassenanweisungen in beliebigen Beträgen grade wie das gewöhnliche Papiergeld ausgeben. Die davon zu erhebenden Zinsen würden immer zum Capital geschlagen, und die daraus hervorgehende Zunahme des Werthes für jedes Jahr und sogar für jeden Monat auf dem Zettel selbst bemerkt, so daß jeder Inhaber jeden Augenblick wissen kann, wie viel sein Zinszettel werth ist. Endlich müßte dieser Zinszettel einschließlich der aufgelaufenen Zinsen zu jeder Zeit bei allen herrschaftlichen Kassen in der Art realisirt werden können, daß man ihn entweder an Zahlung annähme, oder den Nennwerth ausbezahlte, wie dieses ja auch z. B. mit den preußischen Kassenanweisungen und mit den Banknoten bei den verschiedenen Realisationscomptoirs der Fall ist. Es würde dieses jedoch noch seltener als bei dem jetzt üblichen Papiergeld der Fall sein, indem, wenn man diese Zinszettel ganz ruhig in seiner Kasse liegen läßt, Zinsen nicht verloren gehen, sondern gewonnen werden.

Legte man — da die Zinsen unter Umständen monatlich bezahlt werden müssen — etwa den Zinsfuß nur zu 3% zu Grunde, was unter den jetzigen Verhältnissen und auch auf die Dauer hin wol nicht unangemessen sein möchte, so würde die Vermehrung des Werthes der Zinszettel von z. B. 10 Fl. — monatlich $1\frac{1}{2}$ Kr. und jährlich 18 Kr. betragen, am Ende einer zehnjährigen Umlaufsperiode aber Fl. 3 — und würde dabei die Uebersicht, wie viel derselbe jeden Augenblick werth sei, sehr erleichtert werden.

Es geht aus dieser Bestimmung hervor, daß ich eine immer nach zehn Jahren stattfindende Einlösung der noch vorhandenen, im Umlauf befindlichen Zinszettel, beziehungsweise deren Ersetzung mit einer neu zu emittirenden Serie vor Augen habe, weil anzunehmen sein möchte, daß nach dieser Periode die Zettel ziemlich abgenutzt sein werden, während natürlich die Festsetzung dieses Zeitpunktes ganz in der Willkür der Emittenten liegt. Er könnte dann beispielsweise folgende Form haben:

Man könnte mir einwenden, daß ein Staat, welcher z. B. in dieser Weise ein Capital von 10 Millionen Gulden aufnehmen wollte, für diesen Betrag also Zinszettel ausgeben würde, sich am Ende der zehnjährigen Periode genöthigt sehe, statt für diese 10 Millionen nunmehr für 13 Millionen neue Zinszettel auszugeben, weil die Zinsen in dieser Periode 3 Millionen betragen würden, daß also dieses Papiergeld ihn in Schulden zu stürzen Veranlassung sein sein könne. Diesem allerdings möglichen Uebel würde jedoch dadurch leicht vorgebeugt werden können, wenn der betreffende Staat jährlich so viel als der Betrag der Zinsen ausmacht, an solchen Zinszetteln vernichtete, so daß auf diese Weise aus dem alljährlichen Hinzuschlagen der Zinsen zum Capital keine Vergrößerung der Staatsschuld erwüchse. Die Zinsen des als Beispiel angenommenen Capitals von 10 Millionen zu 3% betragen jährlich 300,000; würden nun alljährlich so viele Zinszettel vernichtet, so würde nicht nur ein Zinsrückstand nicht entstehn, es würde sogar durch Ersparung der Zwischenzinsen (Zinsen von Zinsen) am Ende der zehnjährigen Periode ein Theil des Capitals abgetragen sein.

Ebenso leicht könnte die jährliche Tilgung einer bestimmten oder beliebigen Summe des Capitals vollzogen werden.

Dieser Zinszettel No. von 10 Gulden Grundwerth

gilt im Jahre	Januar			Februar			März			April			Mai			Juni		
	Fl.	Kr.	Pf.	Fl.	Kr.	Pf.	Fl.	Kr.	Pf.	Fl.	Kr.	Pf.	Fl.	Kr.	Pf.	Fl.	Kr.	Pf.
1859	10	1	2	10	3	—	10	4	2	10	6	—	10	7	2	10	9	—
1860	10	19	2	10	21	—	10	22	2	10	24	—	10	25	2	10	27	—
1861	10	37	2	10	39	—	10	40	2	10	42	—	10	43	2	10	45	—
1862	10	55	2	10	57	—	10	58	2	11	—	—	11	1	2	11	3	—
1863	11	13	2	11	15	—	11	16	2	11	18	—	11	19	2	11	21	—
1864	11	31	2	11	33	—	11	34	2	11	36	—	11	37	2	11	39	—
1865	11	49	2	11	51	—	11	52	2	11	54	—	11	55	2	11	57	—
1866	12	7	2	12	9	—	12	10	2	12	12	—	12	13	2	12	15	—
1867	12	25	2	12	27	—	12	28	2	12	30	—	12	31	2	12	33	—
1868	12	43	2	12	45	—	12	46	2	12	48	—	12	49	2	12	51	—

gilt im Jahre	Juli			August			Septbr.			October			November			December		
	Fl.	Kr.	Pf.	Fl.	Kr.	Pf.	Fl.	Kr.	Pf.	Fl.	Kr.	Pf.	Fl.	Kr.	Pf.	Fl.	Kr.	Pf.
1859	10	10	2	10	12	—	10	13	2	10	15	—	10	16	2	10	18	—
1860	10	28	2	10	30	—	10	31	2	10	33	—	10	34	2	10	36	—
1861	10	46	2	10	48	—	10	49	2	10	51	—	10	52	2	10	54	—
1862	11	4	2	11	6	—	11	7	2	11	9	—	11	10	2	11	12	—
1863	11	22	2	11	24	—	11	25	2	11	27	—	11	28	2	11	30	—
1864	11	40	2	11	42	—	11	43	2	11	45	—	11	46	2	11	48	—
1865	11	58	2	12	—	—	12	1	2	12	3	—	12	4	2	12	6	
1866	12	16	2	12	18	—	12	19	2	12	21	—	12	22	2	12	24	—
1867	12	34	2	12	36	—	12	37	2	12	39	—	12	40	2	12	42	—
1868	12	52	2	12	54	—	12	55	2	12	57	—	12	58	2	13	—	—

und wird zu diesem Zeitwerth bei allen Staatskassen jederzeit an Zahlung angenommen, oder gegen Silbergeld eingelöst ꝛc.

Ein besonderer Nutzen würde in der Eigenschaft dieses Papiergeldes, als allgemeine Sparkasse zu dienen, liegen. Jeder, der irgend einen Betrag in solchen Zetteln entnähme, würde ihn ohne weiteres so lange verzinslich benutzen, bis er ihn wieder ausgäbe, und so viele Leute aus den niederen Classen, die keinen klaren Begriff von dem Werthe des Geldes und von seiner verzinslichen und productiven Anwendung haben, würden diese Anwendung ohne ihren Willen zu ihrem eignen großen Nutzen kennen lernen. Während sich sonst das Geld in ihrer Tasche verlor, würde es dann vielmehr darin keimen und wuchern. Jeder würde sich so lange als nur immer möglich hüten, sein Geld auszugeben, wenn es morgen vielleicht schon einen höhern Werth hätte, und der Sinn für Sparsamkeit, die Grundlage des Wohlstandes, würde sich in allen Classen der Bevölkerung, vorzugsweise aber in den niederen immer mehr verbreiten.

Auch hier könnte man sagen, daß ja über unser ganzes Vaterland ein vollständiges Netz von Sparkassen verbreitet sei, welche entsprechende Gelegenheit zur Förderung der Sparsamkeit bieten, indem sie bereitwillig auch die kleinsten Beträge annehmen und angemessen verzinsen u. s. w. Eine vergleichende Uebersicht dieser gewiß sehr lobenswerthen und vielen Nutzen stiftenden Kassen belehrt uns jedoch, daß dieselben bei weitem nicht so benutzt werden, wie sie es verdienten, daß sie also entweder in ihren Einrichtungen nicht allen Erforderniſſen entsprechen, welche Attribute solcher Institute sein müssen, oder daß der rechte Geist in dem Volke noch nicht geweckt ist, welcher zur Benutzung derselben anspornt. Es geht dieses ganz unzweideutig aus den Resultaten derselben hervor; denn wenn auch einzelne Sparkassen bedeutende Capitalien zu verwalten haben, so gibt es doch noch gar viele, welche verhältnißmäßig — obschon größere Bezirke auf sie angewiesen sind — wenig benutzt werden. Ein Hauptgrund dieser Erscheinungen ist wol darin zu suchen, daß solche Kassen unmöglich in jedem einzelnen Orte errichtet werden können, vielmehr in der Regel nur in der Kreis- oder Bezirkshauptstadt bestehen. Hat nun jemand auf dem Lande eine kleine Summe erspart, und möchte dieselbe gern in der Sparkasse anlegen, so müßte er sie 2, 3 Stunden weit dahintragen; er will aber den dazu erforderlichen halben Tag nicht versäumen, und er läßt das Geld liegen, bis er gelegentlich in die Stadt kommt. Erscheint endlich die Gelegenheit, so ist das Geld häufig wieder ausgegeben. Ein Andrer glaubt das Geld in einigen Monaten wieder zu brauchen, ein Dritter fürchtet, es möchte bekannt werden, daß er sich Geld erspart habe u. s. w. Alle diese Einwände fallen bei diesen Zinszetteln weg, ja die Leute sind gezwungen, die Vortheile der Verzinsung anzunehmen, wenn sie mit solchem Papiergeld bezahlt werden, und bald werden sie den Nutzen einsehen, und der Sache

solchen Geschmack abgewinnen, daß dieses Geld allem andern vorgezogen wird.*)

Aber auch die reichen Leute würden sich bemühen, in ihren Kassen nur solch verzinsliches Geld statt des unverzinslichen Metallgeldes einzunehmen, und während niemand sonst gern große Summen baaren Geldes bei sich behält, würde das leicht zu verwahrende verzinsliche Papiergeld durch bloßes Liegen schon ohne irgend eine Bemühung, und ohne irgend eine Gefahr dabei zu besorgen zu haben, sich verinteressiren, darum überall gesucht, und die Nachfrage nach demselben viel größer sein, als nach dem gewöhnlichen Papiergeld.

Auch zu Depositen würden diese Zinszettel vorzugsweise benutzt werden, indem mit dem Augenblick der Deposition die Verzinsung anfinge (oder vielmehr sie würde gar nicht aufhören) und das Depositum jeden Augenblick zurückgenommen werden könnte, ohne dasselbe vorher aufkündigen zu müssen.

Welche immense Vortheile würden die Staatskassen sich verschaffen können, wenn sie z. B. bei den gegenwärtig so vielfach negociirt werdenden Anleihen zu Ausführung von Eisenbahnen sich solcher Zinszettel bedienten. Es ist doch immer nöthig und ganz unvermeidlich, daß größere Summen baares Geld in den Kassen liegen, welche natürlich verzinst werden müssen, aber selbst keine Zinsen tragen; — bestände nun dieses vorräthige Geld in Zinszetteln, so wäre es für die Kasse selbst verzinslich, indem bei der Auszahlung jederzeit dem Empfänger der bereits entstandene Zins aufgerechnet würde.

Man könnte hier den Einwand machen, daß immer der Staat es sein würde, welcher diesen Zins zu bezahlen habe, daß somit diese Zinsersparniß durchaus illusorisch sei, — es ist jedoch nicht andem. Das baare Geld — die klingende Münze — welche der Staat schafft, kostet demselben, wie ich oben gezeigt habe, grade so viel, als die Summe desselben ausmacht, oder mit anderen Worten: Wenn der Staat für 10 Millionen Gulden z. B. klingende Münze ausprägt, so kosten ihm die dazu erforderlichen edlen Metalle und die

*) Wir sehen dieses deutlich bei den sogenannten Lotterieanlehen, welche in neuester Zeit in immer kleineren Beträgen — jetzt schon bis zu 7 und 10 fl. herab — ausgegeben werden, und zwar doch nur um deswillen, weil die Lust dazu in den unteren, weniger bemittelten Kreisen des Volkes von Tag zu Tag zunimmt. Ueber den größeren Nutzen solcher Zinszettel gegenüber solchen Loosen etwas zu sagen, dürfte wol unnöthig sein. Schon Pölitz (Volkswirthschaftslehre II., 236) sagt: „Nur aufgeklärte Individuen und Völker setzen das Geld in ununterbrochenen Umlauf, während der engherzige Landmann es vergräbt, weil er dieses für das Sicherste hält." Da es, wenn es überhaupt dazu kommen sollte, jedenfalls noch lange währen wird, bis diese Aufklärung alle Schichten der Bevölkerung durchdringt, so wird es jedenfalls gute Früchte bringen, wenn man denen, welche ihre Ersparnisse in solcher Weise verwenden, Gelegenheit gibt, ohne alle Mühe und Gefahr Zinsen davon beziehen zu können.

Prägungskosten sogar etwas mehr als jene 10 Millionen. Hat der Staat nur diese Summe z. B. als erforderliches Betriebscapital in seinen Kassen liegen, so gehen die Zinsen verloren, ohne daß jemand irgend einen Genuß davon hätte, während andererseits das Capital verzinst werden muß. Die Schaffung der erforderlichen Summe Zinszettel verursacht keine nennenswerthen Kosten, der Staat hat also nur einmal Zinsen davon zu zahlen, und die im andern Falle verloren gehenden Zinsen kommen alsbald den Empfängern der einzelnen Zahlungen zu gut.

Das auf diese Weise durch die Zinszettel verwirklichte allgemeine Sparkassensystem müßte auf den ganzen Haushalt der Völker den wesentlichsten und wohlthätigsten Einfluß haben und würde dem ganzen Geldverkehr eine andere Gestalt geben. H. H.

Nachtrag.

Die neuesten Nachrichten aus Berlin bestätigen, daß Preußen mit den einzelnen Bundesregierungen über die Regelung der Papiergeld- und Banknotenemission keine Separatverhandlungen führe, und daß die Regierung es als Grundsatz angenommen habe, auch künftig über solche Separatvereinbarungen nicht zu unterhandeln. Namentlich scheint dagegen das Bedenken zu sprechen, daß alle Sonderabmachungen mit einzelnen Staaten wegen der fast unvermeidlichen Rücksichten auf Specialinteressen der einzelnen Staaten einer durchgreifenden und allgemeinen Regelung der Papiergeldfrage, wie sie wünschenswerth erscheint, nur Hindernisse bereiten könnten. Auch würde ein weiterer Anschluß schon dadurch erschwert, daß mit dem Hinzutreten neuer Interessen und Gesichtspunkte die Principienfragen immer von neuem angeregt werden würden, um die zu engen Grenzen der schon bestehenden Uebereinkünfte zu erweitern.

Wie als bestimmt verlautet, wird Preußen mit allen denjenigen Zollvereinsstaaten zusammen verhandeln, welche sich an einer gemeinsamen Vereinbarung dieser Angelegenheit betheiligen wollen. Beinahe sämmtliche Vereinsmitglieder haben ihre Bereitwilligkeit dazu ausgesprochen. Ob auch Baiern — welches noch zur Zeit kein Staatspapiergeld, und nur Noten der dortigen Hypotheken- und Wechselbank, jedoch nicht unter zehn Gulden hat — an den Conferenzverhandlungen, die noch in diesem Jahre aufgenommen werden, Theil zu nehmen gesonnen sei, ist bis jetzt mit Bestimmtheit noch nicht abzusehen; — das münchner Cabinet hat in neuerer Zeit sich darüber nicht weiter ausgesprochen und scheint seine frühere, es isolirende Stellung noch nicht aufgegeben zu haben, indem es sich von der Regelung dieser Frage fern halten will. Sollte es übrigens in dieser Abneigung gegen eine Uebereinkunft auf dem engeren Gebiete des Zollvereins beharren, so würde dieses für die übrigen Staaten schwerlich ein Hinderniß abgeben, ihrerseits zu der für

nothwendig erkannten, nicht länger mehr zu umgehenden Regelung dieser in das gewerbliche Leben so tief einschneidenden Frage unverweilt zu schreiten. Die Staaten, welche sich dieser Nothwendigkeit entziehen, haben den unausbleiblichen Nachtheil sich allein zuzuschreiben.

Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung in München.

2.

Es besteht in England eine Künstlersekte, welche eine übermäßige und blos aus gedankenloser Nachbetung des Ueberlieferten erklärliche Macht des Conventionellen in der neuern Malerei entdeckt zu haben meint und mit gewaltigem Geräusch nun gegen diese Herrschaft ankämpft, nur die reine Natur, nichts als die Natur, die natürlichste Natur in der Kunst wiederzubilden erstrebt. Als conventionell betrachten diese Männer die Farbenharmonie, die Mehrzahl der perspectivischen Gesetze, vor allem die sogenannte Luftperspective; auch die Auswahl der Formen, die Rücksicht auf reinen Linienfluß in der Zeichnung halten sie vom Uebel, überhaupt die Entwicklung der Malerei seit dem sechzehnten Jahrhundert für eine dauernde Verirrung. Die Schutzpatrone dieser Sekte sind die italienischen Maler des funfzehnten Jahrhunderts, der Name, unter welchem sie sich in England eingebürgert hat, jener der Praeraphaeliten. Wir besitzen in Deutschland nicht den Namen, wol aber die Sache. Die erkünstelten Schönheitsformen, die Aufgedunsenheit, die als markige Kraft galt, die verzwickte Geziertheit, die für Grazie genommen wurde, kurz alle in akademischen Rumpelkammern bewahrte Schablonen fanden vor vierzig oder funfzig Jahren auch bei uns in der strebenden Künstlerjugend heftige Gegner und erzeugten in dieser den Entschluß zur Rückkehr auf primitive Formen. Mitbestimmend wirkten literarische Einflüsse und jene bekannte Gemüthsdesperation, die, zu schwach, um aus den Wirren der neuern Zeit sich herauszuarbeiten, die letztere lieber völlig verneinte. Die Flucht aus der Gegenwart war hier ganz anders gemeint, als bei den antik gesinnten Künstlern. Diese nehmen auf ihre einsamen Höhen doch eine allgemeine Lebensfreude, eine für alles Schöne offene Stimmung mit, sie stehen mit dieser grade jetzt existirenden Menschheit, nicht mit der Menschheit überhaupt im Unfrieden, bei der letzteren

Gruppe macht sich oft ein allgemeiner Lebensüberdruß, der Aerger über die ganze Welt bemerkbar. Fiele mit dieser Kunstrichtung nicht auch die Wiederbelebung altdeutscher Weise zusammen, wir wüßten ihr wenig Dank für die Opposition gegen das akademische Unwesen. Gewiß haben wir uns über den Untergang des letzteren nur zu freuen; am wenigsten beklagen wir den Tausch der ausgelebten Phraseologie, wie sie unter den Akademikern galt, mit primitiven Formen. Grobheit ist immer besser als Heuchelei. Wäre nur diese Heuchelei nicht durch eine andere Thür wieder in die deutsche Kunst hineingekommen, sähen wir nicht, wie ehedem die Herrschaft scheinheiliger Formen, jetzt die Macht scheinheiliger Gesinnung, die, statt Gott in seinen Werken zu verehren, diese ansieht, als hätte sie der Gottseibeiuns eigenhändig bezeichnet, wäre endlich nicht das Schwächliche präkonisirt worden und ein System der künstlerischen Anschauung gepredigt, das in Wahrheit lungensüchtige Schneidergesellen zu Idealen der Männlichkeit erhebt. Es ist kein Unglück, daß die münchner Ausstellung nur geringe Proben dieser Richtung aufweist. Dagegen bleibt es zu beklagen, daß die Entwicklungsgeschichte des Mannes, der wieder Kraft und Muth in die deutsche Kunst brachte, nicht vollständig durch Proben belegt ist. Man braucht allerdings nur einige Straßen weiter zu wandeln, um eine vollständige Uebersicht von der münchner Wirksamkeit des Meister Cornelius zu gewinnen. Aber die Werke aus der älteren Periode, die ohnehin im Gedächtniß jüngerer Zeitgenossen nur schwach leben, hätten wir gern reicher vertreten geschaut.

Die Männer, an die man gewöhnlich denkt, wenn von der Blüte unserer Kunst gesprochen wird: Overbeck, Cornelius, Schnorr, Schadow, Kaulbach fehlen natürlich in der Ausstellung nicht, doch bietet, was sich von denselben hier vorfindet, keinen neuen Stoff zur Würdigung dieser oft und viel besprochenen Meister. Die alte Freundschaft wird man für Overbecks biblische Zeichnungen fühlen, gern wieder sich anregen lassen von den frischen naiven Zügen, die in zahlreiche Scenen eingewebt sind, und den unverwischbaren Schönheitssinn, der aus einzelnen Bildern und Gruppen spricht, bewundern. Wer für Wilhelm Schadow anhängliches Wohlwollen aus alter Zeit empfindet und das Greisenalter schonen will, wird rasch den Blick von einzelnen schwachen Erzeugnissen seiner späteren Jahre wenden. Verweilen darf man vor diesen Bildern nicht, sonst ist ein herbes Urtheil schwer zu verwinden, zumal diesen Werken die Anspruchslosigkeit fehlt und sie etwas Großes bedeuten wollen. Fons vitae steht mit Lapidarschrift auf dem einen Bilde geschrieben. Man erwartet natürlich eine Schilderung, von demselben Geiste inspirirt, der aus den Eyckschen Darstellungen leuchtet, und findet schwach erfundene, matt charakterisirte und geistlos gefärbte Gruppen. Von Murillo existirt eine Studie zu seinem großen Mosesbilde, ein einfaches Weib mit Kindern, die

halbverdürstet nach dem frischen Labetrunk greifen. Es ist ein einfaches Bild aus dem Volke, in Sevilla hat es der Künstler wahrscheinlich oft genug erblickt, alltäglich kann man auch jetzt es an heißen Sommertagen schauen. Kein „fons vitae“ steht auf dem Bild geschrieben. Wozu auch? desto deutlicher spricht aus den Gestalten die belebende Kraft der ältesten Gottesgabe. Wenn es eines warnenden Beispieles gegen die symbolische Malerei noch bedürfte, hier wäre es gegeben. Das Bildniß Immermanns aus dem J. 1834 zeigt, was Schadow war, ehe ihm unklare Speculationen das einfache Kunstgefühl raubten, und erklärt, warum der Geschichtschreiber der modernen Kunst anerkennender von ihm spricht, als es nach einzelnen hier vorhandenen Proben gerechtfertigt erscheint. Um Schnarr zu beurtheilen, überhaupt eingehend kennen zu lernen, wird man wohl daran thun, in den Residenzbau zu pilgern, hier, wo er nur kärglich (die Hauptwerke nur durch Kupferstiche) vertreten ist, dürfte eine h. Familie aus d. J. 1817 vorzugsweise interessiren. Johannes Eltern sind nach Nazareth zu Besuch gekommen und werden vom h. Joseph herzlich begrüßt. Die Madonna selbst sitzt in einem eingezäunten Hof, den Schlaf des Christkindes bewachend. Daß der kleine Johannes von der Ferne bereits schelmisch auf den Spielkameraden weist, ist ein glücklich erfundener, naiver Zug. Im Uebrigen wird man die strenge Nachbildung vorraphaelischer Muster, einen Rückfall in primitive Formen, eine steile, hölzerne Composition, die blaße Färbung der von scharfen Contouren eingeschlossenen Flächen statt eines lebendigen Colorites wahrnehmen. Welche Fülle von Kraft und welche Gesundheit gehörte dazu, um von diesem Bilde die Entwicklung bis zum Nibelungencyklus und zu den biblischen Zeichnungen zu finden.

Es bleiben von den Koryphäen deutscher Kunst nach Cornelius und Kaulbach übrig. Die wahrscheinlich auswärts verbreitete Meinung, die Werke dieser Männer würden den Mittelpunkt der Ausstellung bilden, die gewaltigste Anziehungskraft üben, wird nicht bestätigt. Die Mehrzahl der Besucher geht ruhigen, ja gleichgiltigen Blickes an denselben vorüber und hat Muße und Aufmerksamkeit genug für die Betrachtung und Bewunderung der übrigen ausgestellten Bilder übrig. Doch das entscheidet nicht. Zunächst sind es sämmtlich schon wohlbekannte und oft geschaute Werke, die uns hier entgegentreten. Von Cornelius sehen wir einzelne Cartons zu den Fresken in der Glyptothek, in der Ludwigskirche und im berliner Campo santo. Kaulbach wird repräsentirt durch Fragmente des Bilderschmuckes im berliner neuen Museum: durch die Cartons der Völkerscheidung, des welthistorischen (nicht der Bedeutung, sondern dem Inhalt nach) Kinderfrieses und einzelne allegorische Figuren. Die Hoffnung, den vielgerühmten Entwurf zur Salamisschlacht zu sehen, ging leider nicht in Erfüllung. Dazu kommt noch der weitere Umstand,

daß reich, oft buntgefärbte Oelgemälde den Cartons benachbart sind, wodurch natürlich das Auge des Beschauers für die Auffassung einfacher Cartonzeichnung abgestumpft wird. Wer sich durch diese Hindernisse hindurchwindet, wird nicht anstehen, die energische Kraft, die ergreifende Schilderung des tragischen Leidens und mächtiger Affecte bei Cornelius, die geistreiche, pointenreiche Auffassung bei Kaulbach bewundernd anzuerkennen. Wenn auch die Darstellung der Passion und der Evangelisten (aus der Ludwigskirche) keine große Wirkung übt und es scheint, als ob die Seele des Künstlers nicht am Werke Theil genommen, er vielmehr mit der Anordnung kunstvoller Gruppen sich begnügt —, der Untergang Trojas und die apokalyptischen Reiter, die wir in der Ausstellung erblickten, bleiben große künstlerische Schöpfungen.

Nicht ohne Einfluß auf den geringeren Erfolg des Meisters in dem religiös-historischen Fache war vielleicht die beschränkende Nähe musterhafter Vorbilder, welche die Phantasie unwillkürlich in die von ihnen breitgelegten Geleise zurückführten, jedenfalls die Hoffnung, in der Schilderung neu und doch eben so gut zu verfahren, vernichteten, und die Gefahr minderer Einfachheit und Wahrheit heraufbeschworen. Bei den apokalyptischen Scenen ist der moderne Künstler nicht in gleicher Art gezwungen, gegen Sonne und Wind zu kämpfen, die Tradition hat hier keine Auffassungsweise so geregelt, wie dies z. B. bei der Passionsgeschichte der Fall ist, die Phantasie bewegt sich freier, das Bewußtsein, gleich den großen Ahnen, schöpferisch auftreten, einen bis dahin spröden Stoff künstlerisch gestalten zu können, gibt dem Auge Schärfe, der Hand Schwung. Hier wird die Kühnheit herausgefordert, dort auch eine reiche Kraft gelähmt. Bei einem Künstler, dessen Erfindungsgabe so hoch gerühmt, als die stärkste Eigenschaft gepriesen wird, ist die Neuheit oder Abgegriffenheit der Motive keineswegs gleichgiltig. Die Erfindungsgabe unserer Meister bezieht sich nicht allein auf neue poetische Verbindungen größerer Gedankenreihen, die selbst wieder erst aus dem tiefsinnenden Geiste des Meisters geboren wurden, auch die Formenwelt muß sich seinem Willen beugen, ihre Maße seinem Belieben sich unterordnen. Vom artistischen Standpunkt bildet der letztere Umstand den wichtigsten Unterschied zwischen Cornelius und den übrigen Idealisten, die geringe Sorge um den allgemeingiltigen Kanon der Verhältnisse, der als Gesetz die endlichen und in ihrer Reinheit getrübten Erscheinungen umschwebt und von allen auf plastische Schönheit ihrer Gebilde bedachten Künstlern befolgt wird, die Aufstellung besonderer von der Wirklichkeit blos abweichenden, nicht ihr zu Grunde liegenden Maßverhältnisse ist ein wesentliches Charaktermerkmal seiner Kunstweise. In den letzten Werken von Cornelius, z. B. in der auch sonst völlig unbedeutenden „Erwartung des Weltgerichtes“ macht sich diese Manier am stärksten geltend, doch auch in den ältern apokalyptischen Bildern, auch in den Deckenbildern der Glyptothek, kann

man diese Vorliebe für fictive Formen und Verhältnisse wahrnehmen. Die Erinnerung an ähnliche Vorgänge bei Dürer läßt Viele diese Eigenthümlichkeit als nationalen Zug erkennen und gibt ihnen einen neuen Grund, Cornelius zu preisen. Es bliebe aber zu erwägen, ob denn das verschiedene Material, in welchem Dürer und Cornelius ihre Gedanken verkörpern, nicht auch für die Formengebung verschiedene Gesetze feststellt. Der Holzschnitt und Kupferstich geht seiner ganzen Natur nach auf die Detaillirung der Daseinsformen nur in geringem Grade ein, er besitzt (von modernen Stichen ist hier nicht die Rede) nicht die Mittel, hat auch nicht den Zweck, die selbstständige Geltung der letzteren zum Ausdruck zu bringen, er begnügt sich mit der halbwirklichen, traumhaften Schilderung und wird eben dadurch ein unübertreffliches Mittel, jene Ideen, wo das Phantastische mitspielt, zu verkörpern. Kann man diese Darstellungsweise, die ganz wesentlich durch die Natur des Holzschnittes und Kupferstiches bedingt ist, ohne Gefahr, manierirt zu erscheinen, auch auf den Kreis monumentaler Malerei übertragen, verwischt man nicht vielleicht dann die Grenzen in Wahrheit scharf voneinander geschiedener Kunstzweige?

Wie bei Cornelius die subjective Vergewaltigung der Erscheinungsformen und gesetzlich giltiger Verhältnisse, so fällt bei Kaulbach die große Einförmigkeit der Formensprache in hohem Grade auf. Seine Kindergestalten namentlich gehören nicht blos derselben Familie an, sie sind Zwillingsgeschwister, so seine jungen Weiber, so seine Heldenmänner. Die Zudringlichkeit, mit welcher dieselbe Physiognomie, dieselbe Charaktermaske immer wieder vor das Auge tritt, wird nachgrade lästig. Der witzige Verstand, der an der Hervorbringung Kaulbachischer Werke einen so großen Antheil nimmt, hat für die reinen Formen keinen sonderlichen Reiz, ja selbst das Grobe und Manierirte wird er nicht von sich stoßen, falls nur die gesuchte Pointe zum Ausdruck gelangt. Einfache positive Existenzen zu schildern ist nicht Kaulbachs Sache. Sein Karl der Große, Moses und Solon besitzen durchaus keine Individualität, seine Personification der Geschichte, Wissenschaft u. s. w. keinen besondern Charakter. Das schneidige Wesen Kaulbachs macht ihn für das Erfassen des ruhig Großen schlecht geeignet und zwingt ihn, zu Gemeinplätzen seine Zuflucht zu nehmen. Nur Motive, die in das Traumartige übergreifen, nur Gestalten, die einen negativen Zug an sich tragen, des geschlossenen Charakters entbehren, mühsam innere Widersprüche verhüllen, zwischen Himmel und Erde, noch besser aber zwischen Erde und Hölle schweben, fesseln nachhaltig seine Phantasie und empfangen eine durchdringende Verkörperung. Die sieben Todsünden von Kaulbach gemalt, würden wahrscheinlich ebenso viele Meisterwerke werden, sollte er einmal die sieben Cardinaltugenden darstellen, würde er über die Phrase schwerlich herauskommen. So

nichtssagend die Gestalten der Geschichte und der einzelnen Künste, so ergreifend und charakteristisch ist das Bild der Sage, die mit den unterirdischen Mächten verkehrt und von finsterm Dämonengeiste beherrscht wird. Auch auf dem Carton der Völkerscheidung erscheinen die Repräsentanten der niederen Raçen ungleich schärfer und tiefer gefaßt, als die Gruppen, in welchen die reine, entwicklungsreiche Menschheit geschildert werden soll. — Zusammengehalten mit den ältern Meistern der Ausstellung zeigen die zuletzt genannten Künstler einen reicheren und größeren Inhalt. Sie haben neue Gedankenkreise der Malerei zugeführt, die Aufmerksamkeit auf Motive von unbestreitbarer Mächtigkeit gelenkt, Kraft und Kühnheit in die Auffassung der letzteren gebracht. Das reine Formengefühl freilich findet bei ihnen keine vollkommene Befriedigung, die einfache Schönheit, der Wohllaut, der aus den Werken von Carstens, Wachter nnd Schick spricht, keine heimathliche Stätte. Mit dem Großartigen, Tiefsinnigen oder Geistreichen ihrer Intentionen beschäftigt, hatten sie keine Muße, nach Art des alten Idealismus die an und für sich giltigen Formengesetze zu durchdringen oder sie fanden sie gar in denselben Schranken für die freie Verkörperung ihrer Phantasiegebilde, welche durchbrochen werden mußten. Es wird gewöhnlich erst in Kaulbachs Werken das Vorwalten des ironischen Elementes wahrgenommen und als Eigenthümlichkeit des Meisters betont. Daß es in dem Verhalten des Künstlers zu dem darzustellenden Motiv schon früher bestand, zeigt Koch, der seinem „Tiroler Landsturm" noch einen besonderen pikanten Reiz einzuverleiben meinte, indem er zu Hofers Füßen einen Schlund sich öffnen ließ, aus dem eine Schlange emporsteigt, und welcher die Ueberschrift: Politica hat. Ist aber nicht auch in der von Cornelius beliebten Formengebung, in den alle Existenzbedingungen vernichtenden Maßverhältnissen eine gewisse Ironie gegen die Formengesetze enthalten? Jedenfalls hindert dieser Zug den Künstler, eine legislatorische Wirksamkeit zu entfalten, wie sie in einem bestimmten Kreise Carstens unzweifelhaft übt und noch geraume Zeit bewahren wird.

Die Künstlergruppe, die sich in den dreißiger Jahren an Cornelius in München, an Schadow in Düsseldorf anschloß, ebenso die älteren berliner Maler fanden in der Ausstellung nur eine ungenügende Vertretung. Ob eine glänzendere Repräsentation derselben die alte, dem jüngeren Geschlechte kaum mehr begreifliche Liebe des Publicums zurückgebracht hätte, ob in unserer Brust noch immer Sympathien für die schwächlichen, in Leiden halbaufgelösten Gestalten der älteren düsseldorfer Schule ruhen, ob wir noch immer den angeblichen Gedankenernst, der in Cornelius Schule heimisch war, so gewaltig hoch stellen, daß wir darüber die Formenrohheit, den oberflächlichen Dilettantismus im eigentlichen Malerischen vergessen, darf man wol bezweifeln. Steinbrücks Elfen und Klöbers Nymphen zeigen uns jetzt nur den argen Abfall

von der keuschen Auffassung der Antike, wie sie Carstens siegreich angebahnt hatte. Hildebrandts Söhne Eduards kann man ohne Verwunderung über die geringen Anforderungen, die man an die technische Tüchtigkeit des Künstlers stellte, nicht betrachten, bei Hermanns deutschen Geschichtsbildern weiß man nicht recht, ob man über die Selbstüberschätzung des Malers sich ärgern, oder über die kindische Auffassung namentlich des Mittelalters und der neuern Zeit lachen soll. Erwin Specters: Frauen am Grabe mit Christus zeigen, welchen Grad der Mangel an Schulung erreicht hatte, Krügers Wachparade vollends erscheint uns nur noch als Curiosum und erfüllt uns mit Dank für die Erfindung der Photographie. Solche Aufgaben werden hoffentlich nicht mehr an Künstler gestellt werden.

Die Zahl der Cartons, die wir sonst noch in der Ausstellung erblicken, ist keine unerhebliche. Thüringen namentlich stellt ein reichliches Contingent von Künstlern, welche die in München selbst wenig gepflegte Richtung sogenannter idealer Geschichtsmalerei fortsetzen. Doch läßt sich von diesen Arbeiten eines Losson, A. Müller und Wislicenus keine Eigenthümlichkeit behaupten. Dagegen bewahren Rethels Entwürfe zu den achner Fresken und seine Skizzen zu Hannibals Zug über die Alpen ihren alten Ruhm und lassen den frühen Verlust des Mannes für die Kunst innig bedauern. Er hielt historischen Ernst mit tiefer Empfindung nicht für unvereinbar, verwechselte nicht den Kothurn mit Stelzen und strebte kräftig nach einfacher Würde der Schilderung.

Ein schön geformtes nacktes Bein ist ein würdigerer Gegenstand künstlerischer Darstellung als gelbe Lederhosen, ein jungfräulicher Leib in seiner zarten Entfaltung für jeden, der einen gesunden Sinn sich bewahrt hat, eine größere Augenweide, als ein rostiges Schwert, ein schmutziger Büffelkoller oder blank geputzte Stiefel. Das ist das kurzgefaßte Urtheil der Freunde der Antike über jenen in Deutschland erst seit einigen Jahren gepflegten Zweig der historischen Malerei, welche die charakteristische Wahrheit der Schilderung vorzugsweise betont, die äußeren Erscheinungsformen mit sichtlicher Vorliebe und oft mit bewunderungswürdiger Genauigkeit wiedergibt und als wesentlichstes Ausdrucksmittel das Colorit benutzt. Der mächtige Eindruck der Zeichnungen und Aquarelle von Carstens, die Bewunderung, die Kochs poetischer Kraft, Schicks anmuthiger Grazie allgemein gezollt wird, haben der kleinen Gemeinde der Hellenisten neuen Muth verliehen, und die Hoffnung, es könnte sich ihnen, den lange Vernachlässigten und wie sie glauben Verkannten wieder die öffentliche Gunst, die verdiente Anerkennung zuwenden, belebt. Der alte Streit, ob ein Gemälde eines stofflichen Interesses bedürfe oder nicht, ob das Colorit auch eine selbstständige Bedeutung besitze, ob die täuschende Wiedergabe eines Scheines, mag derselbe auch an unreinen oder gleichgiltigen For-

men haften, unsere Phantasie anrege, oder ob nur der plastische Formengehalt die Schönheit bestimme, ist wieder entbrannt. Auch Parteinamen hat man glücklich gefunden, in den beiden Worten: Idealismus und Realismus wohlfeile Mäntelchen entdeckt, unter welchen man Freund und Gegner rasch unterbringen kann und je länger man kämpft, je hitziger man ficht, desto unklarer werden die Köpfe, desto verworrener die Begriffe. Die lange Zurücksetzung hat viele der sogenannten Idealisten im Innern verbittert, so daß sie dem Colorit auch nicht die geringste künstlerische Wirkungskraft zugestehen wollen, die malerischen Effecte, die Charakteristik durch die Farbe nicht blos für ein Spiel, sondern auch für ein leichtes Spiel erklären. Seltsam, daß dann so viele zwar die Lust, so wenige aber den Muth haben, dieses leichte Spiel zu beginnen. Sie haben in manchen Fällen ein volles Recht zu dem Vorwurf, daß der Kopf ihrer Gegner einen photographischen Apparat statt der Phantasie berge, und diese für den Fleiß, den sie auf die genaue Reproduction silberner Leuchter, metallner Buchbeschläge, damascirter Schwertklingen u. s. w. verwenden, sich durch leblose Allgemeinheit des Ausdruckes in den Hauptfiguren schadlos halten. Wenn sie aber solche zufällige Mängel des einen oder andern Bildes ausschließlich dem Kunstprincip als Schuld anrechnen, als ob dasselbe zu jenem Verfahren nöthige, so betrügen sie sich nur selbst und offenbaren Unredlichkeit oder Unwissenheit. Sie wollen nicht wissen oder wissen wirklich nicht, daß Rembrandt und die spätern Niederländer überhaupt, die Spanier des 17. Jahrhunderts und die Venetianer das gerade Gegentheil der Kunstverderber bilden.

Die da sagen, in der Malerei komme es vorzugsweise auf die Poesie der Gedanken, auf die Gewalt und Bedeutung des Stoffes an, müßten uns eigentlich erst sagen, welches Recht denn die Malerei auf das Dasein als besondere Kunstgattung besitze. Wenn uns der Künstler über seine hohen Intentionen einfach verständigte, wenn er auf irgend welche Weise, — conventionelle Zeichen würden den Zweck vollkommen erfüllen — die Vorstellung seiner poetischen Gedanken in uns erweckte, so hätte er allen Anforderungen an sein Künstlerthum genügt. Nach dieser Aesthetik ist alle weitere Entwicklung der Malerei seit dem Ausleben der byzantinischen Kunst eine überflüssige Kraftverschwendung gewesen. Welche verwickelten Gedankensysteme haben dieselben nicht als Motive der Darstellung gewählt, mit welcher Kühnheit wußten sie nicht auch die entlegensten Himmelsgestalten der Erinnerung nahe zu rücken, wie sinnreich erfanden sie zwischen dem Inhalt des Bildes und seiner räumlichen Umgebung bestimmte Beziehungen. Für den kirchlich Gläubigen enthalten die byzantinischen Werke eine Fülle stofflicher Poesie, einen unendlichen Reichthum hoher Gedanken. Bedarf es zur Vollendung eines Gemäldes nur solcher, so ist nicht abzusehen, warum wir nicht zu dieser Richtung

zurückkehren und das bekannte Malerbuch vom Berge Athos nicht blos als eine archäologische Reliquie, sondern auch als praktisches Kunstbuch verehren. Wahrlich, man wird zuletzt noch beweisen müssen, daß das Auge und nicht die innere Vorstellung die malerische Schönheit erfasse.

Minder im Unrecht, aber doch auch im Unrecht sind die andern, welche die selbstständige Geltung der Formenschönheit behaupten, und die Frage nach dem Ideengehalt als etwas Gleichgiltiges behandeln. Unter den Idealisten des alten Schlages besitzt diese Ansicht noch zahlreiche Anhänger. Schwunghafte Formen, fließende Linien, anmuthige Gruppirung, jenes einfache Maß des Ausdruckes, welches die Aufmerksamkeit nicht von dem Genusse des äußeren Wohllautes der Zeichnung abzieht, eine plastische Composition endlich, nicht in dem Sinne, daß die einzelnen Figuren sich vom Grunde abheben, rund und voll erscheinen, sondern in der andern Bedeutung des Wortes, daß die Gestaltenbildung auf das ursprünglich Reine, allgemein Giltige, formell Ebenmäßige zurückgeht, bedingt nach ihrer Meinung ausschließlich den künstlerischen Werth eines Gemäldes. Die Lüge steckt aber schon darin, daß man alle diese Eigenschaften ohne einen lebensvollen Inhalt möglich, sie unabhängig existirend glaubt. Der trockene Begriff, der schale Einfall, der unlebendige Gedanke wird alle diese Schönheiten nicht etwa blos für den Beschauer zerstören, er wird auch den schaffenden Künstler an ihrer Verkörperung hindern. Es ist nicht die Form, es ist der Gedanke, welchen seine Phantasie zuerst gebiert, an dem Gedanken erst schießen die äußeren Formen empor; zu welchen er nicht die stärksten Triebe, eine unmittelbare Nöthigung in sich schließt, diese werden nimmermehr an den Tag treten. Oder lassen sich denn die idealen Formen, der hohe Stil nach einem für alle Fälle feststehenden trockenen Schema auf jeden beliebigen Inhalt ankleben? Das wäre ja der leibhaftige Zopf, wie er nicht ärger in seiner glorreichsten Zeit bestand. Die Zopfkünstler waren der formellen Bildung, der geschulten Hand keineswegs so bar, wie man gewöhnlich annimmt. Sie besaßen einen offenen Sinn für das formell Schöne, für das Plastische, eine große Verehrung für die Antike. Weil sie aber, während sie die Formen schufen, den Einfluß der kalten, nüchternen, unlebendigen Gedanken, die ihre Phantasie erfüllten, nicht abwehren konnten, so verwandelte sich ihnen unter der Hand das Anmuthige in das Süßliche, das Schöne in das Gezierte, das Erhabene in das hohl Pathetische. Grade das bedingt ja Carstens Größe, daß er vom leeren Formalismus sich abkehrte, in schwerer Geistesarbeit sich den Ideenkreis der Antike aneignete und von hier aus das Formengerüste reformirte. Auf Grundlage der Antike gebildete Formen und ein antiker Ideenkreis gehören nothwendig zusammen. Grade die Empfänglichsten für den Genuß der ersteren würden am lautesten ihr Entsetzen kundgeben, wollte man das Eine von dem Andern

trennen. Welchen Grad von Unmittelbarkeit besitzt aber für uns noch die antike Ideenwelt? Wir bezweifeln nicht die Fähigkeit einzelner Künstler, sich in dieselbe so zu vertiefen, daß sie nahezu mit Naivetät Motive und Gestalten derselben verkörpern, ein kleiner Kreis von Auserwählten wird auch stets eine innige Empfänglichkeit für sie bewahren, dem eigentlichen Volksbewußtsein ist sie aber so weit fern gerückt, daß es nicht die unmittelbare Empfindung für ihre Reproductionen bereit hält. Selbst die Luftbrücken, welche ehedem die falsche Sehnsucht nach dem idyllischen Naturzustande, der Republikanismus und Imperialismus zwischen dem Alterthum und der Zeitbildung geschlagen hatten, sind zerstört. Unser gegenwärtiges Leben hat einen positiven, ernsten Inhalt, der uns vollständig erfüllt, der unsere Interessen, unser Denken und Empfinden absorbirt, den wir auch in unsern künstlerischen Anschauungen vertreten wissen wollen. Schon die verhältnißmäßig streng objective Natur unserer Erkenntniß des classischen Alterthums dürfte dafür bürgen, daß es unser unmittelbares Gefühl nicht in Anspruch nimmt. Der stolze, selbstzufriedene Künstler dürfte sich vielleicht mit dem Beifall einiger wenigen Auserwählten begnügen, auf die Theilnahme der plebs freiwillig verzichten, und die Mission der Kunst, auf das Volk im Großen zu wirken, ihm das vergeistigte Spiegelbild seines Wesens entgegenzuhalten, gering anschlagen. Er kann aber, unzertrennlich vom Volksganzen, wie er dasteht, nicht die Gefahren für seine eigne, auf die Antike gerichtete Phantasie beseitigen, nicht verhindern, daß das feinere Empfindungsvermögen abgestumpft vom kühlen Verstande sich ersetzen und ihn nur oberflächlich das Wesen der Antike berühren läßt. Vergessen wir auch nicht die Winkelstellung zwischen dem in seiner Eigenthümlichkeit entwickelten malerischen Scheine und der antiken Formenbildung. Es ist nicht grade nöthig, die Formhäßlichkeit, wie dies zuweilen bei Rembrandt und Velasquez, den beiden größten Farbenkünstlern der Vergangenheit vorkommt, als Princip auf die Fahne zu schreiben, jedenfalls wird sich der Colorist in der feineren Individualisirung, in der Schilderung selbst der leisesten Empfindungsregungen, wozu ihn seine Ausdrucksmittel auffordern, beengt fühlen durch die Rücksicht auf das plastische Maß, der dem classischen Ideal huldigende Künstler wieder wird einer Kunstweise fluchen, die ihn zwingt, die Mehrzahl seiner Vorzüge, die feste Contourenzeichnung, den einfachen Wohllaut der Linien in den Hintergrund zu drängen.

Hätte Carstens zur Verkörperung seiner wunderbar antiken Gedanken das vollständige Farbenmaterial angewendet, schwerlich würden wir ihn in so scharfer Weise Mengs einerseits und den spätern Akademikern andererseits entgegenstellen. Grade der Verzicht auf jede malerische Wirkung, die Koch in seinen Copien Carstenscher Zeichnungen nicht zum Vortheil derselben einigermaßen retten wollte, sicherte dem Meister die naive Sicherheit und Reinheit in der Auffassung der

Antike. Die gleichzeitigen Franzosen wollten dies antike Wesen nicht auf Kosten der eigentlichen Malerei in die neuere Kunst einführen und erzielten als Resultat das Ungenügen nach beiden Richtungen hin und das Ausleben der Schule, noch ehe ihr Gründer gestorben war. Carstens unmittelbaren Nachfolgern, welche seinen Musterformen einen schärferen malerischen Ausdruck verleihen wollten, erging es nicht besser, und eben das Gefühl, daß der innerhalb der Grenzen der Antike eingeschlossene Idealismus nicht befriedigen, nicht lebendig erhalten werden könne, rief die bekannten Bestrebungen von Cornelius und seinen Genossen auf. Genelli, auf welchen sich Carstens Natur am reinsten vererbt hat, greift zu dem gleichen Auskunftsmittel, läßt sich durch den Vorwurf, er besitze kein Farbenverständniß und mache aus der Noth eine Tugend, nicht irre machen, und beharrt mit Recht bei primitiven Ausdrucksmitteln. Bendemann in seinem anheimelnden Bilde der Nausikaa erkannte gleichfalls als die entsprechende Form für seinen Gegenstand eine reliefartige Composition und eine mit dem Fresco an Eintönigkeit wetteifernde Färbung. Rahl in Wien ist wol gegenwärtig der einzige, welcher den Ruhm eines tüchtigen Coloristen und eines treuen Anhängers des traditionellen Idealismus zu vereinigen erstrebt. Die Anlage zum Farbenkünstler besitzt er in hohem Grade, seine Porträts bürgen dafür, die überraschenden Leistungen seiner zahlreichen Schüler zeigen die bewußte Beherrschung jener Anlagen. Aber grade das Bild, welches wir von ihm auf der Ausstellung erblicken: Odysseus bei König Alkinoos, und das die erwähnte Vermittlung anschaulich machen soll, offenbart Rahls Vorzüge in geringerem Grade. Es fehlt Luft zwischen den einzelnen Personen und insbesondere dem Helden an Bestimmtheit des Ausdruckes. Das Colorit ist schwer und dumpf und selbst die Zeichnung werden strenge Idealisten schwerlich scharf genug finden. Sind wir auch von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der auf Grundlage der Antike ausgebildete Idealismus (eine Verwahrung, als ob wir die Herrlichkeit der Antike und den Werth ihres Studiums gering achteten, brauchen wir wol nicht einzulegen) nur geringe Aussichten auf die Herrschaft in der Malerei habe, so folgt daraus noch keineswegs, daß wir alles, was diesem Idealismus zuwiderläuft und mit dem Namen des Realismus ganz widerrechtlich prunkt, gutheißen und unsere Sympathien diesem entgegentragen. Akademische Hohlheit wird vom wahren Idealismus getrennt, ebenso sollte man ordinäre Modelle mit einigen Costümfetzen behangen nicht mit realistischer Schilderung gleichbedeutend halten. Der Cultus historischer Größe ist der beste Zug in unserer Bildung, der Wunsch, auch die bildende Kunst möge demselben sich weihen, daher keineswegs verwerflich. Wenn die Leistungen der letzteren einen Wiederhall in unsern Herzen wecken sollen, so müssen auch sie ihrerseits einen offenen Sinn bewahren für alles, was uns erregt, ergreift,

begeistert. Der Beweis, daß die sogenannte Profangeschichte der poetischen und malerischen Stoffe eine große Fülle in sich berge, bedarf wol nicht angetreten zu werden, dagegen muß die Forderung laut werden, daß in der Schilderung unserer Vergangenheit nicht blos äußere Treue, sondern auch innere Wahrheit herrsche, die Charakteristik vor sicherer Individualisirung nicht zurückschrecke, vor allem aber den Ausdrucksmitteln der Malerei, die allein das Innere der dargestellten Helden bloßlegen und unsere Empfindung packen, die höchste Aufmerksamkeit zuwenden werde. Die weisen Männer der Kritik, die sich blöd darüber wundern, daß für die Beurtheilung von Gemälden so viel vom Maler gesprochen wird, müssen wissen, daß es sich hier nicht etwa blos um ein größeres oder geringeres Maß technischer Geschicklichkeit handle, sondern daß jene Farbenpoesie gemeint ist, welche in die Schilderung erst die rechte Stimmung bringt und die Charaktere über die gewöhnliche Alltäglichkeit erhebt.

Für viele unserer Künstler besitzt aber die Vergangenheit leider keinen andern Reiz, als daß sie die Flucht aus der Gegenwart erleichtert. Von Kindesbeinen an werden wir gelehrt, die ästhetische Seite unseres Lebens gering zu achten, die absolute Unfähigkeit der Gegenwart zur künstlerischen Verklärung wird feierlich zum Dogma erhoben, Verspottung derselben als das richtigste Merkmal feinerer artistischer Bildung angesehen. Daß die Wahrheit eines solchen Glaubens uns überhaupt das künstlerische Vermögen rauben würde, und alle diese üblen Eigenschaften der Gegenwart dem Künstler, auch wenn er sich in die fernsten Zeiten zurückflüchtet, auf dem Fuße nachfolgen möchten, hat man noch niemals bedacht. Besäßen unsere Historienmaler nur die Hälfte des Muthes, der unsere Landschaftsmaler auszeichnet, hätten sie die Energie, unbefangen zu beobachten und abgegriffene ästhetische Begriffe zu vergessen, es würde sich die Meinung über den künstlerischen Werth des gegenwärtigen Lebens bald anders stellen und die Ueberzeugung, nur in Pluderhosen oder Brustharnisch sei eine männliche Gestalt malerisch brauchbar, zum Wanken gebracht werden. Zeigt denn diesen „Gewandhubern“, die die Malerei zur Costümdarstellung herabsetzen, nicht der einfache Volksinstinct die falsche Fährte, die sie eingeschlagen? Wie kommt es, daß alle diese Conradins und Tillys, diese Fürsten, die sich das Todesurtheil verkündigen lassen oder aus der Haft entlassen werden, nicht zünden, nicht nur keine Theilnahme, sondern nicht einmal die äußerlichste Aufmerksamkeit auf sich ziehen, daß auf der andern Seite z. B. des trivialen Feuermüllers oder des doch wahrlich künstlerisch nicht hochstehenden Flüggen Schilderungen weite Kreise fesseln, die Sympathie anregen, die Phantasie der Beschauer mit sich reißen? Das Volk, dankbar, daß es selbst, seine lebendigen Glieder zum Gegenstand der künstlerischen Darstellung gewählt wurde, vergißt auch die Trivialität und den

geringen Kunstaufwand und findet darin zwar getrübte, aber doch kenntliche Spiegelbilder seines Wesens. Wenn einmal der Mann kommt, der unser Volk bei der rechten Seite seines Wirkens und Leidens erfaßt, so werden wir staunen über unsere Blindheit, die dort nur Prosa und geisttödtenden Materialismus wähnte, die Trivialität der Darstellung unabwendbar glaubte und die Quellen reicher lebendiger Poesie nicht erblickte. Schon auf dieser Ausstellung stoßen wir auf ein treffendes Zeugniß, daß auch unmittelbar gegenwärtige Motive, wenn sie nur ein echter Künstlergeist ergreift, die Idealität des Gedankens nicht ausschließen. Ph. Foltz hat eine Bauerfrau mit ihrem Kinde in ungewöhnlich großen Dimensionen gemalt. Eine junge Mutter war mit dem Säugling ihrem Mann auf die Wiese nachgewandert. Hier auf dem Grase gelagert, hatte sie den prächtigen Jungen sich an der Brust satttrinken lassen. Wir sehen sie im scharfen Profil, wie sie trunken vom Glücke jauchzend ihr Kind erhebt, es hoch in der Luft zappeln läßt und die volle Seligkeit des Muttergefühles genießt. In der Ferne, an die Sense gelehnt, in einem Augenblicke der Rast, steht der Gatte, voll Antheil an dem wonnigen Schauspiel. Diese Bauerngruppe ist auch eine heilige Familie, der Born von Poesie, den die Anschauung der Mutterliebe und des Mutterglückes gewährt, tief erschöpft, der Ausdruck der Holdseligkeit unübertrefflich wiedergegeben. Für dieses Bild aus dem Volke gibt jeder Unbefangene die hochtrabenden Scenen aus dem Mittelalter, dem Bauernkriege u. s. w. (schon in dieser Wahl ganz allgemeiner nichtssagender Situationen gibt sich die Nüchternheit der Auffassung kund) willig her. Wer es mit dem Realismus redlich meint, kann gegen diese seelenlosen, trockenen Schauscenen — historisches Genre nennen es höfliche Leute — nicht scharf genug sich aussprechen. Für alle die zahlreichen Enttäuschungen, welche die Betrachtung profangeschichtlicher Bilder bietet, kann nur die Anschauung des wirklich großen Fortschrittes, den grade dieser Zweig der Malerei in dem letzten Jahrzehnt erfahren hat, Ersatz gewähren. Wir können auch gegenwärtig auf kein vollendetes Werk in dieser Richtung hinweisen; wenn wir aber die jüngsten Leistungen der Historienmalerei mit den berühmten Werken der früheren Jahrzehnte vergleichen, so fühlen wir, daß eine ernste, vielversprechende Entwicklung hier sich offenbart. Man braucht gar nicht Kochs Landsturm, oder Tischbeins Conradin heraufzubeschwören, man stelle nur berühmte historische Bilder aus den dreißiger und vierziger Jahren mit Pilotys Gründung der Liga, Dietz' Zerstörung von Heidelberg, Menzels Ueberfall bei Hochkirch, Leutzes (auf der Ausstellung leider nicht vorhandenen) Washington zusammen, um die mächtige Entwicklung, welche dieser Kunstzweig in kurzer Zeit erfahren hat, zu erkennen. Wo hatten wir denn die Augen, als wir Rubens Columbus und vollends gar Schorns Wiedertäufer als bedeutende Leistungen bewunderten? Das letztere Bild mit seinen farblosen

Physiognomien, seiner schülerhaften Zeichnung, seinen allgemeinen Blondinen und Brünetten, seinen hier mit rothem Bart, dort mit schwarzem Bart maskirten Modellen erregt gegenwärtig nur Lachen. Sage man ja nicht, die Werthschätzung solcher historischer Gemälde hänge von der Mode ab und was wir heute über Schorn stellen, werde morgen ebenso verspottet werden. Die neueren Bilder sind nicht blos anders, sondern wesentlich besser als ihre Vorgänger. Die Auffassung ist ernster und wahrer, die Charakteristik lebendiger und eingehender, die Phrase, die abstracten allgemeinen Köpfe, die bloßen Costümfiguren minder vorherrschend geworden. Die Gruppe des Blinden und der auf den Treppensteig Flüchtenden in dem Bilde von Dietz, das lebendige Getümmel der aufwärts ziehenden französischen Scharen, einzelne Köpfe (freilich nur von Nebenfiguren) auf Pilotys Gemälde sind nicht blos relativ gut, sondern an und für sich vortrefflich. Könnten diese Männer sich von dem Aberglauben frei machen, jedes Kunstwerk verlange stilistische Einschiebsel und blos raumausfüllende Figuren, könnten sie die Chorknaben, die Pagen und Knappen, die nichts thun als langweilig dareinschauen, und den besten Raum wegnehmen, aus ihrer Phantasie verbannen, hätten sie keine lächerliche Furcht vor naivem, lebendigem Erfassen der Situation, vor dramatischer Concentration der Handlung, der Fortschritt wäre noch größer, die Freude und der Genuß des unbefangenen Beschauers noch rückhaltloser. Jedenfalls, wenn man das Schicksal des Idealismus seit Carstens und die Fortschritte des Realismus seit zwanzig Jahren zusammenhält, kann man gar nicht zweifelhaft sein, für welche Richtung die Götter streiten, wo allein der energische, stetige Fortschritt sich kundgibt, und wo eine lebendige, ernste und energische Entwicklung mit Bestimmtheit erwartet werden kann.

Wollte man in einer Art Tribuna die Perlen der Ausstellung vereinigen, und unter Kunstkennern wie im übrigen Publicum die Stimmen sammeln, um zu erfahren, welchen Werken die allgemeine Meinung den Preis der Vollendung zugesteht, so würden über gar manche Bilder die Meinungen schroff auseinandergehen. An Gustav Richters Auferweckung von Jairus Töchterlein, z. B. preisen bekanntlich die Einen die Humanisirung der religiösen Geschichte; der Ausdruck unendlicher Liebe und wahrhaft göttlichen Erbarmens im Christuskopfe, die jeden äußern Gegenstand durchdringen, zu sich emporziehen und mit dem eignen Leben verschmelzen, dünkt ihnen musterhaft für die künstlerische Behandlung des an sich spröden und unsinnlichen Motives, die Andern zucken mitleidig die Achseln über den „Magnetiseur", zu dem Christi Gestalt herabgewürdigt wurde, und meinen, der auf theologischem Gebiet längst besiegte Rationalismus habe Zeit und Mittel schlecht gewählt, um sich in die Kunst einzunisten. Die hier wahrgenommene Auffassung biblischer Scenen kann zwar nicht den Ruhm unbedingter Neuheit für sich in Anspruch nehmen,

unter den Franzosen ist dieselbe schon lange eingebürgert, außer andern namentlich von Ary Scheffer in zahlreichen Werken bethätigt worden, bei uns geht aber die Vorliebe für religiöse Stoffe mit gläubiger Gesinnung so regelmäßig Hand in Hand, daß es nicht wundern darf, wenn die entgegengesetzte Schilderungsweise Aufsehen erregt und über der Erörterung der Principienfrage die Anerkennung der tüchtigen Malkraft, die sich vielleicht noch vollendeter in einem ausgestellten Frauenbildnisse G. Richters offenbart, vergessen wird. An einem andern Werke wird die Wahl des Motives an und für sich schon die Parteileidenschaften anfachen. Pilotys Gründung der Liga kann so wenig die Sympathien der Protestanten für sich erwerben, als Jaroslav Czermaks Schilderung, wie im siebzehnten Jahrhundert der Katholicismus in Böhmen wieder eingeführt wurde, hoffen darf, trotz der seltenen technischen Gewandtheit und der naiven Charakteristik der durch Heiligenbilder verführten Hussitenkinder die kirchlich Gläubigen zu befriedigen. Riedels Genrefiguren, die kokette Sakuntala, die sauber gewaschene neapolitanische Fischerfamilie u. a. werden zwar von Vielen mit Bewunderung betrachtet werden, sie sind angenehm dem Auge, strengen den Geist nicht an, und erfüllen vollkommen alle Bedingungen, welche triviale Kunstfreunde an die Malerei stellen, schwerlich werden sie aber den Preis vor jenen erlangen, welche den Maler nicht mit dem Theaterschneider verwechseln, und das Geschick, dasselbe Modell heute in dieses, morgen in ein anderes Costüm zu hüllen, von poetischer Begabung trennen. So wird in zahlreichen Fällen bald das Motiv, bald die malerische Form Anstoß erregen, das Urtheil unsicher hin- und herschwankten. Ein Werk jedoch wird nicht allein von allen, sondern auch von allen zuerst als die Perle der Ausstellung genannt und mit Jubelruf auf den Ehrenplatz getragen werden. Das ist Schwinds Verkörperung des Märchens von den sieben Raben und der treuen Schwester. Schwind hat bekanntlich von der artistischen Variation des Sprichwortes: Irren ist menschlich, von dem unveräußerlichen Künstlerrechte, auch einmal schwache Werke zu schaffen, keinen allzukargen Gebrauch gemacht. Noch sein letztes Gemälde: der Grabritt Rudolfs von Habsburg bereitete seinen Freunden keine geringe Verlegenheit. Sie zweifelten nicht an der genialen Kraft seiner Phantasie, sie bewahrten ihre Ueberzeugung, daß Deutschland keinen größern Künstler besitzt; aber diesem hölzernen Kaiser, diesen hölzernen Rittern und Bauern gegenüber konnten sie im besten Falle nur stumm sich verhalten. Doch wer denkt jetzt noch daran, wem ist noch im Angesicht des Rabenmärchens die Muße gegeben, sich des illuminirten Ritter Kurt, der karikirten Sänger auf der Wartburg, der langweiligen Einweihung des freiburger Münster zu erinnern. Die sieben Raben Schwinds erzählen nicht blos ein Zaubermärchen, sie sind selbst ein Zauberwerk, daß den Sinn gefesselt hält und jeden, der seine Kreise betritt, alles Uebrige in der Welt

vergessen macht. Wir vernehmen, daß Schwind bereits vor funfzehn Jahren sich mit diesem Bildmotive beschäftigt hat, ohne aber gleich die rechte Form der Verkörperung zu finden. Erst bis ihm auch die feinsten Züge des Märchens lebendig vor der Phantasie standen und seine Empfindung das geheimnißvolle Wesen des Motives vollkommen bewältigt hatte, schritt er an die Ausführung, die in überraschend kurzer Zeit zu Ende gebracht wurde. Auf diese Art kam die reife Weisheit und die unmittelbare Begeisterung gleichmäßig zu ihrem Rechte, im vollkommnen Gleichgewicht finden wir sie auch in dem Werke, dem besten, das Schwind bis jetzt geschaffen. Wir kannten Schwind schon längst als einen Meister naiver Schilderung, wir schätzten in ihm und Ludwig Richter, der leider auf der Ausstellung nicht den ihm gebührenden Raum — und ein Ehrenplatz müßte es sein — einnimmt, die seltene Befähigung, einen recht volksthümlichen Ton einzuschlagen, und ihre Gestalten aus unserem besten Marke zu schneiden. Schwind hatte sich noch den rechten Humor gerettet, der das Kleine erhebt, ohne das Große zu verlästern, ihm war vor allem die Gabe verliehen, zu unserm Herzen zu sprechen und unsere Empfindungen lebendig zu erregen. Charaktere, die ein rauhes Schicksal etwas aus dem Lothe gebracht, welche aber in ihrer abgeschlossenen Besonderheit doch noch feststehen, versteht niemand so wahr und ergreifend zu schildern wie Schwind. Aber die Formfreudigkeit, den Sinn für großartige oder rein anmuthige Bewegungen hat Schwind niemals noch so glänzend entfaltet als in dem Rabenmärchen, niemals auch alle seine positiven Eigenschaften und Vorzüge so harmonisch vereinigt, wie diesmal.

Das erste Bild des aus funfzehn Feldern bestehenden Aquarellcyklus zeigt uns oben, leicht skizzirt die einleitenden Scenen des Märchens, unten eine Märchenerzählerin, umringt von einem reichen Zuhörerkreise, von dem wir vermuthen, daß in ihm der Meister alle seine Lieben verewigt hat. Diese gemalte Widmung fällt vielleicht ein wenig aus dem Rahmen, der das Ganze umspannt, heraus, doch respectiren wir sie als eine wahrhaft innige Herzensergießung und halten mit jeder weitern Bemerkung zurück. Bei der Vervielfältigung des Werkes im Stiche, die uns hoffentlich nicht lange wird vorenthalten bleiben, dürfte ohnehin das erste, blos für den engern Freundeskreis des Künstlers bestimmte Bild ausfallen. Das zweite Bild hebt die Geschichte der getreuen Schwester, die ihre Brüder durch beharrliches Spinnen und Schweigen erlöst, von dem verhängnißvollen Augenblicke an, wo die Einsame von dem nahenden Jagdzuge entdeckt wird. Wir lassen den lustigen Jägertroß an uns vorübereilen, verweilen aber desto länger bei dem dritten Felde, der Schilderung des Königssohnes, der mitten im Waldesgrün die reizende Jungfrau auffindet. Walther von der Vogelweide kann nicht zarter und seelenvoller von der minniglichen Mädchenschönheit singen, als sie hier Schwind in

einfachen, aber unendlich anziehenden Zügen zeichnet. Keusch und sittsam, in ihr goldenes Haar gehüllt, sucht sie sich den Blicken, in welchen bereits Liebesfeuer entglimmt, zu entziehen. Doch vergebens. Im nächsten Bilde sehen wir die Jungfrau bereits, von den Armen des Jünglings gestützt, ihr Versteck verlassen, geleiten sie weiter in das Königsschloß und wohnen der Brautschmückung bei. Ueber alle diese Bilder weht ein Hauch der Anmuth und der Lieblichkeit, alle Formen und Bewegungen durchzieht ein Wohllaut, wie er kaum besser und reiner gedacht werden kann. Gleich einer h. Elisabeth gewahren wir im siebenten Felde das junge Königsgemal am Arme des (vielleicht nicht genug individualisirten) Gatten Almosen austheilen. War es in den vorangehenden Bildern der lautere Schönheitssinn, den wir an dem Meister bewunderten, so fesselt uns hier die ergreifende Charakteristik der Bettlergruppe. Hunger und Elend, körperliche Krüppelhaftigkeit und geistige Verwahrlosung treten uns in schneidenden Gestalten entgegen. Welch entsetzlicher Jammer blickt nicht namentlich aus den Zügen des vordersten Bettelknaben! Nur ein Rest von menschlicher Form ist ihm übriggeblieben, um die Verthierung, die Stumpfheit desto unheimlicher hervorzuheben. Aus der grellen Wirklichkeit führt uns das nächste Bild in eine nächtliche Kummerwelt. Das beharrliche Schweigen hat die getreue Schwester schon längst verdächtigt, selbst der Gatte kann sich des Mißtrauens kaum erwehren, als er sie in nächtlicher Stille, statt an seiner Seite ruhend, emsig die Spindel drehend gewahrt. Geistreich ist hier in der Färbung ein grauer, nebelhafter Ton angeschlagen, indem er das Geisterhafte der ganzen Erscheinung andeutet, und so die späteren Vorgänge, die Nachgiebigkeit des Königssohnes gegen die Ankläger der Zauberin motivirt. Im neunten Bilde tritt die Katastrophe ein. Die schweigsame Königin hat ein Zwillingspaar geboren, unter den Händen der Hebamme fliegen sie aber als putzige Raben empor. Schrecken und Entsetzen malt sich in den Zügen der Umstehenden. Während die Einen überrascht von der ungeahnten Verwandlung furchtsam die ungeschickten Rabenjungen abwehren, haben die Andern bereits den bösen Zauber gerochen und ihr Urtheil über die unglückliche Mutter, die im Hintergrunde ruht, und resignirt zur herbeigeeilten Fee blickt gefällt. Die zahlreichen Beschauer, die namentlich dieses Bild mit stets frischer Theilnahme betrachten, glauben zuerst, es gehe nichts über die Lebendigkeit und echt dramatische Kraft der Schilderung der vordern Gruppen. Erblicken sie aber die Wöchnerin, die, noch verschönt durch das Muttergefühl, so still und innig ihrem Schicksal entgegenharrt, bei welcher selbst der Kampf zwischen Mutter und Schwesterliebe nicht die ursprüngliche Holdseligkeit trüben kann, so begreifen sie nicht, wie sie noch für eine andere Gestalt auf dem Bilde ein Auge haben können. Je länger sie aber in der Anschauung beharren, und nur gewaltsam kann man sich von dem Werke trennen, desto klarer wird die

Ueberzeugung von der Einheit der Composition, von der tiefen Wechselwirkung der beiden Handlungen. Das ist es eben, was wir an diesem Meisterwerke so hoch preisen, daß Schwind niemals seine Kraft mißbraucht, seine besonderen Vorzüge nicht auf Kosten der Wahrheit voranstellt, die Einfachheit in Gedanken und Formen nicht verschmäht. Es folgt das Vehmgericht, der rührende Abschied vom Geliebten und die Vorbereitung zum Tode. Bei aller Sympathie für die verfolgte Unschuld wird man die Gestalt des dicken Kerkermeisters nicht ohne Befriedigung betrachten können. Nur eine einzige Stunde fehlt noch, um die sieben Jahre voll zu machen und die verzauberten Brüder zu befreien. Die Fee mit dem Stundenglase erscheint in den Lüften und spricht der Bedrängten Muth zu. Eine gute Hilfe leisten nun aber die Bettler, die ihre Wohlthäterin nicht verlassen mögen, die Kerkerthür stürmen und dem Vollzuge der Hinrichtung ein mächtiges Hinderniß entgegensetzen. Es sind dieselben Gestalten und Köpfe, die wir schon auf dem siebenten Bilde erblickten, aber das Abstoßende und Unheimliche ist dennoch verschwunden, die Dankbarkeit hat die Züge verklärt, die Hoffnung, retten zu können, Hunger und Elend und Siechthum vergessen lassen. Dank dieser Verzögerung verrinnt die letzte Prüfungsstunde, die Raben werden mit den von der getreuen Schwester gesponnenen Hemden bekleidet, entzaubert und eilen nun auf milchweißen Rossen, von der Fee, einer wunderbar mächtigen, stolzschönen Gestalt geführt, herbei, um die Schwester vom Brandpfahle loszuhauen. Das sturmgleiche Heranbrausen der Brüder, der Liebesschmerz des Königssohnes, der am Fuß des Scheiterhaufens in sich verloren kniet und wenn auch nur vom Rücken gesehen, dennoch eine der sprechendsten Gestalten bildet, der Volksjubel über die Befreiung, die komische Hast der flüchtenden Henker, all das Wogen und Drängen, der plötzliche Wechsel in den Empfindungen sind trefflich wiedergegeben und stempeln dieses Bild zum würdigen Schlußsteine des ganzen Werkes.

Man kann dasselbe zwar keiner der bestehenden Facultäten einordnen, es zeigt weder anatomische Kenntnisse, noch philosophische Gelehrsamkeit, noch theologische Mystik. Dafür wird es von jener Weisheit getragen, die das einfach kindliche Gemüth, wie die gereifte Lebenserfahrung gleichmäßig erfreut. Kein reicher Verstand spricht aus demselben, desto reiner waltet in ihm die naive Phantasie; keine glänzenden Phrasen schmücken dasselbe, dagegen besitzt es den Reiz inniger Poesie und eines freudigen frischen Sinnes für die lebendige Realität, die wir beinahe schon verloren wähnten. Mit einem Worte, Schwind hat uns mit einem Kunstwerk beschenkt, das uns in die besten Zeiten der Vergangenheit zurückversetzt, und besser als alle andern berühmten Schöpfungen unsrer Tage die Eigenthümlichkeit und Stärke des deutschen Kunstgeistes offenbart. Der Jubel, den es in allen Beschauern hervorruft,

die ganz allgemeine Begeisterung, die es wirkt, gehört zu den tröstlichen Zeichen der Zeit, und beweist, daß für das echt Schöne und wahrhaft Künstlerische unser Sinn trotz der Irrungen, denen er ausgesetzt war und bleibt, nicht erstorben ist.

Springer.

Die Küsten am Kanal La Manche vom militärischen Standpunkt.

2.

Portsmouth und Cherbourg.

Es kann als ein charakteristischer Unterschied zwischen den Anlagen der englischen und französischen Seefestungen gelten, daß England seine Vertheidigungswerke so erbaue, daß sie den unmittelbaren Eingang in den Hafen und diesen selbst nach allen Seiten mit Geschützfeuer bestreichen, während die Vertheidigung der vorliegenden Rhede hauptsächlich den Schiffen überlassen bleibt, daß man diese also so spät wie möglich in den Hafen einschließt, während Frankreich schon die Rhede durch detachirte Forts zu vertheidigen sucht und seine Schiffe vor überlegenen Flotten zeitig im Hafen birgt. Die Briten legen fast nie Batterien auf den Enden der Molen oder Hafendämme an, während dies die Franzosen überall thun; die Briten halten das Feuer der Schiffe dem der Landbatterien, die Franzosen das letztere dem ersteren überlegen, und nach den neuesten Erfahrungen möchte man ihnen hierin Recht geben. Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir auch Portsmouth und seine Rhede von Spithead betrachten, um den charakteristischen Unterschied zwischen der Anlage dieser Festung und der von Cherbourg aufzufinden. Portsmouth, der größte britische Kriegshafen am Kanal, ist gegen die Angriffe einer feindlichen Flotte durch die Natur so geschützt, wie so leicht kein zweiter, und zwar durch die vorliegende Insel Wight, welche die ganze Fronte desselben deckt. Schon Heinrich III. richtete seine Aufmerksamkeit auf diesen Hafen, und seit dieser Zeit ward er nach und nach das, was er jetzt ist, und selbst in der neuesten Zeit hat man viel gethan, ihn zu verstärken. Die Einfahrt in denselben kann nur von Osten oder Westen aus erfolgen, auf beiden Seiten ist sie großen Schiffen nur zur Zeit der Flut und trotz der ausgelegten Boyen nur mit Hilfe von Lotsen möglich. Vertheidigt ist sie von detachirten kasemattirten Forts, die sowol auf Wight als auch auf dem Festland von England liegen und das Wasser mit rasirendem Feuer bestreichen. — Die Festung selbst besteht

aus drei selbstständigen Theilen, Portsmouth, Portsea und Gosport, die so angelegt sind, daß sie sich gegenseitig vertheidigen. Die Werke nach der Landseite sind theilweis mit nassen Gräben umgeben, und überhöhen das umliegende Terrain innerhalb der Kanonenschußweite. Die nach dem Hafen zu bestehen aus soliden kasemattirten Batterien, die sich so secundiren; und das Wasser so bestreichen, daß eine Einfahrt in denselben nicht möglich ist, so lange sie nicht in Trümmer gelegt sind, was um so schwieriger ist, als ihre Hauptfronte dem directen feindlichen Feuer gänzlich entzogen ist. Hafen und Rhede von Spithead sind so geräumig, daß die größten Flotten Platz finden, die Arsenale so vollständig, daß man Schiffe mit allem Nothwendigen versehen kann, nur sind die Geschütze, womit die Werke armirt sind, etwas zu leicht, da in den letzten Jahren alle Seemächte sichs angelegen sein ließen, ihre Schiffe so schwer als möglich zu bewaffnen. Die Erfahrungen, welche man im letzten russisch-türkischen Kriege machte, benutzend, hat man viele detachirte Batterien auf Wight angelegt, von denen eine der größten unweit der Needles liegt. Sollte eine feindliche Flotte bis hierher vordringen, so würde doch die Schwierigkeit des Fahrwassers, das, wenn die Boyen zurückgenommen und keine Piloten zu bekommen sind, kaum zu finden sein dürfte, ihre weiteren Fortschritte hemmen. Es bliebe in diesem Falle dem Feinde nichts übrig, als sich der Insel Wight zu bemächtigen, und von ihr aus, nachdem die Strandbatterien genommen sind, Rhede und Hafen zu beunruhigen.

Wollte Frankreich diesen Hafen paralysiren, so mußte es mit ungeheuren Kosten einen seiner Küstenpunkte in dieser Gegend befestigen. Dies ist geschehen. Cherbourg war schon seit lange bestimmt, ein französisches Portsmouth zu werden, und es hat sein Muster und Vorbild sogar übertroffen. Es ist ein Seehafen ersten Ranges errichtet, der England die Herrschaft im Kanal streitig zu machen geeignet ist. Cherbourg kann als Sammelpunkt für offensiv operirende Flotten benutzt werden und zugleich als Rückzugsplatz für geschlagene dienen, und seine Seearsenale sind so ausgerüstet, daß sie nicht nur defecte Schiffe wieder herzustellen vermögen, sondern daß sie alle Materialien und Anstalten enthalten, um neue zu bauen, ohne deshalb der Hilfe anderer Werften in irgend einer Weise zu bedürfen. Wir sagten, der Zweck dieses Hafens sei ebenso gut ein offensiver als ein defensiver. Hätte man blos das Letztere erreichen wollen, so würde man ihn nicht mit so ungeheuren Kosten in so großer Nähe der englischen Küsten angelegt haben, gewiß nicht dem größten britischen Kriegshafen unmittelbar gegenüber, gewiß nicht an dem vorspringendsten Punkte der Küsten der Bretagne. Namentlich macht die Eisenbahnverbindung, so wie die Einrichtungen, die offenbar getroffen sind, Truppen nicht blos möglichst rasch heranzuziehen, sondern auch mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit einzuschiffen, den Eindruck einer Offensiv-

festung; denn bei der Stärke der Fortificationen an und für sich bedarf man ersterer Anstalten zu ihrer bloßen Vertheidigung wahrlich nicht. — Die Befestigungen umschließen die Stadt von allen Seiten, es liegt diese in einer Ebene am Ufer und hat rings Höhen hinter sich. Westlich von der Stadt liegt, diese an Ausdehnung bei weitem übertreffend, der Kriegshafen mit seinen Docks und Arsenalen, im Centrum die Rhede mit den sie schützenden Molen, östlich ein hoher grauer Felsen, La Roule, auf dem die Citadelle erbaut ist, welche die ganze Festung, Hafen und Rhede beherrscht. Ein bastionirter Wall umgibt in Form eines Halbcirkels die Hafenetablissements nach der Landseite und lehnt sich mit seinen Flanken an das Meer; er hat nach ersterer nur ein sehr stark befestigtes Thor. Das große, 70 Fuß tiefe Bassin ist künstlich durch Aussprengen von Felsen hergestellt, und hat an seinen Seiten sieben Docks, welche durch Schleußenthore mit ihm in Verbindung stehen, und die sowol zur Ausbesserung als zum Neubau von Schiffen benutzt werden können. Der Molo, welcher die innere Rhede abschließt, ist ein wahres Riesenwerk, er dient nicht blos dazu, die hinter ihm vor Anker liegenden Kriegsschiffe vor Sturmfluten zu schützen, sondern ganz wesentlich die Annäherung feindlicher Flotten zu hindern, zu welchem Zwecke vier starke Forts auf ihm angelegt sind, deren drei mit 60, das vierte mit 35 Geschützen bewaffnet ist.

Jedes dieser Forts hat zwei Etagen Kasematten, eine dritte Reihe Geschütze feuert von der Plattform aus. Hierbei ist ein Hauptvortheil, den sie gewähren, nicht zu übersehen. So lange sie nämlich nicht vom Feinde genommen sind, wird es diesem unmöglich, den Kriegshafen selbst und die daran stoßenden Marineetablissements zu beschießen und zu zerstören. Den Eingang des Hafens selbst vertheidigen mehre stark armirte Forts. Das Kaliber ihrer Geschütze ist ein sehr schweres; ganz analog den Ansichten des Kaisers, die er in dem Werke über Artillerie aussprach, und die er auch bei den Feldgeschützen durch Vergrößerung der Kaliber in Anwendung brachte, sind es nur 64pfündige Kanonen nnd 10zöllige Mörser. — So große Geschütze manipuliren sich allerdings etwas schwer, doch haben sie gegen Schiffe eine sehr bedeutende Wirkung. Die englischen Küstenbatterien sind viel leichter bewaffnet, in der Regel nur mit langen Zweiunddreißigpfündern, ja mit noch kleineren Kanonen, während die englischen Schiffe größere Geschütze tragen. Man findet in Portsmouth, Dover und Weymouth Batterien, die blos mit Achtzehn- oder kurzen Vierundzwanzigpfündern bewaffnet sind. Man sieht den Fehler, den man damit beging, jetzt ein, und von Woolwich werden jetzt so viele Achtundsechzigpfünder dahin abgesendet, als man eben vorräthig hat oder fertig machen kann.

Sämmtliche Forts in Cherbourg sind so angelegt, daß sie ebenso wol

sich selbst flankiren, als auch die Außen- und Innenrhede und den Hafen mit kreuzendem Feuer bestreichen, und die Citadelle la Roule kann ihre Geschützmassen auf jeden beliebigen Punkt richten. — Der Ausgangspunkt der Eisenbahn mit seinen Etablissements liegt am Fuße dieses Felsens, gänzlich unter dem Feuer der Batterien der Citadelle. Ebenso wie Cherbourg durch diese mit Paris, ist Portsmouth durch eine solche mit London verbunden und kann namentlich dadurch, daß diese nahe an dem Lager von Aldershott vorüberführt, von da rasch Truppen zu seiner Verstärkung heranziehen. Indeß hat die Verbindung mit London darum weniger Werth als die Cherbourgs mit Paris, weil letzteres befestigt und ein militärischer Centralpunkt ist, während London, eine offene Stadt, Schutz und Hilfe von seinen Festungen verlangt, diesen aber keine Unterstützung zu gewähren vermag. Wir kommen hier auf den Werth von Centralfestungen zurück, ohne welche Seefestungen bedeutend am Werthe verlieren. Immer sind diese, mögen sie noch so stark befestigt sein, überlegenen feindlichen Angriffen ausgesetzt, und werden denselben endlich unterliegen, wenn sie nicht vom Lande aus gehörig unterstützt werden. — Hierfür ist die Belagerung von Sebastopol das beste Beispiel; es wurde sogar trotz dieser Unterstützung, die stets von der nordöstlichen Seite aus erfolgte, genommen. Fehlen nun Centralfestungen gänzlich, wie hier in England, so muß der Fall einer Seefestung von den traurigsten Folgen begleitet sein. Das Land liegt alsdann den Fortschritten des Feindes offen, eine verlorne Feldschlacht gibt es dem Feinde Preis, denn die geschlagene Armee findet keinen geschützten Sammelplatz, keine befestigten Depots, um ihre Verluste an Mannschaft und Kriegsmaterial zu ersetzen, und es ist unter diesen Umständen nur zu leicht möglich, daß sie gänzlich vernichtet wird. Der Einwand, daß im Jahre 1806 die Festungen Preußen durchaus nicht geschützt hätten, ist nicht maßgebend, denn sie wurden größtentheils gar nicht, oder sehr schlecht vertheidigt; nur wenige machten davon eine rühmliche Ausnahme. Napoleon I. wußte dies sehr wohl und deshalb mußte Carnot sein Werk über Vertheidigung von Festungen schreiben. — Die vorspringende Landzunge, auf welcher Cherbourg liegt, bildet die östliche Grenze der Bucht von St. Michel, in deren Hintergrund das stark befestigte St. Malo liegt, das nothwendig ist, um die Bucht selbst zu decken und die vorspringende Landzunge der Bretagne zu flankiren. Dieser Bucht gegenüber liegt der zweite große britische Kriegshafen, Plymouth. Die Mündung des Plym und Tamar bilden hier eine breite Bucht, welche befestigt als Hafen benutzt wird. Vor dieser liegen die 5,100 Fuß langen Molen, welche, da sich auf ihnen keine Forts befinden, nur den Zweck haben, die Rhede vor Sturmfluten zu schützen. Der über eine englische Meile breite Hafen dürfte einer feindlichen Flotte schwerlich, ohne Unterstützung der eignen, bedeutenden Widerstand leisten, er ist mehr eine Flotten-

station, als eine Seefeste, und seine Arsenale sind einzig und allein zum Ersatz erlittener Schäden, nicht aber zum Neubau von Kriegsschiffen bestimmt. Weiter westlich befindet sich weder ein englischer, noch ein französischer Kriegshafen am Kanal.

Die Engländer nehmen jetzt an, daß sie von drei Seiten aus gegen Cherbourg operiren könnten, und zwar mit Hilfe der Flotten von Plymouth, Portsmouth und Sheerneß, daß sie infolge dessen auf concentrischen Operationslinien vorgehen würden, während die Franzosen bei einem Landungsversuch von hier aus zwischen diese gerathen, folglich in eine sehr unangenehme Lage kommen würden. Dies beruht aber auf einer Täuschung; denn auch die Franzosen haben zwei äußere starke Punkte, von denen sie aussegeln können, Dünkirchen und Brest, welche die Engländer wieder auf innere Operationslinien zurückwerfen. Bis jetzt hat allerdings die französische Flotte die englische an Macht und Größe nicht erreicht, dafür ist sie aber auch nicht genöthigt, in so vielen Meeren Kriegsschiffe zu halten und sich infolge dessen so zu zerstückeln, als letztere, und daß sie in der Neuzeit einen riesigen Aufschwung genommen hat, kann niemand in Abrede stellen; ebenso wenig kann man voraussagen, wenn Frankreich mit dieser neuen Schöpfung aufhören wird; vor der Hand hat es durchaus nicht den Anschein, als sollte dies so bald geschehen.

Aus den gegebnen Umständen geht für England die Nothwendigkeit hervor:

1. seine Dampfflotte möglichst zu verstärken,
2. seine Küstenbefestigungen zu vervollständigen,
3. Centralfestungen anzulegen,
4. sein stehendes Heer zu reorganisiren und zu verstärken.

Sobald das englische Gouvernement diese Nothwendigkeiten nicht einsieht, wird es früher oder später alle Ursache haben, die Vernachlässigung zu bereuen. Man weiß, daß die Allianz zwischen den Cabineten von London und Paris in den Herzen der Völker nicht Wurzel geschlagen hat, daß der alte Nationalhaß nicht erloschen ist, und wenn die Presse irgend der Ausdruck der Gefühle der Nationen ist, so braucht man nur die Zeitungen beider Länder zu lesen, um sich von der Wahrheit unserer Ansicht zu überzeugen. Der Besuch in Cherbourg, die bei dieser Gelegenheit gewechselten Reden stoßen diese nicht um, und fast möchten wir sagen, daß man jetzt schon auf den Punkt gekommen ist, wo man sich die Zähne weist; denn gleich nach der Rückkehr der Königin, erhielt das Arsenal in Woolwich Befehl, so rasch als möglich schwere Geschütze nach den Festungen und Forts an der Südküste abzusenden.

Wir sagten, England müsse zuerst seine Dampfflotte verstärken, wir haben dafür folgende Gründe. Um die Küsten, wo sie auch immer angegriffen werden mögen, möglichst rasch unterützen zu können, und das feindliche Opera-

tionsobject möglichst schnell zu erreichen, bedarf man solcher Schiffe, die sich sehr rasch bewegen können und vom Winde möglichst unabhängig sind, folglich der Dampfschiffe; man muß aber auch mit überwiegenden Kräften an solchen bedrohten Punkten erscheinen können, um die feindliche Flotte zu schlagen und eine Landung zu verhindern, folglich bedarf man einer großen Anzahl derselben. — Alte Segelschiffe in Dampfschiffe umzuwandeln, hat sich in den meisten Fällen als unpraktisch herausgestellt, und kann man diese viel besser als eine Flottenreserve in Portsmouth vereinigt halten, weil sie von hier aus, ziemlich in der Mitte des Kanals, den kürzesten Weg nach jedem bedrohten Punkte hin zurückzulegen haben. Die Dampfflotte bildet dann die eigentliche Manövrirflotte, ihre leichten Schiffe sind als Beobachtungsposten gegen die französischen Häfen vorzuschieben, und um jede Bewegung der Flotten dieses Landes rasch melden zu können, müssen ihnen Avisodampfer beigegeben sein; das Gros der Dampfflotte muß einer aussegelnden feindlichen dann rasch entgegengehen und sie entweder zurückzutreiben oder doch so lange aufzuhalten suchen, bis es ihr möglich ist, sie mit Hilfe der herbeigekommenen Reserveflotte zu schlagen; letzterer sind auch die Dampfkanonenboote zuzutheilen, doch haben diese sich immer mehr am Ufer zu halten, da sie in einer Seeschlacht auf offenem Meere nur von wenig Nutzen sein würden, während ihre Wirksamkeit bei Vertheidigung angegriffener Küstenstriche viel wesentlicher ist. Ist über die Flotte in dieser Weise disponirt, so würde eine feindliche Invasion sehr erschwert sein, weil ihr immer eine Seeschlacht vorausgehen müßte.

Wenn wir sagten, daß die Küstenbefestigungen verstärkt werden müssen, so wollen wir natürlich nicht eine Befestigung nach Art der chinesischen Mauer damit gemeint haben, sondern wir meinen einfach, daß Dover und Folkstone, welche gute Häfen besitzen und einer feindlichen Landung sehr ausgesetzt sind, besser befestigt werden müßten, namentlich auch, weil sie London so nahe liegen und von Boulogne und Dünkirchen aus bedroht sind. Bei Dover befindet sich ein stehendes, bei Folkstone ein befestigtes Lager, mithin sind dort immer Truppen zur raschen Einschiffung bereit. — Sich zur Abwehr einer Invasion ganz allein auf die Flotte zu verlassen, halten wir nicht für gerathen. Die Oberherrschaft auf dem Meere hat oft gewechselt, kleine Marinen haben sie viel zahlreicheren streitig gemacht, ein sehr fähiger Admiral, vom Glück begünstigt, gibt selbst einem sehr schwachen Geschwader eine große Ueberlegenheit, und warum sollte nicht auch in Frankreich ein solcher erstehen können? Genuesen, Portugiesen, Spanier und Holländer haben nach und nach die Meere beherrscht, mithin kann in einer Welt, wo alles dem Wechsel unterworfen ist, diese Herrschaft auch einst den Engländern verloren gehen. Frankreich macht alle Anstrengungen, seine Marine zu heben, während man in England der

Hauptsache nach bei dem Bestehenden verblieb, und mit dem Bau von Dampfkriegsschiffen viel zu langsam vorwärts schritt.

Je schwächer eine Armee an Zahl ist, desto mehr bedarf sie der Stützpunkte, und in einem Lande, wo es natürliche Wälle und Gräben, als große Ströme, unübersteigliche Gebirge nicht gibt, müssen künstliche hergestellt werden. Viele Festungen schwächen, wegen der ihnen nöthigen Garnisonen, die im Felde operirende Armee, und es ist unmöglich, sie in gehöriger Stärke herzustellen, will man die Finanzen des Landes nicht zu sehr beschweren. Wie der Stand der Dinge in England ist, würden einige Centralfestungen, in deren Schutze sich bewaffnete Lager befänden, den Zweck, einen vordringenden Feind aufzuhalten, bis man die Armee verstärkt, d. h. die Miliz eingezogen hat, vollständig erreichen. Die strategische Lage derselben ergibt sich ganz genau aus den Bedingungen, welche sie zu erfüllen haben, und diese sind Unterstützung der Seefestungen, Schutz der Hauptstadt und der hinter ihnen liegenden Theile des Landes, bis die Armee concentrirt ist. Sie müßten demnach vor der Linie Bristol-London angelegt werden. Werfen wir einen Blick auf die Karte, so würde im Osten des Reiches Chatham als solche gelten können, wenn die Landseiten stärker befestigt würden. Eine zweite müßte sich bei Farnham befinden, ungefähr da, wo jetzt das Lager von Aldershott liegt. Die dritte müßte am Kenne- und Avonkanale angelegt werden. Könnte man eine vierte in der Gegend von Taunton errichten, so würde dies höchst vortheilhaft sein. Diese Festungen richtig benutzt, würden das Vordringen des gelandeten Feindes unendlich erschweren; auch verlangt die Heeresverfassung Englands gebieterisch eine solche Innenbefestigung für den Fall, daß es dem Feinde möglich wurde, einen überraschenden Angriff zu machen, und diesen Hauptfactor zum Siege würden sich im Kriegsfall die Franzosen nicht entgehen lassen, das beweist die ganze Anlage der Festung Cherbourg.

Die numerische Schwäche der königlich englischen Armee, ihre Zerstreuung über alle Theile der Welt, machten schon früher die Organisation von Streitkräften nöthig, welche die Vertheidigung des Mutterlandes mit übernehmen müssen. Diese Streitkräfte bilden die Milizen und die Yeomanrykavalerie, die seit dem letzten russisch-türkischen Kriege mehrfach einberufen wurden, und gegenwärtig wegen der indischen Wirren zum Theil noch unter Waffen stehen. Ein Nebenzweck der Miliz ist, durch freiwilliges Engagement aus ihr Ersatz für die königliche Armee zu erhalten, die wegen des herrschenden Werbesystems oft Mangel an Rekruten leidet. Die Milizen sind nach den Provinzen eingetheilt und werden von diesen gestellt; sobald sie bei der Fahne sind, stehen sie in allem der königlichen Armee gleich; ist ersteres nicht der Fall, so ist nur ein Capitän und das Musikcorps besoldet. Ihre Offiziere werden von den Lordlieutenants der Grafschaften ernannt, und haben keine weitere militärische

Ausbildung, als daß sie die nöthigen Bewegungen nach dem Reglement auszuführen verstehen. — Die Milizen müssen von den Grafschaften gestellt werden, wie wir schon sagten, doch findet auch hier eine Art des Loskaufens statt, und zwar kann sich ein junger Mann gegen Zahlung von 10 Livres Sterling von diesem Dienst befreien. Ihre Anzahl ist sehr bedeutend und mag 200,000 Mann erreichen, die aber der Hauptsache nach erst kurz vor oder während eines Krieges einberufen werden, wo die Zeit fehlen wird, sie gehörig zu exerciren und mit den verschiedenen Pflichten eines Soldaten bekannt zu machen. Sie werden mehr oder weniger immer ein Heer von Rekruten sein, das von mehr als mittelmäßigen Offizieren befehligt wird. Man darf wol annehmen, daß es unter Zeit von vier Wochen unmöglich sein wird, diese Milizen so einzuüben und so zu concentriren, daß man sie gegen den Feind führen kann. Was kann aber in derselben Zeit nicht alles verloren gehen? — Der Feind wird festen Fuß gefaßt und sich verstärkt haben, er wird auf die Depot- und Sammelplätze der Milizen losgehen, die, da sie nicht befestigt sind, keinen bedeutenden Widerstand zu leisten vermögen, und wird letztere auseinandertreiben. Hieraus geht hervor, daß England gar sehr nöthig hat, ein kampfbereites starkes Heer im Mutterlande zu halten. Die Zeiten sind vorüber, wo man an die Unüberwindlichkeit seiner Heere und Flotten glaubte, und es wird wohlthun, sich in deren gegenwärtigem Zustand nicht allzusehr auf sie zu verlassen. England stellt sich die Möglichkeit einer Invasion nicht ernst genug vor; hin und wieder hat es wol eine dunkle Ahnung davon, und man kann nur wünschen, daß es zum klaren Erkennen seiner Lage komme, ehe es zu spät ist. v. Tr.

Von der preußischen Grenze.

Was in den letzten Wochen in Berlin vorgefallen ist, wird einem künftigen Geschichtschreiber einen interessanten Stoff bieten, und vielleicht ist die Zeit nicht fern, die eine solche Geschichtschreibung möglich macht. Vorläufig begnügen wir uns, die Resultate festzustellen, die im Wesentlichen einen erfreulichen Eindruck machen. In der Regentschaftsfrage hat man sich nach langem Sträuben entschlossen, auf den Weg der Verfassung einzulenken, der diesmal auch der Weg der natürlichen Logik ist. Ob in dem genügenden Umfang, das werden die nächsten Tage lehren; wenigstens hat man sich zu der Einsicht durchgearbeitet, daß eine Monarchie eines wirklichen Regenten bedarf, daß zwei Regenten nebeneinander ein Unding sind, und daß es für Preußen, wenn es nicht seine Selbstständigkeit einbüßen will, die höchste Zeit

ist, eine unabhängige Regierungsgewalt zu constituiren. Ein noch wichtigeres Resultat haben die Confiscationen der liberalen Blätter hervorgebracht. Die Justiz hat sich endlich ermannt, der Polizei, die um des „allgemeinen Besten“ willen sich unter Umständen der bestehenden Gesetze überheben zu können glaubte, eine ernste Mahnung zuzurufen, und da diese Mahnung von günstigem Erfolg begleitet ist, so dürfen wir hoffen, daß auch hier, wo es am dringendsten nöthig war, der Weg des Rechts wieder wird betreten werden. Aber diese Hoffnung darf uns nicht einschläfern, sie muß uns vielmehr auffordern, alle Kräfte aufzubieten, um für die ununterbrochne Fortdauer des Rechtszustandes sichere Garantien zu gewinnen. Das Wichtigste sind die bevorstehenden Landtagswahlen.

Die Nationalzeitung bringt ein Programm, in welchem sie erklärt, „den besten und sichersten Entwicklungsgang unseres öffentlichen Lebens darin zu erblicken, daß die Verfassung kräftig vertheidigt und mit größerem Eifer als bisher aus- und durchgeführt wird.“ Natürlich stehen wir darin mit ihr auf gleichem Boden und billigen noch entschiedener das Schlußwort:

„Die eigenthümliche Aufgabe der nächsten Sitzungen wird eine Reinigung der sittlichen Atmosphäre sein, es wird gelten, den durch eine wüste Reaction verschütteten Quell altpreußischer Gewissenhaftigkeit und Rechtsliebe zu befreien. Auf den zurückgelegten hochtrabenden Zeitraum, wo jeder den Staat retten wollte und sich bei diesen Großthaten von den kleinen Rücksichten auf seine rechtlichen Schranken entbunden hielt, muß das schlichtere Losungswort folgen, daß es um den Staat nur gut bestellt ist, wenn jedermann an seinem Orte das Recht zu üben sich bemüht und sich bescheidet. Zu verbannen ist die Willkür aller Staatskünstler und Gaukler, auf welchem Felde immer sie sich niedergelassen haben; wieder herzustellen und gegen Uebergriffe zu schützen ist die persönliche Freiheit, die Selbstständigkeit der Gerichte und aller Verwaltungsbehörden. Die Abgeordneten, die jetzt zu wählen sind, haben ihre ganz besondere Aufgabe. Die Wähler brauchen nicht zu wissen, ob künftig Herr v. X. oder Herr v. Z. Minister des Innern sein wird und ob ihre Vertreter sich zu des Herrn Ministers Anhängern oder Gegnern setzen sollen. Sie mögen nur Männer wählen, welche das Ende jeder Willkür wollen, und das Weitere der Zukunft überlassen.“ — Wir können diesen Wünschen um so unbefangener beipflichten, da wir sie vor einiger Zeit bereits selber ausgesprochen haben.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, erörtert nun die Nationalzeitung die Frage, inwieweit sie ihren politischen Freunden, der demokratischen Partei, rathen soll, Candidaten der constitutionellen Partei zu unterstützen. Die Frage hätte vielleicht in einem schicklicheren Ton erörtert werden können, indeß soll uns das nicht anfechten, da wir in den praktischen Resultaten übereinstimmen. In der That hat die constitutionelle Partei meistens die Neigung, zu vermitteln, auch da, wo eine Vermittlung nicht möglich ist: es liegt das nicht blos in dem Charakter der zufälligen Vertreter dieser Partei, sondern in der Natur der Bildungsschicht, aus der sie hervorgegangen ist. Zwar glauben wir — und darin weichen wir von der Nationalzeitung ab — daß es Entwicklungsperioden gibt, wo die Politik der Transaction die allein richtige ist, wo es darauf ankommt, den Strom der augenblicklich herrschenden Richtung über sich hinbrausen zu lassen, damit nicht das Ganze aus den Fugen gehe; aber wir theilen die Ueberzeugung der Nationalzeitung, daß die gegenwärtige

Periode nicht in diese Kategorie fällt, daß vermittelnde Naturen in die gegenwärtige Session nicht gehören, daß es vielmehr darauf ankommt, Männer zu finden, die mit unbeugsamem Willen das Unrecht überall aufdecken und für seine Beseitigung sorgen.

Wenn wir nun unsrerseits unsern politischen Freunden, der constitutionellen Partei, einen Rath ertheilen sollen, inwieweit Candidaten der demokratischen Partei zu unterstützen sind, so wäre es folgender. Haben die Constitutionellen die Neigung, zu viel Rücksichten nach Oben zu nehmen, so haben die Demokraten die ebenso bedenkliche, Rücksichten nach Unten zu nehmen. Sie haben, verleitet von dem Dogma der Volkssouveränetät, nicht selten den Willen des Volks über das Gesetz gestellt, sie haben diesen Willen in dem Geschrei wüster Pöbelmassen gesucht und die Barrikade als eine Rechtsquelle behandelt. In der übertriebenen Empfindung ihres Gegensatzes gegen die bestehenden Zustände haben sie eine organische regelmäßige Entwicklung für unmöglich gehalten und das Mittel des Fortschritts ausschließlich in Revolutionen gesucht, während doch nach der Erfahrung aller Zeiten jeder Revolution, weil sie in ihren Sprüngen der Natur voreilt, einen natürlichen Rückschlag herbeiführt, der das Volk weiter zurückdrängt, als es anfangs stand. Wenn wir in Preußen auch im Ganzen weniger erlitten haben, als wir hätten erleiden können, so hat doch die Nationalzeitung selbst das ganz richtige Gefühl, daß unrecht Gut nicht gedeiht, da sie im Gegensatz gegen die gegenwärtigen Zustände, die Früchte der Revolution, fortwährend das altpreußische d. h. vormärzliche Rechtsbewußtsein hervorhebt. Noch auf eins müssen wir hinweisen, was freilich nur den kleinern Theil der Demokratie trifft, der in der Wuth des Nivellirens zuweilen alles preußische Gefühl verleugnete und über die Herabdrückung dieses Staats wol gar eine tückische Schadenfreude empfand: Belege finden sich nicht blos in der Paulskirche, sondern auch in der berliner „Reform“ und ähnlichen Zeitschriften.

Demokratische Candidaten hat man also (nach dem Ausdruck der Nationalzeitung) zunächst „aufs Korn zu nehmen“, ob sie sich auch von diesen schlechten Neigungen völlig lossagen; wo nicht, so kann ihnen ein Constitutioneller seine Stimme nicht geben. Wenn sie sich dagegen dem Programm der Nationalzeitung anschließen, wenn sie auf dem Boden der Verfassung und in dem Geist derselben jeder Willkür rücksichtslos entgegenzutreten verheißen, und wenn ihr Charakter diese Verheißung verbürgt, so verdienen sie die Unterstützung aller Freunde des Vaterlandes, gleichviel welchen Namen sie der Partei geben, die sie zu vertreten gedenken.

† †

Literatur.

Neue Dramen. — Brachvogel, der mit seinem Narciß eine so außerordentliche Wirkung auf die Bühne ausgeübt, erscheint mit einem neuen Trauerspiel vor dem Publicum: Adelbert vom Babenberge (Leipzig, Costenoble); es ist kein Fort-

schritt. — Wilhelm Wolffsohn gibt seine gesammelten dramatischen Werke heraus (Dresden, Kuntze); die beiden ersten Bände enthalten: „Zar und Bürger" und „Nur eine Seele". Fehlt bei Brachvogel in der Erfindung alles Maß, so möchte man hier eine größere Kühnheit wünschen; die Tendenz ist durchaus wohlmeinend. — Julius Mosen im „Sohn des Fürsten" (Oldenburg, Berndt) behandelt die Jugendgeschichte Friedrich des Großen; die Haltung ist ganz idealistisch und nimmt auf den Ton der Zeit keine Rücksicht. — Ludwig Eckardt hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, den Tod des Sokrates zu einem Trauerspiel zu verarbeiten (Jena, Hochhausen). Der sterbende Sokrates verkündet den gekreuzigten Erlöser, und so dient auch dies dramatische Spiel dem Lebenszweck des Verfassers, den Theismus wieder herzustellen. —

Neue Gedichte. Venus im Exil, ein Gedicht in 5 Ges. von Robert Hamerling. (Prag, Kober), sucht die verschiedenen Gestalten, in der die Göttin erscheint, zu einer mystischen Einheit zu verbinden. — Barbarossas Erwachen, ein Geisterspiel von Maximilian John (Berlin, Plahn), verheißt dem „edlen Preußen-Aar" den Sieg. — Ferner zeigen wir an: die Haideblumen von Martin Weihe (Leipzig, Friese), die Gedichte von Carl Stelter (Leipzig, Cnobloch), von Rudolf Günther (Jena, Neuenhahn), von Maria Claußnitzer (Leipzig, Hunger), von A. G. v. Thünen (Bremen, Schünemann); das Album lyrischer Originalien von Friedrich Oser (Basel, Schweighauser), und schließlich das allerliebste „Räthselbüchlein" von Dr. Mises (Leipzig, Schlicke). —

Musik. Da auch in der Musik in der letzten Zeit die Productivität nicht sehr ausgiebig ist, so bleibt es ein großes und unschätzbares Verdienst, die guten Werke der alten Zeit durch billige und gut ausgestattete Ausgaben dem größern Publicum zugänglich zu machen. Mit großem Vergnügen zeigen wir zwei neue Unternehmungen dieser Richtung an, indem wir uns vorbehalten, im weitern Verlauf darauf zurückzukommen. — Hallbergers Prachtausgabe der Classiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, in ihren Werken für das Pianoforte allein. Neu herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingersatzes von Moscheles. Vollständig in circa 400 Notenbogen, im Subscriptionspreis den Bogen zu 1 Ngr. (also das Ganze zu ungefähr 13 Thlr.; bei der vortrefflichen Ausstattung ein sehr billiger Preis.) — Stuttgart, Hallberger. — Ferner Illustrirte Ausgabe erlesener musikalischer Meisterwerke: Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, mit einem Porträtstableau in Stahlstich, den Biographien der sechs Meister und Bemerkungen über den Vortrag der einzelnen aufgenommenen Stücke. (Leipzig, Gumprecht.) Diese Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen: Classisches Pianofortealbum und classisches Sopranalbum, jede zu 6 Lieferungen. Die Auswahl ist sehr verständig, die zweite Abtheilung zeichnet sich vorzüglich durch die Uebersetzung der Texte aus, die mit Rücksicht auf die Declamation und den musikalischen Periodenbau ausgeführt ist. — Für die Kenntniß der neuesten Leistungen sorgt eine dritte Sammlung: Das Pianoforte. Ausgewählte Sammlung älterer und neuerer Originalcompositionen, unter Redaction von Franz Liszt. (Stuttgart, Hallberger).

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der volkswirthschaftliche Congreß in Gotha.

Wir glauben die Aufmerksamkeit des Lesers, welche der vorliegende Gegenstand im hohen Grade verdient, von vornherein nicht besser fesseln zu können, als wenn wir den Kern der Beschlüsse des Congresses unserer Darstellung der Verhandlungen desselben voranstellen.

Die Versammlung deutscher Volkswirthe beschloß

I. die Gründung eines volkswirthschaftlichen Congresses, welcher in jährlichen Wanderversammlungen zusammentreten, und dessen laufende Geschäfte durch eine ständige Deputation versehen werden sollen, welche aus sechs durch den Congreß und aus drei durch Cooptation zu wählenden Mitgliedern bestehen soll. Für das nächste Jahr besteht diese Deputation aus den Herrn Präsident Dr. Lette als Präsident, Schulze-Delitzsch, von Bennigsen aus Hannover, Finanzrath Hopf aus Gotha, Anwalt Braun aus Wiesbaden, Dr. Pickford aus Heidelberg, Präsident von Patow aus Berlin, Rewitzer aus Chemnitz und Dr. Georg Varrentrapp aus Frankfurt.

Die Versammlung beschloß:

II. Der Congreß spricht sich 1) für den Grundsatz der Gewerbefreiheit aus. Derselbe setzt 2) einen Ausschuß nieder, welcher der nächsten Versammlung über die in den einzelnen deutschen Staaten bestehenden Zustände und Einrichtungen des Gewerbewesens von dem Standpunkt der Gewerbefreiheit aus einen durch den Druck zu veröffentlichenden Bericht erstattet. Dieser Ausschuß besteht aus drei Mitgliedern, welche sich nach Bedürfniß durch Ergänzungswahlen verstärken können. In diesen Ausschuß wurden gewählt die Herrn Dr. Boehmert aus Bremen, A. Lammers aus Hannover und Dr. Braun aus Wiesbaden.

Die vom ständigen Gewerbeausschuß zu seiner Ergänzung noch hinzugewählten Mitglieder sind:

1) Für Preußen, Bergius aus Breslau, 2) für Frankfurt, M. Wirth,

3) für Baden, Dr. Pickford aus Heidelberg, 4) für Würtemberg, Dr. Schäffle aus Stuttgart, 5) für Oldenburg, Regierungsrath Strackerjan, 6) für Oestreich, Bernhard Friedemann aus Wien, 7) für das Königreich Sachsen, Rewitzer aus Chemnitz, 8) für Kurhessen, Weigel aus Kassel, 9) für Thüringen, Regierungsrath Müller aus Gotha, 10) für Hamburg, Hertz, 11) für Hannover, Lammers, 12) für Bremen, Dr. Böhmert, 13) für Nassau, Braun, 14) für Baiern, Brater aus München, 15) für Hessen-Darmstadt, Dr. Schirges aus Mainz, 16) für Mecklenburg, Danckwarth.

III. Der Congreß beschloß öffentlich zu erklären:

1) daß er den Grundsatz anerkenne, es könne die Einführung und Regelung des Associationswesens nicht durch den Staat erfolgen, sondern müsse dieselbe aus der freien und eignen Thätigkeit der gewerbtreibenden und arbeitenden Classen hervorgehen;

2) daß er nach den in Deutschland, England und Frankreich angestellten Erhebungen und den bisher gemachten Erfahrungen die Bildung

a) von Vorschußvereinen und Darlehnskassen,

b) von Associationen specieller Gewerbe zum gemeinschaftlichen Bezug von Rohstoffen,

c) von Consumvereinen zur Anschaffung nothwendiger Lebensbedürfnisse im Ganzen als vorzügliche Mittel zur Selbsthebung der unbemitteltern Gewerbtreibenden und der arbeitenden Classen empfehle, da die volkswissenschaftlichen Grundsätze des Einzeleigenthums und der freien Concurrenz gewahrt bleiben.

d) Daß nach den gemachten Erfahrungen bei den Vorschußvereinen und den Associationen zum gemeinschaftlichen Bezug von Rohstoffen als vorzügliches Mittel zur Beschaffung des erforderlichen Betriebsfonds das Princip der unbedingten solidarischen Verpflichtung aller Mitglieder für die von dem Verein als solchen von dritten Personen aufgenommenen Capitalien und Spareinlagen sich praktisch bewährt habe;

3) daß übrigens durch Empfehlung specieller Arten des Associationswesens keineswegs einer weitern Entwicklung desselben vorgegriffen werden solle, sondern auch die nach andern Richtungen hin gemachten Versuche, sobald positive Erfahrungen hierüber vorliegen, den künftigen Erörterungen des Congresses vorbehalten bleiben.

Endlich trägt die Section darauf an:

4) daß der Congreß seine ständige Deputation beauftrage, die nöthigen Schritte zur Beschaffung des statistischen Materials über die in unserm gemeinsamen Vaterland auf dem Gebiet des Associationswesens ge-

machten Erfahrungen zu thun und so den geeigneten Mittelpunkt für die zerstreuten Notizen auf diesem wichtigen Felde zu bilden.

IV. Der Congreß beschließt einen Ausschuß zu ernennen, welcher die vom volkswirthschaftlichen Standpunkt wünschenswerthe Gestaltung der künftigen Handelspolitik und der Zollgesetzgebung des Zollvereins darzulegen hat. Für die Aufstellung eines Zolltarifs sind folgende Gesichtspunkte festzuhalten:

1) Möglichste Vereinfachung des Tarifs, und vollständige Aufhebung aller finanziell unerheblichen Zölle.
2) Beseitigung, resp. Ermäßigung derjenigen Schutzzölle, welche durch das wirthschaftliche Bewußtsein der Gegenwart als unvereinbar mit einer gesunden industriellen Entwicklung anerkannt sind.
3) Sicherung einer solchen Zolleinnahme, welche der jetzigen nicht nachsteht.

Der Ausschuß hat zeitig vor der nächsten Versammlung deutscher Volkswirthe seine Arbeit der ständigen Deputation, womöglich bereits gedruckt, vorzulegen zur Erwägung darüber, ob und in wie weit diese Arbeit auf die Tagesordnung des nächsten Congresses zu stellen sei.

In diesen Ausschuß wurden die Herrn Dr. Wolff in Stettin, O. Michaelis und Prince-Smith in Berlin gewählt und denselben freigestellt, sich durch eine weitere Anzahl berathende Mitglieder zu ergänzen.

V. Verschiedene Anträge einzelner Mitglieder, Aufhebung des Salzmonopols, der Spielbanken u. s. w. betreffend wurden der ständigen Deputation zur geeigneten Berücksichtigung bei der nächstjährigen Tagesordnung überwiesen und schließlich noch von der letzteren mit Genehmigung des Congresses die Anordnung getroffen, daß die officiellen Protocolle und die stenographischen Berichte über die Verhandlungen der Versammlung in dem zu Frankfurt a. M. erscheinenden „Arbeitgeber" abgedruckt werden.

Wenn wir uns diese Beschlüsse genau betrachten und einen Vergleich mit den Bestrebungen für das Volkswohl bei unsern Nachbarvölkern anstellen, so können wir wol mit einigem Stolz auf diese gemeinsame Wirksamkeit deutscher Volkswirthe hinblicken. Wir hörten da nichts von den phrasenhaften Exclamationen über den einreißenden Pauperismus, welche z. B. bei dem weiland Wohlthätigkeitscongreß von Herren in weißer Cravatte bei Champagner und Trüffeln zu Markt getragen wurden. Wir vernahmen nichts von jenen socialistischen Systemen, denen z. B. Frankreich zum großen Theil seine Ideenverwirrung und den Despotismus, unter dem es jetzt seufzt, verdankt, auch nichts vom „Recht auf Arbeit", nichts von der „Nothwendigkeit der Vernichtung des Capitals", nichts von Arbeiterwerkstätten, nichts von

Phalansterien, nichts von Regelung des Handels und der Industrie durch den Staat, — kurz nichts von allen jenen verderblichen Theoremen, welche einst zehntausend Arbeiter auf die pariser Schlachtbank geschickt haben.

Nicht die Einfälle ungebildeter Leute, deren Blick nicht über ihren eigenen Horizont und ihre persönliche Erfahrung geht, die nicht wissen, daß es lange bevor sie zu denken begannen, eine Wissenschaft gab, der die Lösung der sogenannten socialen Frage zur Aufgabe gestellt ist, — nicht die Hirngespinnste solcher Socialisten waren es, von welchen die erste Versammlung deutscher Volkswirthe beherrscht war, — sondern die Gesetze der Wissenschaft, welche durch die Erfahrungen der ganzen Weltgeschichte sanctionirt sind. Es war eine Versammlung wissenschaftlich und practisch gebildeter Männer, von deren klarem Blick jeder socialistische Wahn sofort in der Geburt erstickt wurde. Wir haben alle Ursache, um so größeren Werth auf diese Thatsache zu legen, daß die erste gemeinsame wirthschaftliche Agitation in Deutschland von bewährten Vertretern det Wissenschaft geleitet wurde, als eben das furchtbare Elend, welches Frankreich betroffen hat, vorzugsweise dem Umstand beizumessen ist, daß die Anregung und Agitation zur Reform des socialen Organismus von unwissenden Dilettanten, von wissenschaftlich ungebildeten Phantasten ausgegangen ist, während die Männer der Wissenschaft sich anfänglich zurückhielten und erst dann einsahen, wie nothwendig es sei, daß die Wissenschaft ins Volksleben thätig eingreife, als es bereits zu spät war.

Dieses Gefühl, diese Ueberzeugung, welche sich bewußt oder unbewußt, mit mehr oder weniger Klarheit der Mehrheit der Versammlung bemächtigt hatte, mochte dazu beigetragen haben, dem Congreß eine Physiognomie aufzuprägen, die wir noch bei wenigen deutschen Versammlungen beobachtet hatten. In summarischer Behandlung der formellen Theile der Geschäfte konnte die Versammlung jedem amerikanischen Meeting kühn zur Seite gestellt werden, während die Sachkenntniß in der Behandlung des Stoffes selbst einem Parlament nur zur Ehre gereicht hätte. Die Mehrzahl der Mitglieder war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie einen wirklich fruchtbaren Boden betreten und daß der Weg, den man eingeschlagen, noch zu großen und ersprießlichen Erfolgen und Früchten führen müsse. Deshalb trafen wir auch eine Resignation, ein Zurücktretenlassen aller persönlichen Rücksichten und Motive, welches die Formulirung der Anträge, die Verständigung und die Beschlußfassung ungemein erleichterte.

Zuerst machte sich dieser Geist geltend bei der Berathung der Gewerbefrage. In der Vordebatte über diesen Gegenstand waren Mittheilungen über die Zustände der Gewerbe und der Gewerbeverfassung in verschiedenen deutschen Ländern gemacht worden, und hatte zuerst Dr. Boehmert in frischen Farben die grellen Widersprüche dargestellt, welche die Zunftverfassung in

Bremen hervorrief, hinsichtlich deren interessanten Details wir auf die stenographischen Berichte verweisen müssen. Dr. Kreuzberg aus Prag machte nach einem historischen Rückblick auf die gewerblichen Verhältnisse Oestreichs die erfreuliche Eröffnung, daß die Gewerbefrage in seinem Lande bald die praktische Lösung finden werde, und Crusius, Buchbindermeister aus Leipzig, entgegnete auf die wider das „Handwerk" gerichteten Bemerkungen Boehmerts, daß nicht alle Uebelstände auf Rechnung des Zunftzwanges zu bringen seien, daß eine wesentliche Ursache des Nichtfortschreitens der Zünfte darin liege, daß Seitens der Regierungen zu wenig für die Fortbildung der Handwerker geschehe. Prince-Smith aus Berlin nahm Böhmert lebhaft in Schutz: nicht das Handwerk sei angegriffen worden; das Handwerk, das Werk der Hand, der Stolz des Menschen müsse geehrt werden; nur gegen die Einengung des Handwerks protestire man. N. D. Wichmann aus Hamburg wies an einzelnen Thatsachen nach, daß die Verhältnisse in Hamburg um nichts besser als die in Bremen seien. Die Bemerkung des Herrn Beck, des Vertreters des Handwerkervereins in Magdeburg, daß die Gewerbe seit Einführung der Gewerbefreiheit im Jahr 1807 in Preußen gelitten hätten, veranlaßte die Herrn Stadtrath Dr. Woeniger und Präsident Lette von Berlin zu einer gründlichen Darlegung der gewerblichen Entwicklung in Preußen in diesem Jahrhundert, deren Thatsachen wenig zu Gunsten der Zunftverfassung sprachen. Die Argumente dieser Redner wurden noch verstärkt durch die statistische Angabe Dr. Otto Hübners aus Berlin, daß von den infolge der die Gewerbefreiheit wieder einschränkenden Gesetzgebung im Jahr 1849 eingesetzten sechsundneunzig Gewerberäthen nur noch acht beständen und nur einer von diesen acht noch in Thätigkeit sei. Advocat Braun aus Wiesbaden erwähnte über die Verhältnisse des Herzogthums Nassau, daß von 1819 bis 1849 Gewerbefreiheit bestanden habe, welche seit 1849 einem Zwitterding gewichen sei, das man weder Zunftzwang noch Gewerbefreiheit nennen könne. Aus dem Gesetz von 1849 hob er einen Paragraphen hervor, welcher die absurde Bestimmung enthält, daß „ein Handwerksgewerbe dasjenige ist, von welchem der Bezirksrath beschließt, daß es als solches zu betrachten ist," — und daß der Bezirksrath auch die Grenzen jedes Handwerks bezeichnen kann, wodurch, da achtundzwanzig Bezirksräthe in Nassau existiren, eine achtundzwanzigfache abweichende Gesetzgebung in dieser Beziehung stattfinden kann. Regierungsrath Dr. Engel aus Dresden wies auf den eigenthümlichen Widerspruch der Zustände in Sachsen hin, wo neben der Gewerbefreiheit in der einen Gegend, noch entschiedener Innungszwang in der andern existire, wodurch Verwicklungen oft der seltsamsten Art entständen. So z. B. stritten sich zur Zeit als die Schuhschlittschuhe aufkamen nicht weniger als vier Zünfte über das Recht sie anzufertigen. Die Bewegung im Lande für Gewerbefreiheit, an deren Spitze das rührige Chemnitz stehe, nehme fort-

während zu. Dr. Boehmert fügte hinzu, daß der roßweiner Gewerbeverein sich ausdrücklich für Gewerbefreiheit erklärt habe. Dr. Malß berichtete über die eignen Mißbräuche, zu welchen die Zunftverfassung in Frankfurt a. M. Anlaß gibt. A. Lammers machte nach einer Schilderung der Verhältnisse in Hannover die Bemerkung, daß auch dort die Richtung für Gewerbefreiheit mehr und mehr sich Bahn breche. Advocat Boldt aus Rostock lieferte ein Bild der Zustände seiner Vaterstadt, welches zeigte, daß neben der Handelsfreiheit dort noch ein tüchtiges Stück Zunftzwang existirt. Webermeister Rewitzer aus Chemnitz ergänzte in einem klaren und eingehenden Vortrag die Mittheilung über Sachsen und wies namentlich auch auf den Mißstand widersprechender Entscheidungen der Localbehörden gewerbefreier und zünftiger Bezirke hin. Zu Gunsten der Gewerbefreiheit führte er namentlich die Gegenden der freien gewerblichen Entwicklung an, welche sich am entschiedensten für allgemeine Gewerbefreiheit aussprechen.

Dr. Riecke aus Nordhausen führte an einzelnen Beispielen aus, wie die Gewohnheit die Zunftschranken durchlöchert habe, wie z. B. der sogenannte Bier- und saure Gurkenzwang in Torgau dadurch gebrochen worden sei, daß man den Bedarf des Militärs von auswärts einzuführen verstattete. Professor Biedermann gab, nachdem er angeführt, daß der Fortschritt der gewerblichen Bewegung in Chemnitz vorzugsweise das Verdienst des Herrn Rewitzer sei, eine Darstellung der Verhältnisse in Weimar, woraus hervorging, daß dort dasselbe Mißverhältniß zwischen freien und zünftigen Gewerben wie in Sachsen bestehe, und knüpfte daran die Mittheilung, daß die Regierung entschieden für Gewerbefreiheit sei und nur auf die Mitwirkung andrer Regierungen warte, um auf dem Wege der gesetzlichen Reformen vorzuschreiten.

Nachdem hierauf die Specialdiscussion geschlossen war, ergriff Dr. Boehmert als Berichterstatter der Section das Wort, um folgende Anträge derselben zu rechtfertigen:

Die Section für Reform der Gewerbegesetze erkennt in der Befreiung der Arbeit von den bestehenden Beschränkungen ein Mittel zur Hebung des Gewerbestandes und beantragt: die Versammlung wolle beschließen, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln für Beseitigung der bestehenden Hemmnisse der Arbeit, namentlich dahin zu wirken:

1) daß die Gewerbs- und Handelsthätigkeit von denjenigen ausschließenden und beschränkenden Befugnissen, welche bisher bestimmten Corporationen oder Einzelnen zugestanden haben, befreit werde;

2) daß die Gewerbs- und Handelsthätigkeit nicht länger durch Lehrzwang, Wanderzwang, Befähigungsnachweis und Ertheilung von Concessionen beschränkt werde;

3) daß den Regierungen nur aus Sanitäts-, oder Feuer-, oder Wasser-

oder sonstigen polizeilichen Rücksichten eine Einmischung in den Betrieb einzelner Gewerbe eingeräumt werde;

4) daß im Uebrigen auch im Gewerbe- und Handelsbetrieb nur die allgemeinen bürgerlichen Gesetze, z. B. bezüglich der Dispositionsfähigkeit zur Geltung kommen.

Separatantrag des Dr. Böhmert.

1) Die Versammlung wolle sich speciell gegen den Versuch einer Zusammenlegung der Gewerbe erklären und ihre Ueberzeugung dahin aussprechen, daß die Reform der Gewerbegesetze eine gründliche und rasche sein müsse, weil ein langsames Absterbenlassen des hinsiechenden Veralteten ein Siechthum auch in die neuen Verhältnisse legt, und weil nur die volle Freiheit der wirthschaftlichen Bewegung einen Ersatz für die unhaltbaren Privilegien bietet und ein Vorwärtsschreiten im Gewerbe, so wie die zeitgemäße Veränderung der bisherigen Betriebsweise ermöglicht. 2) Die Versammlung wolle beschließen, die in der Gewerbefrage gefaßten Beschlüsse mit gründlicher Motivirung und mit besonderer Berücksichtigung der thatsächlichen historischen und statistischen Mittheilungen aus den verschiedenen Ländern in möglichst weiten Kreisen zu verbreiten und zugleich dahin zu wirken, daß diese Grundsätze womöglich in der Form eines allgemeinen deutschen Gewerbegesetzes nach Art des Wechselgesetzes und des angestrebten Handelsgesetzes, wo aber nicht, in der Form von Specialgesetzgebungen der einzelnen deutschen Länder zur Geltung gebracht werden.

Die Section hatte sich in ihrer entschiedenen Mehrheit für Abschaffung der Meisterprüfungen ausgesprochen. Zur Aufrechterhaltung der letzteren stellten die Herren Senator Döll aus Gotha und Buchbinder Crusius aus Leipzig einen Separatantrag, welcher vom Senator Döll gerechtfertigt wurde. Als im Verlauf dieser Discussion die Aeußerung fiel, daß man ebenso gut wie die Meisterprüfung auch die Prüfung der Juristen und Mediciner abschaffen könne, bemerkte Prince-Smith, daß in England, wo es gewiß tüchtige Juristen gäbe, ein juristisches Examen nicht bestehe. Die Discussion wurde hierauf durch einen die Sectionsanträge ausschließenden Vorantrag der Herren Wolff und Braun abgeschnitten, welcher nach kurzer Verhandlung zu dem oben stehenden Beschluß zu Gunsten unbedingter Gewerbefreiheit führte.

Die Verhandlungen über die Angelegenheit der Associationen, wofür der Congreß den deutschen Ausdruck Genossenschaften adoptirte, führte zu einem wahren Triumph des Herrn Schulze-Delitzsch, welcher um so erfreulicher war, als die Bestrebungen des verdienstvollen Mannes eine Reihe von Jahren hindurch ganz vereinzelt dagestanden hatten. In der Section, wo Professor Huber die englischen und französischen Associationen vorzugsweise als Vorbild hingestellt wissen wollte, fand Schulze die Anerkennung,

daß die nachher vom Congreß angenommenen Anträge, in welchen die Sanction seiner Bestrebungen liegt, nicht von ihm selbst, sondern von dritter Seite ausgingen und die einmüthige Beistimmung sämmtlicher Mitglieder erhielten. Obgleich in der Section eine ganz entschiedene Verwahrung gegen einzelne von den Schulzeschen Genossenschaftseinrichtungen abweichende Associationen, wie z. B. gegen die des erfurter Vereines, weil derselbe der Speculation die Thür öffne, eingelegt worden war, so erhielt Schulze doch die fernere Genugthuung, daß ihm als Berichterstatter unbeschränkte Vollmacht zur Rechtfertigung der Anträge ertheilt wurde, in welcher letzteren er der soeben erwähnten Verwahrung nur mit weiser Mäßigung gedachte. Diese Rechtfertigung selbst war ein Meisterstück von Beredtsamkeit, das mehr durch das Gewicht der Thatsachen, als der Worte die Versammlung zur Begeisterung hinriß.

Die Wirkung dieser Rede, auf deren Einzelnheiten einzugehen wir uns leider aus Mangel an Raum hier versagen müssen, die aber sowol in den im „Arbeitgeber" erscheinenden stenographischen Berichten wie in Schulzes neuestem Buch, „die arbeitenden Classen und das Associationswesen in Deutschland" nachgelesen werden können, — war so groß, daß die Versammlung sich mit einmüthigem Beifall erhob und durch den Präsidenten ihren Dank aussprach. Ein Antrag auf Annahme der Anträge en bloc wurde nur deshalb verschoben, um der Ruhe und Gründlichkeit der Verhandlungen keinen Eintrag zu thun. Nachdem hierauf Finanzprocurator Hallbauer aus Meißen über die Einrichtung des dortigen Vorschußvereines, Ender über den Creditverein in Königsberg Bericht erstattet, Dr. Adami aus Bremen Einwendungen gegen die solidarische Haftbarkeit der Genossen aus seinen Erfahrungen in Bremen gemacht, Freiherr von Eberstein aus der Provinz Sachsen dagegen angeführt hatte, daß die großen Actiengesellschaften einer Handelsstadt mit den Genossenschaften kleinerer Orte nicht zu vergleichen seien; nachdem Herr von der Leyen aus Hamm noch bemerkt hatte, daß die Unterstützung der Genossenschaften durch Hilfe der bemittelteren Classen doch nicht ausgeschlossen sein solle, wurden die Anträge der Section rasch ohne weitere Discussion, und nur mit einer kleinen von Prince-Smith vorgeschlagenen Aenderung, welche eine strengere Ausschließung des Staats (dessen Mitwirkung Finanzrath Hopf aus Gotha gewahrt wissen wollte) ausdrückt, angenommen.

Aus den Verhandlungen über die Anträge der Zollsection haben wir nur zwei Momente hervorzuheben, das eine, daß Dr. Kreuzberg aus Prag, welcher sich offen als Schutzzöllner bekannte, die Mitglieder des gewählten Zollausschusses ersuchte, daß sie, da sie lediglich aus Männern des freihändlerischen Bekenntnisses beständen, um der gründlichen, unparteiischen Beurtheilung willen auch Vertreter der entgegenstehenden Ansicht zu ihren Berathungen zulassen sollten. Das andere Moment bestand darin, daß die Befürchtung gel-

tend gemacht wurde, der Bestand des Congresses möchte gefährdet werden, wenn schon bei der nächsten Versammlung zu Frankfurt, wo wahrscheinlicherweise die Schutzzollpartei stärker vertreten sein werde, ein entschiedener Freihandelszolltarifentwurf zur Verhandlung käme. Diese Erwägung führte zur Annahme des von Bennigsen gemachten Zusatzes, wonach es der ständigen Deputation überlassen bleiben soll, ob sie den Gegenstand auf die Tagesordnung des nächsten Congresses stellen solle oder nicht.

Zum nächstjährigen Versammlungsort wurde Frankfurt a. M. gewählt.

Zum Schluß müssen wir noch eines überaus durchgreifenden Momentes erwähnen. Herr Professor Huber hatte sich nämlich bereit erklärt, im Gewerbeverein einen Vortrag über seine auf einer zweiten Reise in England und Frankreich über die Associationen geschöpften Beobachtungen zu halten. Um Zeit und die Wiederholung desselben Vortrags zu sparen, waren auf Wunsch des Redners die Mitglieder des Congresses zu der Versammlung eingeladen worden, welche sehr zahlreich besucht war. Professor Huber entrollte ein überaus anziehendes und getreues Bild namentlich der englischen Genossenschaften zu Rochdale und Leeds, welches nicht wenig zur Vorbereitung für die Entscheidung der wichtigen Associationsfrage beitrug. Der Vortrag war so umfassend, daß wir auch hier auf die stenographischen Berichte, so wie auf die bereits im deutschen Gewerbeblatt (Innung der Zukunft) über diesen Gegenstand erschienenen Artikel verweisen müssen.

Der Eindruck, welchen dieser Vortrag gemacht hatte, wurde noch überboten durch die mächtige Wirkung, welche ein darauf folgender Vortrag von Schulze-Delitzsch hervorbrachte, und welcher eine kräftige Appellation des Redners an das Ehrgefühl des Gewerbestandes enthielt. Derselbe führte den Gewerbtreibenden das Beispiel ihrer Vorfahren vor Augen; er bewies ihnen an der Hand der Geschichte, daß die Zünfte im Mittelalter in ihrer Zeit ein wirthschaftlicher und politischer Fortschritt waren, daß sie dem Sonderbetrieb auf dem Lande damals entgegenstanden, wie die heutigen Genossenschaften den Zünften, daß den großen Vorrechten der Zünfte ebenso so große Pflichten gegenüberstanden, daß die heutigen Zünfte nicht die Pflichten, sondern nur die Vorrechte wollten. Schulze forderte die Handwerker auf, sich zu ermannen, wenn sie nicht vom Großbetrieb erdrückt werden wollten, sich statt auf die Hilfe des Staates auf sich selbst zu verlassen, statt nach Schutz zu rufen auf die eigne Kraft sich zu stützen, damit es nicht einst heiße, die deutschen Handwerker bedürfen vor allem des Schutzes gegen sich selbst. — Die allgemeine Begeisterung auf der einen und die Resignation, welche diese Rede auf der andern Seite hervorrief, war so seltener Art, daß sie gewiß von nachhaltiger Wirkung auch in weitern Kreisen sein wird.

Und so rufen wir den deutschen Volkswirthen zu ihrem jungen Werke ein fröhliches. Glückauf! zu.

Die repräsentative Regierung in Sardinien.

Chiala: Une page d'histoire du gouvernement représentatif en Piemont. Turin, 1858. —

Wir haben dies Buch, obwol es breit und in schlechtem Französisch geschrieben ist, mit lebhaftem Interesse gelesen, denn der Gegenstand ist von eigenthümlicher Anziehungskraft für jeden, der die Entwicklung des freien Verfassungslebens in Europa verfolgt. Ein kleiner Staat, der freiwillig in eine neue Bahn tritt und nach einem kühnen aber unglücklichen Kampf gegen einen übermächtigen auswärtigen Gegner dieselbe beharrlich festhält und sich vor Ausschreitungen nach rechts wie nach links zu wahren weiß, der den Muth behält, sich an einem großen europäischen Kampf, welcher seine Interessen nicht unmittelbar berührte, zu betheiligen und neben den Großmächten in den Congressen sitzt, muß in der That die Aufmerksamkeit des Politikers auf sich lenken. Man hat Piemont das Preußen Italiens genannt, und wirklich finden sich viele Analogien in der Stellung beider zu dem Gesammtvaterland, indeß wenn man von Preußen sagen kann, daß eine ernste Verwirklichung der repräsentativen Regierung dem Scheinconstitutionalismus der Mittel- und Kleinstaaten gegenüber es hoch in Deutschland heben wird, so ist dies noch in viel höherm Grade der Fall bei Sardinien, welches das einzige nicht despotisch regierte Land der apenninischen Halbinsel ist. Und nicht blos der Gegensatz der italienischen Verfassungsformen kommt für Piemont in Betracht, sondern mehr noch, daß eine der wichtigsten Provinzen, welche noch dazu sein Grenznachbar ist, unter der Botmäßigkeit einer auswärtigen Macht steht. Diese äußern Verhältnisse sind so schwerwiegend, daß sie auf die innere Politik des Staates den entschiedensten Einfluß haben müssen, und wiederum hat die innere Politik mehr als in vielen andern Staaten Bedeutung nach außen. Die repräsentative Frage hat in Sardinien deshalb eine doppelte Seite, es ist einmal die Entwicklung im Innern, ihr Verlauf und ihre Aussichten für die Zukunft zu betrachten, andrerseits die Stellung, welche das Land dadurch zu Oestreich und dem übrigen Italien eingenommen hat.

Die Besitzungen, welche Oestreich im vorigen Jahrhundert in Oberitalien

behauptete, waren vereinzelte Vorlande, die schlecht mit dem Reichskörper zusammenhingen, durch den wormser Frieden (1743) verlor es noch Stücke der Lombardei, Tortona und Norera an Piemont, und der Tessino vom Lago Maggiore bis an den Po ward die Grenze gegen seinen westlichen Nachbar, Venedigs Gebiet war noch unangetastet. Die Revolutionskriege änderten diese Lage, Piemont ward das Opfer für die Coalition und gleichmäßig von Frankreich und Oestreich mißhandelt, letzteres dagegen breitete sich aus und wurde hier für seine Verluste in Deutschland und den Niederlanden entschädigt; nach wechselndem Kriegsglück ging es beim Frieden mit dem Erwerb Venedigs und Dalmatiens hervor, wodurch seine italienischen Besitzungen eine compacte, mit den übrigen Provinzen wohl zusammenhängende Masse wurden, und so dastehend wurde es als Großmacht der tonangebende Staat der apenninischen Halbinsel. Nur zögernd und weil es dies nicht hindern konnte, gab es die Vereinigung des genuesischen Gebiets mit Piemont zu, jede Vergrößerung nach Osten, die für seine Eroberungen nur schwach compensirt hätte, wußte es zu verhindern, mit dem übrigen Italien hing es nur durch die schmale parmesanische Grenze zusammen. Chiala citirt ein Memorandum, welches der sardinische Gesandte, Graf d'Agliè, auf dem wiener Congreß Lord Castlereagh überreichte, in dem die Stellung Piemonts erörtert wurde. „Man hat," heißt es in demselben, „dem turiner Hofe den Wunsch sich zu vergrößern vorgeworfen, aber wenn der wiener Hof in seiner Absicht beharrte, alle Gebiete zu behalten, die er jetzt in Italien innehat, würde er denselben Vorwurf verdienen. Die Fürsten des Hauses Savoyen zwischen zwei mächtige Nachbarn, welche stets ihre Staaten eifersüchtig bewachen, gestellt, haben natürlicherweise nach Mitteln suchen müssen, sich zu verstärken und zu vergrößern, je mehr sich ihre Nachbarn ausdehnten und je mehr das Militärsystem sich in einem Maße ausbildete, wie das in frühern Jahrhunderten unbekannt war. Früher hatte Piemont, gegen Frankreich durch die Alpen einigermaßen sicher gestellt, wenigstens auf der italienischen Seite durch die Schwäche seiner Nachbarstaaten keinen Grund der Beunruhigung. Allerdings war auch damals das Haus Oestreich ein mächtiger Nachbar, aber weder durch die Ausdehnung seiner Besitzungen, noch durch deren Lage furchtbar. Das Herzogthum Mailand war von den andern östreichischen Erbstaaten getrennt, die Zahl der Truppen während des Friedenszustandes gering, in Kriegszeiten aber machte diese Entfernung es Piemont möglich, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Wenn nun aber jetzt eine schon furchtbare Macht die Absicht kundgibt, sich den besten und größten Theil Italiens anzueignen und sein Gebiet bis zur Grenze Piemonts auszudehnen, so darf man die Anstrengungen, die der turiner Hof machen würde um eine Gebietserweiterung und Hilfsquellen, welche der Gefahr, von der er bedroht ist, entsprechen, nicht als Begehrlichkeit bezeichnen. In diesem

Fall ist Vergrößerung nicht Ehrgeiz, sondern eine Garantie, ein unentbehrliches Mittel, seine Unabhängigkeit zu bewahren. Dagegen sind die Absichten Oestreichs durch keine Nothwendigkeit gerechtfertigt und berühren weder seine Sicherheit noch seine Unabhängigkeit. Man darf selbst weiter gehen und ohne Zaudern behaupten, daß die in Frage stehende Vergrößerung, obschon an sich beträchtlich, kein andres Resultat haben würde, als die Knechtung (asservissement) Italiens und die Zerstörung des Gleichgewichts in Südeuropa, ohne Oestreich wahre und dauernde Vortheile zu bringen. Diese Behauptung, so auffallend sie auch scheinen mag, ist auf Vernunft und Erfahrung gegründet; die natürlichen Grenzen zwischen Italien und Deutschland sind zu klar, als daß diese beiden Länder jemals zu einem verschmolzen werden könnten. Die Bewohner der Oestreich untergebenen italienischen Provinzen können sich heute so wenig als vor hundert Jahren den Deutschen assimiliren." — Trotz dieser gewichtigen Gründe und ungeachtet der Bemühungen des sardinischen Gesandten in Petersburg, Grafen de Maistre, vollzog sich die Vertheilung, welche den heutigen Besitzstand ergab. Es ist wahr, daß die schroffe Reaction und Priesterherrschaft, welche in Sardinien der Wiedereinsetzung des alten Königshauses folgte, gegen seine Wünsche einnahm, und Oestreich beutete diesen Umstand geschickt nach beiden Seiten aus, indem es den andern Mächten zu verstehen gab, die Lombardei wolle nicht unter solchem Regiment stehen, und indem es andrerseits durch seinen Einfluß auf die Geistlichkeit festen Fuß in Piemont faßte; dazu kamen fürstliche Familienverbindungen. Doch würde man sich täuschen, wenn man glaubte, daß die sardinischen Ultras, so sehr sie im Innern das retrograde System aufrechthielten, sich in Bezug auf die Gefahr, welche dem Staate durch Oestreich nach außen drohte, einschläfern ließen. Der Graf de la Marguerita, dessen Reactionsstarrheit so verrufen ist, schrieb als auswärtiger Minister 1835 dem sardinischen Gesandten in einem Circular: „Die östreichische Politik hat sich nicht geändert, sie verfolgt immer dieselben Ziele, ihr Ehrgeiz ist noch größer als früher. In demselben Augenblick, da sie die päpstlichen Legationen begehrt, wirft sie einen verlangenden Blick auf das rechte Ufer des Tessino, den sie wieder überschreiten möchte, um ihre Grenzen über die hinauszuschieben, welche die Verträge von Worms und Aachen feststellten. Wenn Genua Sardinien einverleibt ist, so sind wir Oestreich sicher nicht dafür verpflichtet, sicher hat es uns auf dem wiener Congreß nicht unterstützt. Glauben Sie ja nicht, daß wir irgend eine Verbindlichkeit gegen eine Macht hätten, die uns nur das Gute gewährt, was sie nicht hindern kann. Darnach ist abzunehmen, mit wie großem Mißtrauen man alle Freundschaftsbetheuerungen und alle Anerbietungen, welche in unserm Interesse gemacht scheinen, aufnehmen muß. Den Worten der östreichischen Gesandten darf kein Glaube geschenkt werden und ihren Versprechungen kein Vertrauen."

Und Oestreich täuschte sich über diese Lage der Dinge nicht. Graf d'Haussonville erzählt, daß Fürst Metternich dem französischen Botschafter zu Wien 1830 sagte, für ihn sei die Frage Piemonts die Frage von ganz Italien. Doppelt mußten die Anzeichen beunruhigen, welche 1847 eine neue Ordnung der Dinge in Sardinien verkündeten. Der Kampf, den letzteres 1848 und 49 unternahm und seine Ergebnisse sind bekannt, Oestreich war Sieger geblieben, aber die Grenzen waren nicht verrückt. Zwei Dinge waren es, die Piemont retteten, einmal die Eifersucht der europäischen Mächte, welche nicht geduldet hätten, daß Oestreich sich in Turin festsetzte, und zweitens die Aufrechthaltung der liberalen Institutionen. Durch sie war die Regierung, wie sich nicht leugnen läßt, zum Kampf getrieben; nach dessen unglücklichem Ende wäre es nicht zu verwundern gewesen, wenn diese Institutionen gefallen wären, und wenn Oestreich nicht in Turin war, konnte dann doch sein Einfluß dort allmächtig werden. Die Loyalität und der gesunde Blick des jungen Königs verhinderten dies, er sah ein, daß die Aufrechthaltung dieser Grundverschiedenheit von der lombardischen Regierung ein moralischer Schlagbaum gegen Oestreich sei, und blieb seinem Eide treu. Umsonst versuchte das wiener Cabinet ihm die Niederlage von Novara und selbst die Abdankung seines Vaters als die Niederlage des revolutionären Geistes darzustellen und ihm mit der Wiedererlangung der unumschränkten königlichen Gewalt zu schmeicheln; er zog es vor, als mit seinem Volk besiegt zu erscheinen, statt durch die Oestreicher die Revolution zu besiegen. Dank diesem Muthe ist Sardinien eine Macht in Italien geblieben, es repräsentirt noch mehr als zuvor in der nördlichen Halbinsel die Möglichkeit eines unabhängigen Italiens. Nicht mehr Erfolg hatte Oestreich bei den Männern der äußersten Rechten in Piemont, welche den neuen Institutionen feindlich gesinnt waren, sie sind reactionär, aber vor allem doch national, und wollen lieber in ihrem Lande dulden, was sie als Unrecht ansehen, als sich auf auswärtige Hilfe stützen. Nur der Klerus ist Oestreich zugethan, weil er ohne Nationalität ist; aber so antiöstreichisch ist die Stimmung im ganzen Volk, daß er nur mit vieler Vorsicht die Vertheidigung der lombardischen Zustände unternehmen kann. Endlich machte das wiener Cabinet noch einen Versuch, mit Frankreich insgemein die repräsentativen Institutionen in Sardinien zu gefährden. Als nach dem Staatsstreich vom 2. Decbr. 1852 die Reaction auf der Höhe in Europa stand, stellte Oestreich dem Prinzpräsidenten die Gefahren vor, welche beiden Ländern durch die Flüchtlinge und die freie Presse in Sardinien erwüchsen. Der Marquis d'Azeglio beauftragte seinen Gesandten in Paris, der französischen Regierung die Uebertreibungen zu zeigen, welche Oestreich sich hierbei zu Schulden kommen ließ, und wie es damit nur einen Schlag auf Piemonts Regierung zu führen gedenke, um seinen Einfluß unbeschränkt in Italien herrschen zu machen, wodurch es eben

den Frankreichs gänzlich vernichten würde. Das Cabinet der Tuilerien theilte diese Auffassung und lehnte die angetragene Cooperation mit Oestreich ab, es wollte die neuen Institutionen Frankreichs nicht Sardinien zum Vortheil Oestreichs aufdrängen. Eine freie Tribüne in Turin ersparte Frankreich ein Beobachtungscorps am Fuße der Alpen. Zugleich brach das Ministerium, dem Azeglio vorstand, jenen Anschuldigungen die Spitze ab, indem es einige der gefährlichsten Flüchtlinge auswies, andere auf den Wunsch Frankreichs internirte, und trotz heftigen Widerstandes der Kammer ein Gesetz über die Presse durchführte, welches die Beleidigung fremder Souveräne dem Urtheil der Geschwornen entzog und jene Fürsten so mehr beschützte als den eignen König. Die Regierung zeigte darin eine weise Nachgiebigkeit und keine Feigheit; denn die Staaten zweiten Ranges können sich dem Einfluß großer Nachbarn, mit denen sie auf gutem Fuße leben wollen, nicht entziehen. Frankreich erklärte sich durch diese Maßregeln befriedigt, und als sein Gesandter H. de Butenval in Turin auf eigne Hand einen zu hohen Ton annahm, ward er abberufen.

Der bedeutsamste Act, durch den dann später Sardinien in die europäischen Fragen eingegriffen hat, ist bekanntlich sein Zutritt zur westlichen Allianz gegen Rußland. Man hat dieselbe vom rein politischen Gesichtspunkt vielfach getadelt und gefragt, was hat sie dem Staate eingebracht? Materiell allerdings nichts; sie hat vielmehr Geld und Blut gekostet, moralisch hat indeß Sardinien gewiß Vortheil davon gezogen. Es ist immerhin etwas, ebenbürtig an der Seite der Großmächte und Oestreich zum Trotz auf den europäischen Congressen zu erscheinen und seine Vertreter in allen Commissionen sitzen zu haben, welche sich mit der Ordnung der schwebenden Fragen beschäftigen. Sardinien hat hier nach dem alten Satz eines seiner Fürsten gehandelt, der seinem Nachfolger sagte: surtout voyez, que rien ne se fasse en Europe, sans que vous y soyez, und diese active Politik hat es namentlich den andern italienischen Regierungen gegenüber gehoben, welche in träger Unthätigkeit verharrten, ja Neapel sah die westmächtlichen Gesandten infolge des pariser Friedens abberufen, während Sardinien als eng mit diesen Mächten verbunden erschien. Darauf aber, durch sein Beispiel die öffentliche Meinung in den andern Staaten Italiens zu gewinnen, kommt für Piemont alles an, bei jeder Maßregel, die es nimmt, wird es sich fragen: welchen Eindruck wird sie in Italien machen? Nicht daß wir die Lenker seiner Regierung für revolutionär halten, im Gegentheil glauben wir, daß dieselben und namentlich Graf Cavour allen umstürzenden Plänen feind sind und eine Einheit Italiens dermalen für unmöglich halten. Sie wünschen aber aus Italien einen Staatenbund zu machen, in welchem ihr Staat die Hegemonie hätte, zu diesem Zweck wollen sie die Bevölkerungen gewinnen und durch ihr Beispiel einen moralischen Druck auf die Regierungen üben. Letzteres ist allerdings bisher noch wenig

gelungen, obwol sich nicht sagen läßt, was durch dies Beispiel verhindert ist; in seinen Zwistigkeiten mit Toscana, dem Kirchenstaat und Neapel ist Sardinien nicht glücklich gewesen, in der letzten Angelegenheit, der des Cagliari, gab Neapel geflissentlich England nach, um nicht den Anschein zu haben, dem verhaßten turiner Cabinet zu weichen. Indeß kann sich das letztere hierüber trösten, den ersten Zweck, die Popularität in Italien, erreicht es desto vollständiger; wo ein namhafter Mann von den despotischen Regierungen verfolgt wird, geht er nach Piemont und dasselbe hat dadurch einen Zufluß von hervorragenden und reichen Leuten erhalten, der es nur heben kann.

Besondere Erwähnung verdienen noch die Zwistigkeiten mit Rom, weil sie einen kirchlichen Charakter haben. Vor 1848 war Sardinien ein so gesegnetes Priesterland wie Spanien, 1841 war mit dem päpstlichen Stuhl ein Concordat abgeschlossen, welches die Geistlichen von den ordentlichen Gerichtshöfen eximirte, der Artikel 24 des Verfassungsstatutes hob alle außerordentliche Gerichtsbarkeit auf und damit auch die der Geistlichen. Der Justizminister Graf Sclopis, der dies besonders in einem Circular hervorhob, zeigte sich zugleich bereit, wegen dieser Frage mit dem päpstlichen Stuhl zu verhandeln; aber trotz der schlimmen Lage, in welcher derselbe war, lautete die Antwort wenig entgegenkommend, die Unterhandlungen wurden von päpstlicher Seite lau geführt und eine besondere Sendung des Grafen Siccardi führte zu nichts. Der Papst erklärte, daß jene Maßregeln, welche die geistlichen Privilegien modificiren sollten, sein Herz wie die Kirche gleich verletzen müßten. Das Anerbieten Piemonts nach der Flucht des Papstes, ihn wieder nach Rom zu führen und dort zu vertheidigen, ward kühl abgewiesen. Man mußte einseitig vorgehen. Das Siccardische Gesetz, dessen Urheber Minister geworden, ward mit 130 gegen 27 Stimmen angenommen. Dies ward der Ausgangspunkt großer Schwierigkeiten, sowol gegenüber dem Oberhaupt der Kirche wie gegenüber dem Klerus, und das Gesetz über die Civilheirath erhöhte diese Mißhelligkeiten noch. Die Geistlichkeit hatte bei dem letzteren einen Schein von Recht für sich, indem der erste Artikel des Statutes die katholische Religion für die Staatsreligion erklärt. Man wird aber nach der ausführlichen und unbefangenen Darstellung Chialas, der im Gegentheil vielleicht etwas zu sehr auf die klerikale Seite neigt, der sardinischen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie alles Mögliche gethan, das gute Einvernehmen mit Rom wiederherzustellen und daß grade ihre gemäßigsten Vorschläge den wenigsten Erfolg bei dem Papste gehabt haben.

Der Raum mangelt uns hier, um die innere repräsentative Geschichte, welcher das Buch Chialas vornehmlich gewidmet ist, im Einzelnen näher zu verfolgen, aber man wird sie mit Interesse lesen, namentlich wird jeder Preuße bei der Beobachtung, wie eine neu eingeführte Volksvertretung in einem

Lande, das mit Preußen so manche Aehnlichkeit hat, sich bewährt hat, etwas von dem tua res agitur fühlen. Man muß Sardinien Glück wünschen, daß es eine Reihe bedeutender Männer gefunden, welche sich um die neuen Institutionen geschart haben, besonders aber auch, daß es einen König hat, welcher dieselben gedeihen läßt. Man sagt, er beschäftige sich nicht viel mit den innern Angelegenheiten, indeß wir glauben, daß dies für einen constitutionellen König eher empfehlend als tadelnswerth ist. Wie dem aber sei, er hat in kritischen Momenten nicht nur die größte Loyalität, sondern auch den gesundesten Blick gezeigt. Ein glänzendes Beispiel hierfür ist folgendes. Als nach dem unglücklichen Frieden das Ministerium durch die demokratische Majorität heftig angegriffen ward und infolge dessen die Kammer auflöste, erließ der König eine Proclamation an sein Volk. „Durch die Auflösung," sagte er darin, „laufen die Freiheiten des Landes keine Gefahr, sie sind durch die Erinnerung an meinen erlauchten Vater beschützt und der Ehre des Hauses Savoyen anvertraut. Ich habe in einer frühern Proclamation den Wählern ans Herz gelegt, das Statut nicht unmöglich zu machen, aber die Kammer ist feindlich gegen die Krone aufgetreten. Es ist ihr Recht, aber ich darf von ihr deshalb strenge Rechenschaft fordern, ich habe mit Oestreich einen ehrenhaften und nicht zu nachtheiligen Frieden geschlossen, das Staatswohl forderte es, und die Ehre des Landes wie mein Eid forderten getreue Erfüllung. Meine Regierung verlangte die Zustimmung der Kammer dazu, und diese fügte eine Bedingung hinzu, welche ihre Zustimmung unannehmbar machte. Ich habe geschworen, die Gerechtigkeit und die Freiheit eines jeden nach seinem Rechte aufrechtzuerhalten, ich habe diese Versprechungen erfüllt, indem ich eine unmöglich gewordene Kammer auflöste und eine andere berufen habe. Aber wenn das Land, wenn die Wähler mir ihre Unterstützung verweigern, so fällt die Verantwortlichkeit für die Zukunft nicht mehr auf mich, sie werden sich über sich selbst allein zu beklagen haben." — Kann man ehrenhafter und verständiger sprechen? Die Ansprache verfehlte ihre Wirkung nicht, und die Wahlen gaben dem Ministerium eine ansehnliche Mehrheit.

Drei Männer sind es vorzüglich, die unter denen, welche sich seit der neuen Ordnung der Dinge ausgezeichnet, hervorragen. Azeglio, Cavour und Ratazzi. Azeglio hatte schon vor 1848 einen Namen in ganz Italien. Aus alter Familie entsprossen, hatte ihn der vornehme Müßiggang des Militärlebens im Frieden abgestoßen; er widmete sich der Malerei und zeichnete sich als Landschafter aus, zugleich schrieb er in längern Zwischenräumen die drei historisch politischen Romane Ettore Fieramosca, Nicola de Lassi und die Casi di Romagna, in welchen unter geschichtlicher Einkleidung ebenso warm die Unabhängigkeit Italiens verfochten, als die revolutionären Sympathien zurück-

gewiesen waren. Als Pius IX. die Amnestie gab, veröffentlichte Azeglio den Entwurf eines Programms für die öffentliche Meinung Italiens und im Januar darauf, nach den blutigen Auftritten in Mailand: die Kämpfe der Lombardei. Als der Krieg erklärt war, nahm er den Degen in die Hand und empfing bei Vicenza eine schwere Wunde. Wiederhergestellt kämpfte er in Toscana vergeblich gegen die Revolution und ward, nach Turin zurückgekehrt, in die Kammer gewählt. Im Mai 1849 berief der König Victor Emanuel ihn als Ministerpräsidenten, und man dürfte wol sagen, daß sein Name allein ein Programm war. Es war die erste Wendung zum Bessern. Genua ward durch einen glücklichen Handstreich Lamarmoras unterworfen, der Friede mit Oestreich unterzeichnet und mit der neugewählten Kammer der Weg ernster aber ruhigerer Debatte betreten, die tumultuarischen Scenen erneuerten sich nicht mehr, sein Ruf als Patriot und seine unangezweifelte Ehrenhaftigkeit gaben ihm das allgemeine Vertrauen. Der ideenreiche Schriftsteller, der feinsinnige Kunstliebhaber zeigte sich als praktischer Staatsmann, er wußte zu warten und zur rechten Zeit zu handeln, „zieht das Korn nicht an den Aehren," sagte er einmal, „ihr würdet es ausreißen und man müßte es nochmals säen." Wenig bellen und oft beißen, erklärte er ein andermal als seinen Grundsatz. Als er von seinem Posten zurücktrat, durfte er sich sagen, seinem Lande unschätzbare Dienste geleistet zu haben.

An seine Stelle trat Graf Camillo Cavour, der kurz zuvor wegen einer Differenz aus dem Cabinet geschieden war. Der europäische Ruf des Mannes wird einige nähere Mittheilungen über ihn rechtfertigen. Aus alter Familie entsprossen, war er wie Azeglio kein Freund vom Müßiggehen; sein scharfer Verstand warf sich auf die exacten Wissenschaften und Volkswirthschaft. Da hierfür in Piemont unter dem alten Staatswesen kein Raum war, ging er ins Ausland, um seine Studien zu verfolgen. Ein Artikel von ihm über Irland zog die Aufmerksamkeit zuerst auf sich; er bereiste England und hielt sich mehre Jahre in Paris auf. Bei seiner Rückkehr nach Sardinien half er die Associazione Agraria mit begründen, welche unter diesem Namen nationale Tendenzen nährte. Ende 1847 nach den ersten Reformen gründete er die Zeitung Risorgimento und unterzeichnete die Adresse an den König, welche um Gewährung einer Verfassung bat; als das Statut erschien, trat er als Abgeordneter in die Kammer ein, und ward wegen seines Widerstandes gegen das damalige demokratische Ministerium sehr unbeliebt. In der neuen Kammer unterstützte er das Ministerium Azeglio auf das lebhafteste und ward von demselben bei einer Vacanz dem König lebhaft als Handelsminister empfohlen. Victor Emanuel hatte nichts gegen ihn, aber sagte mit seinem gesunden Takt auf diesen Vorschlag dem Minister des Innern: Aber sehen Sie nicht, daß dieser Mann schließlich Sie alle ausstechen wird? — Die Folge gab ihm Recht

Cavour verstärkte das Cabinet wesentlich durch seine Talente, sein Einfluß innerhalb desselben wuchs rasch, und er war es, der die Verbindung des Ministeriums mit dem linken Centrum vermittelte oder richtiger, Azeglio zu bewegen wußte, dessen Unterstützung anzunehmen. Wegen einer Differenz mit dem Minister des Innern trat er aus und ward, wenn auch nicht Gegner des Cabinets, so doch demselben unbequem; zu den Zwistigkeiten mit Rom kamen finanzielle Schwierigkeiten für das Ministerium, es gab seine Entlassung und Cavour ward Präsident des neuen Cabinets mit dem Portefeuille der Finanzen. Diese Stellung bekleidet er noch, indem er fast stets ein anderes Ministerium ad interim verwaltet, manchmal sogar zwei, das des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten. Seine ungeheure Arbeitskraft scheint jeder Aufgabe gewachsen, er hat die dornige Aufgabe, die hart bedrängten Finanzen zu bessern, nach Kräften durchgeführt, eine freisinnige Handelspolitik begonnen und durch Verträge mit Oestreich, England, Frankreich, Belgien ꝛc. befestigt, das Eisenbahnnetz vollständig gemacht und dem ganzen Verkehr einen großen Aufschwung zu geben gewußt. Er ist die Seele des westmächtlichen Bündnisses gewesen, und hat offen die Fahne einer italienischen Politik entfaltet, er hat auf dem pariser Congreß seine Stimme für Italien erhoben und bei allen Berathungen dem Land, welches er vertrat, durch seine Talente, das Freunde wie Gegner bewundern mußten, Achtung zu verschaffen gewußt. In der Kammer ist er aus heftigen Debatten als Sieger hervorgegangen, so daß alle Parteien ihn als Mann der Situation haben anerkennen müssen. Cavour ist nicht eigentlich ein Redner, sein Organ ist scharf und unangenehm, der oratorische Schwung fehlt ihm, aber niemand weiß eine Sache klarer auseinanderzusetzen, niemand ist fertiger zur Erwiederung, niemand schärfer und kaustischer im Witz als er, er gleicht in dieser Beziehung Thiers. Zuerst macht er den Eindruck eines behäbigen Bourgeois, aber obwol er an der Spitze des dritten Standes in Piemont steht, so merkt man, noch ehe er geredet, an dem feinen ironischen Lächeln den überlegenen Weltmann, welchen seine Unterhaltung stets zeigt. Ehrgeizig ist Cavour gewiß, aber wir glauben weniger persönlich als für die Ideen, welche er verficht, wenigstens kann ihm niemand nachweisen, daß er aus persönlichen Motiven geschwankt; lange ehe er ins öffentliche Leben eintrat, hatte er dieselbe politische Grundanschauung, die ihn später geleitet, gewonnen und die Verbindung mit dem linken Centrum, welche ihm lebhaft vorgeworfen ward, war der einzig mögliche Weg, mit der Kammer zu regieren.

Der Führer dieser Linken war Ralazzi. Er trat 1848 ins öffentliche Leben mit dem Ruf eines bedeutenden Rechtsgelehrten und Redners ein, ging zuerst weit links und machte große Fehler in der italienischen Frage. Er ward dann Minister unter Gioberti, dessen Herrschaft bekanntlich nur kurz war, mit

einem Worte sein erstes Auftreten war durchaus verfehlt und unglücklich. Er fand aber seine Stellung nachher als parlamentarischer Redner und Führer und ward nach lebhafter Opposition erst Vicepräsident, dann Präsident der Kammer. Allmälig kam es zur Vereinigung zwischen ihm und Cavour, in dessen Ministerium er nach San Martino für das Innere eintrat und bis Anfang dieses Jahres blieb; er ist ein gewandter und bedeutender Kopf, doch mehr parlamentarischer Taktiker als Staatsmann. R.

Georg Friedrich Händel von Fr. Chrysander.

Die Erscheinung dieses Werkes, dessen erster Band hier vorliegt, fällt in eine für die Wiederbelebung der Händelschen Hinterlassenschaft ungemein thätige Zeit; in Leipzig bereitet eine Gesellschaft nach Art des Bachvereins, an deren Spitze Chrysander steht, die Herausgabe sämmtlicher Werke Händels vor, und für das Händeldenkmal in Halle wird viel Thätigkeit entfaltet, sowol in der Geburtsstadt des Meisters selbst, als auch an andern Orten, so daß der Plan seiner endlichen Verwirklichung entgegengeht. Jederzeit bleibt jedoch die allgemeinere Verbreitung der Werke durch die Herausgabe das beste Denkmal — so hat das Studium und die Würdigung Bachs ohne Frage einen großen Aufschwung genommen, seit seine Werke auch in Hände gelangt sind, welche sich bei den bisherigen theuern Preisen und der Seltenheit der Drucke und Handschriften oft genug vergebens danach geöffnet haben mögen. Ueberdies regt sich in ganz Deutschland mit wunderbarem Eifer eine große Thätigkeit für Wiederaufnahme von Werken alter Kunst, nicht nur vereinzelt bei Sammlern und Geschichtschreibern, sondern mit dem wirklichen Bestreben, diese verborgenen Schätze auch weiteren Volkskreisen zugänglich zu machen, und ein populäres Verständniß derselben anzubahnen.

Da unsre Kunst in der unmittelbaren Gegenwart bis jetzt noch zu keinen maßgebenden Resultaten über die Vergangenheit hinaus gelangt ist, sondern erst an der Erweiterung ihrer Ideenkreise arbeitet, so ist das Bestreben, durch die Popularisirung in sich vollkommener Werke festabgeschlossener Perioden auch im Volk einen sichern Grund zum höhern Weiterbau zu legen, wol in keiner Weise anzufechten. Wer die Vergangenheit mit einiger Kenntniß und Aufrichtigkeit betrachtet, kann bestimmt nicht zu der Meinung gelangen, man müsse die in ihr zum Abschluß gelangten Ideen völlig abschütteln, um so im

Stande zu sein, Neues unmittelbar aus sich selbst herzustellen; dennoch ist diese Täuschung heute, besonders unter Künstlern nicht so selten. Ebenso wenig kann sich auch die Ansicht bilden, die Kunst hätte überhaupt ihre Bestimmung erfüllt und würde bei den bis jetzt erreichten Resultaten stehen bleiben, das heißt, ihrem Verfall entgegengehn. Das ist aber gradezu gegen die ganze Kunstgeschichte, wie überhaupt wieder die Natur der unendlichen Fortbewegung und Weiterbildung des Geistes im Menschen und in der ganzen Welt. In der ganzen Entwicklung der Kunst, selbst in den unproductivsten Uebergangsperioden, hat dieser Geist unablässiger Fortbewegung zum Höheren auch nicht einen Augenblick geruht. Allemal, wenn die höheren Ideen einer Zeit vollkommen Gemeingut geworden, und so das ganze Volk auf eine höhere Stufe erhoben und für das Empfängniß neuer Ideen befähigt haben, sind neue und weitere Aussichten in das Reich des Geistes eröffnet worden, bis auch diese erreicht sind, und der Proceß der geistigen Entwicklung sich so ins Unendliche fortsetzt. Wenn der Zeitpunkt eintritt, daß das Erbtheil unsrer großen Vorfahren in der Kunst nicht mehr vereinzelter Besitz, sondern allgemein geistiges Eigenthum ist, nicht mehr in einseitiger Betrachtung und halbem Verstehen als abgethan angesehn und so des wirklichen Einflusses auf einen wahrhaften Fortschritt beraubt wird, dann können wir unbesorgt einer sicheren Weiterentwicklung der Kunst entgegensehen; sie ist noch nie ausgeblieben, und wird auch in heutigen Tagen nicht ausbleiben.

Somit darf man in dem Bestreben, die alte Kunst als etwas für unsern Fortschritt Lebenskräftiges hinzustellen, keineswegs das Verlangen, in alte Formen und Anschauungen zurückzukehren, erblicken, sondern nur die Absicht, einen festen und sichern Boden zu erhalten, aus dessen Bearbeitung die Keime einer neuen und immer höheren und reicheren Blüte emporstreben sollen. Namentlich für die Kirchenmusik bedürfen wir so fester, in ihren Ideen und Formen bestimmt abgeschlossener Vorbilder, wie sie uns die alten Meister gegeben, wenn dieselbe nicht ihr ideales Reich verlassen und durch die gezwungene Verbindung sich gegenseitig negirender Stoffe und Ausdrucksmittel für die Kunst nur zu einem Scheinleben herabsinken soll. Die Kirchenmusik, welche in dem Verhältniß des Menschen zur höchsten Vernunftidee — dem göttlichen Wesen — ihre Stoffe findet, darf einer einseitig sinnlich unklaren Gefühlspoetisirerei ebenso wenig verfallen, wie einer unselbstständigen Verstandesnachahmung ausgelebter Formen. In der heutigen Zeit, in der gewiß der Drang lebt, die durch Formenwesen verdunkelte Religionsanschauung zur reineren Klarheit herauszustellen, ohne bis jetzt zu einem Abschluß gelangt zu sein, ist auch die Kirchenmusik, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann, ebenso häufig einer unklaren Gefühlsschwärmerei wie dem abstracten Verstandesformalismus verfallen. In

den Werken altkirchlicher Kunst bis zu ihren Gipfeln Bach und Händel, ist Stoff und Ausdruck untrennbar, völlig Eins, wie es in der Kunst sein soll, überall in sich die vollkommenste Wahrheit, wenn auch die Ausdrucksform durch die Anschauungsweise des Zeitalters bedingt. Deshalb ist das Studium der alten Meister für die religiöse Musik unserer, über deren Standpunkt sehr unklaren Zeit, das beste Kräftigungsmittel; jedoch auch nur dann, wenn es die innern Beziehungen zwischen der äußern Erscheinung und der darin ruhenden Idee aufzudecken, und durch unsere heutige Anschauung modificirt, in uns ganz verständlicher Weise wieder herauszustellen sucht, sich aber nicht mit bloßer Betrachtung und Nachahmung der äußerlichen Form begnügt.

Indem wir noch flüchtig den Nutzen berühren, welchen in dieser Beziehung die Ausgabe der Bachgesellschaft gestiftet hat, wenn man auch mit deren die Folge der herausgegebenen Werke betreffenden Anordnung allerdings keineswegs einverstanden sein kann — wollen wir der Händelgesellschaft nur Glück wünschen, daß sie einen so vorzüglichen Kenner seiner Sache, wie Chrysander an ihrer Spitze hat. Andrerseits macht die allgemeine Vortrefflichkeit seiner Händelbiographie das Verlangen rege, daß auch eine ähnliche Lebensbeschreibung Bachs die Herausgabe seiner Werke begleiten möchten. Eine Biographie Bachs muß man fast noch für eine größere Aufgabe halten; sein Leben und Schaffen, sehr in sich gekehrt und nach außen hin weniger bewegt wie Händels, hat für uns etwas Mystisches, grade wie seine Werke, deren Stoffe, wenn auch mit den kirchlichen Satzungen seiner Zeit im engsten Zusammenhang, doch durch seine allumfassende Geisteskraft in den mannigfachsten Formen einen unendlichen allgemeinen Ideeninhalt gewonnen haben. Bei dem kräftig nach außen hin lebenden Händel, dessen ganzer Entwicklungsgang klarer zu übersehn und mit seinen Werken in Einklang zu bringen ist, kommt dem Geschichtschreiber auch mannigfaches biographisches, freilich der Sichtung sehr bedürftiges, Material zu Gute; über Bach weiß man aber sehr wenig. Bei keinem Meister ist die Person vor den Werken mehr in den Hintergrund getreten. Die Kraft und Liebe, mit der Chrysander seinen Meister studirt und sich in ihn hineingelebt hat, die außerordentliche Richtigkeit und Gesundheit des Urtheils lassen in ihm einen Musikgeschichtschreiber erblicken, wie die heutige Zeit unter den Lebenden kaum eines zweiten sich rühmen kann. Ob aber auch Bach durch ihn seine ganz gerechte Würdigung erlangen würde,. müßte noch durch seine von Natur aus innige Stellung zu Händel in Frage gestellt bleiben.

Am Schluß des ersten Capitels spricht der Verfasser die Worte aus: „Die Beschreibung eines solchen Lebens höherer Begabung muß bestrebt sein, jeden Schritt seiner Entwicklung, von der traulichsten Umfriedung der Familie aus bis zum höchsten aufsteigend, verständlich darzustellen." Diesem Aus-

spruch ist er unermüdlich treu gewesen; die große Sicherheit, mit welcher Chrysander seinen ganzen Stoff übersehn und geordnet hat, Beziehungen aufdeckt, das Dunkel erhellt, mit dem frühere Händelbiographen manche Ereignisse überschattet haben, Thatsachen zu erklären und in Einklang zu bringen weiß, können nur ein Resultat des ernstesten Fleißes in der Forschung und der freudigsten Hingebung an die Sache sein. Allerdings ist auch nicht zu übersehen, daß diese an sich ganz natürliche Hingabe an eine so machtvolle Künstler- und Menschengestalt wie Händel, dessen schöpferische Kraft und innere Gemüthsreinheit so untrennbar Eins waren, daß alle Lebensstürme sie nicht wanken machen konnten — leicht zur Unterschätzung der Zeitgenossen und anderer Richtungen führt, daß das Bestreben, Person und Thätigkeit stets im Einklang hinzustellen, leicht veranlaßt, Erklärungen zu finden, wo man sie finden will, und so, wenngleich in der besten Absicht, die Treue der rein historischen Darstellung etwas zu trüben. Daß Chrysander, namentlich in seiner Position Händels Bach gegenüber wol etwas zu weit geht, desgleichen die hamburger Zeitgenossen sehr dunkel färbt, um den Helden aus diesem Schattencomplex desto reiner hervorstrahlen zu lassen; andrerseits auf Händel unmittelbar wirkenden Künstlern, wie Steffani, eine zu hohe Stellung einräumt, ist mehr vom Gesichtspunkt der künstlerischen Darstellung wie der historischen Strenge zu rechtfertigen. Die Form der Biographie gewinnt allerdings dadurch außerordentlich an Klarheit, daß Händel überall seine Zeitgenossen mit einem künstlerisch und ethisch so verklärten Licht, in das alle Strahlen der damaligen Geistesbewegung in der Kunst zusammenfließen, so überglänzt, daß selbst Bach ihm nur als Nebensonne beigeordnet erscheint. Die Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher der Verfasser alle früheren Erscheinungen auf Händel selbst hindeutend und alles Gleichzeitige in ihm als in die Erfüllung aufgehend darstellt, läßt den ganzen ungemein umfassenden Stoff wie ganz von selbst in einem Punkt die Vereinigung finden, so daß auch ein mit der Sache wenig vertrauter Leser von Händel selbst und zugleich von seiner Zeit ein in höchster Vortrefflichkeit concentrirtes, lebensvolles Bild bekommt. Dazu trägt die einfache, aber höchst kernhafte Darstellungsweise nicht wenig bei — jedes Wortpathos und jede an Stelle von Gedanken tretende Phrase ist dem Verfasser von Natur aus unmöglich, deshalb auch überall die logische Richtigkeit. Kommt man in dem Werk auf einen Punkt, in dem die eigene Ansicht mit der Chrysanders nicht übereinstimmen kann, so wird man doch nie auf etwas stoßen, was sich in sich selbst widerspräche, oder nur so obenhin gesagt wäre. Eine höchst gründliche und umfassende Kenntniß der musikalischen Satzkunst, und sein immer wacher und scharfer Blick in die beurtheilten Partituren, lassen ihn stets aus den Werken und Quellen selbst, aus denen er allein seine Ansicht entwickelt, oft an sich unscheinbare Merkmale finden, woraus sich

jedoch wichtige Resultate für seine ganze Schilderung ergeben. Schon durch diese wahrhaft tüchtige Sachkenntniß hat Chrysander einen unendlichen Vorsprung vor der fast gesammten Musikschriftstellerei der heutigen Tage, der es, Gott seis geklagt, oft genug an positiver Kenntniß und folglich an tüchtig sachlicher Beurtheilung fehlt, sonst würden in der neuesten Musikliteratur sich nicht eine Masse Fragen herumtreiben, zu deren Erledigung es, bei allerdings gründlichem Studium, in vielen Fällen nur einer zwanglos freien, unmittelbar von der Sache selbst, nicht von selbstgefälligen Hypothesen ausgehenden Fixirung bedürfte. Die unendliche Phrasenmacherei, welche in der heutigen Musikliteratur sich breit macht, und öfter ein Erzeugniß persönlicher Eitelkeit wie reeller Sachkenntniß ist, verwirrt den Gegenstand, auf den sie sich wirft, statt ihm Klarheit zu verleihen. Unsere meisten Musikschriftsteller können von Chrysander lernen, und ihm für sein Vorbild dankbar sein. —

Der vorliegende erste Band der Biographie umfaßt Händels Jugend und Lehrjahre in Deutschland 1685—1706, und seine Wanderungen in Italien und England bis zur Rückkehr von Cannons 1720. Händel wurde 1685 zu Giebichenstein bei Halle geboren; alle edeln Gemüthseigenschaften, welche sich später in ihm entwickelten, findet Chrysander schon in seiner Mutter, Tochter des Pastor Taust zu Giebichenstein, vorgebildet: „den hellen Geist, die tiefe Frömmigkeit und Bibelkenntniß, die starke Liebe zu den Eltern, die geringe Neigung zur Heirath eben in der Blüte der Jugend, die Tüchtigkeit im gesammten Tagewerk, den Ernst und die Sittsamkeit, das alles hat sie mit ihm gemein, hat sie ihm eingebildet und eingeboren." Und in ähnlicher Weise besaß der Vater „etwas von dem kühnen Drange nach außen und aufwärts, von dem unbeugsamen Willen und der bis ins höchste Alter ungeschwächten Kraft, von jenen Eigenschaften also, durch welche der Sohn die Bewunderung der Zeitgenossen erregte, und seinem Genius nach langem Kampf zum Sieg verhalf." Der damals in Deutschland allgemeine Widerwille gegen „die Profession der Musik" wohnte auch Händels Vater inne, er wünschte, daß der Sohn etwas Gutes lernen, und sich zu einem tüchtigen Juristen bilden möge, deshalb durfte er die Kunst, für welche er von der Natur vorausbestimmt war, im elterlichen Hause anfänglich nur heimlich und später zwar geduldet ausüben, aber ihr keineswegs ganz angehören. Als er in Halle die lateinische Schule bezog, wurde er jedoch dem Organisten Zachau (1663—1712) auch als Schüler in der Tonkunst überwiesen. Wenngleich Zachau keine selbstständige Bedeutung in der damaligen Kunstentwicklung gewann, und Händels Natur von der seinigen grundverschieden war, so „trafen sie sich doch in der glücklichen Zeit, wo Zachau noch frisch, und Händel seiner abweichenden Art sich noch nicht bewußt war," und es ist anzunehmen, daß er, tüchtiger als Lehrer wie als Componist, Händels Studien eifrig und geschickt geleitet habe. Das

Componiren ging Händel schnell von der Hand „Orgelstücke und Kirchencantaten waren das Gewöhnliche, auch mußte Woche für Woche etwas Neues aufgetragen werden." Auf einem Ausflug nach Berlin 1696 lernte Friedrich I. den Knaben kennen, und wollte ihn auf seine Kosten in Italien ausbilden lassen; weil aber seine lebenslängliche Abhängigkeit vom preußischen Hof dadurch bedingt worden wäre, lehnte seine Familie das Anerbieten ab. Schon 1697 starb Händels Vater, dennoch hielt der Sohn dessen früheren Wunsch, ihn auf einer wissenschaftlichen Bahn zu sehen, heilig, und bezog 1702 die Universität zu Halle als Student der Rechte. „Das äußere Leben mit dem innern in Einklang zu bringen, ist das Bestreben jedes kräftigen Menschen, und wie sehr mußte unser Händel danach Verlangen tragen! dennoch hat er solches niemals eigenmächtig oder vorzeitig durchsetzen mögen. Bei allem übermächtigen Genie, das in ihm lebte, hat er seinen Eltern nie durch Geniestreiche kummervolle Nächte gemacht. Erst als er ein gesetztes Alter und jene wunderbare innere Reife erlangt hatte, bog er mit aller Einwilligung in die Bahn ein, welche der angeborne Beruf ihm anwies." Am 13. Mai 1702 wurde der Studiosus Händel „als geschicktes Subject" zum Organisten bei der Schloß- und Domkirche zu Halle förmlich installirt; wahrscheinlich schlug man die guten Lebensregeln, welche die schriftliche Bestallung würzten, so hoch an, daß der Gehalt sich nur auf quartaliter 12 Thlr. 12 Sgr. belief. Grade genug für so ein „Subject," um dabei zu verhungern — kommt heutigen Tages auch noch vor. Gelegenheit zum Componiren und Fantasiren hatte er hier genug, aber die Stelle legte er nach Ablauf eines Jahres nieder, mit ihr auch für immer das Corpus juris, und wandte sich nach Hamburg, 1703.

Hier blühte die Musik in jener Zeit wie nirgend anders in Deutschland — und zwar besonders die Oper. Die ersten Versuche im Musikdrama um 1600 in Italien entwickelten sich langsam in Ausdruck und Form, schon 1638 jedoch bildete sich zu Venedig eine stehende Opernbühne. 1660 wurde die Oper durch Cavalli nach Frankreich verpflanzt. In Deutschland schuf Heinrich Schütz 1628 das erste deutsche Singspiel, welches, die Festopern seit 1650 abgerechnet, keine Fortbildung fand, bis 1678 von einigen Privatpersonen in Hamburg ein öffentliches, deutsches Opernhaus errichtet wurde, welches jedermann zugänglich war. Trotz den Ungewittern und rhetorischen Wasserfluten, welche von den Kanzeln und in Druckschriften der Geistlichkeit dagegen losgelassen wurden, faßte das Unternehmen Fuß im Volke, und die Bühne stand von 1692—1703 in hoher Blüte. Die Künstler waren angesehen und in Ehren gehalten. Reinhard Keiser schrieb von seinen 120 Opern die meisten für Hamburg, er war der Held des Tages; an musikalischem Genie reich, von natürlicher Melodiefülle überströmend, ist er durch die Frische und Naturwüchsigkeit seiner Erscheinung der Entwicklung der hamburger Oper fördernd gewesen. Seine Sittlichkeit jedoch beschränkte sich

so ziemlich auf „eine galante Tugend", und deshalb konnte sein ganzes Wirken weniger auf Veredlung und Erhebung der Kunst, als auf augenblickliches Genügen gerichtet sein. Mattheson, damals erster Tenorist am Theater und ausgezeichneter Klavierspieler, nahm Händel unter seine Fittige und that sich, seinem eiteln Charakter gemäß, allerdings nicht wenig darauf zu gut. Händels Thätigkeit wandte sich hier, eine Passion nach Johannes ausgenommen, der Oper zu; daß er aber für die Dauer in diesem, allerdings geistig höchst bewegten, aber auch durch Lascivität und Gemeinheit befleckten Treiben keine volle Befriedigung finden und seine Entwicklung nicht zur Reife bringen konnte, ist natürlich. Trotz seiner nahen Beziehungen zum Theater lebte er von demselben zurückgezogen und erwarb durch Fleiß und Sparsamkeit die Mittel zur Reise nach Italien. Auch hier bewahrte sein reiner und hoher Geist die Unabhängigkeit; seine tiefe Moralität und sein nur aufwärts gerichteter Genius ließen ihn aus dem galanten, das heißt liederlichen und frivolen Treiben der hamburger Künstler und Musensöhne unberührt hervorgehen, und nur das in sich aufnehmen, was seiner Entwicklung förderlich war. Chrysander gibt von dem hamburger Künstlerthum ein Bild von unvergleichlicher Plastik, wenn auch mit etwas zu grellen Farben und zu tiefen Schatten; Händels Gestalt ragt mit einer wahrhaft idealen Einfachheit und Kraft aus dem Gewirr kleinlicher und niederer Leidenschaften hervor.

Er trat mit ungetrübter innerer Reinheit seine Reise nach Italien an, welches seit hundert Jahren als die Hochschule der Musik galt, wenngleich zu Händels Zeit die Wanderungen dorthin nachließen, weil die Musik in Deutschland bei dem gewonnenen neuen Boden die classische italienische Schule entbehren zu können glaubte. Das Theater stand in Italien in höchster Blüte, in den Jahren um 1700 war das musikalische Schaffen zu einer wahren Gemeinthätigkeit geworden „es bildete sich nach und nach für die musikalische Kunst ein fester Kanon, der an bildender Kraft der Antike nichts nachgab. Italien wirkte nur auf Händel, wie das Alterthum auf Italien gewirkt hatte."

Chrysander legt mit Recht großen Werth auf Händels Studien und Reisen in Italien, indem diese Lebensperiode auf seine ganze spätere künstlerische Entwicklung von großem Einfluß gewesen ist. Deshalb ist auch nichts übersehen, was ein Licht auf diese Periode werfen könnte, kein Punkt und keine Einzelnheit, noch so geringfügig erscheinend, ist abgefertigt, ohne zur möglichsten Erkenntniß des richtigen Ganzen etwas beigesteuert zu haben. Die Handschrift, das Wasserzeichen des Papiers haben den Autor oft auf Schlüsse geführt, welche mindestens große Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen.

Höchst interessant zeigt sich schon hier wie später bei Betrachtung seiner Werke die stete geistige Fortentwicklung Händels in der Art und Weise, wie er sowol eigne Melodien und Motive, als auch von andern Meistern ent-

lehnte, vielfach umbildete und vervollkommnete, und in dieser neuen und vollendeteren Gestalt späteren Werken einfügte Chrysander läßt uns „einen Blick in die Werkstatt" des Meisters werfen: „Seine eignen Gedanken, so lange sie noch unerschöpft und mangelhaft gestaltet waren, unterlagen derselben Umbildung, die er denen andrer Tonmeister angedeihen ließ. Was er angriff wurde sein eigen. Man kann in seinen Werken fremde Quellen nachweisen, aber nicht fremde Gedanken. Ohne eine wirkliche geistige Uebermacht würde auch das größte musikalische Geschick ihn dazu nicht befähigt haben. Auf solche Weise hat er die Entlehnung fremden Gutes gerechtfertigt, zugleich auch die betreffenden Meister, und damit wesentlich die ganze Musikgeschichte vor ihm mit einer Schärfe und Gerechtigkeit beurtheilt, von der man heutzutage wol weit entfernt sein muß, da für diese große That Händels sogar das Verständniß fehlt." Damit erscheinen diese „Plagiate", welche Händel an andern Meistern begangen haben soll, in der That erledigt — unsere Gegenwart muß diese Rechtfertigung sehr wohl gelten lassen; denn wenn sie selbst alles verdammen sollte, was nicht unmittelbar neu in ihr entstanden ist, so würde ihr leider wenig unverurtheilt übrigbleiben. Davon sind die Kunstrichtungen, welche gradezu die Vergangenheit negiren und sich als selbstständig aus der Zeit emporgewachsen hinstellen wollen, am allerletzten ausgenommen. Durch Vervollkommnung und Erweiterung des Ueberlieferten hat die Kunst, mit der Weiterbildung des menschlichen Geistes Schritt haltend, ihren Entwicklungsgang zum Höhern genommen; unmittelbar neu vom Himmel gefallen ist nichts. Auf die Entlehnung eines Motives kommt es auch nicht an, sondern auf die vollkommnere Gestaltung desselben zu einem Gedanken, ein und dasselbe Motiv kann durch die Entwicklung vollkommen neu werden.

Auch in Italien wurde das eigentliche Feld der Thätigkeit für Händel die Oper, in der Kirchenmusik hatte Italien „einen Kanon, von dem die italischen Componisten nicht abwichen. Das möglichst genaue Eingehn darauf mußte für Händel Pflicht sein, wenn er hier durchdringen wollte, dennoch hielt er hier an seiner Weise, wie an seiner Confession fest." Die liturgischen Sätze boten ihm nicht das Lehrreiche wie die Oper, und „er war nicht nach Italien gegangen, um seine Gottesfurcht zu bethätigen, sondern um in der Kunst Neues zu lernen."

Händel besuchte Florenz, Venedig, Rom und Neapel und erweckte überall seiner Kunst Bewunderung und seinem Charakter Achtung. Alle sinnlichen Reizungen Italiens vermochten nicht, seinen aufwärts gerichteten Blick vom Höchsten abzulenken — ein Werk **Il Trionfo del Tempo e del Disinganno**, in welchem die Schönheit die Verlockungen der Sinnlichkeit abweist und noch in vollster Blüte sich zur Weisheit wendet, ist bezeichnend genug für sein Wesen. Er hat diesen, mit ihm so eng zusammenhängenden Gedanken stets

aufs neue umgewandelt und erweiternd veredelt, er bildete auch den Schlußstein seines Wirkens „er arbeitete zu allerletzt daran, in den wenigen Augenblicken, welche die Tage seiner Blindheit erhellten, bis in sein 72. Jahr." Auch Versuche ihn zum Katholicismus zu bekehren mißlangen natürlicherweise. Aus der Oper Agrippina, 1708, ging eine in die Oper Pyrrhus von Scarlatti aufgenommene Arie nach England über — die ersten Töne, welche von Händel nach England drangen und auch sogleich Wurzel schlugen. In Venedig lernte er Kielmannsegge und Steffani kennen, ging mit ihnen nach Deutschland, wurde Kapellmeister zu Hannover, und trat im Spätherbst 1710 seine erste Reise nach London an.

„Wenn irgend etwas in seiner an großen Zügen so reichen Wanderung, so ist diese Fahrt über eine Kunstreise gewöhnlichen Schlages erhaben. Sie war folgenreich für sein ganzes Leben, indem sie seine Neigungen so sehr an dieses Land fesselte, daß er demselben fortan fast ausschließlich seine Kräfte weihte; und sie war im höchsten Maße bedeutsam für die englische Musikgeschichte, da mit Händels Auftreten eine neue Periode, die eigentliche Glanzzeit beginnt."

Man sah Händel mit großer Erwartung entgegen, der Ruf von seinen ungemeinen Fähigkeiten war ihm schon vorausgegangen. Die Musikliebe war während der letzten Jahre sehr gewachsen, entbehrte aber noch des eigentlichen Führers; im Volk lebte wol das Verlangen, sich auf eine höhere Kunststufe zu schwingen, aber nicht die dazu nöthige productive Kraft. Selbst Purcell, der reichbegabte Vorgänger Händels, vermochte nicht, trotz Gesundheit, Vielseitigkeit und dramatisch einheitlicher Gestaltungskraft, die englische Oper zur Vollendung zu führen. Aber das in sich kraftvolle, poetisch damals hochstehende Volk mit einer neu aufblühenden Literatur und vielem Kunstdrang, war der geeignete Boden, in dem die durch Purcell gepflanzte und durch Händel zur Reife gebrachte Frucht wohl gedeihen konnte. Der junge Theaterdirector am Heumarkt, Aron Hill, ein vielseitig gebildeter junger Mann voll Phantasie und Feuer, aber ebenso voll Unsicherheit und heißblütiger Unbeständigkeit bei Ausführung seiner verschiedenartigsten Pläne, empfing Händel mit offenen Armen. Die Oper Rinald kam in vierzehn Tagen durch Händel zu Stande und brachte ihm Ehre und Ruhm in Italien, Hamburg und, mit Ausnahme des Widerspruchs bei Addison und Steele, auch in England.

Am Schluß der Saison ging er nach Hannover, um das Kapellmeisteramt, welches sein berühmter Vorgänger Agostino Steffani, geb. 1655 zu Castel franco niedergelegt hatte, anzutreten. Die ausführlichen Mittheilungen Chrysanders über Steffani sind von Interesse, da im Ganzen über Steffanis Werke und Wissen wenig bekannt ist. Auf die Entwicklung der Oper als dramatisches Kunstwerk im Ganzen hat er keinen großen Einfluß geübt; die

vorzüglichen Duetten, wodurch er die schalen Zwischengesänge verdrängte, und deren viele auch außerhalb der Oper entstanden, sind sein größtes Verdienst. Auch als Schriftsteller erließ er ein, von Chrysander zu hoch geschätztes Schriftchen, in welchem die Begründung der Musik als Kunst und Wissenschaft dargethan wird. Es läßt sich denken, daß Steffani sowol als Künstler, als auch durch manches in seinem Betragen auf Händel vortheilhaft gewirkt hat. Dieser kehrte bald nach England zurück; seine londoner Erlebnisse mannigfacher Art, der Erfolg seiner neuen Opern (mit dem Ertrag der ersten Abende nahm Herr Swiney, der Director, Gelegenheit davon zu laufen) sein Leben beim Grafen Burlington, sein wechselndes Verhältniß zum Hof, fügen sich zu einem reich bewegten Lebensbild. Ein Ausspruch Popes, dem er bei Burlington begegnete, ist interessant, Händel war ihm besonders als Deutscher von Genie „ein Phänomen, welches er erklärt wünschte.“ Sein unmusikalisches Ohr ließ ihn beim Anhören der feinsten englischen Klavierstücke sagen: es nehme sie mit derselben Gleichgiltigkeit auf, wie die Melodien der Straßenballaden.

Als König Georg nach Hannover ging, begleitete ihn Händel, und hierher fällt die Composition der Brockesschen Passion, an der Keiser schon zum Kirchencomponisten geworden war; Mattheson und Telemann bearbeiteten sie gleichfalls. Der Text, den Winterfeld im Auszug mittheilt, sucht an Geschmacklosigkeit und schwülstig phrasenhaftem Pathos seines Gleichen. Das Urtheil, welches Chrysander bei Gelegenheit dieser Passion über Bach ausspricht, erscheint beengt durch seine außerordentlichen Händelstudien, und die naturverwandte Vorliebe für diesen Meister. Er sagt zwar ganz richtig, „es ist ein müßiger Wunsch, wenn man dem einen das noch zugesellen möchte, was den Hauptwerth des andern ausmacht;“ aber es scheint auch fast ein müßiger Ausspruch, daß Bach von den drei Elementen des Händelschen Kunstcharakters nur eins, „die deutsche Frömmigkeit, den kirchlichen Sinn und Tiefsinn mit einem Anflug subjectiver Mystik“ in seinen Werken offenbart haben soll, allerdings „in einer Innigkeit und Stärke, daß seine Schöpfungen über das Zeitalter der Geschmacklosigkeit, in dem der Meister doch befangen blieb, und über den Mangel gestaltenbildender Kraft ebenfalls zu unvergänglicher Dauer hinausgekommen sind.“ In der Passion hätte Bach, sagt Chrysander, einem pietistischen Prediger seiner Zeit um so viel näher gestanden, wie Händel den historischen Passionsgestalten; Bibelwort und Choral vertraten bei Bach diejenige Gestalt, die bei Händel frei und ursprünglich wie eine neue Schöpfung emporwuchs. „Hierin sehen wir den Fortgang von Händels Passion zu Bach, namentlich zu dem Werke nach Matthäus, und später von Bachs Passionen zu Händels Oratorien.“ Diese Rangordnung, welche einige der größten und unmittelbarsten Werke Bachs zwischen ein noch ganz unentwickeltes Werk Hän-

dels, eben jene Passion, und seine Oratorien hineinstellt, erscheint mehr geschickt construirt, als wahr, und nicht unabhängig von dem Einfluß, den der Meister auf seinen Biographen geübt hat. Solch ein Urtheil, welches Bach in sehr enge vom Pietismus gezogene Grenzen hineinbannt, steht von der unter Laien noch keineswegs ausgetilgten Meinung, er sei nur ein contrapunktistischer Formkünstler gewesen, nicht sehr weit entfernt. Ein allgemeines Urtheil über diese beiden Meister wird erst dann möglich, wenn die Ausgaben der Werke beider vollständig da und in die Hände des gebildeten Volkes übergegangen sind; bis dahin werden immer nur vereinzelte, mehr oder weniger durch Naturrichtung und Individualität bedingte Meinungen, durch größere oder geringere Beweiskraft unterstützt, entstehen und auch gelten müssen. Ein wahrhaft allgemeines Urtheil wird wol den Streit darüber, wer von beiden höher steht, ganz bei Seite werfen, und beide Meister als zwei sich ergänzende gleiche Größen feststellen. Man findet es, besonders unter Musikern oft bestätigt, und in der eignen Entwicklung hat es mancher durchgemacht, daß die Neigung für Händel bei einer ernsteren Beschäftigung mit Bach zurücktritt. Wenn man durch den gesunden, kraftvollen Realismus Händels einen festen Grund gewonnen hat, wird das Eindringen in Bachs Ideen und Gestaltenkreise eine das ganze fernere Leben mit Befriedigung erfüllende Aufgabe. Bach beschäftigt neben dem Combinationsvermögen mehr die Empfindung und Phantasie wie Händel, deshalb ist die Neigung derer, die der Kunst als Künstler, nicht als Gelehrte angehören, stets mehr auf Bach gerichtet. Der Forscher wird durch Händels Klarheit und Prägnanz der Formen unbedingt mehr belohnt, er findet mehr zu erklären, vermag die Entwicklung seines Lebens und seiner Werke erfolgreicher darzustellen — bei Bach ist vieles in Dunkel gehüllt, vieles bleibt in seinen Werken dem Wort unerklärbar. Händels Schöpfungen umfassen ein größeres Gebiet, die Oper und das Oratorium, Bach hat nur die Kirchenmusik, aber in ihr einen ebenso unendlich allgemeinen Inhalt und Formenreichthum offenbart, daß sie, trotz der oft allerdings pietistischen Texte über diese selbst und jede zeitweilige Religionsanschauung zur reinsten Idealität sich erheben. Was aber die rein musikalischen Werke kleinerer Formen, als Sonaten, Orgelfugen u. dgl. anbelangt, so wird es heute keinem Menschen mehr einfallen, Händel darin höher wie Bach zu stellen.

1716 ging Händel wieder nach England zurück, und wurde Musikdirector des Herzogs von Chandos zu Cannons; der Tod seiner Schwester, 1718, veranlaßte ihn zu einem jedoch erst später ausgeführten Besuch der Seinigen in Deutschland. Chrysander schließt mit dem ersten Band auch den ersten Lebensabschnitt, den der Studien und der Entwicklung, um uns hoffentlich bald in den zweiten, den der Reife und des völlig freien und selbstständigen Schaf-

fens, einzuführen. „Händel selbst, der diese beiden Lebenshälften und ihren Charakter sehr klar übersah, schied sie voneinander und setzte einen Denkstein in das Jahr 1720, indem er sagte: Man muß lernen, was zu lernen ist, und dann seinen eignen Weg gehen."

Somit sei dieses vortreffliche Buch zu jedermanns Händen aufs beste empfohlen, Künstler und Laien können sich genußreiche Stunden damit bereiten und sehr viel daraus lernen.

Ebenso Gutes läßt dieses Werk von Chrysanders Leitung der Händelausgabe durch die leipziger Händelgesellschaft sicher voraussagen; es ergehe deshalb der Aufruf an das kunstliebende Publicum Deutschlands, dieses Unternehmen durch lebhafte Theilnahme recht kräftig zu unterstützen.

Das Händeldenkmal, wofür besonders Robert Franz und der Verein in Halle aufs thätigste wirken (es steht wiederum eine große Aufführung des Judas Maccabäus bevor), geht zwar allmätig seiner endlichen Verwirklichung entgegen, doch fehlt noch immer viel dazu. Es ist Sache des Volkes, dazu beizutragen, deshalb mögen diejenigen Städte und deren Musikvereine, welche sich noch nicht thätig daran betheiligt haben, durch Concerte und Aufführungen daran mithelfen, daß wenigstens diese geringe Dankbarkeitsschuld gegen einen der größten Meister der Tonkunst bald ausgeglichen werde. In Leipzig ist der Riedelsche Verein mit gutem Beispiel vorangegangen, doch sollte man mit allem Recht eine Nachfolge anderer hiesiger Kunstinstitute erwarten können.

D.

Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung in München.

3.

Beinahe der dritte Theil der ausgestellten Bilder gehört dem landschaftlichen Fache an (von 1744 nahezu 500), ein Achtel der ganzen Summe hat die sogenannte Genremalerei beigesteuert. So groß diese Zahlen vielleicht erscheinen mögen, so drücken sie noch immer nicht hinlänglich das richtige Verhältniß namentlich der landschaftlichen Schöpfungen zur modernen Kunstproduction aus. Die gute Hälfte unserer künstlerischen Thätigkeit ist der Pflege der Landschaftsmalerei gewidmet. Sollen wir dieses Vordrängen der beiden genannten Kunstzweige mit der Ueberflutung unseres Tonsinns durch Salonmusik in eine Paralelle stellen und dann ähnlich wie hier auf eine Abnahme unseres künstlerischen Vermögens schließen? Kein Zweifel, daß diese Frage von Vielen

bejaht und der Aufschwung der Landschafts- und Sittenmalerei aus der Bequemlichkeit, mit welcher sich solche Gemälde in unsern Stuben zwischen Blumentischen und Etageren unterbringen, aus der Leichtigkeit, mit welcher dieselben dem übrigen Zimmerschmuck sich einordnen lassen, erklärt werden wird. Mögen aber auch manche Kunstfreunde und Bilderkäufer von solchen Rücksichten sich leiten lassen: so folgt daraus noch keineswegs, daß die Künstler in gleicher Weise fremdartigen, niedrigen Zwecken nachgehen und mit der Rolle einfacher Decoration sich begnügen wollen. Aus der schlechten oder unwürdigen Verwendung darf man noch keineswegs auf den geringern inneren Kunstwerth schließen. Wir zweifeln nicht an der vollkommnen Ebenbürtigkeit der Landschafts- und Genremalerei mit den übrigen Kunstzweigen; poetische Kraft und malerischer Blick finden auch hier einen reichen Wirkungskreis und sind die wesentliche Bedingung zum Gelingen des Werkes. Ueberdies liegen die ästhetischen Anregungen unserer Bildung vorzugsweise in dieser Richtung und befördern die Lebendigkeit der Anschauungen bei dem Künstler, die Unmittelbarkeit des Verständnisses bei dem Beschauer. Offenbar werden die Kreise der Landschafts- und Genremalerei von der Gunst der Zeit getragen, fragen wir nun, welchen Gebrauch die auf der münchner Ausstellung vertretenen Maler von dieser Gunst machten?

Die Vergleichung der modernen Kunst mit jener früherer Jahrhunderte wird von den wohlwollenden Freunden der ersteren nicht allzueifrig empfohlen. Bleibt doch gewöhnlich als Resultat die Ueberzeugung übrig, daß heutzutage dem Künstler Fehler und Irrthümer ungleich näher liegen und lockender erscheinen, als die einfache, wahre Schönheit. In einem einzigen Punkt allein scheuen wir uns nicht, die Unterschiede zwischen Jetzt und Sonst aufzusuchen. Er betrifft die Bildungsverhältnisse unserer Künstler. Wer eine längere Reihe holländischer Genrebilder ohne Unterbrechung nacheinander betrachtete hat gewiß die Einförmigkeit der Motive, und in der Wahl der wenigen, die stets wiederkehren, das Walten eines nicht immer feinen Sinnes beobachtet. Ausnahmen gibt es nach der einen und der andern Richtigung. Bei Jan Steen z. B. überrascht grade die große Mannigfachheit der Motive, bei anderen ist die elegante, zierliche Formengebung nur der Ausdruck entsprechender Vorstellungen. Von der Mehrzahl niederländischer Genremaler jedoch kann man weder die reiche Erfindungskraft loben, noch behaupten, daß die rauchenden und trinkenden Bauern, die Zahnbrecher, die wasserbeschauenden Aerzte, die Gemüsehändlerinnen und ähnliche Vorwürfe eine gehobene Lebensanschauung verrathen. Unsere Maler dagegen geben uns am wenigsten Grund, sie der Lässigkeit im Erfinden anzuklagen; jeder strengt sich an, durch Originalität zu glänzen und den ihm eigenthümlichen poetischen Sinn schon in der Wahl der

Motive offen zu legen. Vor allem hat der Kreis des Komischen eine reiche Vertretung gewonnen. Ob gemalte Witze und Anekdoten als sachliche Bereicherung unserer Kunst angesehen werden können, steht dahin, es fehlt aber auch nicht an wirklich drastischen Situationen und mit gesunder Komik aufgefaßten Charakterschilderungen. Menschliches Stillleben, niedliche in Farben und Linien erzählte Novellen haben gleichfalls in der münchner Ausstellung Raum gefunden. Wenn Kirner uns die Toilette eines Bahnwärters am Kirmeßtag schildert — er hatte eben nur Zeit gefunden, sein Barbiergeschäft zur Hälfte zu vollenden, als schon die Locomotive heranbraust und er sich genöthigt sieht, mit einer eingeseiften Wange, die er natürlich abwendet, den Zug nach bairischer Landessitte militärisch zu salutiren —, wenn Enhuber uns gleichfalls die ähnliche Toilette eines Wanderers auf freiem Felde vorführt, so lohnt der „Spaß" schwerlich die auf dessen Verkörperung verwendete Mühe. Die Pointen lassen sich hier wie in so vielen andern Fällen nicht mit der Spitze des Pinsels hineintragen, dieses ist die Illustration der komisch gedachten Vorstellung, aber in sich selbst ohne bedeutende komische Kraft. Wirklich komisch in der Situation traten uns dagegen viele andere Genrebilder und zwar insbesondere der münchner Schule entgegen, welche, wie es scheint, für einen lustigen Schilderungston eine ungleich größere Vorliebe besitzt, als die noch von sentimentalen Traditionen genährte düsseldorfer Künstlergruppe. Als Beispiele führen wir nur Enhubers unterbrochene Spielpartie, Rambergs Fensterln und Spaziergang, Flüggens Kirchenmusik u. a. an. Wir begegnen da bald glücklich reproducirten Charakterfiguren, bald mit natürlichem Humor ausgemalten Situationen. Der aus dem Seminar eben entlassene Hofmeister auf Rambergs Bild, der seine Zöglinge auf den Spaziergang führt und die Lust der letzteren, sich in das Spiel ungezügelter Straßenjungen zu mischen, mit pedantischer Geberde abwehrt, der Dorfheld bei Enhuber, dessen Kameraden hastig das Kartenspiel verstecken und der selbst die Flucht unter den Tisch nicht verschmäht, um dem ersten Strom der Gardinenpredigt seiner bessern Hälfte auszuweichen, die mit eingeklemmten Armen die Schwelle der Wirthsstube betritt, machen der Phantasie der Künstler alle Ehre. Auch in den novellistischen Schilderungen stoßen wir oft auf sinnige Züge und lernen eine feine Beobachtungsgabe kennen, groß ist vor allem die Mannigfaltigkeit der Motive. Ländliche Wallfahrer, eine appenzeller Stickerin und Blankeneserinnen am Brunnen, ein Mönch, der einer Trauung in der Klosterkirche zusieht, Indianer in Südamerika, französische Marquisen, Schatzgräber und Alchymisten, Landsknechte und Bürgerwehrmänner, Bauern und Cavaliere gehen in bunter Reihe an uns vorüber. Einzelne Paradescenen wiederholen sich zwar: Verlobungen, die durch den Eintritt alter verlassener Geliebten gestört werden, Spieler, denen die Gattin zu Gewissen redet u. s. w., im Allgemeinen

ist aber für die Kurzweil der Beschauer gut gesorgt und das Prädicat der Originalität und reicher Erfindungsgabe für unsere Genremaler wohlverdient. Hätten sie nur nach einer andern Seite hin sich minder genügsam erwiesen und sauberes Illuminiren mit der Kunst zu malen nicht für gleichbedeutend genommen.

Den Genrebildern entsprechen auf einem andern Kunstgebiet ziemlich genau die kleinen dramatischen Spiele und einactigen Bluetten des modernen Bühnenrepertoirs. Alle Welt ist darüber einverstanden, daß bei diesen die geistreiche Führung des Dialoges, die gewandte und spannende Schürzung des an und für sich ziemlich gleichgiltigen Knotens vorzugsweise den Erfolg sichert und auch das wesentliche Verdienst des Dichters bildet. Niemand würde zweifeln, daß in Bezug auf die Genremalerei ein ähnliches Verhältniß gilt, und auf die malerische Durchführung der Hauptnachdruck gelegt werden muß, wäre nicht die Irrlehre verbreitet, unsere Maler seien vorzugsweise Dichter, die Betonung der malerischen Form aber würde diesen Vorzug nicht klar und deutlich genug erscheinen lassen. Warum greifen dieselben aber dann nicht lieber gleich zu dem rechten Material und schreiben Gedichte, und überlassen nicht Menschen, die auf den Ruhm, als Universalkünstler zu glänzen, bereitwillig verzichten, die Malerei? Die Verwirrung ist noch gestiegen durch die absichtliche Verwechslung der technischen Geschicklichkeit mit eigentlicher Farbenpoesie. Wenn jemand die letztere als Erforderniß des vollendeten Abbildes aufstellt, so zucken die angeblichen Vertreter des wahrhaft Dichterischen in der Malerei mitleidig die Achsel über den armen Wicht, der sich von der brillanten Technik blenden läßt, denunciren ihn wol auch mit salbungsvoller Miene als Materialisten und behaupten, er wolle die Kunst zur Künstelei herabziehen. Ja, wenn es möglich wäre, auf dem mechanischen Weg, wie man eben ein Handwerk erlernt, diese Fertigkeit im Künsteln sich anzueignen: die Zahl der Verächter der Farbenpoesie würde rasch abnehmen. Weiß man ja doch, daß das drückende Bewußtsein, darin unfertig, nur halbausgebildet zu stehen — und bei der schlechten Erziehung unserer Künstler wäre es ein Wunder, wenn dies anders sich verhielte — Trost sucht in der Geringschätzung des Unerreichbaren, und daß der geheime Cultus nicht der Farbenpoesie etwa, sondern ganz ordinärer technischer Recepte, nirgend so viele Anhänger zählt, als in den Werkstätten unsrer Künstler. Diese, wenn sie aufrichtig sind, müssen lachen über die Complimente, die ihrer dichterischen Phantasie gezollt werden. Ist doch die malerische Durchführung ihre Hauptsorge, die gelungene Bewältigung der Form insgeheim ihr größter Stolz. Freilich kommen sie selten zum Genuß des letzteren, und deshalb bleibt von ihrer Seite die Versicherung: in der Malerei sei das Malen nur Nebensache, ohne Widerspruch. Wie der Musiker in Tönen denkt, so drückt des Malers Empfindung die Farbe aus, sie versinnlicht nicht

blos deutlicher seine Gedanken, sondern verleiht denselben erst die rechte Stimmung.

Unger in Göttingen wagte jüngst den Versuch einer malerischen Harmonielehre und meinte, Accorde, Tonarten, den Satzbau, wie er im Kreise der Musik nach bestimmten Gesetzen sich regelt, auch im Gebiet der Malerei nachweisen zu können, nicht blos in abstracter Theorie, sondern an concreten historischen Erscheinungen. Giorgiones, Van Dycks, Ostades Colorit sollte gewissen Tonarten entsprechen, in einzelnen Bildern bestimmte Accordsfolgen sich offenbaren. Der Versuch mißlang, zunächst weil der feinere Farbenmesser und eine malerische Notenschrift mangelt, die Umschreibung von Farbennuancen durch das bloße Wort immer unklar und uebelhaft bleibt. Aber mit dem Grundgedanken, mit der Annahme eines musikalischen Elements in der Malerei hat es seine volle Richtigkeit. Die alten holländischen Genremaler offenbaren dasselbe in der glänzendsten Weise und verleihen dadurch ihren Werken einen poetischen Schein, welcher durch kein stoffliches Interesse ersetzt werden könnte. Der Farbenwohllaut ist nicht etwa das einfache Resultat technischer Anstrengung, kein bloßes Kunststück, durch berechnete Verdunklung des Ateliers, Oberlichter zu erzeugen, sonst würden wir unter den modernen Belgiern lauter Ostades zählen, sondern der Ausfluß der specifisch malerischen Phantasie, die sich im Genrefach am wenigsten gebunden fühlt, hier am liebsten sich bethätigt. Auf der münchner Ausstellung wird ein harmonisch gestimmtes Colorit, eine charakteristische, ausdrucksvolle Farbe das Auge selten erfreuen. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als grade die deutsche Anschauung den kräftigsten Ansatz zum Humor in sich birgt, dieser aber, wie überhaupt die bis zur feinsten Besonderheit des Charakters fortgehende Schilderung, im Colorit das beste Ausdrucksmittel besitzt. Der Glaube an die alleinseligmachende Schönheit der Pifferari und Minetten ist glücklicherweise gelockert. Die wenigen Proben, welche die Ausstellung von italienischen Genrebildern aus den frühern Jahrzehnten aufweist, überheben uns der Mühe, ausführlicher gegen diese Richtung zu sprechen. Auch jetzt noch könnte der Blick unsrer Künstler für das kernhafte unmittelbare Leben ihrer Umgebung an Schärfe zunehmen; aber so völlig abgesperrt von demselben, so vollkommen befangen in der Atelieräſthetik, die über gelungene Posen abgegriffener Modelle nicht Höheres kennt, sind sie lange nicht mehr. Die trockene Manier älterer düsseldorfer Genremaler findet gleichfalls nur noch wenige Bewunderer. Wir freuen uns über harmlose Gedanken, wenn aber auch die malerische Charakteristik die Harmlosigkeit so weit treibt, daß sie den Dilettantismus nicht verschmäht, so kehren wir uns ab von derselben. Uebrigens ist in Düsseldorf selbst, wie namentlich Vautier beweist, ein mächtiger Fortschritt bemerkbar. Eine andere Unart dagegen scheint noch immer das Feld behaupten zu wollen, eine bis zum Geleckten glatte Malerei,

eine kalte Sauberkeit der Durchführung, für welche holländische Hausfrauen, nicht aber die alten holländischen Maler das Vorbild geliefert haben mögen, und was das Aergste ist, eine falsche Koketterie der Charakteristik, die alle naive Wahrheit zerstört.

Wir werfen Riedel, Pollack, Amerling und andern das Gleißnerische in ihren Charakterfiguren vor. Riedels Fischerfamilie, Amerlings schlafende Kinder sind vom Kopf bis zur Zehe erlogen, und werden darin höchstens von Pollacks berühmten Hirtenknaben in der Campagna, bei Porzellanmalern ebenso beliebt, wie ohne Rubens Ave Maria lebende Bilder gar nicht gestellt werden können, übertroffen. Schade, daß dieser Hirtenknabe uns in der münchner Ausstellung nicht vorgeführt wird. Zur Beurtheilung der Kunstzustände der dreißiger Jahre bietet er einen wichtigen Anhaltepunkt. Nur die große Vernachlässigung der malerischen Form in jenen Tagen erklärt es, daß man sich von jenem oberflächlichen Schein blenden ließ, seelenlose Glätte und triviale Farbeneffecte für Anmuth und Farbenpoesie nahm. Es wäre gar nicht wunderbar, wenn in Kunstberichten aus jener Zeit von einem wiedergeborenen Murillo gesprochen, ja Pollack und Riedel vielleicht der Vorzug vor dem spanischen Meister eingeräumt worden wäre. Heutzutage übt man eine lobenswerthe Vorsicht in der Ertheilung solcher Complimente. Man sollte aber auch Billigkeit üben, und wenn man gegen jene Maler den Vorwurf erhebt, daß sie das Sybaritenthum fördern, die auch sonst weit verbreitete Unart nicht unerwähnt lassen, durch eine glatte Eleganz den Mangel an individueller Charakteristik und naiver Wahrheit ersetzen zu wollen. Schöns Alpenmädchen, Meyerheims Mutter und Kinder, Waldmüllers Bauern, sind gleichfalls nur zierlich geputzte Puppen, die allem andern eher entsprechen, als dem Titel, den sie führen: Lebens- und Volksbild. Und diesen Mustern eifern gar viele Künstler nach, dieser Richtung wird noch in gebildeten Kreisen, als wäre sie die Vollendung des Malerischen, gehuldigt!

Gar wohlthuend wirkt auf diese gemalten Gassenhauer die Anschauung einiger harmloser Genrezeichnungen, die aber das Verdienst individuellen Ausdrucks, voller Charakterwahrheit und lebendiger Schönheit besitzen. Die eine hat nach dem Katalog einen sonst unbekannten August Richter in Dresden zum Schöpfer, die andere rührt von Grünewald in München (wenn wir nicht irren, einem Würtemberger) her. Von Richters Composition gibt vielleicht die Bezeichnung, sie bilde das nordische Gegenstück zu Leopold Roberts Schnittern, den besten Begriff. Richters Erntezug entwickelt natürlich die Züge bacchischer Freude in geringerem Grade. Die einzelnen Gestalten fesseln nicht durch die plastische Formenschönheit. Ueber die ganze Gruppe, voran die Schnitter, auf dem hohen von Ochsen gezogenen Fruchtwagen der Hausvater mit seiner Familie, hintennach das jubelnde Gesinde, lagert sich aber

ein so heiterer Freudenschein, jeder Einzelne ist so sehr mit ganzer Seele bei dem Fest, daß ähnlich wie in Roberts Schilderung eine gehobene Stimmung aus der reichen Gruppe spricht, zumal als auch ein schöner Linienfluß beobachtet wurde und die einzelnen Figuren in einfacher, wohlthuender Weise sich zu einem geschlossenen Ganzen aufbauen. Grünewald führt in einer Friesskizze das menschliche Leben in den vier Jahreszeiten vor, ein uraltes Motiv, dem aber der Maler so viele frische und sinnige Züge entlockt, daß man Mühe hat, sich von dem Werk zu trennen. Die große Freude, die es erregt, in jüngern Kreisen vielversprechende Kräfte zu erblicken und richtige Grundsätze, vor allem die so lange verachtete Einfachheit und Wahrheit hier geltend anzutreffen, darf jedoch gegen die Verdienste anerkannter und längst berühmter Künstler nicht verblenden.

Im Landschaftsfach haben die letzteren ihre alte Anziehungskraft bewährt, die Palme, die ihnen längst schon gereicht wurde, bleibt noch immer in ihren Händen. Die bekannten Lieblinge des Publicums, die beiden Achenbach, und Weber in Düsseldorf, Schirmer in Karlsruhe, Alb. Zimmermann, Schleich, Morgenstern u. a. in München, Hildebrandt in Berlin sind auch im münchner Glaspalast mächtige Anziehungspunkte. Wenn neue Namen denselben sich anschließen, wie jener Marcos und Raffalts aus Wien, so gehören dieselben nicht dem jüngern Geschlecht an, sondern bewährten Männern, deren Wirksamkeit sich nur in einem minder zugänglichen Kreise bewegte. Die jüngern tüchtigen Kräfte, an denen es keineswegs mangelt, folgen willig den Spuren der Meister und wissen nichts von dem tiefen Zwiespalt, der auf den übrigen Gebieten der Malerei die letzte Künstlergeneration von der früheren trennt. Auch die Flucht in das Ausland, zunächst technischer Zwecke willen, die bei unsern jüngern Historienmalern immer allgemeiner wird und jedenfalls Beachtung verdient, kommt hier so gut wie gar nicht vor, und wenn sie vorkommt, wie z. B. bei dem frankfurter Maler Burnitz, regt sie keineswegs die Zurückgebliebenen zur Nachfolge an. Den Einwirkungen, die Jaroslav Czermak, falls er der deutschen Künstlerwelt angereiht werden kann, Knaus, Henneberger und theilweise auch Piloty der Fremde verdanken, läßt sich im Kreise der Landschaftsmalerei nichts zur Seite stellen. Es fehlt auch hier nicht an Gegensätzen. Zwischen Achenbach und Schirmer liegt eine ganze Welt, ebenso sind Achenbach und der Berliner Hildebrandt, Schirmer und die münchner Stilisten weit getrennt, trotzdem daß sie eine gleichnamige Richtung verfolgen. Die Entwicklung der modernen Landschaftsmalerei geht vorzugsweise auf das Malerische. Auch diejenigen Meister, deren Bilder durch den bedeutsamen Bau der landschaftlichen Formen, durch Linienschönheit wirken, und symbolische Beziehungen auf menschliche Verhältnisse in sich bergen, benutzen das Colorit als Ausdrucksmittel und würden, obgleich sie sich selbst

den Idealisten beizählen, von den ältern Anhängern dieser Richtung wahrscheinlich mit demselben Spottnamen beschenkt werden, den David für den „Gemüsehändler" Ruysdael bereithielt. Hat sich ihre poetische Kraft abgeschwächt, weil sie nicht wie die Landschaftsmaler der ältern Generation harte Umrisse stehen lassen, nicht jede Form scharf abgrenzen und mit trockener Deutlichkeit die Structur der Landschaft schildern? Daß dort die einzelnen Motive die Spuren der Erfindung kräftiger offenbaren, kann nicht füglich als größeres Verdienst hervorgehoben werden, da ja dieselbe im Wesentlichen auch nur eine Reproduction früher geschauter Naturformen ist und das Hineintragen von charakteristischen Empfindungen und symbolischen Beziehungen in die letzteren bei sogenannten Stimmungsbildern gleichfalls vorkommt. Nur bleibt hier dieses Geschäft dem Beschauer überlassen, während in den stilisirten Landschaften der Künstler selbst dies thut.

Schlimm wäre es um die poetische Bedeutung einer Landschaft bestellt, wenn erst die Staffage über ihren Charakter Aufschluß gäbe und jedenfalls gereicht es z. B. den vier biblischen Landschaften Schirmers, welche die Geschichte des barmherzigen Samariters erzählen, nicht zum Schaden, daß sie auch an und für sich eine große Wirkungskraft üben und das Gemüth des Beschauers sich angezogen fühlt von der charakteristischen Schilderung des frischen, zur Wanderung in die Ferne reizenden Morgens, der schwülen Mittagsluft und des friedlichen, zur Ruhe einladenden Abends, der dem Ermüdeten Erquickung gewährt, ähnlich wie der Samaritaner durch seinen Balsam dem Verwundeten Labsal spendet. Daß es nicht unumgänglich symbolischer Beziehungen bedarf, um eine Landschaft poetisch zu gestalten, beweist Schirmer selbst, dessen Bilder: Ein Sonnenblick vor dem Regen und Ueberschwemmung nicht blos durch die Wahrheit der Darstellung auffallen, sondern auch durch die tiefe Empfindung entzücken, und von vielen über seine biblischen (in Oel gemalten) Landschaften, von allen diesen gleichgestellt werden dürften. Ob Schirmer seine großen Erfolge den von ihm befolgten allgemeinen Grundsätzen oder der durch einen reichen Studienkreis erworbenen Formen- und Farbenkenntniß verdanke, wird von verschiedenen Seiten verschieden beantwortet werden, an der Thatsache selbst wird niemand zweifeln.

Wären alle bedeutenderen Landschaftsmaler nur annähernd so vollständig in München vertreten, wie Schirmer, so würde nicht allein die Erkenntniß der mannigfachen Wandlungen unserer Kunst an Tiefe gewonnen, sondern auch mancher Streitpunkt seine Erledigung gefunden haben. Leider sind grade auf diesem Gebiet die größten Lücken bemerkbar. Am meisten zu beklagen ist die gänzliche Abwesenheit Lessingscher Landschaften, die einen so großen Einfluß auf die Richtung der düsseldorfer Schule gewonnen haben, wenn sie auch gegenwärtig mehr als den Reiz der Neuheit einbüßten. Auch die andern

düsseldorfer Meister sind ungenügend vertreten. A. Achenbach's Hochflut bei Ostende offenbart uns die energische Kraft des Meisters, der das tobende Element mit klarem und festem Auge überblickt, seine Ansicht von Carleone beweist seine große technische Gewandtheit, die anschaulichen Belege für seine merkwürdige Vielseitigkeit fehlen jedoch, und ebenso wird man durch die vier ausgestellten Landschaften über das Eigenthümliche seiner Naturanschauung und seiner vielfach nachgeahmten Malweise schlecht unterrichtet. Auch sein Bruder, Oswald Achenbach ist besser, als ihn die drei in München vorhandenen Bilder erscheinen lassen. Daß Flamm und Kalkreuth gänzlich fehlen, wird zwar bei dem minder ausgedehntem Ruhm der beiden Künstler in weiteren Kreisen nicht auffallen, doch bleibt die Abwesenheit besonders des ersteren bei seiner seltenen malerischen Begabung und seinem frischen Blick für die Schönheit der italienischen Natur immerhin bedauerlich. Oswald Achenbach und Flamm bilden glücklicherweise nicht die einzige, wol aber eine der glänzendsten Ausnahmen von dem herrschenden Wahne Coloritwirkungen lassen sich nur durch schreiende Lichteffecte erzielen. Die ganze Palette über die Leinwand zu schmieren, ist nicht, wie viele meinen, der Anfang, sondern das Ende der künstlerischen Weisheit, auch das Augenblenden keineswegs das Ziel der Landschaftsmalerei. Wir begreifen vollkommen den Ursprung dieser Manier. Es galt, den Reiz der landschaftlichen Schilderung durch das stoffliche Interesse, das sich an die gewählten Motive knüpft, zu erhöhen. Unser Sinn schweift gern in das Weite, unsere Empfänglichkeit umfaßt weitere Kreise, unser Verständniß erstreckt sich auf eine kaum mehr begrenzbare Welt von Erscheinungsformen. Die Landschaftsmalerei wollte nicht hinter der Bildung unserer Zeit zurückbleiben und that recht daran. Wenn wir aber auch im Allgemeinen zugeben, daß dem Beschauer zumeist erst das stoffliche Interesse den Weg zum Verständniß der künstlerischen Form bahnt, und die Ueberzeugung hegen, daß der schaffende Künstler selbst für das gegenständlich Gleichgiltige die volle Begeisterung nicht bereithalten kann und diese Gleichgiltigkeit auch in der Formengebung sich offenbaren muß: so verlangen wir doch von ihm, daß er sich von dem stofflichen Interesse nicht gefangennehmen läßt, vielmehr über dasselbe hinaus zum Begreifen und zur Bewältigung der malerischen Formen gelangt. Im Angesicht der zahllosen Schilderungen seltsamer Naturphänomene und frappanter Lichterscheinungen können wir uns in der Regel des Glaubens nicht erwehren, als hätte auch den Maler die bloße Neugierde an das Motiv gefesselt und erwarten in jedem Augenblick den langen Stab des Erklärers vor unsern Augen schwingen zu sehen, der uns auf die Raritäten aufmerksam macht. Nicht das eine oder das andere Individuum, nicht diese oder jene Schule trägt die Schuld davon. Grade die große Gunst, welche diese Richtung genießt, lockt zu Uebertreibungen und läßt die letztern allenthalben erstehen.

Von der preußischen Grenze.

Das trübe Jahr, welches Preußen in eine so zweifelhafte Lage zu den übrigen europäischen Mächten gebracht, hat nun endlich einen glücklichen Ausgang gefunden. Durch die Proclamation der Regentschaft ist die einheitliche und unabhängige Regierung, deren der Staat dringender bedurfte als je, hergestellt und durch die politisch correcte Form, in welcher dieser Act vor sich gegangen ist, das Rechtsbewußtsein des Volks wieder aufgefrischt worden. Alle Intriguen sind vereitelt und wir können einer Zukunft entgegensehn, die wenigstens klarer sein wird als die verflossenen zehn Jahre. Ueber die materiellen Veränderungen, welche dieser Regierungswechsel mit sich bringen wird, können wir natürlich für jetzt noch keine Vorstellung haben, aber ein äußerst günstiges Zeichen ist die neue Besetzung des Ministeriums des Innern, welche an demselben Tage stattgefunden hat. Grade diese Gleichzeitigkeit ist das Erfreulichste daran. Denn daß auf die Länge das gegenwärtige Beaufsichtigungssystem sich nicht halten würde, war freilich vorauszusehn. Wir glauben, daß man die Bedeutung des Herrn von Westphalen in der politischen Entwicklung der letzten Jahre zu gering angeschlagen hat. Es kommt gar nicht darauf an, wie viel Geist, Scharfsinn und Bildung an dieser Stelle aufgewandt wird, ein zäher Wille, der kein Bedenken kennt, der an ein enges System geknüpft, in unablässiger Geschäftigkeit nach dieser einen Seite hin arbeitet, richtet im Lauf der Jahre mehr aus, als die feinste Intrigue. Das System, welches durch den Eintritt des Herrn von Westphalen in das Ministerium indicirt wurde, das absolute Polizeiregiment im Interesse der feudalistischen Partei, hätte keinen wirksameren Träger finden können; mit welcher Unverdrossenheit und wie allseitig es ins Werk gesetzt worden, darüber werden wol bald interessante Enthüllungen folgen. Der glänzendste Erfolg dieses Systems war der Landtag, der in einigen Tagen zum letzten Mal zusammentritt und die staunenswürdigste Leistung des Systems war die Rede, mit welcher der Herr geheime Regierungsrath Hahn im Dienst des Herrn von Westphalen diesen Erfolg mit völligster Unbefangenheit der Kammer verkündete. Es wäre zeitgemäß, diese Rede wieder ins Gedächtniß zurückzurufen.

Der Name des Mannes, welchem die interimistische Vertretung dieses Ministeriums anvertraut ist, bürgt dafür, daß die schon früher, aber immer nur heimlich angekündigte Versicherung des Prinzen von Preußen, die neuen Wahlen sollten ohne willkürliche Einmischung der Polizei vor sich gehn, jetzt zur Wahrheit werden wird. Ein Staatsmann aus der altpreußischen Schule, an gesunden Menschenverstand und an Rechtschaffenheit der Amtsführung gewöhnt, wird er dafür sorgen, daß man mit dem Gesetz nicht spielt. Das Resultat der Wahlen ist also in die Hand der Wähler gegeben; es wird sich jetzt zeigen, ob das preußische Volk zur constitutionellen Verfassung reif ist.

Eine freilich sehr unerquickliche aber durchaus nothwendige Aufgabe des neuen Landtags wird nun sein, die Wirksamkeit und die Folgen des jetzt zu Grabe getragenen Systems ausführlich zu Tage zu bringen. Es mag zu beklagen sein, daß die Verfassung für den unbestimmten Begriff der ministeriellen Verantwortlichkeit keine gesetzlichen Formen gefunden hat, aber es handelt sich hier auch nur darum,

die Wiederkehr der Uebelstände zu verhüten, unter denen wir so schwer gelitten haben, und dazu genügt eine offene, unumwundene und vollständige Darlegung des Sachverhalts, um den Regenten, das Volk und vor allem auch den Beamtenstand in Kenntniß davon zu setzen. Der größere Theil unseres Beamtenstandes lebt noch in der altpreußischen Tradition und hat keine Ahnung von dem bisherigen Walten des Systems. Es wird im hohen Grade nützlich sein, ihm die Augen zu öffnen und den Beweis zu liefern, daß eine schriftliche Aufzeichnung der Gesetze noch lange nicht genügt, daß es auch darauf ankommt sie auszuführen. Eine zweite Aufgabe des Landtags wird freilich sein, die Unbestimmtheiten der gesetzlichen Fassung wegzuschaffen, die der Willkür einen so großen Spielraum gelassen haben und auch hier sind wir überzeugt, daß die Regierung mit der Volksvertretung Hand in Hand gehen wird. † †

Literatur.

The Life and Works of Goethe, with Sketches of his Age and Contemporaries, from published and unpublished sources. By G. H. Lewes. Copyright edition. Second edition, revised by the author. 2. Bd. Leipzig, Brockhaus. — Dies bedeutende Werk, über dessen Vorzüge und Schwächen wir uns bei Gelegenheit der Uebersetzung von Frese bereits ausführlich ausgesprochen haben, sei auch in dieser Form dem deutschen Publicum dringend empfohlen. Die Ausstattung ist elegant und dem innern Werth des Buchs angemessen.

Das Insekt. Naturwissenschaftliche Beobachtungen und Reflexionen über das Wesen und Treiben der Insektenwelt. Von J. Michelet. Mit einem Vorwort von J. H. Blasius, Professor. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 1858. — Ein Seitenstück zu dem „Vogel" des Verfassers, welches wie dieser beweist, daß man sehr geistvoll und vorzüglich sehr phantasiereich sein kann, ohne deshalb den Beruf zu haben, das Verständniß der Natur zu fördern. Die Naturwissenschaften vertragen am wenigsten eine dilettantische Behandlung, und Michelet ist durchaus Dilettant. In zwei, drei einfachen Vorstellungen findet er die Bürgschaft für einen Zusammenhang aller Einzelnheiten des Gebiets, das er behandelt. Diese Vorstellungen verfolgt er mit einer lebhaften Einbildungskraft bis zu den äußersten Grenzen der Erfahrung und so entsteht ein subjectives Bild, welches lediglich für diese Subjectivität einiges Interesse erregt. —

Notiz: Im ersten Artikel über die Münchner Ausstellung muß es Seite 7, 8 und 9 Wächter statt Wachter heißen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Geschichte der baierischen Kammerauflösung.

1.

Am 30. September wurde die baierische Kammer aufgelöst, nachdem sie erst am 25. desselben Monats zusammengetreten, noch nicht einmal formell eröffnet und eben erst in ihrer Constituirung begriffen war. Zum ersten Präsidenten hatte sie, wie in allen Sessionen seit 1849 den Grafen Hegnenberg-Dux ernannt, zu Secretären mit derselben conservativen Consequenz die ebenso lange fungirenden, von der Regierung während und wegen ihrer wohlgefälligen parlamentarischen Wirksamkeit zum Regierungsrath und zum Consistorialrath beförderten ehemaligen Bürgermeister Nar und Maier. Den zweiten Präsidentensessel besetzte sie mit dem, nach Auflösung der Gesetzgebungsausschüsse von seiner würzburger Professur, trotz aller Gegenpetitionen zum eichstädter Appellationsgericht als Rath versetzten Dr. Weiß. Daß jene Beförderung nicht als Gunsterweis zu gelten hatte, läßt sich nur daraus schließen, daß der jetzige Ministerpräsident Dr. Ludwig Freiherr v. d. Pfordten, wie dessen offiziöse Biographien ausdrücklich sagen, unter dem Ministerium Abel seiner damals mißliebigen politischen Ueberzeugungen halber ebenfalls von seiner würzburger Professur an das Appellationsgericht Aschaffenburg versetzt worden war, weshalb er den Ruf nach Leipzig angenommen habe und solchermaßen seinem engeren Vaterland mehre Jahre lang entzogen geblieben sei. Demnach wird die höchst überraschende Kammerauflösung, seit 1848 die dritte, selbst schon in den telegraphischen Depeschen an die Wahl des Dr. Weiß zum Vicepräsidenten gebunden.

In unsrer parlamentarisch ernüchterten Zeit ist eine Kammerauflösung ein so gewaltsamer Schritt, daß es beinahe blos eine Blasphemie der bekanntlich immer wühlenden Propaganda des Umsturzes sein kann, wenn einer erleuchteten und starken Regierung dafür ein so untergeordnetes Motiv untergeschoben wird. Man hat daher gewiß den Grund viel tiefer zu suchen, man

hat sicherlich diese Auflösung als Ausgangspunkt einer gewaltigen und unausgleichbaren Principiendifferenz zwischen den gesetzgebenden Gewalten Baierns zu betrachten. Dies besonders, da bekanntlich die königlich baierische Regierung unter der Leitung des Freiherrn v. d. Pfordten und durch seinen Mund schon oftmals die bewundernde Aufmerksamkeit Europas dadurch in Anspruch nahm, daß sie es seit zehn Jahren vermocht hat, ohne rettende Thaten, Oktroyirungen u. s. w. zu herrschen, obgleich bekanntlich der Novemberbundesbeschluß von 1855 den Regierungen für Abänderung der Verfassung keine bestimmten Grenzen vorzeichnet und dadurch principiell feststellt, daß nicht Regierung und Stände durch Vereinbarung, wol aber die alleinige Regierungsgewalt zu Verfassungsänderungen befugt ist. Diesem Princip entsprechend begutachtete damals auch die bundestägliche Commission und sanctionirte den Bundesbeschluß (bei Gelegenheit der hannoverschen Verfassungsfrage), daß man auf Untersuchung einzelner ständischen Beschwerden nicht einzugehen brauche, wenn dieselben dahin gingen, daß eine Regierung mit ihren Verfassungsänderungen noch hinter die Bundesnormen vom 23. Aug. 1851 zurückgegangen sei. Da dieser Grundsatz besteht, so ist es allerdings weit mehr Gnade der Machthaber, als etwa grundgesetzliches Recht, wenn überhaupt eine Regierung der Verfassung nachkommt und diese nicht mit beliebigen administrativen Verordnungen außer Kraft erklärt. Die baierische Verfassungsbeharrlichkeit ist sonach ein Gnadengeschenk des jetzigen Ministeriums.

Dies hatte die 1849 gewählte baierische Kammer sich wol gesagt, ehe noch jener Bundesbeschluß erschien. Die sogenannte Lerchenfeldsche Majorität verwahrte sich zwar immer feierlichst dagegen, daß sie die Principien der Regierung theile, stimmte aber unfehlbar für deren Vorlagen in jedem einzelnen Fall. Nur beim Landtag 1854—55 stellte sich einige praktische Differenz bei Gelegenheit eines Wahlgesetzentwurfs heraus, welcher detaillirte ständische Gliederungen zu Grundlagen des activen und passiven Wahlrechts machte, vollberechtigte Staatsbürger wegen ihres Glaubens davon ausschloß, die Wahlfähigkeit anderer an negative Voraussetzungen band und dem administrativen Ermessen vollständige Grenzenlosigkeit seiner Herrschaft zuwenden wollte. Von da an beginnt die Verstimmung zwischen den gesetzgebenden Gewalten, und es mag nicht ohne Interesse sein, die letzten parlamentarischen Jahre Baierns bei der heutigen Veranlassung wenigstens in allgemeinen Umrissen zu recapituliren.

Im Januar 1855 war es, daß der erwähnte Wahlgesetzentwurf zur Debatte gestellt wurde. Man kam schon mißgestimmt dazu zusammen. Denn unmittelbar vorher hatte die Kammer — es war noch immer jene mit der ehemals so absolut gefügigen Majorität unter Herrn v. Lerchenfelds Leitung — sich des vom betreffenden Ausschuß zur Verwerfung begutachteten Antrags ange-

nommen, welcher Gesetzes- und Rechtsschutz forderte gegen die administrative Willkür, womit die rheinpfälzische Kreisregierung über tausend unbescholtene Männer, welche „eine Stütze der Ordnung gewesen, als alles erschüttert war", von den Gemeinderäthen ausgeschlossen hatte. Weiter hatte die Regierung ihre Nachforderungen für die außerordentlichen Militärkosten der kurhessischen Expedition zurückziehn müssen, um selbst nur mit einiger Hoffnung auf Gewährung der Creditforderung von 15 Millionen Thalern hervortreten zu können, womit „die Vorbereitungen für die Bereithaltung der Armee zur Mobilisirung" getroffen werden sollten. Denn unter den damaligen orientalischen Kriegsverhältnissen erachtete es Herr v. d. Pfordten für eine „Pflicht Baierns und Deutschlands, diejenigen Vorbereitungen zu treffen, ohne welche den Ereignissen nicht beruhigt entgegengesehen werden könne." Man möge sich dabei erinnern, daß Baiern damals mit an der Spitze der bamberger Politik und Coalition stand.

Daß bei solchen Rück-, An- und Aussichten dem Ministerium v. d. Pfordten die Annahme des oben erwähnten Wahlgesetzes sehr erwünscht gewesen wäre, kann gewiß nicht bezweifelt werden. Dagegen meinte die Kammer, welche sich auf ihre sechsjährige treue, folgsame und ehrliche Dienstleistung berief, der neue Wahlgesetzentwurf sei wie ein schlechtes Leumundszeugniß für sie, dessen Mitunterzeichnung ihr doch nicht zugemuthet werden könne. Nebenbei bemerkte sie, die Regierung verfahre sich damit in allerlei Inconsequenzen ihrer früheren „unumstößlichen Principe" und „heiligsten Ueberzeugungen", weil sie ihrem eignen Gesetz über Judenemancipation durch die Wahlbestimmungen ins Gesicht schlagen und nur in privilegirten Ständen die moralisch, politisch und intellectuell fähigen Vertreter des Landes erblicken wolle. Man bemerkte gehorsamst, wolle die Regierung die Constitution umstoßen, so möge sie die Kammer auflösen und ein neues Wahlgesetz octroyiren, allein der jetzigen Landesvertretung, die sich auf ihr gutes Gewissen berufe, möge sie nicht zumuthen, den Ursprung ihres eignen Mandats zu verleugnen. Der Gesetzentwurf ward verworfen.

Diese Aeußerung der loyalitätsbewußten Landesvertreter wurde von der Regierung in gutem Gedächtniß bewahrt. Noch bevor daraus die Consequenz der Verwerfung der Wahlgesetzvorlage erwuchs, erhielt die Kammer eine Belehrung über ihre Hinweisungen auf angebliche Inconsequenzen der Regierung, eine Art von Programm der innern Politik des Herrn v. d. Pfordten. Man könne — sagte der beredte Staatsmann — bequem auf Consequenz pochen, so lange man in der Minorität sei. Damit schien er eigentlich blos auf die Minorität der Macht hindeuten zu wollen, denn diesmal war die Regierung in der Minorität der Meinungen, und er fuhr dennoch fort: Die Regierung, im Sturm der Revolution ans Ruder gekommen, habe nur ihr

Ziel, nicht die Stationen ihres Weges vorauswissen können; Consequenzenreiterei sei einem praktischen Staatsmann unmöglich. Wenn die Kammer ihren eignen revolutionären Ursprung nicht verleugnen wolle (man darf nicht vergessen, daß sie nach einer Kammerauflösung gewählt wurde, welche Herr v. d. Pfordten selbst vollzogen), so beweise das zu viel, darum nichts als eben „den sympathischen Zug der Zeit nach dem Revolutionären".

Allein die Kammer blieb trotzdem unempfänglich für diesen Panegyrikus auf die Inconsequenz staatsmännischer Praxis und beharrte bei ihrem Beschluß. Das Votum erschien um so bedeutsamer, als die Drohung mit einer Octroyirung durchaus nicht undeutlich gefallen war. Daß es indessen der Kammer nicht um Oppositionsmacherei oder Consequenzenreiterei zu thun war, wie ihrer Mehrheit vom Ministertische Schuld gegeben wurde, zeigten mehre folgende Beschlüsse, bei denen die alte Praxis befolgt wurde, der Regierung den Willen zu thun, ohne mit ihren Principien übereinzustimmen. Allein der alte harmlose Friede blieb dennoch getrübt, die alte Willfährigkeit nicht mehr fraglos. Im Februar 1850 hatte Herr v. Lerchenfeld, welcher zufolge der Augsb. Allg. Zeitung „der liebenswürdige Staatsmann" par préférence ist, bei Gelegenheit der parlamentarischen Behandlung des baierischen Preßgesetzes die Behauptung aufgestellt, daß die baierische Presse sich in den Händen von „Buben" befinde. Diese Zeit war 1855 lange vorüber, auch schrieb Herr v. Lerchenfeld keine Artikel mehr, und blos in der Allg. Zeitung finden sich noch seine Kammerreden, aus dem Stenographischen ins Deutsche übersetzt, als ebenso ungetrübte wie endlose Glanzbreiten. Er war es nun, der mit edler Selbstüberwindung eingestand, wie sehr man sich damals getäuscht habe, als man das baierische Preßgesetz nach der Regierungsvorlage angenommen hatte. Es war nämlich eine Klage an die Kammer vom Redacteur des „Nürnberger Couriers" gelangt, welcher mit monatelang consequent fortgesetzten Confiscationen, von denen keine einzige von der richterlichen Behörde als gerechtfertigt anerkannt wurde, zu Tode gemaßregelt worden war. Die Kammer erkannte die Klage für begründet und beschloß nahezu einstimmig den Antrag auf deren Abstellung. Dagegen meinte der Minister des Innern, diese ganze systematische Polizeiwillkür gehöre gar nicht zur Competenz der Kammer, „da kein Verfassungsgesetz verletzt sei". Ja, um dies den Landesvertretern recht praktisch zu demonstriren, wurden bereits am andern Tage (24. u. 25. Jan. 1855) durch das ganze Königreich alle Zeitungen beschlagnahmt, welche in selbstständigen, wenn auch rein referirenden Artikeln diese Kammerdebatte mittheilten. Nur die gewarnte A. A. Zeitung entging vorsichtig demselben Geschick, indem sie das officielle sogenannte Mutterprotokoll und einen Auszug vom Ausschußbericht veröffentlichte.

Auch diese Zwischenfälle trugen nicht grade zu freundlichster Ueberein-

stimmung der Landesvertretung mit dem Landesregiment bei. Die Milch der frommen Denkungsart begann stark zu säuern, und zwar nicht blos im Lerchenfeldschen Centrum, sondern auch in der streng katholischen Rechten, welche dem Ministerium ihrerseits nicht vergab, daß dasselbe einen Antrag zu Fall brachte, welcher einen Verfassungsartikel, wonach die Zinsenüberschüsse reicher Kirchen „unter Mitwirkung des Staates" zu den Bedürfnissen dürftiger Gemeinden concurriren, ganz beiläufig hatte beseitigen wollen. Nun kam es an die wichtigste Frage, an die oben berührte Creditforderung für die Armeeentfaltung Baierns, „ohne welche den Ereignissen (des orientalischen Kriegs) nicht beruhigt entgegengesehen werden könne". Und hier war es Herr v. Lerchenfeld, welcher als Berichterstatter der Commission mit hoch überraschendem Nachdruck und einer bei ihm unerhörten Energie die maßlose Verschwendung der Kriegsverwaltung Schwarz auf Weiß so überzeugend nachwies, daß die Kammer ohne alle materielle Discussion und mit großer Mehrheit (97 gegen 25 Stimmen) nach dem Commissionsantrag die angesonnene Summe auf die Hälfte herabsetzte. Was aber das Allerbedenklichste, das war die Art selbst dieser Bewilligung. Herr v. d. Pfordten hatte nämlich die Mahnung, daß die baierische Politik sich national erweisen und in der orientalischen Angelegenheit an Oestreich anschließen solle, mit gewohnter Redefertigkeit benutzt, um zu erklären: entweder vertraue man der Regierung und dann bewillige man ihr, gleichviel ob viel ob wenig; oder man vertraue ihr nicht, dann solle man auch keinen Kreuzer geben, die Minister würden als Ehrenmänner wissen, was sie zu thun hätten. Diese in jeder Session wiederholte und niemals vollzogene Drohung mit einem Rücktritt des Ministerpräsidenten war allerdings praktisch, nach den bisherigen Erfahrungen, keine Alternative zu der Gefahr, daß jede Bewilligung, die größte, wie die kleinste, ein specielles Vertrauensvotum involvire. Man wünschte also jedenfalls gegen letztere Voraussetzung zu protestiren, und so erklärten nach und nach die Führer aller selbstständigen Fractionen einzeln, indem sie für den Commissionsantrag stimmten, dem gegenwärtigen Ministerium damit durchaus kein Vertrauensvotum ertheilen zu wollen.

In den gouvernementalen Kreisen war dadurch die Entrüstung so hoch angeschwollen, daß selbst die officiöse Presse gegen die Kammer plaidiren mußte; nicht gegen die im speciellen Fall kundgegebenen Ansichten, sondern gegen den ganzen Geist und ihre gesammte Haltung. Dieselben Elemente, welche seit sechs Jahren als wohldenkend und wahrhaft patriotisch gepriesen worden waren, erlagen jetzt plötzlich — der inspirirten Presse zufolge, in welcher sich namentlich die von Dr. Jäger geleitete Pfälzer Zeitung durch wohldienerische Schmähsucht auszeichnete — der Verführung durch die **aura popularis**, der parlamentarischen Eitelkeit, verdächtigen und verdäch-

tigenden Einflüssen, oder sie litten an der bekanntlich von Zeit zu Zeit epidemisch grassirenden Beschränktheit des Unterthanenverstandes. Noch höher steigerte sich aber die gouvernementale Verstimmung, als auch die Kammer der gebornen und ernannten Reichsräthe, trotzdem Fürst Thurn und Taxis, der Sieger von Bronnzell, mit voller Rüstung für die unverkürzten Militärforderungen einsprang, so vollkommen im Princip mit der „untern Schwesterkammer" zusammenstimmte, daß der Ministerpräsident, um wenigstens deren materielle Zugeständnisse zu retten, selber die Zustimmung zu ihrem Beschluß befürwortete (12. Febr.). Eiligst wurde das Gesetz promulgirt, schon am 6. März das Anlehen zur Subscription zum Cours von $94\frac{1}{2}$ mit $4\frac{1}{2}$ Proc. aufgelegt und als Vertrauensvotum des Publicums für die ministerielle Politik verkündet, daß am 18. desselben Monats die Zeichnungen bereits geschlossen worden seien. Von dem lucrativen Geschäft, welches damit die Capitalisten in dieser geschäftslosen Zeit machten, geschah keine Erwähnung; man begrüßte alle Zeichnungen wie lauter Loyalitätsadressen.

Es war freilich auch überaus nothwendig. Denn während das Publicum sich mit diesem Speculationsgeschäft abgab, erörterte die Kammer das Armeebudget, das Lottowesen und die Staatsrechnungen in einer Weise, daß eine Vertagung auf unbestimmte Zeit oder eine Auflösung und „Appellation an das Volk" tagtäglich als offenere oder verdecktere Drohung in die Oeffentlichkeit gesendet wurde. Allein die Kammer war sich ihrer Aufgabe bewußt und beeilte sich eben nicht allzusehr, für das erst am 8. März vorgelegte Budget pro 1855—61, welches abermals mit einem Deficit von 6 Millionen Gulden abschloß, ihre materiellen Bewilligungen zu machen, und gab bei jeder einzelnen Position ihre Bedenken gegen die Verwaltungspraxis und ihre Wünsche für bessere Organisation kund. Die Erörterung der Staatsabrechnungen und speciell des Kriegsministeriums verwandelte die bisherigen Differenzen endlich in einen entschiedenen Bruch. In den Armeeausgaben, wie bei andern Positionen waren die Budgetansätze weitaus überschritten. Nirgend aber standen die Ueberschreitungen in so rücksichtsloser Weise, so ohne Rechtfertigung und Entschuldigung in die Abrechnungen aufgenommen, als in denen des Kriegsministeriums. Der eingehaltenen Form nach hätte man füglich daran zweifeln können, ob überhaupt ein Normalbudget existire. Hierbei zuerst, aber auch desto energischer, machten sich die Beschwerden über die wie absichtlich zur Schau getragene Geringschätzung der Verwaltung gegen die constitutionellen Institutionen Luft. Man erkannte zwar schließlich die Militärrechnungen von 1849—52 an, nicht aber die Ueberschreitungen im Pensionsetat.

Dadurch ward der Kriegsminister in eine so unhaltbare Stellung gebracht, daß sein (am 25. März erfolgender) Rücktritt eine unausweichliche Nothwen-

digkeit wurde. Bevor jedoch derselbe zur Ausführung kam, hatte sich die parlamentarische Kritik gleichermaßen einschneidend, sowol in materieller als principieller Beziehung auch gegen das Gebahren des Ministeriums des Innern gewendet. In principieller Beziehung entflammte sich aber der Kampf ganz speciell bei den sogenannten „unbenannten Ausgaben". Es ist bekannt, daß der größte Theil derselben zur Subvention der officiösen und officiellen Presse dient. Hierbei ward ganz namentlich hervorgehoben und betont, wie die gesammte Haltung dieser einheimischen Blätter und der leicht erkenntlichen Artikel ihrer Besoldeten in ausländischen Zeitungen vollkommen grundgesetzfeindlichen Charakters sei. Habe man darin die Ansichten der Regierung zu erblicken, so müsse man gradezu an eine Bedrohung und absichtliche Untergrabung des gesammten constitutionellen Lebens durch die auf die Constitution verpflichteten, für ihre Ausführung verantwortlichen Organe glauben, es bleibe der Landesvertretung nichts übrig, als sich direct an das Staatsoberhaupt zu wenden. Umsonst suchte die Regierung, wie noch immer, jede Solidarität mit dem nichtamtlichen Theil der officiellen Blätter, vollends aber jeden Zusammenhang mit den als inspirirt und subvenirt geltenden Journalen und Artikelschreibern abzulehnen; umsonst versprach man auch vom Ministertisch Verbesserungen in der Organisation der officiösen Journalistik. Der Damm der Zurückhaltung war zusammengebrochen, und alles, was die Kammer seit sechs Jahren in dem Bestreben, mit dem Ministerium zu gehen, unter Ueberwindung ihrer besseren Ueberzeugungen zurückgedrängt, brach sich jetzt Bahn. Die späte Vorlegung des Budgets spielte keine geringe Rolle; man betrachtete sie als eine Absichtlichkeit, darauf berechnet, dem Landtag, dessen Mandat am 24. Juli zu Ende ging, keine genügende Zeit zur speciellen Prüfung der einzelnen Ansätze zu lassen. So erfolgte der Antrag von 25 Mitgliedern des Centrums, unter Führung des Herrn v. Lerchenfeld, daß eine Adresse an den König erlassen werde, worin die Bitte enthalten sein solle, das Budget blos auf zwei Jahre feststellen zu dürfen (20. März.).

Doch nicht dies allein. Vielmehr solle die Adresse dem König zugleich darlegen, wie die Kammer während ihrer sechsjährigen Wirksamkeit nur unvollständig ihre Aufgabe habe erfüllen können. Daraus seien in verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung, insbesondere in der Justiz, schwere Mißstände heimisch geworden; endlich sei auch das vorgelegte Budget bis zum Endtermin des Kammermandats unmöglich zu erledigen. Trotz des am Ministertisch bis zum Aeußersten gesteigerten Widerstandes ward der Antrag auf eine solche Adresse nach verhältnißmäßig kurzer Debatte mit 78 gegen 37 Stimmen genehmigt und sofort (Abends) ein Adreßausschuß gewählt, welcher den Präsidenten der Kammer mit der Abfassung des Schriftstückes beauftragte. Nachdem aber die Versammlung wenige Tage nachher zum Schluß ihrer vor-

österlichen Thätigkeit die Abrechnungen von 1849—52 mit bestimmten Vorbehalten genehmigt hatte, entgegnete ihr die Regierung mit einem Auflösungsdecret. Dieses motivirte natürlich die überraschende Maßregel mit keiner Silbe. Dagegen sagte die officielle N. Münchner Zeitung: Wenn der Landtag mit einer Thronrede eröffnet werde, hätten regelmäßig die Kammern Adressen an den König gerichtet. Werde aber der Landtag ohne Thronrede eröffnet, so sei das Adreßerlassen nicht gebräuchlich, noch weniger aber herkömmlich, während des Laufes der Verhandlungen von einer Kammer allein eine Adresse an den Thron zu richten. Man wolle in solchen Adressen „nur seine Ansichten und Wünsche in aufregender Weise" geltend machen, sie seien immer nur in leidenschaftlich bewegten Zeiten und von den Führern der Opposition gestellt worden. Gleiches sei auch vom jüngsten Adreßantrag zu befürchten gewesen, deshalb habe die Regierung guten Grund gehabt, „eine Discussion abzuschneiden, welche nachtheilig, wahrscheinlich aber auch im höchsten Grad aufregend gewirkt haben würde."

Deutschland war damals viel zu sehr in Anspruch genommen vom orientalischen Kampf und den immer weiter greifenden Betheiligungen der gesammten Culturwelt daran, um diesen baierischen Vorgängen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Baiern selbst setzte zugleich seine Kriegsrüstungen mit einer auffallenden Energie und in einem Umfang ins Werk, wie keiner der andern Mittelstaaten, als gälte es, die bürgerlichen Mahnungen der zweiten Kammer an das Mißverhältniß zwischen den Militärkosten und den Staatskräften, so wie die reichsräthlichen Warnungen vor militärpolitischer Großmannssucht durch die soldatische Praxis gleichermaßen zu dementiren. Dieser Anschein wuchs, da auffallenderweise zu diesen Anläufen nach einer activen Machtstellung die politischen Ausführungen der inspirirten und „gutunterrichteten" Presse und Publicisten den schroffsten Gegensatz bildeten, indem sie die absolute Neutralität des Bundes und alle jene Principien, welche die nationalen Wünsche und Bedürfnisse am meisten verleugneten, mit emphatischer Berufung auf die materiellen Vortheile einer unbetheiligten Stellung Deutschlands verfochten. Man konnte also im Lande, wie außerhalb desselben in dieser militärischen Entfaltung nichts weiter sehen, als ein absichtliches Zurschautragen vollster Geringschätzung für alle parlamentarischen Kundgebungen grade hinsichtlich des Militärwesens. Eben dadurch wuchs jedoch die Mißstimmung über die verfochtene orientalische Politik im gesammten Publicum so hoch, daß man sich endlich zu journalistischen Erläuterungen veranlaßt sah. Dieselben erfolgten „auf Grund von Mittheilungen von unterrichteten und zuverlässigen Personen" unter der Form der Ableugnung „einer entschiedenen Hinneigung Baierns zu Preußens Politik und der gegentheiligen Haltung gegen Oestreich". Namentlich wurde in Abrede gestellt, daß Baiern, „zu Preußens

Ansichten sich bekennend, in einem Separatvertrag mit dieser Großmacht zu gemeinschaftlichem Vorwärtsgehen gegen Oestreich sich verpflichtet habe."

Diese officielle Berichtigung einer „nach allen Anzeichen vielfach verbreiteten Meinung" bezeugt lauter, als wenn wir die anklagenden Stimmen sprechen lassen würden, die Höhe des Mißtrauens im Publicum gegen die Tendenzen und Neigungen der gouvernementalen Politik. Man war sich dessen in den leitenden Kreisen auch recht wohl bewußt und hegte deshalb über die Anordnung von Neuwahlen für die Kammer vorläufig lebhafte Besorgnisse. Um nähere Einsicht in die Stimmungen der einzelnen Provinzen zu gewinnen, griff man zu dem auffälligen Mittel, sämmtliche Regierungspräsidenten des Königreichs in München zu versammeln (April 1855). Die N. Münchner Ztg. berichtete darüber in einer officiellen Notiz: „Dieselben (Regierungspräsidenten) hatten Gelegenheit, über die wichtigsten Fragen der innern Verwaltung die Regierungsgrundsätze zu vernehmen und zugleich ihre Erfahrungen und Ansichten hierüber darzulegen. Zu diesem Behuf haben mehrfache Conferenzen derselben mit den Staatsministern, von denen eine unter der persönlichen Leitung Sr. Maj. des Königs stattgefunden. Inskünftige sollen sich diese Zusammentritte alljährlich wiederholen. Der dadurch gewonnene mündliche Ideenaustausch unter den obersten Beamten der innern Verwaltung kann das lebensthätige Eingreifen der Regierung zur Förderung der Interessen des Landes und seiner Bewohner nur in wohlthätigster und erfreulichster Weise fördern.

Dieses „lebensthätige Eingreifen" sollte sich sofort bewähren. Verordnungen und Circularschreiben der Regierungspräsidenten, worin die Beamten und selbst die untersten Schichten der Amts- und Kanzleibediensteten wiederholt, unter drohenden Mahnungen aufgefordert wurden, amtlich wie außeramtlich darauf hinzuwirken, daß nur conservative Männer gewählt würden, erfüllten die nächsten Wochen. In Erlassen gleichen Sinnes schärften sämmtliche Bischöfe und evangelische Kirchenbehörden der Weltgeistlichkeit und den Pfarrern ein, daß ein wesentlicher Theil ihres Seelenhirtenamtes in der Sorge für die Wahl gouvernemental gesinnter Abgeordneten bestehe. Den Offizieren ward durch ein Kriegsministerialrescript die Theilnahme an den Wahlen kurzweg untersagt, weil sie von dem 1848 geleisteten Verfassungseid entbunden worden seien, jeder Wähler aber auf diesen Eid verpflichtet sei. Da die Zeitungen diese und ähnliche Thatsachen blos unter äußerst vorsichtigen Formen an die Oeffentlichkeit stellten, und ihre Zweifel, ob auf diese Weise das Staatsgrundgesetz eingehalten werde, welches jede amtliche Einwirkung auf die Abgeordnetenwahlen ausdrücklich untersagt, nicht einmal äußern durften, so bekam das „deutsche Ausland" natürlich keinen Begriff davon, in welcher Weise ein solches „lebensthätiges Eingreifen der Regierung" die „Interessen des Landes und seiner Bewohner nur in wohlthätigster und erfreulichster Weise fördern"

konnte. Jedenfalls bildete das Wahlausschreiben vom 15. Mai, welches die Vorwahlen auf den 20., die Abgeordnetenwahlen auf den 30. Mai festsetzte, mit seinen Worten einen seltsamen Gegensatz zu diesen gouvernementalen Präventivmaßregeln. Denn seine Schlußworte lauteten: „Wir erwarten von allen Behörden gewissenhafte Erfüllung ihrer beschworenen Pflichten, Leitung der Wahlverhandlungen mit rücksichtsloser Unbefangenheit, Beschirmung der Freiheit der Wahlstimmen vor Einschüchterung oder Bestechung, und pflichtgetreue Enthaltung von Beschränkung der Wahlfreiheit.“

Bei der Wahlhandlung selbst mußte es auch nach solchem königlichen Befehl auffallend genug erscheinen, daß die Acten derselben, wie Stimmlisten, Wahlprotokolle und dgl. nicht, wie bisher, an die Communalbehörden, sondern an die Polizeistellen abgeliefert werden mußten. Man schloß daraus, daß sie der Polizei gewissermaßen als „schätzbares Material“ zu politischen Conduitenlisten über Einzelne und ganze Gemeinden dienen sollten. Auch mußte die officiöse Pfälzer Zeitung (zweite Hälfte des Juni) das Eingeständniß machen, daß z. B. denjenigen Wahlbezirken, welche nichtgouvernementale Vorwahlen getroffen hatten, sofort angekündigt wurde, „sie würden in diesem Sommer keine Tanzmusiken halten dürfen“ (A. Allg. Ztg. 1855 No. 167.). Noch viel schlimmere Thatsachen enthält aber das damals auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene „Streiflicht auf die pfälzer Wahlen im Jahr 1855“, welches die wohlgesinnten Gegner wol zu beschimpfen und zu verdächtigen, doch in seinen Thatsachen nirgend einer Unwahrheit zu zeihen vermochten. Diese Einzelheiten kommen indessen hier nicht in Betracht, es galt nur daran zu erinnern, in welcher Weise der königliche Befehl von den königlichen Behörden und zwar unmöglicherweise ohne Billigung der königlichen Staatsregierung in Ausführung gebracht wurde.

Halten wir uns an das factische, rein statistische Resultat der Kammerwahlen. Unter den 145 neuen Abgeordneten befanden sich allerdings blos 44 Mitglieder der aufgelösten Kammer, von denen 27 für und 9 gegen die Adresse gestimmt hatten, wegen welcher die Auflösung eingetreten, 8 nicht anwesend gewesen waren. Von den übrigen 101 Abgeordneten traten an 90 überhaupt zum ersten Mal in die Kammer. Das bureaukratische und klerikale Element erschien gegen die vorherige Diät außerordentlich vermindert, das communale grundbesitzende, gewerbtreibende sehr verstärkt. Ueberwiegend ministeriell hatte blos die Rheinpfalz gewählt — es sollte sich bald zeigen, wie dieser vermeintliche Sieg sich in eine schwere moralische Niederlage der Behörden verwandelte. Wie aber officiell versichert wurde, benutzte die Regierung die Zeit bis zum Zusammentritt des neuen Landtags zu einer Revision des Budgets, durch welche die früher vorgelegten Ansätze herabgemindert werden sollten. Man gestand also damit ein, daß die aufgelöste Kammer materiell im vollen Recht

gehandelt, und daß ausschließlich der formelle Ausweg einer Immediateingabe an den König ihre Auflösung veranlaßt habe. Da sie aber ihre Bedenken gegen viele Zweige der innern Verwaltung, ihre Beschwerden über die finanziellen Ausschreitungen im Kriegsdepartement, ihre Klagen gegen die Hintansetzung der constitutionellen Institutionen durch die Verwaltung und gegen den grundgesetzfeindlichen Geist der gouvernementalen, vom Staat subvenirten Preßorgane auf keine andere Weise zu wirksamer Geltung bringen zu können überzeugt war, so erschien grade erst jetzt die Auflösung als Mittel, die Stimme der Landesvertretung vom König fern zu halten, die Ueberzeugungen der Landesvertreter mundtodt zu machen, dem gouvernementalen Ermessen alle grundgesetzliche Rechte und Befugnisse der Landesvertretung unterzuordnen.

Preußen in der polnisch-französischen Revolutionszeit.

Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. Von Heinrich von Sybel. Dritter Band, erste Abtheilung. Düsseldorf, J. Buddeus.

Es gibt wenig Begebenheiten in der neuern Geschichte, die von der öffentlichen Meinung so allgemein gebrandmarkt wären, als die Theilung Polens und der Friede von Basel. Hört man die gewöhnlichen Urtheile, so sollte man annehmen, in der Politik des achtzehnten Jahrhunderts habe sonst die vollkommenste Sittlichkeit geherrscht, und nur durch jene beiden Thatsachen sei der böse Geist des Machiavellismus in die europäischen Zustände eingeführt worden. Beide Mal ist es Preußen, dem man die Last dieser schweren Verantwortlichkeit aufbürdet. Etwas Richtiges liegt so allgemein ausgesprochenen Ansichten immer zu Grunde. Die Theilung Polens ist zwar nicht unmoralischer als irgend ein anderer Ausdruck des Arrondirungssystems, welches im achtzehnten Jahrhundert für die Politik der Fürsten maßgebend war und maßgebend sein mußte, wenn man sich aus dem verwickelten, lebensunfähigen Rechtssystem des siebzehnten Jahrhunderts freimachen wollte, aber die Form, in der sie ausgeführt wurde, ist allerdings cynischer als irgend etwas, das sonst nach dieser Richtung geschehn ist. Außerdem hat sie für die Theilnehmer bittere Früchte getragen, namentlich für Preußen, welches dies fremdartige Element noch immer nicht hat absorbiren können, und dadurch in Verbindungen verstrickt ist, die seinen wahren Bedürfnissen widersprechen. Der

Friede von Basel setzte zwar nur fort, was die deutschen Fürsten seit dem dreißigjährigen Krieg begonnen hatten, aber er war allerdings der erste verhängnißvolle Schritt, durch welchen jener französischen Uebermacht Bahn gebrochen wurde, die zwanzig schwere Jahre auf Deutschland gelastet hat. Jene beiden Ereignisse zu rechtfertigen, sie gar als wohlthätig für die neuere Entwickelung nachzuweisen, wird kaum gelingen, aber bei einer detaillirten Darstellung kommt man bald zu der Ueberzeugung, daß ein Schritt den andern bedingte und daß in dem Naturproceß, der darin waltet, die Schuld des Einzelnen und namentlich Preußens kaum in Betracht kommt.

Diese innere Nothwendigkeit klar gemacht zu haben, ist eines der vorzüglichsten Verdienste des Geschichtschreibers, dessen Werk uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt. Mit einer Reife der Bildung, einer Vollständigkeit und Unbefangenheit der Forschungen und einer kalten Besonnenheit des Urtheils, wie sie sich unter unsern Schriftstellern sehr selten findet, verbindet Heinrich v. Sybel eine Rechtschaffenheit des Gefühls, die ihn davor bewahrt, was er begreift auch zu billigen. Die Verwickelung der Umstände hat eine sehr weitreichende Macht, aber der Wille des Menschen, durch das Gewissen gekräftigt, ist doch fähig sich darüber zu erheben, und fast überall wird sich zeigen, daß die Hochherzigkeit der Gesinnung, die im Stande ist, die Verhältnisse groß aufzufassen und die kleinen Motive des augenblicklichen Erfolgs dem Gefühl der Pflicht und des allgemeinen Berufs unterzuordnen, auf die Dauer auch in der Politik den richtigsten und namentlich auch den sichersten Weg weist. Die traurigste Rolle aber spielen diejenigen Charaktere, die, in eine kritische Zeit gestellt, wo es darauf ankommt, mit schnellem Entschluß den Augenblick zu ergreifen, von verschiedenen Motiven erregt werden, und bald der Pflicht und der Ehre, bald dem Interesse Gehör geben. Eine solche Rolle hat Preußen seit dem Tode Friedrich des Großen fast ununterbrochen gespielt und sie würde seinen Untergang herbeigeführt haben, wenn nicht die unversiegliche Lebenskraft in den natürlichen Grundlagen dieses Staats auch aus den ungünstigsten Verhältnissen immer neue Nahrung zu ziehn wüßte.

Seit dem dreißigjährigen Krieg war der preußisch-brandenburgische Staat durch den großen Kurfürsten in die europäische Politik eingeführt worden. Er hat nicht blos seinen Staat in die Höhe gebracht, er hat auch das völlig zerrüttete und in seinem Lebensnerv angegriffene, dem allgemeinen Schimpf und Hohn ausgesetzte Deutschland, so weit es unter den traurigen Umständen möglich war, wieder in seine Fugen eingerenkt. Schon damals begann Oestreich, mit den scheinbaren Rechten und Pflichten der alten Kaiserwürde ausgestattet, jene Politik, die es Preußen gegenüber stets aufrecht erhalten hat: es benutzte den frisch aufkeimenden, in seinen inneren Verhältnissen geordneten tüchtigen Kriegerstaat, dem Feind die entscheidenden Schläge beizubringen,

dann aber wachte es mit eifersüchtiger Sorgfalt darüber, daß dem gefährlichen Nebenbuhler keine Vortheile daraus zuflössen, die seine Macht bedenklich erweiterten. Spielte auch im Krieg der jüngere Staat die Hauptrolle, so blieb im Frieden der ältere doch der mächtigere, und er verschmähte es nicht, auch Deutschlands Vortheil den öffentlichen Feinden Preis zu geben, wenn es zugleich der Vortheil seines Nebenbuhlers war. Der große Kurfürst empfand diese Lage mit bitterm Unmuth, aber er ließ sich dadurch nicht verleiten, von dem geraden Weg der Politik abzugehn. So wohl er es verstand, seinen eigenen Vortheil wahrzunehmen, blieb er doch deutscher Reichsfürst und hielt zu Oestreich, auch wo dieses ihn schwer kränkte, in der festen und vollkommen begründeten Ueberzeugung, dieser gerade Weg werde ihn trotz aller Eifersucht Oestreichs am sichersten dem Ziel zuführen, dem der Ehrgeiz seines Hauses entgegenstrebte.

Was der Gründer des preußischen Staats mit Plan und Einsicht durchführte, weil er die Verhältnisse groß auffaßte, setzten seine beiden Nachfolger aus Schwäche fort. Allein diese Schwäche hat die Entwickelung des Staats nicht beeinträchtigt, weil die Politik in der geraden Linie blieb. Preußen war innerlich gekräftigt und fiel schwer in die Wagschale der Entscheidung, als Friedrich der Große bei seiner Thronbesteigung plötzlich die angestammte Politik seines Hauses aufgab und seine Macht mit raschem Entschluß gegen Oestreich wandte. Dies ist nun eine von jenen kritischen Zeiten, in denen man das Urtheil über eine That nicht nach der Idee abmessen darf, die derselben zu Grunde lag, sondern nach der Kraft, die dabei verwandt wurde. Die Politik der Jahre 1740 bis 1745 wäre die Politik eines vermessenen Abenteurers gewesen, wenn sie nicht die Politik eines der größten Männer war, die die Weltgeschichte kennt. Uebermächtigen Intriganten gegenüber, denen jedes Mittel recht war, hatten bis dahin die schwächeren preußischen Fürsten langsam Erfolge erreicht, indem sie ehrlich den Weg der Pflicht vor sich hingingen; Friedrich erreichte einen schwindelnden Erfolg, indem er sie an Rücksichtslosigkeit überbot. Er hat durch die Größe seiner Thaten, durch den Segen, den sein Vaterland, durch den Ruhm, den das ganze deutsche Volk ihm verdankt, das Frevelhafte seines Unternehmens längst in Vergessenheit gebracht. Aber nur er, der gewaltige eiserne Mann, der immer nur eins wollte, und der an Charakterstärke ebenso über seinen Zeitgenossen stand, wie an Einsicht, Genie und Reichthum des Geistes, konnte es in Vergessenheit bringen; dieselben Maximen würden einen Charakter, der nicht ganz von Eisen ist, schmählich zu Grunde richten. Man sollte neuerdings in der Empfehlung der altenfritzeschen Politik vorsichtiger sein; denn sie war eben nur für den alten Fritz gemacht.

Nun wollte das Unglück, daß unter seinem schwachen Nachfolger bald

die eine, bald die andere Richtung der altpreußischen Politik in den Vordergrund trat. Friedrich Wilhelm II. war intellectuell keineswegs so unbedeutend, als man gewöhnlich annimmt. Bei seiner lebhaften allseitigen Empfänglichkeit, bei seinem schnellen Verständniß, bei seinem Sinn für das Höhere, konnte man ihm selbst das Prädicat eines geistvollen Mannes nicht versagen. Freilich ließ er sich durch die Sitten des Hofes von Versailles mehr bestimmen, als sich mit der preußischen Ueberlieferung vertrug, freilich verkehrte er zu viel mit Geisterbannern und andern Individuen jener Classe, die man später als Romantiker bezeichnete, aber er dachte auch viel über Staatsangelegenheiten nach, er beschämte augenblicklich manche seiner Diener durch eine feine Auffassung der Verhältnisse, er hatte einen Willen, der sich unter Umständen sehr energisch durchzusetzen wußte, er besaß Ehrgeiz und Ehrgefühl. Er dachte wie seine Vorfahren an seine Pflichten als Reichsfürst und bemühte sich im Interesse Deutschlands mit Oestreich Hand in Hand zu gehn. Er fühlte ritterlich für die französische Königsfamilie und verabscheute die Jakobiner aus moralischen Gründen. Er hatte Sinn für die Entwickelung eines freien Volkswesens, wie sie sich in der polnischen Constitution von 1791 vorzubereiten schien. Er fühlte lebhaft den Beruf, den die Großthaten seines Oheims ihm hinterlassen hatten, und er war nicht schwach genug, die Intriguen Oestreichs gleichmüthig hinzunehmen. Das alles waren wesentliche Gesichtspunkte, nur leider widersprachen sie einander, und da bald der eine, bald der andere in seinem Gemüth in den Vordergrund trat, so kam dadurch in seine Politik ein Schwanken, das leicht hätte verhängnißvoll werden können und das unter seinem Nachfolger auch verhängnißvoll wurde. Diesem unsteten Willen gegenüber spielt Oestreich die alte Rolle fort, nur daß die frühere Besorgniß gegen den rivalisirenden Staat noch durch einen Haß gefärbt wurde, der sich aus dem Andenken an den siebenjährigen Krieg leicht erklärt. Hätten die östreichischen Staatsmänner einen großen Blick gehabt, so hätten sie schon damals eingesehn, daß nur eine feste Allianz mit Preußen ihre Bahn ebnen konnte, und daß sie weit entfernt, die Vergrößerung Preußens durch Intriguen zu hintertreiben, um dieser Allianz willen alles daransetzen mußten, den jüngern Staat zu kräftigen. Aber Thugut, der in der Periode von 94 den Ausschlag gab, verband mit einer scharfen Einsicht und einem zähen rücksichtslosen Willen eine kleine Seele und fachte die alte Eifersucht in einer Weise an, die auch das ruhigste Gemüth erbittern und endlich zur ausgesprochenen Zwietracht führen mußte.

Noch hatte Friedrich seinem Staat ein verhängnißvolles Erbtheil hinterlassen, das russische Bündniß. Für seine unmittelbare Lage war es freilich ein Meisterstück, daß er die russisch-östreichische Allianz löste, die ihn hätte erdrücken müssen. Man spricht häufig von der Unmöglichkeit, daß Oestreich und

Rußland sich miteinander verständigen könnten; für den Augenblick ist freilich durch menschliche Motive zwischen beiden Staaten eine Entfremdung eingetreten, die nicht leicht zu beseitigen sein wird, aber von einer Unmöglichkeit ist nicht die Rede. Freilich strebte Rußland seit langer Zeit nach dem Besitz Polens und der Türkei, und Oestreich hatte gerechten Grund, sich diesem Streben zu widersetzen; allein die Habgier konnte es leicht bestimmen, sich durch einen Antheil an der Beute beschwichtigen zu lassen. So geschah es bei der ersten Theilung Polens, und diese Politik erneuerte sich 1790, als beide Mächte sich einigten, die Türkei zu theilen. Der Erwerb der Türkei war der leitende Gedanke der russischen Politik. Für ihn benutzte man bald Preußen, bald Oestreich. Um hier freie Hand zu haben, trieb Katharina II. die beiden deutschen Mächte in den Ritterkrieg gegen die französische Republik, der ihr allein zu Gute kam und sie doch keine Opfer köstete. Das Verhältniß Rußlands zu Preußen war ein ganz anderes als das Oestreichs. Von Eifersucht und Haß war keine Rede, es war nur die Geringschätzung, welche aus dem Gefühl brutaler Uebermacht und größerer Verschmitztheit hervorging. Wie geringschätzig man bei der zweiten Theilung Polens mit Preußen umging, haben am deutlichsten die Memoiren des Grafen Sievers gezeigt; zuletzt hatte man sich doch verständigt. Aber die neue Insurrection der Polen gab zu neuen Reibungen Veranlassung.

Friedrich Wilhelm hatte den Krieg gegen Frankreich aus Ritterpflicht übernommen, gegen die Ueberzeugung der meisten seiner Rathgeber. An diese Ritterpflicht wurde er fortwährend von den Russen höhnisch erinnert, wenn man einen Augenblick zu bemerken glaubte, daß er im Interesse seines Landes bereit war, ihn aufzugeben. In diesem Krieg lag der ganze Idealismus seiner Politik: freilich gehörte er zu sehr dem achtzehnten Jahrhundert an, um nicht auch einen Vortheil daraus ziehn zu wollen. Er ließ sich von den Engländern für die Truppen, die er ihnen am Rhein zur Verfügung stellte, bezahlen, und verlangte von den Russen, da er in Frankreich selbst nichts erobern wollte, eine Entschädigung an der Weichsel. Oestreich hatte seinen Krieg von vornherein positiver aufgefaßt, und Thugut nahm keinen Anstand, seinerseits mit den Franzosen jene Unterhandlung einzuleiten, die später seine Publicisten, als sie von Preußen durchgeführt wurde, als einen Verrath an der deutschen Sache bezeichneten. Diese Wendung der Politik wurde dadurch herbeigeführt, daß die Entscheidung in Polen in demselben Augenblick eintrat, wo am Rhein und in Belgien die Franzosen überraschende Erfolge davon trugen. Ganz getrennt von der Entwickelung des Innern hatte sich in den Kriegen eine Soldateska gebildet, die von kriegslustigem Eifer erfüllt, für die Republik schwärmte, die ihr reiche Lorbeern und ausgelassenes Leben verhieß, und bald der Schrecken aller Gegner wurde. Kein Gefühl der Pflicht, erzählt Sybel,

war in ihnen angeregt, und so wandten sie auch der Republik den Rücken, sobald ein noch lorbeerreicherer Führer erschien und richteten endlich auch diesen zu Grunde durch die Habgier und Selbstsucht, welche einst neben allem Ruhmesdurst die Revolution in ihrem Herzen groß gezogen hatte. Ihre technische Ausbildung blieb in den wenigen Uebungsmonaten allerdings mangelhaft. Es fehlte noch immer wie im vorigen Herbst an Manövrirfähigkeit und an standhafter Ruhe in der Vertheidigung. Die Führer sahen es wol, aber empfanden wenig Sorge darüber. Wenn die deutschen Truppen rascher ihr Feuer wiederholten, so mahnten die französischen Offiziere zum stürmenden Anlauf mit dem Bajonett, der Lieblingswaffe, sagten sie, der Republikaner. Stoben einmal ihre ungeübten Haufen in plötzlichem Schrecken auseinander, so zuckten sie gelassen die Achseln, weil die Flüchtigen sich doch auch ebenso plötzlich zu neuem Angriff ermannten. Wenn ihre Soldaten bei jeder künstlichen Evolution in Verwirrung geriethen, so lehrten sie ihnen Verachtung aller Künstlichkeit und blindes Vertrauen allein in den vorwärtsdrängenden Muth. Nur keinen Augenblick Ruhe, unablässige Strapaze in Wind und Wetter, unaufhörliche Belästigung des Feindes im kleinen Krieg, unablässiges Anstürmen in hellen Haufen, mag fallen was will, die Republik hat Menschen genug, um daß sie siege, daß die Truppen, der Feind, die Nation es lerne, Frankreichs Heer könne niemals geschlagen werden. So mahnten die Generale das Heer, so die Regierung die Generale. Mit höchster Ungeduld kamen die Anfragen aus Paris, wie lange es noch dauern könne, bis man den Feind überraschend im Felde erscheine, nichts als Muth und Bajonette seien zur Offensive erforderlich, mit Energie und Henkersbeil sei Säumniß und schlechter Wille zu überwinden. Dieses verwilderte Kriegssystem wurde dadurch den Feinden furchtbar, daß in den Wohlfahrtsausschuß ein Mann eintrat, der mit wirklichem organisatorischen Talent ausgestattet, wenigstens in diesem einen Zweig der Verwaltung der liederlichen Jakobinerwirthschaft ein Ende machte. In der Charakteristik dieses interessanten Menschen folgen wir Sybel.

Carnot war 1753 zu Nolay, einem kleinen Städtchen der Bourgogne geboren, Sohn eines mit achtzehn Kindern gesegneten Advocaten, in schlichten Verhältnissen und sorgfältiger Erziehung herangewachsen. Seinen militärischen Sinn verrieth er schon als zehnjähriger Knabe, indem er im Theater zu Dijon bei dem Anblick eines kriegerischen Schauspiels zu großer Erheiterung des Publicums die Aufführung durch heftiges Rufen unterbrach, man solle die Soldaten und Kanonen anders stellen, sonst gebe man dem Feind alles in die Hände. Diese Lebhaftigkeit des Ergreifens zeigte er dann auf allen Stufen des Unterrichts und entwickelte sie rasch zu Selbstständigkeit der Auffassung und Wärme des Urtheils. Sehr früh zeigte er den eisernen Fleiß, wie

er überall aus dem echten Bedürfniß geistiger Unabhängigkeit entspringt: er zog Verweise und Strafen auf sich, weil er gegen die Schulordnung auch in der Spielstunde unablässig thätig war. Jeder Eindruck rief in ihm ein leidenschaftliches Arbeiten hervor; er vermochte nicht zu ruhen, bis er ein klares, seinem innern Standpunkt gemäßes Ergebniß gewonnen hatte. So brachte er z. B. aus dem elterlichen Hause eine fromme und naive Religiosität nach Paris in die militärische Vorbereitungsschule mit, und sah sich bald wegen seines kirchlichen Sinnes den Spöttereien seiner jungen Genossen ausgesetzt. Eine Weile trug er es, unberührt in seinem Innern; einmal aber in seinem Gefühl gestört, beschloß er eine gründliche Prüfung, und studirte nun einige Jahre lang neben Mathematik und Kriegswissenschaften mit fachmäßigem Eifer Theologie, bis er sich mit jedem Zweifel auseinandergesetzt und dann freilich von seinem kindlichen Glauben nicht viel mehr erhalten hatte. Bei dieser Arbeitskraft und Gründlichkeit entwickelte sich bald bei ihm ein Eigensinn des Geistes, welcher in mannigfaltiger Folge strahlendes Licht und tiefen Schatten auf seinen Charakter warf. Er war nicht abzuschrecken durch die Schwierigkeit einer großen Aufgabe, aber auch unfähig, einem einmal in das Auge gefaßten Hirngespinnst den Rücken zu kehren. Jahre lang wandte er Zeit und Kraft vergebens auf das Problem, den Luftballon willkürlich zu lenken, und fühlte sich für das Mißlingen kaum entschädigt, wenn er mit dreiundzwanzig Jahren zum Ingenieurhauptmann, zum geachteten Schriftsteller, zum Entdecker eines großen mechanischen Gesetzes gestiegen war. Sonst hatte er keine Leidenschaft, als die des Erkennens; es gab für ihn keine äußerliche Verlockung; Mäßigkeit und Uneigennützigkeit verstanden sich seiner nur nach Wissen durstenden Natur von selbst. Nicht minder sicher stand bei ihm, für den es keinen Reiz als die Wahrheit des Gedankens gab, die Festigkeit, jede Ueberzeugung zu wahren und zu bekennen; während alle andern Güter der Welt ihn gleichgiltig ließen, fiel ihm an dieser Stelle Pflicht und Genuß, Ehrgeiz und Selbstachtung ohne weiteres zusammen. So lebte und webte er, ohne irgend eine Rücksicht auf seine äußeren Verhältnisse, in Studium und Wissenschaft. Er hatte nichts dagegen, wenn seine lebenslustigen Kameraden ihn das Original, den Philosophen nannten; er ließ es über sich ergehen, daß seine Vorgesetzten die Selbstständigkeit seiner Kritik einmal durch längere Haft in der Bastille ahndeten. Aber wo seinen Ansichten und Grundsätzen ein Widerspruch in den Weg trat, da rührte sich seine schwere, heiße Natur in ihren Tiefen. Seinem Geist fehlte jede Art von Biegsamkeit; er vermochte auch nicht auf Augenblicke einen fremden Standpunkt zu verstehen, und jeder Gegner schien ihm also mit bösem Willen an der unleugbaren Wahrheit selbst zu freveln. Um Politik hatte er sich bis dahin nur einmal und beiläufig bekümmert, als er in einer Lobrede auf Marschall Vauban dessen

System eines der Armuth günstigen Steuerwesens feierte und dabei nachdrücklich die Barbarei der bestehenden Mißbräuche verurtheilte. Seine durchaus nach Innen gekehrte Natur hatte wenig Interesse für die verwickelten Aufgaben des praktischen Staatslebens; dies berührte ihn nur, wo es zugleich ein allgemein menschliches Gefühl in ihm anregte. So gewann ihn, dessen ganzes Wesen ein einziger Drang nach Unabhängigkeit war, die Revolution sogleich und vollständig für die große Sache der Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe. 1791 kam er als Abgeordneter von Calais in die gesetzgebende Versammlung, schloß sich nach jener allgemeinen Stimmung der Linken an, und hielt nun mit der ganzen Consequenz des Mathematikers oder wenn man lieber will, mit der vollen Ungelenkigkeit des Gelehrten an dem einmal ergriffenen Standpunkt fest. Es war in der That wieder die Macht der Theorie, die ihn ausschließlich bestimmte. Er beharrte auf den für wahr erkannten Principien, ohne einen Blick auf die täglich furchtbareren Folgen, ohne einen Gedanken an thatsächliche Bedingungen oder Störungen des Gelingens, ohne eine Ahnung, daß die Politik nicht blos mit Lehrsätzen, sondern mit Kräften und mit Leidenschaften abzurechnen hat. Grade die sittliche Festigkeit seines Wesens machte auch seine doctrinäre Zähigkeit ganz unerschütterlich. Er, der selbst kein Opfer achtete und keinen Kummer kannte, wo es auf eine Ueberzeugung ankam, er hätte mit ehrlichem Herzen in Robespierres Worte einstimmen können: möge das Land zu Grunde gehen, aber die Principien bleiben. So stimmte er, der geschulte Offizier, für die Rüstung des Pöbels mit Piken, für die Entbindung der Soldaten vom blinden Gehorsam, für die Schleifung aller Citadellen in den Festungen, damit sie nicht zu Zwingburgen der Städte würden. So gab er, sonst der gerechteste und gewissenhafteste Mensch, sein Votum für die Hinrichtung des Königs, trat in Robespierres Wohlfahrtsausschuß, und schloß sich hier in besonderem Verständniß an Collot und Billaud, an die Faction der Hebertisten. Denn so wenig er sonst deren innere Gemeinheit theilte, so fand er bei ihnen lebhaftern Eifer für Krieg und Kriegswesen, als bei irgend einer andern Partei, und mochte ihre rohe Brutalität als rückhaltlose Hingebung an die Principien entschuldigen. Immer unterschied sich seine persönliche Haltung von der ihrigen trotz des Bündnisses. Ein einziges Mal war er im Club der Jakobiner, und hörte eine Rede, daß es sonst keine echten Patrioten gäbe als die Mitglieder des Clubs; er war sofort entschieden, den Fuß nicht mehr in die Gesellschaft zu setzen. Während rings um ihn her alle selbstsüchtigen Leidenschaften tobten, hatte er keinen Gedanken an sich selbst; er, der Generale ein- und absetzte, blieb nach wie vor Hauptmann, rückte erst nach zwei Jahren im Dienstalter zum Major auf, und gab nach jeder Reise die unverbrauchten Diäten gewissenhaft der Staatskasse zurück, zum Aerger der Finanzbeamten, welche in ihren Einnahme-

registern dafür keine Rubrik hatten. So auf die Sache ohne alle persönliche Rücksicht gewandt, kam er allmälig dahin, im Interesse der Sache dem Fanatismus seiner Genossen hier und da zu widersprechen. Er wiederholte unaufhörlich, daß man den Krieg gegen die Vendée nie beendigen würde, wenn man ihn nicht menschlicher führte. Er unterfing sich, die Generale der Heere und selbst die Offiziere eines Bureaus ohne Rücksicht auf Geburt und Partei, allein nach Verdienst und Fähigkeit zu wählen. Er wagte es, hier und da Edelleute zu beschützen und sogar zurückgekehrte Auswanderer anzustellen. Es hieß das, dem glühendsten Haß seiner Partei in das Gesicht schlagen; diese Gefahr aber war für seine Unbeugsamkeit nur ein Reiz mehr, das Rechte zu thun.

Es war nicht das Schreckenssystem an sich, welches den Sieg der französischen Truppen herbeiführte, sondern die Verbindung eines Mannes mit demselben, dem es wirklich um das Vaterland zu thun war und der Einsicht und Energie genug besaß, die entscheidenden Mittel zu ergreifen. Mehr noch trug zu diesem Erfolg die Uneinigkeit der Verbündeten bei. Die Engländer, denen es wirklich Ernst mit dem Kampf war, hatten doch die entschiedene Neigung, die preußischen Truppen wie Söldnerscharen zu ihrem Dienst zu verwenden, und die Oestreicher hintertrieben sogar die Fortsetzung des Subsidienvertrags, durch den Preußen allein befähigt wurde, den Kampf fortzusetzen; ja sie gebrauchten schon damals die Taktik, den kleinen deutschen Höfen zu insinuiren, die preußischen Truppen seien mehr gegen sie als gegen die Franzosen gerichtet. Hatte man es früher für eine moralische Unmöglichkeit gehalten, mit dem jakobinischen Regiment in Unterhandlungen zu treten, so machte man sich mit diesem Gedanken immer vertrauter, je mehr es sich befestigte. Auf Robespierres Namen häufte sich zwar in der öffentlichen Meinung der ganze Fluch der Revolution, aber er schien auch am ersten dazu geeignet, die Ordnung wieder herzustellen. Es war der Sturz Robespierres, der Thugut bestimmte, sich von den Unterhandlungen mit Frankreich wieder zurückzuziehen.

Diesen Fall des Schreckenssystems hat Sybel wieder mit vollendeter Meisterschaft dargestellt. Früher sah man in der That des 9. Thermidor den Sieg der Gutgesinnten über die Terroristen; spätere Paradoxenjäger haben die Vorstellung umgekehrt und Einzelne sind so weit gegangen, Robespierre als ein Opfer der guten Sache zu betrauern. Die Sache liegt sehr einfach. Die Fortsetzung des Schreckenssystems und der Blutherrschaft wollten beide Parteien, aber Robespierre wollte das Leben sämmtlicher Bürger in seiner Hand haben und die Bergpartei wollte ihm gegenüber gesichert sein; sie überließ ihm alle Köpfe, die er irgend verlangte, nur ihren eigenen nicht. Robespierre wollte einen schweigenden Despotismus, wie den Philipps II., seine

Gegner wollten die Fortsetzung des revolutionären Lärms. Beide Parteien in der bestimmten Voraussicht, daß es zum Bruch kommen müsse, wandten sich an die Gemäßigten um Hilfe. Diese zögerten lange, weil sie wohl wußten, daß die beiden radicalen Parteien stets geneigt waren, auf ihre Unkosten Frieden zu schließen, bis sie sahen, daß es Ernst war. Dann traten sie entschieden auf die Seite der Anarchisten gegen die Dictatur. Als nun die Anarchisten das Schreckensregiment fortsetzen wollten, sahen sie plötzlich, daß die Macht, die sie gegen die Dictatur zu Hilfe gerufen, die öffentliche Meinung, übermächtig geworden war, und so war mit dem Dictator auch der Schrecken gefallen.

Während der französische Krieg ohne Energie weiter geführt wurde, bestimmte der Ausbruch der polnischen Insurrection die drei östlichen Mächte, ihre Aufmerksamkeit ausschließlich nach dieser Seite zu wenden. Dieser Aufstand bietet ein ebenso klägliches Bild als die Jakobinerherrschaft in Frankreich. Die Polen wetteiferten mit den Russen und Preußen in der Zwecklosigkeit ihrer Unternehmungen. Nur zwei bedeutende Charaktere treten in diesem Gewühl blinder Leidenschaften hervor, Kosciusko und Suwarow. Da über den letzteren in diesen Tagen eine ausführliche Monographie erschienen ist, behalten wir uns vor, auf diese höchst interessanten Erscheinungen zurückzukommen.

Im Anfang hatte Preußen die polnische Sache in seiner Hand; es hatte allein ein größeres Heer in jener Gegend und hätte, da die polnischen Truppen noch ohne alle Disciplin waren, durch Eroberung der Hauptstädte der Sache leicht ein Ende machen können. Der factische Besitz des Landes würde dann den Unterhandlungen mit Rußland einen größeren Nachdruck gegeben haben. Aber eine kurzsichtige Weisheit kam auch hier dazwischen. Von dem bösen Willen der Russen überzeugt, wollte man das Heer, dessen man vielleicht nach dieser Seite bedürfen würde, nicht in nutzlosem Kampf gegen die Polen opfern; zudem lag dem König noch immer seine Ritterpflicht gegen die Franzosen im Sinn. Nichts konnte den Russen gelegener kommen. An dem endlichen Sieg über den Aufstand hatten sie keinen Zweifel und so setzten sie den Preußen durch ihre Intriguen so lange zu, bis diese endlich ganz von Warschau abzogen; was dann von Rußland so ausgelegt wurde, als ob sich Preußen dadurch aller Ansprüche begebe. Suwarow kam und machte mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit dem Kampf ein Ende. Im factischen Besitz Polens eröffnete nun Rußland seine Unterhandlungen mit Oestreich, das es für seine türkischen Pläne gewinnen wollte und beide Kaiserhöfe ordneten die Art der Theilung Polens, wobei Preußen nur ein schmaler Bissen zufiel. Als Preußen erklärte, daß es unter diesen Umständen gegen jede Theilung Polens protestire, wurde es mit Hohn zurückgewiesen und der Theilungsvertrag zwischen

Oestreich und Rußland einseitig abgeschlossen. Die Möglichkeit war also vorhanden, daß Preußen seine Ansprüche gegen die beiden übermächtigen Nachbarn mit den Waffen in der Hand werde durchsetzen müssen und wer sich unter diesen Umständen noch darüber wundert, daß das positive Interesse, welches dringend den Frieden mit Frankreich forderte, endlich über die vermeintliche Ehrenpflicht den Sieg davon trug, der hat keinen Begriff von geschichtlicher Logik. Was nun den Gesammteindruck dieser Ereignisse betrifft, so geben wir Sybel das Wort, der in besonnener Abwägung aller in Betracht kommender Momente sich auf den höhern geschichtlichen Standpunkt erhebt.

So schloß in völligem Untergang die letzte Gesammterhebung der polnischen Nation. Es trat ein, was geschehn mußte, nachdem ein großes und begabtes Volk den politischen und sittlichen Selbstmord durch zwei Jahrhunderte hindurch an sich vollzogen hatte. Es brach herein mit erschütternder Gewalt, über Schuldige und Unschuldige, eine Katastrophe, wie sie die Welt seit der Zerstörung Jerusalems nicht furchtbarer gesehn hatte. Man würde bei einem solchen Bild den Blick verhüllen, und an Recht und Vorsehung verzweifeln, sähe man nicht auch hier, daß die Nationen nur dann altern und sterben, wenn sie vorher sich selbst zu Grunde gerichtet haben. So hat Polen geendet, durch die eignen Sünden außer Stande, den geharnischten Nachbarn zu widerstehn. Was aber diese betrifft, so sollten sie auf der Stelle erfahren, was es sterblichen Menschen bedeutet, sich zu Werkzeugen einer richtenden Vorsehung aufzuwerfen. Sie sahen sich jetzt auf der Höhe des Erfolges, ein jeder im Besitz weit ausgedehnter Provinzen des geopferten Landes. Aber an der Beute klebte ihnen unlösbar das Gift der eignen und der fremden Schuld, und mit dem Gewinn kam im Augenblick des Ergreifens auch über sie die Vergeltung. Sie kam aus dem bittern unlöslichen Zwiespalt, der sie untereinander seit dem Ursprung des Krieges trennte, der im Verlauf desselben immer tiefer, immer heißer geworden war, und jetzt im plötzlichen Ausbruch die gesammte seit fünf Jahren Europa belastende Krisis zu unseliger Entscheidung führen sollte.

Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung in München.

4.

Dagegen ist der münchner Künstlergruppe eigenthümlich die Vorliebe für einen übermäßig reichen Formenapparat. Berge werden auf Berge gehäuft,

Felsen über Felsen gestürzt, kein Baum in seiner natürlichen Lage gelassen, Gießbäche und Waldströme ausführlich geschildert, auch die Luft wird mit schweren Wolkenmassen erfüllt, dies alles aber in ungewöhnlich großen Dimensionen dargestellt. Der Zusammenhang mit der früher allgemein in München herrschenden Kunstweise liegt offen zu Tage. Der monumentale Charakter sollte annähernd auch der Landschaftsmalerei eingehaucht werden. Daß es in einzelnen Fällen gelang, zeigen Rottmanns Werke, nicht die im Glaspalast ausgestellten — nach diesen zu schließen wäre Rottmann ein gewöhnlicher Manierist gewesen, der alle Kraft einsetzt, eine schreiend grelle Feuerkugel auf die Leinwand zu bringen und dadurch alle Farbenharmonie zu zerstören — sondern die berühmten griechischen Landschaften in der neuen Pinakothek und vielleicht in noch höherem Grade die Bilder unter den Arkaden. Dagegen treten uns in Alb. Zimmermanns anspruchsvoll gemalten Landschaften blos Werke von decorativem Werth entgegen, und auch da bleibt es zweifelhaft, ob die Wirkung eine dauernd angenehme sein wird. Verdienstlich ist immerhin Zimmermanns Energie, und wo die Natur des Motives es mit sich bringt, wie z. B. in der Schilderung einer norddeutschen Ebene, fehlt es auch nicht an der ausdrucksvollen Farbenstimmung. Ein desto größeres Recht hat aber dann die Kritik, auf den in andern Fällen eingeschlagenen Irrweg hinzuweisen. Es scheint im Allgemeinen die münchner Sitte, in Alpenlandschaften die Studien zu holen und daselbst Auge und Hand zu bilden, auf die jüngern Künstler keinen günstigen Einfluß zu üben. Den schönen duftigen Luftton, der an den fernen Alpenhöhen bemerkbar wird, eignen sich dieselben zwar rasch an, wie denn selbst mittelmäßige münchner Maler z. B. Haushofer, in der Behandlung des Hintergrundes Treffliches leisten, dagegen fehlt ihnen regelmäßig der Sinn für das malerische Erfassen des Nahen, und ebenso bemühen sie sich vergeblich, das massenhafte Detail harmonisch zu ordnen und demselben eine tiefere, an die Empfindung sprechende Gesammtstimmung abzugewinnen. Wol nicht zufällig ist in der reichen münchner Landschaftsschule nur ein einziger Landschaftsmaler, der durch seine Sonnenuntergangsbilder auch sonst bekannte Zwengauer, durch ein feineres Gefühl für Horizontallinien ausgezeichnet, dem sich in einzelnen Gemälden M. Zimmermann und Schleich anschließen. Als Schulcharakter kann man füglich den Abgang dieses Gefühles, so wie den Mangel an harmonischer Farbeneinheit, welche die einzelnen kleinen Effecte in der Gesammtwirkung aufgehen läßt, angeben. Wahrhaft mustergiltig in letzterer Beziehung fanden wir dagegen einige aus Berlin gesendete Landschaften.

Nicht zum Tadel, sondern zu großem Lobe gereicht es W. Schirmer, daß sein Sonnenuntergang mit dem Reflex auf dem Wasserspiegel an die besten Zeiten Turners erinnert. Wir kennen Turners Wirken nur aus den Berichten

über seine letzten wahnwitzigen Einfälle, deren Schilderung allerdings in dem Mann einen Bewohner von Bedlam vermuthen läßt. Treten wir den Originalen selbst gegenüber, so wird zwar unser Urtheil nicht milder, wir erkennen aber die Quelle seiner Irrthümer. Diese aber verdient wahrlich keinen Spott. Daß Turner zuletzt auf alle Gegenständlichkeit verzichtete und die Farbentöne selbstständig setzte, ist nur der Ausfluß eines übertriebenen Strebens nach Farbenharmonie. Ehe sich dasselbe in Einseitigkeit verlor und zur Marotte wurde, schuf Turner Werke, die ihn den größten Landschaftsmalern der Vergangenheit an die Seite setzen. An diese nun gemahnt W. Schirmers Schilderung in der merkwürdigsten Weise. Neben Schirmers Bild fesseln in der Ausstellung das Auge zwei holländische Winterlandschaften von Ed. Hildebrandt, zunächst durch die vollendete Treue der Schilderung, dann aber auch durch die feinsinnige Abtönung des Colorits, wodurch alles Staunen über das non plus ultra des Naturalismus in den Hintergrund gedrängt und für einen echt künstlerischen Genuß Raum gewonnen wird.

Das Resultat, das sich aus der vergleichenden Betrachtung des Sonst und Jetzt in der Landschaftsmalerei ergibt, daß unsere Künstler nicht allein an Fülle der Anschauung, sondern auch an malerischem Blick und Geschick gewonnen haben, ohne deshalb ihre poetische Begabung — die Poesie steckt eben in der Malerei — einzubüßen, würde gewiß eine wohlthätige Ergänzung gefunden haben, wenn die Gattung der Porträtmalerei, an welcher Fortschritt oder Verfall des Kunstsinnes am deutlichsten sich offenbart, eine reichere Vertretung gefunden hätte. Aber hier vollends gewahrt man eigentlich nur die Lücken der Ausstellung. Und so müssen wir uns damit begnügen, den Erfolg, den aus dem jüngern Künstlerkreise Röting in Düsseldorf und Correns in München errungen haben, zu constatiren und zu berichten, daß auch in diesem Fach das Beste aus Berlin stammt. Das schon früher erwähnte Frauenbildniß von Gustav Richter liefert nicht allein das Zeugniß von den ungewöhnlichen malerischen Anlagen des Künstlers, sondern ist auch an und für sich ein tadelloses Werk, das an die berühmten Leistungen der Vergangenheit nahe heranreicht. Sollte der Versuch einer historischen Ausstellung in spätern Jahren sich wiederholen, was wir herzlich wünschen und hoffen, so würden wir die reichere Vertretung dieses Faches, die Anordnung einer förmlichen historischen Porträtgalerie dringend empfehlen. Wo, wie hier, die Gegenstände der Darstellung gleichartig sind, läßt sich über den formellen Werth die sicherste Entscheidung treffen. Darauf aber kommt es bei einer Ausstellung, die uns die Entwicklung unserer Kunst anschaulich machen soll, wesentlich an.

Die münchner Ausstellung trägt neben dem Titel einer historischen noch den zweiten einer allgemeinen deutschen Ausstellung. Sie soll uns nicht allein die Wandlungen der deutschen Kunst im Laufe der letzten sechzig Jahre an-

schaulich machen, sondern auch ein übersichtliches Bild der gegenwärtigen Kunstthätigkeit entwerfen und den Antheil, welchen die verschiedenen „Schulen" an dem deutschen Kunstleben nehmen, enthüllen. Für sich allein erfüllt sie diese Aufgabe wegen der ungleichmäßigen Vertretung der einzelnen Künstlergruppen nur mangelhaft; nimmt man jedoch die Erinnerung zu Hilfe und ergänzt die auffallendsten Lücken in Gedanken, so wird man die richtige Schätzung der drei Hauptorte deutscher Kunstthätigkeit: München, Düsseldorf, Berlin und der Kunststätten zweiten Ranges: Dresden, Karlsruhe, Frankfurt, Wien wol treffen.

An Kunstschulen in dem ehemals giltigen Sinn des Wortes darf man natürlich nicht denken. Die Abgeschlossenheit lokaler Cultur, worauf dieselben früher beruhten, ist gebrochen, die selbstständige Kunstentwicklung in engen Kreisen, die sich gegeneinander spröde verhalten, durch unsere Bildungszustände beseitigt. Ueberdies lehren die Thatsachen, daß wir unter unsern Kunstschulen zunächst nur äußere Sammelpunkte künstlerischer Wirksamkeit begreifen dürfen. Wollten wir den gleichen Maßstab, wie er an die florentinische, oder kölnische Schule gelegt wird, z. B. auf Düsseldorf anwenden, so würden sofort die zahlreichen norddeutschen Elemente, die in dieser Schule verborgen sind, jede Ableitung von rheinischen Einflüssen verwehren. Wie viel kommt bei den dresdner Künstlern auf den altheimischen Charakter, wie viel auf die unmittelbaren Einwirkungen der düsseldorfer und münchner Schule, die durch Hübner, Bendemann und Schnorr hier vertreten ist? Von den schroffen Gegensätzen, in welche sich die wiener Künstlergruppe spaltet, welcher hat Anspruch, als Ausfluß der östreichischen Natur zu gelten? Daß die monumentale münchner Kunst mit dem bairischen Volksthum wenig oder nichts gemein hat, ist längst anerkannt, u. s. w. Dennoch geht die Zerfahrenheit nicht so weit, daß wir nur eine endlose Summe isolirter Individuen zu betrachten hätten. Die vieljährige stetige Kunstübung an einem und demselben Orte hat allmälig eine Tradition geschaffen, eine allgemeine Grundlage gebildet, auf welcher die einzelnen Künstler fußen und wie auf gemeinsamem Boden sich bewegen. Oft überspringt sogar diese Solidarität die richtigen Grenzen und verkürzt die Rechte der Individualität. In Düsseldorf z. B. hat das Zusammenleben der Maler eine Schulmanier hervorgerufen, welche alle Unmittelbarkeit und das frische Leben aus ihren Werken verbannte. Jedenfalls kann die Berechtigung, unsere Künstler in größeren Gruppen zusammenzufassen, nicht angefochten werden. — Keine Kunstschule erregte die öffentliche Neugierde in so hohem Grade, wie die bis jetzt eigentlich nur aus Zeitungsberichten bekannte wiener Schule. Nur äußerst selten hatte man in deutschen Ausstellungen Gelegenheit, östreichische Bilder zu schauen. Man hatte wol gehört, daß die elegante Porträtirkunst eines Lawrence in Wien eine Reihe Nachfolger gefunden, die streng katholische

Kunstrichtung hier einen weiten Raum gewonnen, eine anschauliche Kenntniß aber von diesen Bestrebungen niemals erworben, auch bei der Geringschätzung, mit der in Oestreich selbst die heimische Kunst betrachtet wurde, keinen Impuls dazu empfangen. In den letzten Jahren machte nicht die wiener Kunst, dagegen der Streit der wiener Künstler- und Künstlervereine untereinander viel zu reden. Also gibt es doch in Wien eine Künstlerschaft, obgleich die polizeigerichtlichen Enthüllungen — denn vor dem Forum der Polizei werden theilweise diese Kämpfe ausgefochten — kein glänzendes Licht auf ihre artistische Bedeutung werfen. Erst jetzt in München treten die Wiener zum erstenmale vor die deutsche Welt, ihre Zerwürfnisse offen zur Schau tragend durch die Absonderung des Künstlervereins zur Eintracht von der Akademie und dem mit dieser verbundenen Dürerverein. Unter dem Schutz der Akademie werden uns die Werke älterer Künstler, das wahrhaft entsetzliche Faustbild von L. Schnorr, das seiner Zeit als eine unsterbliche Schöpfung gepriesen wurde, Führichs trauernde Juden, die der Schmerz nicht in Stein, sondern in Holz verwandelt hat, ein paar geleckte Bilder von Amerling, die geistlosen aber angenehmen Porträts von Schrotzberg u. s. w. vorgeführt. Auch mehre in Italien wirkende Maler, wie der langweilig stilisirende Landschafter Marco in Florenz und Blaas in Venedig, dessen pomphaft angepriesener Raub venetianischer Bräute ein schwaches Product ist, eintönig in der Composition, ohne Haltung in der Zeichnung und fade in der Farbe, haben hier Platz gefunden. Unter den jüngeren, der Akademie zugewandten Kräften wird uns Wurzinger als die bedeutendste geschildert. In der That überragt sein Bild: Kaiser Ferdinand II. wird durch Dampierres Kuirassire aus der Gewalt der Rebellen befreit, nicht allein durch seine Dimensionen, sondern auch durch innern Werth die benachbarten Werke. Es ist das ein anerkennungswerther Versuch, ein historisches Motiv individuell lebendig darzustellen und von der banalen Manier, Geschichte zu malen, abzugehen. Wurzingers Leistung würde noch mehr als unsere bloße Achtung gewinnen, wenn nicht die Mühe, die es dem Künstler gekostet hat, die Charaktere zu erfinden und den einzelnen Gestalten Bewegung und Ausdruck zu geben, so deutlich aus dem Bild spräche, und wenn die Anstrengung, die auf die frappante Wiedergabe von Sammt und Seide verwendet wurde, glücklicher verwischt wäre. Stoffmalerei, der man den schwerfälligen Ursprung ansieht, verliert alle Wirkung.

Unter der Fahne der „Eintracht“ scheint sich die Mehrzahl der selbstständigen Künstler Wiens gesammelt zu haben, Künstler, die von der deutschen Culturbewegung mächtiger ergriffen wurden und mit dem, was „draußen im Reiche“ die Kunst bedeutet, ziemlich vertraut sind. Ob Rahl das anerkannte Haupt dieser Gruppe ist, wissen wir nicht, jedenfalls bildet er die hervorragendste Erscheinung; auch übt er auf mehre jüngere Maler einen sichtlichen

Einfluß. Die Liebe und das Verständniß der Venetianerfarbe, das Rahl auszeichnet, hat er auch seinen Schülern mitgetheilt und ein lebendiges Gefühl für Harmonie in ihnen geweckt. Sie gehen in ihrer Nachbildung des Venetianercolorites nicht so weit wie Feuerbach, der zum Copisten herabsinkt und lieber alle Selbstständigkeit aufgibt, als daß er einen Schmuzfleck seiner Vorbilder zu reproduciren vergäße. Sie unterscheiden richtiger zwischen Studien und eignem Schaffen und werden nur häufig durch das Streben, durch das Colorit zu modelliren, zu einer unbestimmten Charakteristik verführt. Immerhin kommt durch diese Richtung ein frisches und entwicklungsfähiges Element in die östreichische Kunst, die seit sechzig Jahren hin- und hergeworfen von französischen und englischen Einflüssen, nacheinander der duseligsten Romantik und dem Nazarenerthum unterthan, der endlichen ruhigen und sicheren Entwicklung gar sehr bedürftig ist.

Füger in Wien und Mathäi in Dresden zeigen uns die Gleichgiltigkeit deutscher Kunstanschauungen im Anfang des Jahrhunderts. Während aber seitdem in Wien wie auch sonst an den meisten Mittelpunkten des artistischen Wirkens die gewaltigsten Sprünge in der Entwicklung bemerkbar werden, zeigt die dresdner Künstlergruppe eine gewisse Zähigkeit und hat sich, wenn wir Hübners Versuche, in Porträtfiguren Geschichte zu malen, ausnehmen, von den jüngsten Zeitströmungen ziemlich fern gehalten. Zunächst hängt dies von zufälligen äußern Verhältnissen ab, welche den sächsischen Künstlern ein kühneres Anstreben verwehren. Das Wort: Kunst gibt Gunst, gilt auch umgekehrt: Gunst gibt Kunst, und wo die erstere mangelt und der künstlerischen Thätigkeit kein großer Spielraum gegönnt wird, hat diese alle Hände voll zu thun, das Erworbene zu wahren. Dann aber findet auch nirgend wieder die ältere Weise so liebenswürdige Repräsentanten wie hier. L. Richter als Erzähler deutschen Familien- und Volkslebens gehört nicht zu den Alten, das Neue und Neueste wird längst antiquirt sein und diese reinen und frischen Schöpfungen noch immer ihre Jugend bewahren; aber als Landschaftsmaler reiht er sich durch die Schärfe, mit welcher er alle Formen zeichnet, und die geringe Betonung des eigentlich Malerischen der frühern Künstlergeneration an. Doch auch hier spricht sich eine so tiefe gemüthliche Innigkeit aus, über der Erfindung der Einzelmotive hat Richter so wenig die sinnige, seelenvolle Auffassung vergessen, daß man gern vor diesen Werken, wie z. B. vor der Abendlandschaft (aus dem Jahr 1842 mit der knorrigen Eiche im Vordergrund) weilte. Gäbe es in der Malerei etwas Analoges mit dem Volksliede, so würde unbedingt Richter als der Vertreter dieser Gattung zu bezeichnen sein.

In Karlsruhe währt das Kunstleben eine viel zu kurze Zeit, als daß sich bereits ein bestimmter Charakter hätte ausbilden können. Vorläufig ruht auf Schirmer die ganze Last der Vertretung, da Koopmann und Descoudres

keine Bedeutung in Anspruch nehmen können. Frankfurt zählt schon seit vielen Jahren als ein Sammelpunkt deutscher Kunstthätigkeit und erfreut sich reicher Bildungsmittel, ohne aber bis jetzt irgend welchen Einfluß auf unsre Kunst erringen zu können. Vielleicht diesem Zustand ist es zuzuschreiben, daß bei jüngeren frankfurter Künstlern die Flucht in das Ausland so häufig vorkommt. Nicht immer zu ihrem Vortheil. Wie das gewöhnlich geht, wird die fremde Weise nur in manierirter Uebertreibung wiedergegeben und die erworbene Fertigkeit in der Nachahmung fremder Aeußerlichkeiten nicht ohne einen gewissen Hochmuth dem Publicum gewiesen. Daß es nicht die Talentlosen sind, die diesem Irrweg verfallen, geben wir bereitwillig zu, auch die Hoffnung nicht auf, daß die maßvolle Sammlung später sich wieder geltend machen könne. Am wenigsten der manierirten Charge hold erscheint Hausmann, dessen Pilger in der Campagna in Ton und Haltung zu den trefflichsten Bildern der Ausstellung gehören, wogegen freilich seine überlebensgroßen Domherrnköpfe sich als ein leidiges Bravourstück darstellen. Größere Noth wird die unstreitig reichbegabte Natur Schreyers haben, sich zur gesunden Einfachheit wieder zu erheben. Wenn man alles in einen graubraunen Nebel hüllt, gewinnt man freilich einen einheitlichen Farbenton, aber die rechte Harmonie wird nicht durch Umgehung der Natur, sondern durch das tiefe Eindringen in ihre Erscheinungsformen geschaffen. Wenden wir uns zu den drei anerkannten Hauptschulen unsrer Kunst. Der düsseldorfer Kunstschöpfungen Betrachtung erweckt keine sonderliche Freude. Der Sonnenschein, der ehedem über Düsseldorf erglänzte, hat trüben Wolken Platz gemacht, die große Rolle, die es früher spielte, ist nahezu ausgespielt. Von diesem Verfall sind natürlich die zahlreichen Künstler, die blos für einige Zeit in Düsseldorf einkehren, wenig berührt, auch der Zweig der Landschaftsmalerei hält noch in alter Rüstigkeit vor; aber die eigentlichen Helden der düsseldorfer Kunst und die ihnen nächststehenden Schulen offenbaren ein für den Bestand der Schule bedenkliches Sinken. Man kann zugeben, daß nicht die Mode allein vor zwanzig und fünfundzwanzig Jahren die Beliebtheit der Düsseldorfer bedingte, daß sie damals wirklich dem Leben näher traten, und was die Gemüther bewegte und fesselte, im Bilde festhielten. Wie hat sich aber das Leben seitdem verändert, wie wenig sind Maler, die den alten Standpunkt bewahrt haben, befähigt, uns noch zu befriedigen, wie doppelt unlebendig muß ihr Sinn geworden sein, der alle Anregungen nicht blos nicht für sich, sondern gradezu gegen sich hat. Und was das Schlimmste ist, diesen Männern, die für ihren Kunstberuf viel zu lange leben oder (wie wir verbessern wollen, um nicht in den Geruch unchristlicher Gesinnungen zu gerathen) wirken, ist die Bildung der jüngern Kräfte anvertraut. Lehrer wie Mücke, Hildebrandt, Schadow, können auf entwicklungsbedürftige Talente unmöglich förderlich wirken. Was

wäre aus Niessen z. B. Großes geworden, einem der bestbegabten düsseldorfer Künstler, wäre ihm eine gesunde Pflege zu Theil geworden, wie bald hätte unter andern Verhältnissen Mintrop Kindliches mit Kindischem nicht zu verwechseln gelernt! Auch der alte Krebsschaden Düsseldorfs: Die geringen Berührungen mit einem großen und reichen Leben, das Dasein auf einer Künstlerinsel, wo die persönlichen Gegensätze zwar sich scharf reiben, die künstlerischen dagegen keinen natürlichen und vollen Ausdruck erlangen, macht sich jetzt, wo das Volk ernstere Ansprüche an die Kunst macht und die letztere anderwärts mit vollen Zügen den Geist lebendiger Wirklichkeit einathmet, mit verdoppelter Gewalt geltend. Es ist eine alte Beobachtung, daß düsseldorfer Bilder in ihrer Heimath betrachtet, und dann in der Umgebung von fremden Kunstwerken in einer andern Luft geschaut, einen ganz verschiedenen Eindruck machen, hier die Mehrzahl ihrer Vorzüge einbüßen. Ganz natürlich, da bei der Abgeschlossenheit des düsseldorfer Künstlerlebens jeder einzelne den Maßstab nur an den Werken des nächsten Nachbarn hat und von ihnen nimmt, die Gelegenheit, seine Kraft im weitern Kreise zu prüfen, ihm entzogen bleibt. Selbst energische Naturen gewöhnen sich allmälig an diese gemüthliche Beschränktheit und verlieren ihre Spannkraft. Daher ist denn auch Leutzes bevorstehender Weggang von Düsseldorf im Interesse des Künstlers keineswegs zu beklagen. Ein großer Wurf kann auch hier gelingen, das hat Leutze durch sein Washingtonbild bewiesen, um aber dauernd das Höchste im Auge zu behalten und nachhaltig anzustreben, dazu bedarf es eines bewegteren, größeren Bodens, als die rheinische Provinzialstadt bietet. Mag aber auch die Wandlung, die unsere Kunst in der letzten Zeit erfahren hat, Düsseldorfs Ruhm und führende Stellung bedrängen; die großen Verdienste, die sich Düsseldorf um die Entwicklung deutscher Kunst erworben hat, wird deshalb niemand übersehen. Es hat zahlreiche Künstler erzogen, für die Popularisirung der Malerei, für die Verbreitung regen Kunstsinnes in weiten Kreisen Großes geleistet. Vielleicht Größeres als München, das ehedem neben Düsseldorf eine gewisse aristokratische Stellung einnahm, in seinem hochfliegenden Streben um die Kleinen und Geringen sich zu bekümmern keine Muße fand. Was München in frühern Jahrzehnten für die deutsche Kunst bedeutete, ist weltbekannt, welche Stellung es gegenwärtig einnimmt, darüber herrscht namentlich in München nichts weniger als Einigkeit. Viele lieben es, in München seit dem Weggang von Cornelius und dem Rücktritt des Künstlerkönigs Ludwig, die trauernde Witwe zu erblicken, die nur in den glorreichen Erinnerungen ihres vergangenen Glückes lebt. Es mag sein, daß jetzt in München weniger auf Staatskosten gemeißelt und gemalt wird, ob aber die Meinung, das gegenwärtige Kunsttreiben daselbst, das sich in ziemlich veränderten Geleisen bewegt, sei einfach vom Uebel, von den spätern Geschlechtern werde bestätigt werden, steht

dahin. Merkwürdig genug wird zwar allgemein von der ältern münchner Kunst das besonders gerühmt, daß die großen Kreise der bildenden Künste wieder in engere Beziehungen zueinander traten, und namentlich zwischen der Architektur und Malerei ein festes Band der Verschwisterung gewebt wurde. Für die kritische Beurtheilung jedoch soll dieses Verhältniß nicht gelten, da wird zwischen den einzelnen Kunstgattungen die schärfste Grenze abgesteckt und jeder Versuch, Bedeutung und Schicksal der ältern münchner Kunst im Ganzen als gemeinsam aufzufassen, mit Unwillen zurückgewiesen. Vergeblich, dieses Wechselverhältniß besteht dennoch, und der Urtheilsspruch, der über die ältere münchner Baukunst mit seltener Einstimmigkeit ergangen ist, trifft auch die Malerei. Cornelius ist allerdings eine ganz andere Persönlichkeit als Klenze, noch viel weniger, als Klenze durch Bürklein, den Architekten der Maximiliansstraße ersetzt wird (dies wird er übrigens in der That und reichlich) kann einer der jüngern Führer in der Malerei sich mit dem Altmeister an Fülle der Begabung messen. Es gilt ja aber nicht eine Schätzung der einzelnen Individualitäten. Wird blos die Entwicklung der münchner Schule in das Auge gefaßt, so tritt auch die Wahlverwandtschaft der älteren münchner Maler und Baumeister unverkennbar an das Licht. Hier wie dort gleitet die Betrachtung allmälig vom einfachen Genusse des Werkes zur Bewunderung der reichen Bildung seines Schöpfers, hier wie dort ist die Formensprache einer nicht unmittelbaren lebendigen Welt entlehnt, deren Abgeschlossenheit aber durchbrochen und nach subjectivem Ermessen des erfinderischen Künstlers gedehnt und gestreckt wird, hier wie dort wird die culturgeschichtliche Seite der Kunst nicht verstanden oder nicht beachtet, die in unmittelbarem Volksbewußtsein ruhenden Elemente, die einer künstlerischen Verklärung fähig sind, nicht aufgesucht, hier wie dort waltet endlich auch das gleiche Schicksal. Die weitere Entwicklung benutzt nicht das so Erworbene als Basis, um daran weiter anzuknüpfen und die Richtung fortzusetzen, sondern bricht dieselbe ab und sucht neue Grundsätze und Grundlagen für das künstlerische Schaffen auf. Fühlen nun auch die bessern Künstler unsrer Generation die Nothwendigkeit, Umgang zu nehmen von der ältern Anschauungs- und Formenweise, so ist es doch natürlich, daß sie nicht mit einem Mal ihre Erinnerung verschließen können, von einer Kunst, die ein ganzes Menschenalter lang als Münchens unsterblicher Ruhm gepriesen wurde. Diese Traditionen drücken sie und rauben ihnen theilweise die Freudigkeit und Sicherheit des Schaffens, verführen sie, in ihre Werke Motive aufzunehmen, die an einem andern Orte ganz an ihrem Platze, hier als fremde Eindringlinge stören und den Eindruck der naiven Schöpfung vernichten. Selbst Piloty ist nicht frei von solchem Amalgamirungsstreben, bei den ältern Historienmalern herrschen sie vollends vor.

In dieser Beziehung besitzt Berlin nicht unerhebliche Vortheile. Keine

lastende Tradition drückt die Künstlerkraft nieder, kein Kampf gegen eine ruhmreich herrschende Richtung geht dem Ergreifen des eignen Standpunktes voran, kein schneidender Gegensatz verkümmert die frische Ursprünglichkeit des Schaffens. Es wurden zwar auch in Berlin ähnliche Weisen, wie sie in München bewundert wurden, versucht oder dorthin verpflanzt. Der unterdessen ernüchterte Volkssinn wies ihnen aber gleich anfangs die rechte Stelle ein und ließ sich nicht mehr blenden. Auch wer keine Kunde davon hatte, daß an Schinkels Museumsfresken Bettina mit componirt hatte, fand darin ein willkürliches, aus phantastischen Einfällen zusammengesetztes Gedankenspiel. Diesen Umständen ist es wol zuzuschreiben, daß der berliner Künstlergruppe im Ganzen ein frischerer Muth und ein kecker Geist innewohnt, als dies sonst in Deutschland bemerkbar ist. Sie sind die Neuerer, die den andern stets einen Schritt vorangehn, zuweilen übertreiben, aber niemals Mangel an Zuversicht verrathen. Wir würden zwar gegen unser Gewissen reden, wollten wir Schrader als großen Farbendichter preisen. Auch sein in München ausgestelltes Werk: Esther vor Ahasver leidet an der Ueberladung mit einzelnen Coloriteffecten und an einer gezwungenen Gesuchtheit des Ausdrucks. Das Verdienst bleibt aber Schrader, daß er unter den ersten, wenn nicht gar der erste war, der das von düsseldorfer Historienmalerei genährte deutsche Publicum mit kräftiger individueller Charakteristik bekannt machte. Eine ungleich größere Begabung verräth Gustav Richter. Mag auch gegen seine Auffassung religiöser Motive principiell Einsprache erhoben werden, vom rein artistischen Standpunkt ist an seiner Auferweckung von Jairus Töchterlein wenig auszusetzen. Eine solche Gewalt nicht über die handwerksmäßige Technik allein, sondern auch über die poetische Wirkungskraft des Colorits, eine so maßvolle und doch durch und durch wahre, durch ihre Lebendigkeit ergreifende Charakteristik, wie sie auf einzelnen Figuren des Bildes sich offenbart, läßt die künftige Meisterschaft des Künstlers mit Zuversicht erwarten. Bei Adolf Menzel muß das stoffliche Interesse ergänzend hinzutreten, um über die formellen Flüchtigkeiten hinüberzuhelfen. Doch sind die letzteren keineswegs so bedeutend, daß sie uns vergessen ließen, wie folgenreich Menzels Versuch, das achtzehnte Jahrhundert nicht blos in dem obligaten Schäfergewand, sondern in würdigem Ernst als ein Jahrhundert von Männern, von großen Männern zu schildern, wirkte.

Mit dem Selbstvertrauen der berliner Künstlergruppe hängt es wol zusammen, daß in Berlin die nichtdeutsche Kunst mit wohlwollenderem Auge betrachtet wird, als dies in andern deutschen Kunststädten der Fall ist. Die Furcht, das nationale Gepräge unsrer Kunst könnte durch freundliche Berührungen mit den fremden verwischt werden, äußert sich minder stark, vielleicht weil man es für unverwischbar ansieht.

Die münchner Ausstellung bietet natürlich eine vielbenutzte Gelegenheit,

französische und deutsche Kunst vergleichend gegeneinander abzuwägen. Nach dem Schein darf man nicht schließen, am wenigsten die große pariser Kunstausstellung mit dem münchner Unternehmen zusammenstellen. Die erstere enthielt allein an Oelgemälden lebender französischer Meister mehr als die Summe der in München einen sechzigjährigen Zeitraum schildernden Kunstwerke überhaupt beträgt. Die französische Regierung trug Sorge dafür, daß die möglichst größte Zahl an heimischen Kunstschöpfungen ausgestellt werde, während in München es dem guten Willen der Einzelnen und dem Zufall überlassen blieb, für die Vollständigkeit der Ausstellung zu sorgen. Man darf ferner nicht vergessen, daß die Centralisation der französischen Kunst in Paris die Vollständigkeit der Ausstellung wesentlich erleichterte, während bei uns die Vielheit artistischer Mittelpunkte das gemeinsame Wirken hemmt, und daß endlich Paris als Weltstadt reichere künstlerische Kräfte an sich heranzieht, die natürlich der französischen Schule beigezählt werden und die Ausdehnung und den Ruhm der letzteren nicht unbedeutend vermehren. So erklärt sich das glänzende Bild, das wir vor drei Jahren von der gegenwärtigen französischen Kunst schauten. Gehen wir aber vom Schein auf die Wesenheit zurück, so haben wir keine Ursache, neben dem Glanze der französischen die schöne Innigkeit unsrer Kunst gering zu achten. Für viele Künstler und Kunstwerke geht freilich der Maßstab der Vergleichung ab. Wir können in der französischen Kunst z. B. Schwind und Ludwig Richter nichts Aehnliches entgegenstellen, und grade diese beiden Männer und die durch sie bewirkte Einkehr in das Volksthum möchten wir den Franzosen als die köstlichste Frucht unsers neueren Kunststrebens entgegenhalten. Auf der andern Seite besitzt auch wieder die französische Kunst Eigenthümlichkeiten, für welche uns das unmittelbare Verständniß ziemlich mangelt. Wenn wir uns aber damit begnügen, die beiden Kunstweisen nur im Ganzen und Großen aneinanderzuhalten, so ist das Uebergewicht entschieden auf unsrer Seite. Wir geben zu, daß die Franzosen Dank dem romanischen Blute, das in ihren Adern fließt, für die sinnliche Schönheit eine große Empfänglichkeit von Haus aus besitzen und das Unmalerische oder wol gar das Malerischwidrige viel schärfer und unmittelbarer als wir erkennen und von sich weisen. Auch das müssen wir einräumen, daß Frankreich seit 60 Jahren eine größere Zahl nicht blos berühmter, sondern wirklich bedeutender Maler geboren hat, als wir aufweisen können. Trotzdem halten wir den Fortschritt unsrer Kunst für viel gesicherter und ihre Zukunft sonnenheller. Unsre Entwicklung war und ist eine langsamere. Die Kämpfe, die Frankreichs Kunst vor dreißig Jahren durchgefochten hat, beginnen erst bei uns, wenn auch unter verändertem Namen. Aber die französischen Künstler haben längst vergessen, sich eine feste und klare Entwicklung zu sichern, tagtäglich wird es deutlicher, daß an die Stelle der Entwicklung ein müßiges

Haschen und Springen nach Neuem getreten, der Glaube an sich selbst, der sittliche Ernst mangelt. Eine Erscheinung jagt die andere, jede Richtung und Manier wird einen Tag lang auf den Thron erhoben, um am nächsten im Kothe geschleift zu werden, und das Ende des Kreislaufes ist — Ermüdung. Man kann nicht einmal mehr sagen, diese trübe Schilderung beziehe sich blos auf die Zukunft, drücke Befürchtungen und nicht Wahrnehmungen aus. Wer die französische Kunst seit einem Jahrzehnt genauer beobachtet, wird eingestehen müssen, daß leider diese Befürchtungen schon theilweise eingetroffen sind, und für die Koryphäen der französischen Kunst, die eben in den letzten Jahren so merkwürdig rasch vom Schauplatz abtraten, keine Ersatzmänner auch nur annäherungsweise sich zeigen. Nichts charakterisirt den Stand der Dinge in Frankreich und Deutschland besser, als die Thatsache, daß Frankreich in der Gegenwart keinen Bildhauer besitzt. Die bessern Talente verlassen diesen Zweig und flüchten in die Malerwerkstätte. Sie verzweifeln daran, innerhalb der Grenzen dieser Kunstgattung und ohne die Gesetze derselben zu verletzen, eine lebendige Plastik begründen zu können. Und doch können die Franzosen sich rühmen, früher als wir die Kunst mit lebendigen Interessen vermählt zu haben. Uns wirft man, und theilweise auch nicht mit Unrecht vor, daß wir der Kunst ein Reich nicht von dieser Welt bauen und unvermögend sind, dem wirklichen Leben, dem gegenwärtigen Geiste poetische Anregungen abzulauschen. Und dennoch haben wir grade in der Plastik, Dank Rauch und Ritschel, diese Fähigkeit am glänzendsten dargethan. Ein tiefer Ernst ist bei uns eingekehrt, wir haben Vertrauen zum Leben, Liebe zum Volksthum, einen Glauben an die Zukunft. Das sind Dinge, die auch dem Künstler zum Frommen dienen und die rechte Stellung der Kunst im großen Volksorganismus wieder herbeiführen werden. Wir finden nicht allein, wenn wir den Blick auf die Entwicklung unsrer Kunst zurückgleiten lassen, die durchschnittliche Tüchtigkeit unsrer Künstler im Wachsen begriffen, das erklärt sich einfach aus der längeren stetigen Kunstübung, sondern auch die Grundsätze, die nach der Ueberzeugung aller Einsichtigen und Unbefangenen den Aufschwung und die dauernde Blüte der Kunst bedingen, in den Künstlerkreisen immer fester anerkannt und kräftiger durchgeführt. Der Glaube an eine absolute Kunst, die durch keine Schranken und Gesetze gebunden wird und die Willkür des Subjectes zur einzigen Richtschnur nimmt, verliert sichtlich seine Anhänger, die Beziehungen zum Volksthum werden nicht mehr gemieden, sondern eifrig aufgesucht, die Ueberzeugung, daß in den bildenden Künsten die Formenpoesie vorzugsweise wirkt, ist allgemein verbreitet, vor allem aber die Wahrheit, daß zwischen dem Material, dem Ideenkreise und dem Formengerüste ein festes Band und ein bestimmtes Wechselverhältniß besteht, das nicht ungestraft umgangen werden kann, in ihr altes Recht wieder eingesetzt. Diese frohe Erkenntniß in den Einen befestigt,

in den Andern geweckt zu haben, ist das unbestrittene Verdienst der allgemeinen münchner Ausstellung. Nicht hoch genug kann man diesen Gewinn anschlagen und darum auch der deutschen Künstlerschaft für den Muth, ein so großes Unternehmen gewagt zu haben, trotz der unleugbaren mannigfachen Mängel, welche die Durchführung desselben begleiteten, nicht innig genug danken.

A. Springer.

Von der preußischen Grenze.

In Bezug auf die bevorstehenden Landtagswahlen beginnt allmälig eine erfreuliche Regsamkeit; es haben in Königsberg, in Bromberg und an andern Orten vorbereitende Versammlungen der Liberalen stattgefunden und der Ausschuß der constitutionellen Partei für Schlesien hat bereits ein vollständiges Wahlprogramm veröffentlicht. Da es nun wünschenswerth ist, daß die Opposition in allen Provinzen möglichst von einheitlichen Principien geleitet wird und da uns das schlesische Programm geeignet scheint, überall zu Grunde gelegt zu werden, so unterziehn wir dasselbe einer ausführlichen Besprechung.

Mit Recht hebt das Programm im Eingang die monarchische specifisch preußische Gesinnung der Partei hervor. Bei Unterrichteten hat zwar über diese Gesinnung niemals ein Zweifel obgewaltet, aber namentlich bei den letzten Wahlen hat man durch die raffinirtesten Mittel die Menge zu täuschen und ihr einzureden gesucht, der Liberalismus sei ein Feind des Königs und des Königthums. Je zuversichtlicher von den Agenten des Feudalismus diese Behauptung aufgestellt wurde, desto entschiedner müssen wir sie als das bezeichnen, was sie ist, als eine Verleumdung.

Die monarchisch-conservative Gesinnung schließt die treue Anhänglichkeit an die Verfassung, nicht blos an den Buchstaben, sondern an den Geist derselben in sich. Zwar läßt sich nicht verkennen, daß die Verfassung mancher Reformen fähig und bedürftig ist und wir hätten lebhaft gewünscht, daß die liberale Partei sich über ein Princip der neuen Organisation geeinigt hätte. Allein wir haben uns von der Unausführbarkeit dieser Einigung unter den obwaltenden Umständen um so mehr überzeugt, da von demokratischer Seite bereits Wünsche über die Wiederherstellung des allgemeinen Wahlrechts laut geworden sind. Bei dieser Sachlage wird es das Zweckmäßigste sein, diese wichtige Frage für die nächste Session zu vertagen und wir billigen das Verfahren des schlesischen Programms, daß es seine Candidaten nur darauf verpflichtet, jeder Veränderung des Wahlrechts im Sinne ständischer Gliederung Widerstand zu leisten. Die einzelnen Punkte des Programms kommen fast durchweg darauf hinaus, daß aus den Worten der Verfassung Wahrheit werde.

1) Sicherstellung der Freiheit der Wahlen, so weit dies irgend durch die Gesetzgebung möglich ist; namentlich Feststellung der Wahlbezirke durch das Gesetz. — Wie wichtig der letztere Umstand ist, hat sich bei den letzten Wahlen gezeigt, wo durch künstliche Zusammenlegung von Wahlkreisen einem großen Theil der Wähler unmöglich gemacht wurde, das Wahlrecht auszuüben. Jeder Conservative wird dafür sein, daß in den Grundlagen des Verfassungslebens in die Wahlbezirke eine größere Stabilität eingeführt wird und jeder Feind der Willkür wird die Regelung derselben durch ein Gesetz verlangen.

2) Umbildung der Provinzial- und Kreisverfassung, der Gemeinde- und Städteordnung im Sinne freierer Selbstverwaltung.

3) Aufhebung der gutsherrlichen Polizei. — Dieser Punkt hängt unmittelbar mit dem vorhergehenden zusammen. Die Experimente der äußersten Rechten zur Wiederherstellung patriarchalischer Zustände, denen gegenüber sich die Regierung nur zu fügsam erwiesen hat, müssen als völlig unvereinbar mit dem Geist unsrer Verfassung — nicht blos der Verfassungsurkunde von 1850, sondern der Gesetzgebung von 1808 — bis auf die letzte Spur wieder beseitigt werden. Nur auf kräftig entwickeltem Gemeinde- und Municipalleben blüht die politische Freiheit auf.

4) Beseitigung der bisher bestandenen Befreiung von der Grundsteuer. — Im Princip treten wir bei, jedoch unter der Voraussetzung, daß diese nothwendig gewordene Maßregel möglichst schonend ausgeführt werde. Ein schneller Umschlag der Vermögensverhältnisse widerspricht nicht blos den Interessen einer Classe, sondern den Interessen des Staats.

5) Erlaß eines Gesetzes über die Verantwortlichkeit der Minister. — Principiell nothwendig, wenn wir auch die praktische Wirkung eines solchen Gesetzes nicht hoch anschlagen. Es ist wichtiger, Maßregeln zu finden, die den Uebergriffen der Verwaltung steuern, als Strafen für die Uebertretung festzusetzen, denn der Eintritt der letztern setzt eine allgemeine Erschütterung des politischen Lebens voraus, die sich der gesetzlichen Norm entzieht. Indessen ist es wichtig, daß durch eine Verfassungsbestimmung den Ministern die Grenze ihrer Befugniß vor Augen gehalten wird.

6) Revision der Gesetze über die Presse zum Schutz der Presse und des Buchhandels, gegen die bisherige Anwendung des Gewerbegesetzes von 1845. — Bekanntlich bestand der schwerste Druck, der auf der Presse lastete, bis jetzt darin, daß, wenn man auf richterlichem Wege nichts durchsetzte, man die Druckerei zu schließen drohte, so daß also der Drucker genöthigt wurde, in eignem Interesse das Censoramt auszuüben. Es wäre zweckmäßig, wenn die locale Anwendung dieser vermeintlichen Befugniß durch einzelne Verwaltungsbehörden nachträglich ans Licht gebracht würde.

7) Erlaß eines neuen Unterrichtgesetzes auf Grund der Bestimmung: die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei. — Es versteht sich wol von selbst, daß dadurch das Aufsichtsrecht des Staats über die Schulen, dem wir in Preußen die heilsamsten Erfolge verdanken, nicht aufgehoben werden darf. Dieses Recht ist nicht blos den kirchlichen Lehranstalten, sondern auch den Gemeinden gegenüber von Wichtigkeit, die noch keineswegs überall so weit sind, die Initiative des Staats entbehrlich zu machen.

8) Ausführung des §. 12 der Verfassung: der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntniß. — In dieser Beziehung wird es nothwendig sein, um einerseits dem Gewissen der Geistlichen

keinen Zwang anthun zu dürfen, andererseits die bürgerliche Rechtsordnung von dem Gewissen der Geistlichkeit unabhängig zu machen. Die hauptsächlichsten Conflicte finden auf dem Gebiete des Eherechts statt und es gibt zur Beseitigung derselben nur ein Mittel, die Civilehe.

9) Revision der Gesetzgebung über die Zulässigkeit des Rechtsweges und das Recht der Verwaltungsbehörden, durch Execution eine Handlung oder Unterlassung zu erzwingen, über deren Zulässigkeit durch die Gerichte rechtskräftig erkannt worden. — Dies ist unter allen Punkten der wichtigste, wobei wir freilich noch hinzusetzen müssen, daß die Kammern noch die Hauptaufgabe haben, die wirkliche Durchführung der Gesetze zu überwachen. In dieser Beziehung hat in den letzten zehn Jahren auch auf Seiten der Opposition eine Schüchternheit obgewaltet, die wir gänzlich zu verbannen wünschten. Wenn dem Parlament alle übrigen Rechte genommen werden, so ist die Redefreiheit noch ein so wichtiges Privilegium, daß bei einem Staat, dessen Grundlagen im Uebrigen gesund sind, auf diesen Punkt allein schon die Hoffnung einer allmäligen Verbesserung gebaut werden kann. Aber freilich kommt es darauf an, daß man auch den Muth und die Entschlossenheit besitzt, sich ihrer zu bedienen und darum billigen wir aus vollem Herzen das Schlußwort des Programms: „Wir fordern und erwarten von den Abgeordneten, daß sie wie ehrliche Männer den Muth haben werden, auf der Handhabung von Gesetz und Recht unerschütterlich zu bestehn und nicht aus schwächlicher Nachgiebigkeit nach oben und unten etwas Recht zu heißen, was nun einmal Unrecht und Willkür ist."

Wir sind ferner mit dem Programm darin einverstanden, daß es sich ausschließlich an die Verfassungsfragen hält, und andere ebenfalls sehr wichtige Angelegenheiten, z. B. den Staatshaushalt und die auswärtige Politik vorläufig unberücksichtigt läßt. Was aber das letztere betrifft, so ist es zweckmäßig, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß wir noch immer auf den alten Ueberzeugungen stehn, und insofern haben wir mit großer Freude die Festrede eines der edelsten Vertreter unsrer Wissenschaft, des greisen Böckh, begrüßt, der darauf aufmerksam macht: eine Vereinigung von Staaten gleicher Nationalität mit verschiedenen Dynastien sei eine Abschwächung der Kraft jedes einzelnen Staats; es müßte denn sein, daß ein Staat die unbestrittene Hegemonie übernähme; ein Staatenbund könne nur unter republikanisch geordneten Staaten zur Blüte gelangen. Auch wohne allen Staaten mit verschiedenen Dynastien und gleicher Nationalität das Streben inne, zu einer innigeren Vereinigung sich zu verschmelzen und in dieser Verschmelzung eine Macht zu erlangen, welche der loseren Verbindung eines Staatenbundes fehle. — Wenn für den Augenblick nach dieser Richtung hin nichts zu wirken ist, so darf man doch über der Gegenwart die Zukunft nicht ganz vergessen und muß von Zeit zu Zeit immer wieder an die alte Tradition erinnert werden, auf der der dauernde Fortschritt beruht.

Es gereicht den östreichischen Blättern zur Ehre, daß sie sich durchweg über die neue Wendung der Dinge in Preußen mit aufrichtiger Theilnahme aussprechen. Sie haben auch Grund dazu, denn manche neue Umstände können sie darauf aufmerksam machen, daß trotz des unbestreitbaren allgemeinen Aufblühens Oestreich in manchen Punkten im Rückschritt ist. Jeder Fortschritt in Preußen begünstigt auch die liberale Sache in Oestreich und der wahre Wetteifer zwischen den beiden Staaten beruht darin, daß jeder von ihnen so viel Kraft und Freiheit als möglich

entwickelt. Wir theilen mit den östreichischen Blättern die Ueberzeugung, daß das neue Regiment in Preußen wie die liberale Partei von dem aufrichtigsten Wunsch beseelt sind, mit Oestreich Hand in Hand zu gehn; zugleich sind wir aber durch die nächste Vergangenheit berechtigt, die Wendungen der östreichischen Regierung mit großer Wachsamkeit zu verfolgen, und wenn es darauf ankommt, einer Anmaßung Oestreichs gegenüberzutreten, so wird die liberale Partei in Preußen viel entschiedener auf Seiten der Regierung stehn, als die reactionäre, die bisher die Kammern beherrscht hat. † †

Vermischte Literatur.

Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk, unter Commando von Commodore Colin Ringgold und Commodore John Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856, unter Zuziehung der officiellen Autoritäten und Quellen. Deutsche Originalausgabe von Wilhelm Heine. 1. Band. Leipzig, H. Costenoble. 1858. — Der Gegenstand dieses Werkes ist die Fahrt eines Geschwaders der Vereinigten Staaten, welche zu gleicher Zeit mit Perrys bekannter Expedition nach Japan unternommen wurde. Die Hauptaufgabe der mit dieser Fahrt Beauftragten war, die von amerikanischen Kauffahrern am meisten besuchten Seewege sorgfältig zu vermessen, in Japan mit Perry zusammenzutreffen, die von diesem etwa erlangten Vortheile weiter zu verfolgen, die Küsten Japans, so weit es irgend möglich, zu untersuchen und sodann die See von Ochotsk, diesen wichtigen Schauplatz der amerikanischen Walfischfänger, so wie die Behringsstraße und die arktischen Gewässer zu durchsegeln und zu vermessen. Das Ganze wird drei Bände bilden und mit 16 vom Verfasser (richtiger Zusammensteller) nach der Natur gezeichneten Ansichten, Porträts und landwirthschaftlichen Maschinen nebst vier Karten ausgestattet sein. Der erste Band erzählt die Reise von Norfolk in Virginien nach Sidney, Batavia, Gaspar und Singapore, dann schildert derselbe den Besuch der Amerikaner in Schanghai, in der Mündung des Peiho und im gelben Meere, auf den Bonininseln, auf Formosa und verschiedenen andern Inseln jener Meere und theilt im zehnten Capitel die Vorfälle bei Ratification des amerikanisch-japanischen Vertrags mit. Vieles von dem, was der Herausgeber bringt, ist bekannt, Manches neu, Einiges z. B. der Sturm im gelben Meer und das Abenteuer in der Wildniß von Tanjong Brekat zugleich unterhaltend. Der Anhang, ebenso stark als die fortlaufende Erzählung, enthält Landwirthschaftliches über Madeira, das Kap der guten Hoffnung, die Insel Mauritius, Ceylon und Singapore, so wie verschiedene mehr oder minder ausführliche,

theilweise werthvolle Berichte von Mitgliedern der Expedition über den Ackerbau in China und Japan, japanische Schiffahrt, die Peelinsel u. a.

Von besonderer Wichtigkeit für die Geographie ist die genaue Untersuchung der von Formosa bis Kiusiu und Nipon sich erstreckenden Inselkette. Dieser Expedition verdanken wir die erste richtige Kenntniß von Ousima, einigen Häfen von Kiusiu, so wie von mehren kleinern dazwischen liegenden Inseln, welche Stimpson, der Naturforscher der Expedition, geographisch beschrieben hat. Das Buch ist dem Prinzen Adalbert von Preußen gewidmet. Die Arbeit Herrn Heines daran beschränkt sich darauf, daß er die Erlebnisse und Erfahrungen anderer in geeigneter Auswahl und Zusammenstellung wiedergab, zu welchem Zweck ihm die Tagebücher und andere Papiere von dem Befehlshaber der Expedition, so wie von verschiedenen andern Offizieren zur Verfügung gestellt wurden. Sehr richtig scheint, was Herr Heine in der Einleitung sagt, nachdem er sein Bedauern ausgesprochen, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, diese Reisen unter der Flagge Deutschlands zu machen. „Es scheint mir," fährt er fort, „unerklärlich und unglaublich, daß 40 Millionen der intelligentesten Bevölkerung der Erde mit einer blühenden Industrie und einem regen Handel, als Mitglieder des Welthandels sich mit einer so untergeordneten Stellung begnügen können. In beinahe allen Häfen, die ich bei meiner Reise um die Erde besucht, fand ich eine achtbare deutsche Bevölkerung, deutsche Handelshäuser und auf den Märkten deutsche Waaren, nur keine deutsche Flagge, kein deutsches Kriegsschiff. Die mir bekannt gewordenen preußischen, östreichischen und andern Consuln in jenen Gegenden nehmen nur eine untergeordnete Stellung ein, da es ihnen an jeder Macht fehlt, um ihren Ansprüchen Gewicht und Geltung zu verschaffen. Diplomatische Depeschen reichen bei uncivilisirten oder halbcivilisirten Völkern wie in China und im spanischen Amerika nicht aus, so daß manche achtbare deutsche Handlungshäuser den nicht sehr rühmlichen Ausweg ergreifen mußten, englische Compagnons zu halten und sich so unter den Schutz des britischen Löwen und seiner Kanonen zu stellen.

Als ich von dem Vorhaben Oestreichs hörte, eine Expedition zu einer Reise um die Erde auszurüsten, wurden große Erwartungen in mir rege, die jedoch nur zu bald wieder verschwanden. Der eigenthümliche Umstand, daß eine einzige Fregatte, selbst ohne begleitendes kleineres Schiff, die ganze Expedition bildete, so wie der Unfall, daß schon auf der kurzen Reise von Madeira nach Rio Janeiro, wo frische Lebensmittel in genügender Menge zu haben waren, der Scorbut an Bord ausbrach, flößten mir von vornherein die lebhafteste Besorgniß für jene Zeit ein, wenn die Expedition sich viele Monate lang ohne frische Vorräthe in den endlosen Strecken und zwischen den noch unvollkommen bekannten Inseln des stillen Oceans befinden würde, wo unbekannte Riffe einem so großen Schiff stete Gefahr drohen, sollte es anders jemals in diese Gewässer gelangen. (Ist geschehen; denn die neuesten Berichte von der Novara melden, daß dieselbe bereits auf dem Wege nach Australien ist, ohne daß ihr ein erheblicher Unfall zugestoßen wäre.) Warum entsendet nicht Preußen ein Expedition dieser Art? Schiffe hat es mehr als genug. Die Seeleute des nördlichen Deutschland gehören zu den tüchtigsten, die es gibt, und in dem Eifer für wissenschaftliche Forschungen werden die Deutschen von keinem Volk der Erde übertroffen. Ich weiß sehr wohl, daß eine Fregatte und Korvette weder Japan noch das himmlische

Reich erobern können, und selbst gegen kleinere Reiche dürfte nur nach langen fruchtlosen Versuchen und Unterhandlungen, um sich endlich Recht zu verschaffen, feindliches Einschreiten anzurathen sein. Allein dies ist nur äußerst selten nöthig. In den meisten Fällen genügt schon die bloße Gegenwart eines Kriegsschiffes, um lange obschwebende Verhandlungen zu einem günstigen Ende zu bringen." — Im fernen Osten ist jetzt eine rege Zeit. Japan hat bereits, unfähig dem Drang der Civilisation zu widerstehn, die so lange gegen alle Fremden ausgeübte entwürdigende Politik aufgegeben, und das so lange hermetisch verschlossene Reich ist eröffnet. Dasselbe gilt in noch ausgedehnterem Maß von China. Auch die vierzig Millionen Deutschen hätten bei diesen großen Weltverträgen zugegen sein können. Die Gegenwart einer Fregatte, vielleicht begleitet von einer Brigg oder einem Dampfer und mit einem bevollmächtigten Gesandten an Bord hätte einen genügenden Einfluß ausüben können.

Shakspere's Werke herausgegeben und erläutert von Nicol. Delius. Vierter Band. Elberfeld, Friderichs. — Durch die Vollendung des vierten Bandes (Heinrich VI. Richard III. und Heinrich VIII.) ist dies ausgezeichnete Werk, das schon so viel dazu beigetragen hat, dem deutschen Publicum das Studium Shakespeares zu erleichtern, wieder einen Schritt weiter geführt. Es sind noch drei Bände im Rückstand, welche die Lustspiele, die Gedichte und die Biographie enthalten werden.

Archäologischer Katechismus. Von Heinrich Otte. Leipzig, T. O. Weigel. 1859. — Belehrt mit Rücksicht auf das in Preußen der Inventarisation der kirchlichen Kunstdenkmäler zu Grunde gelegte Formular von Fragen über die Baukunst des Mittelalters, so wie über die Ausschmückungsgegenstände der Kirchen, Geräthe, Gefäße, Gewänder u. s. w. Beigegeben sind 88 Holzschnitte, welche die einzelnen Theile der romanischen und der gothischen Kirche darstellen. —

Naturgeschichte in Bildern. Herausgegeben von Dr. H. Reinsch, Professor. München, Braun und Schneider. — Ungemein talentvoll gezeichnete und vortrefflich geschnittene und gedruckte Xylographien, auf 30 Tafeln mehre hundert Gegenstände aus den drei Reichen der Natur vom Menschen bis zum Stein darstellend. Besonders wurde vom Herausgeber die Möglichkeit ins Auge gefaßt, das Aehnliche zu vergleichen. Sodann aber bemühte sich der Zeichner — Ernst Fröhlich — mit dem Bilde des Thieres, so weit es thunlich war, auch den Charakter desselben auszudrücken, was dieser Galerie einen wesentlichen Vorzug vor andern Werken der Art verleiht, von denen manche in der That aussehen, als wären sie nach ausgestopften Thierbälgen gezeichnet. Der Text besteht in einer kurzen Einleitung und einer Erklärung der Tafeln. —

Nachgelassene Schriften von E. L. v. Aster. 3. und 4. Band. Berlin, J. Guttentag. — Der berühmte preußische Geniegeneral spricht hier zunächst seine Gedanken über eine systematische Militärgeographie aus und gibt dann eine kurze Geschichte des Erziehungswesens, so weit dasselbe militärische Unterrichts- und Bildungsanstalten betrifft. Beiden Abhandlungen sind zahlreiche Anmerkungen beigegeben, welche die Belesenheit des Verfassers bekunden. Eine Karte des westlichen Deutschland und eine andere vom ehemaligen französischen Roerdepartement ver-

sinnlichen die Ideen des Verfassers von der Weise, wie die Grenzen der Operationslandschaften im Großen anschaulich zu machen seien. —

Neue Novellen.

Berthold Auerbach gibt in dem „deutschen Volkskalender" (Stuttgart, Cotta) jedesmal eine Reihe interessanter Beiträge, von denen wir hier zwei musterhafte Novellen: die Stiefmutter (1858) und der Bierbrauer von Culmbach (1859) hervorheben; die kräftige Charakteristik geht mit feiner Reflexion Hand in Hand. Gelegenheitsstücke wie „Gellerts letzte Weihnachten" und „Friedrich der Große von Schwaben" sollte er lieber Andern zu schreiben überlassen. Der Kalender wird noch durch schöne Holzschnitte von L. Richter und A. v. Ramberg geziert. — Von B. Auerbachs gesammelten Schriften (Stuttgart, Cotta), auf die wir noch ausführlich zurückkommen, zeigen wir hier wenigstens das Erscheinen an.

In dem Roman „Heinrich Falk" (3. Bd., Breslau, Trewendt) erregt Otto Roquette die Aufmerksamkeit des Lesers zu Anfang durch eine ehrliche und gewissenhafte Charakterschilderung, die Figuren sind der Natur abgelauscht und haben doch eine autonome Bewegung. Der Verlauf erfüllt die Erwartungen nicht ganz; der Dichter macht es sich mit der Composition zu leicht, die Erzählung wird in Sprüngen fortgesetzt, die manche zum Verständniß nothwendige Momente übergehn, und der Ausgang streift ans Melodramatische.

„Norddeutsche Volksbibliothek," herausg. von Dr. Herm. Schiff. 1. Bd.: Regina oder das Haus Todtenstein (Altona, Verlagsbureau). — Die Erzählung muß jeden Leser in Verwirrung setzen; das große Talent des Dichters, das er in frühern Novellen entwickelt, zeigt sich auch hier unverkennbar; der Stoff und die Auffassung aber erinnert an die romantische Periode von 1790: „und Uffo nahm die Locke des Enthaupteten und sprach mit hohler Stimme u. s. w."

„Marianne oder um Liebe leiden," Roman von Heinrich König (2. Bd., Frankfurt a. M., Meidinger). — Bei den besten Intentionen behält dieser Dichter in seiner Form immer etwas unnatürlich Gespreiztes, das die Lectüre unbequem macht. Es ist merkwürdig, wie wenig er sich seit „Regine" und „Veronika" geändert hat. In den culturhistorischen Romanen empfindet man die Unnatur weniger, oder man schiebt sie in die dargestellte Zeit; bei einem einfach bürgerlichen Stoff ist das aber nicht möglich.

Anspruchsloser und darum ansprechender ist ein Roman von Caroline von Göhren: „Aus dem Salonleben". Die einfachen Verhältnisse sind einfach entwickelt und von einer gesunden Empfindung beleuchtet.

„Gepflastert mit Gold, oder Roman und Wirklichkeit der Straßen Londons. Von den Gebrüdern Mayhew. Unter Autorisation der Herrn Verfasser ins

Deutsche übertragen von A. Laßmann. 4 Bd., mit vielen Illustrationen. — Cassel, Vollmann. — Es sind 75 Jahre, daß von dem berühmten Stifter der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, dem Pastor Salzmann, ein Roman erschien: „Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend" (zehn Jahr nach Werther), der damals ungeheures Aufsehn erregte, den man aber später, als der Idealismus sich der deutschen Poesie bemächtigte, als den Gipfel der Geschmacklosigkeit zu bezeichnen pflegte. Es scheint, als seien wir wieder auf dem Standpunkt Karlsbergs angelangt. Seitdem Bulwer im Paul Clifford die Gattung des Schelmenromans, den er freilich nicht erfunden, aber durch moralisch-philosophische Würze für den veränderten Geschmack des Zeitalters zurechtgemacht, wieder in Cours gesetzt hat, wetteifern die englischen, französischen und deutschen Schriftsteller, das Publicum mit den Mysterien der Winkelgassen bekannt zu machen. Aesthetisch ist das Genre nicht zu rechtfertigen, aber es gewinnt doch eine Bedeutung für die Literatur, wenn es von einer so erstaunlichen Sachkenntniß und dabei von einer so feinen psychologischen Bildung getragen wird, als hier der Fall ist. Schon in der frühern Schrift London Labour and London Poor wird man durch die Reichhaltigkeit des bedeutendsten Materials fast erdrückt, und in dem neuen Roman paart sich mit dem ernsten Studium ein novellistisches Talent, das zwar den Gegenstand nicht grade erfreulich machen kann, ihm aber doch eine viel größere Spannung verleiht, als es Bulwer im Night and Morning oder Dickens in Oliver Twist gelungen ist, die beide einen ähnlichen Gegenstand behandeln. —

„Wolkenkukuksheim." Humoristisches Genrebild von Herman Presber. Frankfurt a. M., Meidinger. — Auch diesmal zeichnet der Dichter von „Ideal und Kritik" eine Reihe glücklich angeschauter Züge aus dem Leben der Schule und Universität; auch diesmal verkümmert er sein Talent durch eine künstliche Unordnung der Composition, die nach dem Vorbild älterer Dichter die humoristische Kunstform darstellen sollen. —

„Neue Novellen" von Ernst Willkomm. 2 Bd., Nordhausen, Büchting. Enthalten: Der Siebeneck; Opfer der Armuth; Auf und unter der Düne; Nur ein Knecht. — Der Ton der Erzählung ist im Ganzen gelungen; die Neigung zu psychischen Anomalien ist die alte. —

„Erinnerungsblätter" von A. v. Sternberg. 4. Bd. Leipzig, Brockhaus. — Schildert Berlin im Jahr 1848; ein anziehendes Geplauder, im Ganzen unbefangen genug, aus dem man freilich nicht viel Neues erfährt. —

Das Lob einer deutlichen, correcten und nicht uninteressanten Erzählung (einzelne melodramatische Effecte abgerechnet) verdient A. Schraders „Lebensbild", „Am See, oder die Speculanten;" (Leipzig, Luppe). — Auch hier ist, wie bei den meisten modernen Novellisten, die Exposition das Beste; eine naturgemäße Auflösung ist nicht gelungen. — Noch mögen erwähnt werden: „Studentenfahrten" von Fr. Friedrich (Jena, Deistung) und „Reich und Arm", Erzählungen für Kinder von Adelaide von Großmann (Leipzig, Schlicke). —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig, in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Aus der römischen Kaiserzeit.

Die religiösen Zustände, besonders in den spätern Jahrhunderten.

J. Marquardt Handbuch der Römischen Alterthümer. Band 4. 1856. —
J. Burckhard, die Zeit Konstantin des Großen. 1853. —

Zur Auflösung der römischen Nationalreligion, einem Proceß, der sich in den beiden letzten Jahrhunderten der Republik vollendete, haben am meisten griechische Einflüsse beigetragen. Griechische Vorstellungen hatten in den römischen Cultus schon seit sehr früher Zeit Eingang gefunden und nicht blos auf sein Wesen vielfach modificirend eingewirkt, sondern es war auch eine Reihe griechischer Gottheiten in Rom neu eingeführt worden. Diese wurden größtentheils mit nationalen Göttern identificirt, wie Artemis mit Diana, Hera mit Juno u. s. w. Dies führte aber nicht sowol zu einer Verschmelzung der beiden verschiedenen Glaubensformen, als zu einer immer zunehmenden Verflüchtigung und Verdunklung der römischen. Die römischen Götter waren wesenlose unpersönliche Abstractionen, die sich gegenüber den lebensvollen, zu voller Individualität ausgebildeten Gestalten der Olympier nicht behaupten konnten. Je mehr die Kenntniß griechischer Literatur und Kunst in Rom allgemein ward, desto mehr verblaßten in dem Bewußtsein der Gebildeten die nationalen religiösen Vorstellungen. Ein großer Theil der von den Vätern verehrten Götter verlor seine Persönlichkeit und sein Wesen an die griechischen, mit denen sie eine scheinbare oder wirkliche Verwandtschaft hatten und wurde von ihnen verdrängt, die übrigen geriethen theils in Vergessenheit, theils wurden sie unverständlich, und die Gelehrten machten sie zu Gegenständen ihrer antiquarischen Untersuchungen. „Wenn schon die gelehrten Forschungen des Varro," sagt Marquardt a. a. O. S. 78, „einen tiefen Blick thun lassen in das gänzlich wankende und über seinem versinkenden Fundament zusammenstürzende Gebäude der römischen Theologie, so gibt von diesen Zuständen ein noch viel grelleres Bild

die dilettantische Bearbeitung des römischen Festkalenders von Ovid, die man mit Recht eine Caricatur des Heiligen nennen könnte. Gleich am Anfang weiß der Dichter nicht, wer Janus ist, weil er kein Analogon in der griechischen Mythologie hat. Was für ein Gott, soll ich sagen, daß du seist, zweigestaltiger Janus, fragt der Dichter; denn Griechenland hat keine Gottheit, die dir gleich ist. Darauf erscheint Janus selbst, um zwei verschiedene Vermuthungen über sein eignes Wesen aufzustellen und seine ihm selbst lächerlichen Beinamen zu erklären." Auf Summanus, einst einen der mächtigsten Götter, der aber ganz aus dem Cultus verschwunden war, läßt sich der Dichter gar nicht ein, sondern fertigt ihn mit einem: wer er auch sein mag, — ab, u. s. w."

Mehr als der positive Inhalt der griechischen Religion zur Verdrängung, wirkten die negativen Tendenzen griechischer Philosophie und Theologie zur Zersetzung des römischen Glaubens. Schon Ennius, der Zeitgenosse des Siegers von Zama und des alten Cato übersetzte das Werk des Messeniers Euemeros (aus der Diadochenzeit), worin alle Götter für Menschen, die sich durch Weisheit, Macht, Tapferkeit und andere Vorzüge die Anbetung der Nachwelt erworben, erklärt, und ihre Gräber beschrieben wurden. In andern seiner Werke vertrat Ennius die Auffassung, welche die Personen der Götter in abstracte Naturpotenzen verwandelte. Auch die epikurische Philosophie, die wenigstens den Zusammenhang der Götter mit der irdischen Welt durchaus in Abrede stellte, untergrub den positiven Glauben, und der Versuch, die Staatsreligion durch die stoische Theologie mit den Forderungen des gebildeten Bewußtseins in Einklang zu setzen, konnte nur beschränkte Wirkungen üben.

Während diese und ähnliche Einflüsse den Unglauben verbreiteten, wurde der Verfall der Staatsreligion auch äußerlich dadurch beschleunigt, daß das Priesterthum seinen kirchlichen Charakter und der Cultus sein Ansehn verlor. Namentlich seit die Priesterthümer durch Volkswahl besetzt wurden, standen sie den übrigen Staatsämtern völlig gleich. „Hiermit fiel die letzte Stütze, die dem Cultus noch übrig war. Die positiv und äußerlich gegebene Religion der Römer hatte ihren Halt an dem Priesterthum, eine umfangreiche schriftliche Ueberlieferung sicherte den Ritus, und eine mündliche Tradition erhielt in den Priestercollegien, so lange diese sich zum Theil aus denselben Familien durch Wahl der Mitglieder ergänzten, ein sicheres Bewußtsein von der Bedeutung und den Erfordernissen des Gottesdienstes, an welchem, wenn es lebendig und frisch geblieben wäre, das Volk wie in alter Zeit eine Quelle der Anregung und Belehrung gehabt haben würde. Aber diese Wissenschaft, anstatt ein Gegengewicht gegen die eindringenden poetischen und philosophischen Aufklärungen zu gewähren, erlag dem Interesse der Priester; die Gesetze des Cultus, noch mehr aber die alten Vorstellungen von den Göttern wurden den

Trägern des Glaubens selbst unklar und gleichgiltig" (a. a. O. S. 730.). Von den Auspicien war in Ciceros Zeit nur noch ein Scheinbild übrig und die Lehre derselben selbst den Augurn unbekannt geworden. In den letzten Zeiten der Republik blieben hohe Priesterthümer aus Mangel an Bewerbern kürzere oder längere Zeit unbesetzt.

Dieser Verfall der Religion gab sich zu Ende der Republik auch äußerlich in Nichtachtung und Vernachlässigung der Heiligthümer kund. Tempel, Kapellen, heiliges Land und heilige Haine lagen wüst und wurden von Privatpersonen widerrechtlich in Beschlag genommen; schon in Pyrrhus Zeit schrieb man eine Epidemie dem Zorn der Götter über solche Sacrilegien zu, und stellte, um sie zu versöhnen, sorgfältig ihre Besitzrechte her, doch wiederholten sich die Eingriffe in heiliges Eigenthum immer von neuem. Viele Tempel standen leer, die Götterbilder waren von Rauch geschwärzt, Spinnweben überzogen die Wände, auf dem Boden wuchs Gras, ja die heiligen Räume wurden mit Schmuz besudelt. Im Jahre 90 v. Chr. sah eine vornehme Matrone die Juno Sospita im Traum ihren Tempel verlassen, weil er durch die schnödeste Verunreinigung entweiht war; unter dem Bilde der Göttin hatte eine trächtige Hündin ihr Lager. Andere Tempel sanken in Ruinen, oder wurden durch die in Rom so häufigen Brände in Schutt gelegt, ohne daß man an ihre Wiederherstellung dachte. Dem äußerlichen Verfall des Cultus trat August, seit er mit dem obersten Pontificat seine Leitung und Aufsicht übernommen hatte, durch eine energische Restauration auf den umfassendsten Grundlagen entgegen. Er sorgte zunächst für die Herstellung der Heiligthümer in großartiger Weise. Nach seiner eignen Angabe stellte er im Jahr 28 v. Chr. auf Senatsbeschluß nicht weniger als 80 her, wobei kein Gebäude, das wirklich einmal dem Gottesdienst bestimmt gewesen, übergangen worden sei, einen Theil der von ihm unternommenen Bauten vollendete erst Tiber. Andere Restaurationen geschahen auf seine Veranstaltung von den Nachkommen der Stifter. Er besetzte die leer gewordnen Priesterstellen, errichtete neue, vermehrte ihre Einkünfte und erhöhte ihre Würde. Als bei der bevorstehenden Neuwahl einer Vestalin viele Eltern um die Erlaubniß nachsuchten, ihre Töchter nicht mit losen lassen zu dürfen, erklärte August mit einem Eid, er würde eine von seinen Enkelinnen zu diesem heiligen Dienste anbieten, wenn sie das gesetzliche Alter hätten; freilich sah er sich trotz dieses Versuchs, den religiösen Eifer wieder zu beleben, genöthigt, Töchter von Freigelassenen zu Vestalinnen zu ernennen, was früher nie geschehn war. Manche in Vergessenheit gerathene heilige Gebräuche und Götterfeste erneuerte er und sorgte dafür, daß sie in angemessener Weise gefeiert würden.

Wie August haben auch alle folgenden Kaiser das Amt des obersten Pontifex verwaltet, selbst die ersten christlichen haben die Leitung des heidnischen

Cultus beibehalten, trotz des unlösbaren Conflicts, in den sie dadurch mit ihrem eignen Glauben geriethen; erst Gratian legte sie im Jahr 382 nieder. Bis zum entschiedenen Siege des Christenthums und noch länger bestand der Staatscultus im Wesentlichen unvermindert fort. Jahr für Jahr wurden die heiligen Feste mit Opfern, Processionen, Schmäusen und Schauspielen gefeiert. An jedem dritten Januar wurden von allen Staatspriestern Gelübde und Gebete für das Wohl des Staates und des Kaisers veranstaltet. An jedem ersten März erneuerten die jungfräulichen Priesterinnen der Vesta das ihrer Obhut anvertraute heilige Feuer, und nach wie vor wurde Verletzung ihrer Keuschheit mit der schaudervollen Strafe des Lebendigbegrabens bestraft. Nach wie vor sangen die salischen Priester ihr uraltes mit der Zeit völlig unverständlich gewordenes Lied, nur daß neben den Namen der Götter darin auch manche kaiserliche aufgenommen waren, und hielten ihren berühmten Schmaus, der wie alle Priestermahlzeiten in den Annalen der antiken Gastronomie eine ausgezeichnete Stelle einnahm. Doch die interessantesten Belehrungen über die unveränderte Fortdauer alter Cultusformen bis in die kleinsten Einzelnheiten erhalten wir aus zahlreichen Resten von Steintafeln, auf welche die amtlichen Protokolle der Arvalbrüder eingegraben sind und die bis in das dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung hinabreichen.*) Diese Priesterschaft hatte den Beruf, für das Gedeihen der Feldfrüchte öffentliche Opfer zu veranstalten. Die meisten der erhaltenen Protokolle beziehen sich auf ein dreitägiges Fest, das sie im Mai zu Ehren einer sonst nie genannten Göttin Dia begingen, ein Name, unter welchem nach uraltem Brauch die mütterliche Göttin der Erde, die Spenderin des Fruchtsegens angerufen wurde. Von der Feier des ersten Tages sei hier nur erwähnt, daß an diesem ein Festmahl stattfand, an welchem das Couvert 100 Denare (etwa 25 Thaler) kostete; fiel dasselbe aus, so wurde jedem Mitglied der Betrag in Geld ausgezahlt. Von der Feier des zweiten Tages, die ebenfalls bis in die kleinsten Einzelnheiten in den Acten mit scrupulöser Genauigkeit verzeichnet ist, wollen wir einige Hauptmomente mittheilen. Sie fand in einem Haine der Göttin Dia statt, der fünf Miglien weit von Rom an der campanischen Straße lag und mit verschiedenen Tempeln, Zelten und einer Rennbahn versehn war. Hier begannen sie die Feierlichkeit mit einem Reinigungsopfer von zwei Ferkeln, welches bestimmt war den Hain zu entsühnen. Denn jede Arbeit in dem Haine, z. B. das Beschneiden oder Fällen der Bäume, das Hineintragen eines Messers entweihte den Hain und machte ein Sühnopfer nöthig. Hierauf folgte das Opfer einer weißen Kuh an einer andern Stelle, und andere Gebräuche, über deren vorschriftsmäßige Vollziehung sogleich Protokolle aufgenom-

*) Der Inhalt der Protokolle ist mitgetheilt a. a. O. S. 411—417, woraus das Obige entnommen ist.

men wurden. Nachdem sie die beiden Ferkel zum Frühstück verzehrt, legten sie ihren Ornat, eine mit Purpur gesäumte Toga, weiße Kopfbinde und Aehrenkranz wieder an, und nun folgten neue Opfer. Nach diesen stellten sie sich vor dem Tempel auf, in den Händen ein Gefäß mit Wein und ein Gefäß mit Weihrauch haltend, und ließen durch zwei Mitglieder, die von den ihnen beigeordneten Staatssklaven begleitet wurden, die Feldfrüchte, welche das umstehende Publicum herbeigebracht hatte, abnehmen, so daß der einsammelnde Priester sie mit der rechten Hand an einen der in der Reihe aufgestellten gab, dieser sie mit der linken Hand nahm und weiter reichte, bis endlich die Sklaven sie wieder an sich nahmen. Nach Vollziehung mehrer andrer Riten zogen sie sich in den Tempel zurück, wo sie bei geschlossenen Thüren einen Tanz tanzten und dazu den Text des Arvalenliedes sangen, den sie von den Sklaven schriftlich erhielten. Diese Litanei, das älteste bekannte Denkmal der römischen Sprache, ist uns auf einer Steintafel aufbewahrt, die ein Arvalenprotokoll aus der Zeit Elogabals enthält; sie ist jetzt in der Wand eines Corridors eingemauert, der in St. Peter aus der Kirche nach der Sacristei führt. Nicht viel weniger als ein Jahrtausend mochte damals vergangen sein, seit dies Gebet zum erstenmal am Fest der Göttin Dia von den Arvalbrüdern gesungen worden war. Die ungeheuersten Schicksale hatten in so viel Jahrhunderten die Gestalt der Erde immer von neuem umgewandelt. Die Tiberstadt war aus einer unbedeutenden latinischen Ansiedlung zum Mittelpunkt der Welt geworden, nun war ihr Morgen und Mittag vergangen, ihr Abend dämmerte herauf. Auf dem Thron, den der Sieger bei Actium errichtet hatte, saß ein Sonnenpriester aus dem so oft gedemüthigten und so tief verachteten Syrien. Und noch immer tönte das alte Lied, dessen Worten vielleicht schon die Könige Roms mit Andacht gelauscht hatten, und das nun für die Sänger sicher ebenso viel Räthsel enthielt als heute für die Gelehrten:

> Uns Lasen (d. i. Laren) helfet!
> Nicht die böse Seuche Mars, Mars, laß einstürmen auf mehre!
> Satt sei, grauser Mars!*

Wenn sich die Formen eines Cultus, der dem Volksbewußtsein längst entrückt war, mit einer so zähen Lebenskraft behaupteten, so regenerirte sich auch die Volksreligion trotz aller zerstörenden Einflüsse immer wieder von neuem, freilich nicht ohne immer von neuem ihre Gestalt zu wechseln. Neben Indifferenz und Unglauben, neben Atheismus und Pantheismus erwies sich der aus Mischung römischer und griechischer Religion entstandene Polytheismus als unzerstörbar, weil er mit tausend Wurzeln in dem geistigen Leben von Millionen festgewachsen war, und verbreitete sich in alle Theile der Welt,

*) Vgl. Mommsen röm. Gesch. 1, 147.

welche griechisch-römische Cultur erhielten. In allen Theilen des römischen Reichs stiegen Opfer und Gebete zum höchsten gütigsten Jupiter auf, dem Himmelsgott, dem Herrn der Wetter, dem Blitzschleudrer, dem Regensender, dem Schützer, Erhalter, Sieger, Rächer, Friedenbringer, dem höchsten allmächtigen Lenker göttlicher und menschlicher Dinge, dem Entscheider der Geschicke. Ueberall richtete der Kaufmann seine Gelübde an Mercur, den Geber und Erhalter des Gewinnes, der Feldbauer an Ceres, die höchste gütige Nährerin, der Kranke, der an einer Heilquelle Genesung suchte, an Apoll und die Nymphen, überall dankte der Hergestellte dem Aesculap und der Hygiea. Der Reiter empfahl sein gutes Pferd dem Schutz der Pferdegöttin Epona, die Bewohner eines Orts, der von bösen Ausdünstungen heimgesucht war, bauten der Göttin Mephitis einen Altar. Jede Provinz, jede Stadt, jede Körperschaft glaubte sich unter der Obhut eines Genius, aber auch jeder Ort und jedes Gebäude hatte nach dem Volksglauben seinen Schutzgeist, Häuser, Straßen, Märkte, Bäder, Speicher, Theater, Archive u. s. w., und der Gläubige, der dort aus und einging, verfehlte nicht, dem Genius seine Ehrfurcht zu beweisen.

Die Veränderungen, Trübungen und Erweiterungen, die der römisch-griechische Götterglaube erfuhr, erfolgten durch seine Berührung und Vermischung mit fremden Quellen. Jeder Polytheismus ist seiner Natur nach zur Toleranz und Anerkennung fremder Religionsformen geneigt: entweder findet er in den fremden Göttern seine eignen wieder, oder er trägt mindestens kein Bedenken, sie auch als fremde zu verehren. Die Religionen der alten Culturländer in Asien und Afrika haben zum Theil bereits seit früher Zeit auf die römische Götterverehrung influirt. Dieser Einfluß steigerte sich seit dem Anfang der christlichen Zeitrechnung ungeheuer, so daß die orientalischen Elemente in der Göttermischung der spätern Jahrhunderte immer mehr die vorwiegenden wurden. Dagegen hat sich der Einfluß der Cultur in den nordischen und westlichen Ländern, die eine Cultur entweder erst von den Römern erhielten oder doch die ihrige gegen die römische eintauschten, nicht über die Grenzen dieser Länder hinauserstreckt. Die dort angesiedelten Römer verehrten die Landesgötter allerdings, aber wenn auch hin und wieder ein aus diesen Provinzen heimkehrender Colonist, Soldat oder Handelsmann den Cultus der Gottheiten fortsetzen mochte, denen er in der Fremde guten Erfolg oder Errettung vor Gefahr zu verdanken geglaubt hatte, so blieben solche Fälle vereinzelt und die Götter Galliens, Germaniens, Spaniens und Britanniens auf ihre Länder beschränkt. Zahlreiche Monumente in all diesen Ländern zeigen, daß die römischen Provinzialen sich an dem einheimischen Gottesdienst eifrigst betheiligten. Sie beteten aller Orten zu den Localgöttern, erbauten ihnen Tempel und Altäre und brachten ihnen Opfer. Es sind hauptsächlich die römischen Inschriften, aus denen wir die Namen dieser Götter

kennen, die zum Theil mit den Ortsnamen identisch sind, wie der Gott Nemausus zu Nismes, Vesontius in Besançon und die Göttin Celeia in Cilli u. s. w.; andere wie der Bemilucius in Paris, der Intarabus in Trier, die Göttin Nehalennia in Frankreich und in den Niederlanden u. s. w. lassen keine locale Beziehung erkennen. Der letztern dankt z. B. ein römischer Kaufmann, der von England nach Holland mit Kreide Handel trieb, in einer Inschrift für die Erhörung eines Gebetes. Mehre von diesen Göttern haben die Römer mit ihren eignen identificirt, namentlich mit Mars. Wir finden einen Mars Latavus zu Nimes, einen Mars Vincius zu Vence in Südfrankreich, einen Mars Tuliorix zu Wiesbaden, Mars Albiorix zu Avignon, Mars Belutucadr und Mars Kocid (beide in Cumberland) Mars Laherennus zu Toulouse u. s. w. und ebenso sind mehre römische Gottheiten mit den Localgöttern der Provinzen identificirt worden. Auch der Name der „Mütter" oder „Matronen" für die Geister des Feldes, von deren Verehrung durch die Römer in Deutschland, England und Frankreich zahlreiche Spuren zeugen, ist durch den Versuch entstanden, die dortigen religiösen Vorstellungen den römischen zu assimiliren.

Während also die Götterdienste des Nordens und Westens auf den römischen Polytheismus so gut wie keinen wesentlichen Einfluß übten, wirkten die des Südens und Ostens um so vielfacher und nachhaltiger auf ihn ein. Es ist bekannt, daß auch die griechische Religion durch die Berührung mit Culten Vorderasiens und Aegyptens, und durch die Hinübernahme zahlreicher Elemente aus denselben ihr Wesen völlig änderte und in eine neue Phase trat. Doch vermochte sie mit der Kraft, die allen Manifestationen des griechischen Geistes eigenthümlich ist, das Fremde so weit umzugestalten, daß aus der Verbindung der ursprünglich heterogenen Theile ein neues organisches Ganze hervorging. Diese gestaltende Kraft ging dem römischen Glauben ab. Theils vermochte er nicht, seine eignen Principien und Vorstellungen gegenüber den fremden zu behaupten (wie denn die griechischen Götter die römischen in den Hintergrund drängten); theils erfolgte die Aufnahme der fremden Elemente ganz äußerlich, so daß der Polytheismus der spätern römischen Zeit kein in sich zusammenhängender Organismus, sondern ein chaotisches Aggregat aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen geworden ist.

Schon am Ende des zweiten punischen Krieges war der orgiastische Cultus der großen Göttin, die in Phrygien und den angrenzenden Ländern von entmannten Priestern verehrt wurde, auf den Rath der sibyllinischen Bücher feierlich in Rom eingeführt worden: aber ihr Dienst blieb den Fremden überlassen, den Bürgern war er durch Senatsbeschluß ausdrücklich verboten. Ein Phrygier und eine Phrygerin versahen diesen Dienst. Die Priester zogen mit dem Bilde der Göttin in Prozession in einem besonders bunten Ornat um-

her, sangen griechische Hymnen unter einer wilden Musik von Flöten, Hörnern und Pauken und sammelten Geld ein. Verrufen und verachtet, fanden diese Eunuchen nur bei Abergläubischen Zutritt, die sie hier und da durch drohende Prophezeihungen zu einem Geschenk bewogen. Doch in der Zeit der zunehmenden Superstition stieg das Ansehn auch dieses Cultus, er breitete sich im Westen aus, und die Monumente bezeugen die Betheiligung sehr vornehmer Personen, sowol Männer als Frauen. In der spätern Kaiserzeit finden wir das Fest der großen Göttin, das in dem Festkalender Ovids noch als ein sehr geringes erscheint, als ein sehr glänzendes, das fünf Tage dauerte. Es fiel in die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, und seine Ceremonien bezogen sich auf den Mythus des Atys (seiner Entmannung, seines Todes und seiner Auferstehung), in dem man eine Personificirung der Sonne, wie in der großen Mutter die der Erde fand. Am 22. März wurde die heilige Pinie, unter der sich Atys entmannt haben sollte, mit Wolle umwickelt und mit Veilchenkränzen behängt, von einer Brüderschaft in Procession in den Tempel der Göttin getragen. Der 24. März war der sogenannte Tag des Blutes, an dem die Eunuchenpriester ihre Arme ritzten und mit wildem Geheul und rasenden Geberden unter dem Schall der Instrumente den Atys beklagten; die Andächtigen fasteten an diesem Tage. Am folgenden Tage verwandelte sich die ausgelassene Trauer in eine ebenso ausgelassene Freude, das Fest hieß die Hilarien. Am 27. wurde der schwarze Stein, der das Symbol der Göttin war, mit einem silbernen weiblichen Kopf bedeckt, auf einem Wagen an das Flüßchen Almo gefahren und dort gebadet, worauf die Feier mit abermaligen Freudenfesten und einer Art von Carneval schloß.

Nicht minder orgiastisch war der Dienst einer andern asiatischen Göttin, die aus Canana in Kappadozien in den mithridatischen Kriegen nach Rom verpflanzt und von den Römern Bellona genannt wurde. Ihre kappadozischen Priester hielten ebenfalls wilde Aufzüge in schwarzen Kleidern, wobei sie unter lärmender Musik sich mit asiatischen Doppelbeilen Arme und Schenkel verwundeten, da ihre Verzückung sie angeblich gegen jeden Schmerz unempfindlich machte und sich überhaupt einer völligen Raserei überließen. Doch scheint dieser Cult auch in der spätern Zeit kein Ansehn gewonnen zu haben, seine Priester und Priesterinnen bestanden aus Gesindel; ausgediente Gladiatoren ließen sich z. B. unter sie aufnehmen. Dasselbe gilt wol von der Verehrung der syrischen Göttin, die niemals wie die der Bellona und der großen Mutter eine Aufnahme unter die vom Staat geduldeten Culte gefunden hat. Nicht blos der Spötter Lucian, sondern auch der fromme Apulejus schildert die auf dem Lande herumziehenden Priesterbanden der syrischen Göttin als den Auswurf der Menschheit, die unter dem Deckmantel ihres Cultus die größten Schandthaten begingen. Die Gebräuche desselben glichen den vorher geschil-

derten: weibischer bunter Aufputz, wilde Musik, rasende Tänze, Geißelungen und Verstümmlungen, und zum Schluß Einsammeln von Geld oder Eßwaaren; gelegentlich verübten sie Diebstähle und andere Verbrechen. Nichtsdestoweniger hatte auch diese Göttin im römischen Reich zahlreiche Verehrer, die Spuren ihres Dienstes sind bis Britannien hin verstreut, und Nero, der alle übrigen Götter aufs äußerste verachtete, hing lange Zeit an dieser einen, bis sie bei ihm durch einen andern Aberglauben verdrängt wurde. In diesen Kreis der vorderasiatischen Culten gehört auch der der „Himmelsgöttin" von Karthago, der aus Phönicien stammte. Von Afrika aus, wo er sich bis in die Zeit der Vandalen erhielt, verbreitete er sich in alle Provinzen. Elogabal brachte sie nach Rom, um sie mit dem Sonnengotte von Emesa zu vermählen.

Wie diese Culte, welche unter wechselnden Namen und Formen sich theils auf dieselbe orientalische Naturgottheit, die syrische Astarte oder Asteroth des alten Testaments, theils auf verwandte Gestalten beziehen, fand auch nach und nach die Verehrung des semitischen Baal, des Sonnengottes, im Westen Eingang. Die Römer identificirten ihn mit ihrem Jupiter. Die syrischen Kaufleute, die in Puteoli, dem Hauptthafen für den morgenländischen Handel ansässig waren, setzten dort ihren einheimischen Gottesdienst fort, von da kam der „Jupiter von Heliopolis" nach Rom und weiter, wie er sich denn z. B. in Nismes findet. In Heliopolis (Baalbeck) baute Kaiser Antoninus Pius diesem Gott einen neuen kolossalen Tempel, der als ein Weltwunder gerühmt wird und noch in seinen Ruinen Staunen erregt. Eine andere Personification des vorderasiatischen Sonnengottes ist der Jupiter von Dolicha (im nördlichen Syrien), dessen Verehrung erst im zweiten Jahrhundert in den Westen eingedrungen zu sein scheint, gegen dessen Ende sie aber bereits eine ungeheure Ausdehnung gewann und über ganz Europa sich verbreitete. Der schon erwähnte Sonnengott von Emesa, Elogabal (von dessen Verehrung sein kaiserlicher Priester den Beinamen erhielt, bei dem er gewöhnlich genannt wird) wurde unter dem Symbol eines schwarzen Steines angebetet; er erhielt ungefähr 220 n. Chr. einen Tempel zu Rom, in den der Kaiser auch das Palladium, das Feuer der Vesta und andere Heiligthümer bringen ließ. Einen neuen Tempel baute dem Sonnengotte Aurelian, der ihm auch ein eignes Priesterthum stiftete.

Aber ungleich weiter verbreitet und tiefer gewurzelt war in den Zeiten des sinkenden Reichs die Verehrung des persischen Sonnengottes Mithras, dessen Cult die Römer in einer sehr getrübten Ueberlieferung durch die cilicischen Seeräuber erhielten, welche die Küsten des Mittelmeeres beunruhigten und plünderten, bis Pompejus ihrem Treiben ein Ende machte. Die Arbeit der äußerst zahlreichen auf diesen Cultus bezüglichen Monumente, die sich in allen Provinzen des römischen Reichs finden, gehört fast durchweg der Periode der

sinkenden Kunst und zeigt, daß seine eigentliche Ausbreitung erst in den Zeiten der Antonine begann. Gegen hundert mithrische Inschriften und Kunstdarstellungen sind gegenwärtig bekannt, woraus man auf die Masse der ehemals vorhandenen schließen kann, von denen ein großer Theil ohne Zweifel noch unter der Erde liegt. Die Schauplätze dieses räthselhaften Gottesdienstes waren natürliche oder künstliche Höhlen, an deren Hinterwand sich eine Reliefdarstellung befand. Die zahlreichen Exemplare der Mithrasreliefs stimmen in allem Wesentlichen überein. Immer erscheint Mithras als ein Jüngling in phrygischer Tracht, der auf einem Stier kniet und dessen Kopf emporrichtend einen Dolch in die Kehle stößt, ein Hund, eine Schlange und ein Scorpion nähren sich von dem Blute des Opfers, aus dessen Schweif Aehren sprießen. Ein auf- und niederfahrender Wagen bedeuten Sonne und Mond, zwei Jünglinge in phrygischer Tracht, der eine mit erhobener, der andere mit gesenkter Fackel, Morgen- und Abendstern. Diese räthselhaften Darstellungen erhalten auch durch die Inschriften keine genügende Erklärung, in welchen Mithras außer den Beinamen „Sonnengott" auch den des „Unbesiegten" zu führen pflegt. Die große Mithrashöhle zu Rom wurde im Jahr 377 von dem Stadtpräfecten Gracchus geräumt und ihre Bildwerke zerstört, in Alexandrien wurde über dem dortigen Mithreum eine christliche Kirche gebaut, doch erhielt sich der Cultus, wie die Denkmäler bezeugen, noch mindestens bis zum Ende des Jahrhunderts.

Neben Mithras, Baal, Astarte und den übrigen Naturgöttern des Ostens fand auch der Jehovah der Juden im Westen zahlreiche Anbeter. Wie groß schon gegen das Ende der Republik die Menge der Juden in Rom war, ist aus Ciceros Rede für Flaccius bekannt, nach welcher Muth dazu gehörte, dieser eng zusammenhaltenden Masse Trotz zu bieten: während des ersten Jahrhunderts lassen verschiedene Nachrichten (namentlich von Maßregeln, die gegen sie ergriffen wurden) eher auf eine Zu- als Abnahme der jüdischen Bevölkerung schließen. In Horazens Zeit waren diejenigen Römer schon nicht selten, welche am Sabbath kein Geschäft verrichteten; ein Fall unter Tibers Regierung zeigt, daß die Bekehrungen zum Judenthum damals schon in den höhern Ständen stattfanden, namentlich (wie schon früher erwähnt) unter den Frauen, wie z. B. Neros Gemahlin Poppäa zu den Anhängern dieser Religion gehörte. Unter Nero konnte Seneca, wenn auch ohne Zweifel mit Uebertreibung, sagen, daß der Cultus „dieses höchst verderblichen Volkes" bereits in allen Ländern eingeführt sei. Wiederholte spätere kaiserliche Erlasse, die den Uebertritt zum Judenthum oder die Beschneidung verbieten, zeigen die Fortdauer der Bekehrungen. Vermuthlich waren diese in den meisten Fällen sehr äußerlich, und die Convertiten begnügten sich mit Beobachtung gewisser Ceremonien, namentlich mit strengem Halten des Sabbaths, an dem sie fasteten und beteten und

ihre Wohnungen mit Kränzen und brennenden Lampen schmückten; andere besuchten auch Synagogen und schickten die Tempelsteuer nach Jerusalem. Daß es in der Zeit der vollendeten Göttermischung Heiden gab, welche mit Götzendiensten aller Art auch eine Christusverehrung verbanden, würde schon das Beispiel des Kaisers Alexander Severus beweisen, der die Stifter aller Religionen in seiner Hauskapelle aufstellte, wo neben Orpheus und Apollonius von Tyana auch Abraham und Christus Platz fanden.

Als die ehrwürdigsten, geheimnißvollsten und wunderbarsten Gestalten ragten unter diesem bunten Gemisch die uralten Götter Aegyptens hervor. Vergebens wurde die Einführung ihres Dienstes in Rom durch wiederholte Senatsbeschlüsse verboten. Als einer derselben die Zerstörung der Isistempel in Rom befahl und keiner der dazu bestellten Arbeiter dem Befehl Folge zu leisten wagte, warf der Consul Aemilius Paullus (wahrscheinlich der Besieger des Perseus) die purpurbesäumte Toga ab, ergriff das Beil und führte selbst den ersten Hieb auf die Tempelpforte. Trotz aller Verbote und Maßregeln breitete sich dieser Cult mehr und mehr aus, und im Jahr 43 v. Chr. erbauten die zweiten Triumvirn bereits den ersten öffentlichen Tempel der Isis in Rom, deren Verehrung sich namentlich unter den Frauen mit reißender Schnelligkeit ausbreitete. In den Liebeselegien der Augustischen Zeit wird oft ihrer Andachten gedacht, die zwar häufig ihren Verehrern Gelegenheit gaben, sie zu sehen und zu sprechen, oft aber auch wegen der dabei zu beobachtenden Enthaltsamkeit verwünscht wurden. Der Isistempel in Pompeji ist ein Zeugniß von der Ausbreitung des Dienstes außerhalb Roms im ersten Jahrhundert. Laut der Inschrift hat ein N. Popidius Celsinus ihn nach der Zerstörung durch das Erdbeben im Jahr 63 neu erbaut. Eine Statue der Isis in einem florartigen Gewande, Rauchpfannen, Becken zu Waschungen, Hieroglyphentafeln, Gemälde, welche die Andacht der Gläubigen vor einem Tempel darstellen, auf dessen Stufen Sphinxe lagern, Instrumente, die bei der rauschenden Musik gebraucht wurden, die diesen Gottesdienst begleitete, Klapperbleche und Krotalien: diese und andere Ueberreste fordern die Phantasie auf, sich die Scenen zu vergegenwärtigen, deren Schauplatz diese Räume waren. Neben Isis wurde Osiris, der (ursprünglich nicht ägyptische) Todes- oder Sonnengott Serapis, der hundsköpfige Anubis (den die Römer mit Mercur identificirten) und das geheimnißvolle Kind der Isis und des Osiris Horus oder Harpokrates verehrt. Schon im ersten, am meisten aber im dritten Jahrhundert gingen mehre Kaiser mit dem Beispiel eifriger Betheiligung an diesem Dienst voran. Der eigenthümliche und fremdartige Pomp, mit dem er sich umgab, trug ohne Zweifel nicht am wenigsten zu seiner Ausbreitung bei. Appulejus schildert eine Procession an einem Isisfest in Korinth. Sie wird eröffnet durch einen Maskenzug, Soldaten, Jäger, Gladiatoren, ge-

schmückte Damen, Beamte mit ihren Insignien, Fischer und Vogelsteller: ein zahmer Bär in weiblichem Costüm wird auf einem Tragsessel getragen, ein Affe stellt mit phrygischer Mütze und goldnem Becher den Ganymed vor, ein Esel mit Flügeln paradirt als Pegasus, daneben geht ein alter Mann als travestirter Bellerophon. Dann folgen Dienerinnen der Isis, in weißen Kleidern, bekränzt, sie streuen Blumen und wohlriechende Essenzen und machen Geberden mit Spiegeln und Kämmen, als wenn sie der Göttin behilflich wären sich zu schmücken; dergleichen Ceremonien wurden z. B. auch in den Tempeln der Minerva und Juno auf dem Capitol zu Rom vor den Götterbildern vollzogen. Nach ihnen kommt ein Zug aus Personen beiderlei Geschlechts bestehend, die Fackeln, Lampen und Wachskerzen tragen, gefolgt von weißgekleideten Sängern und Spielern. Hinter diesen gehen die Eingeweihten einher, alle in reinen linnenen Kleidern (der unerläßlichen Tracht, da sie sich nicht durch Berührung thierischer Stoffe verunreinigen durften), die Männer mit glattrasirten Köpfen, die Frauen gesalbt und in Schleiern: alle schwingen Sistren (Klapperbleche). Nun erst erscheinen die Priester, die Lampen, Palmzweige, Altäre, allerlei Gefäße, ein Bild des hundsköpfigen Anubis, eine schwarze Kuh u. s. w. trugen, zuletzt das Symbol der Göttin selbst, eine eigenthümlich geformte, mit hieroglyphischen Bildern bedeckte Urne.

Außer den hier geschilderten Culten könnten noch manche andere genannt werden (z. B. die Verehrung der vergötterten Kaiser)., aber es genügt, die verbreitetsten und für die religiösen Zustände des spätern Alterthums vorzugsweise charakteristischen hervorzuheben, um die Revolution anschaulich zu machen, die der römisch-griechische Götterglaube während der ersten nachchristlichen Jahrhunderte erlitt. Im ersten treten die Erscheinungen der Göttermischung nur vereinzelt auf, einige Dienste von Fremdgöttern erscheinen noch gar nicht, andere wenig verbreitet, im zweiten drängen sie sich bereits massenhaft in den Vordergrund, im dritten erreicht dieser Proceß seinen Höhepunkt. Die rohe Häufung heterogener Culte hat Lucian mehr als einmal witzig verspottet. In einer Götterversammlung soll Hermes auf Zeus Befehl die Götter nach der Kostbarkeit und dem Kunstwerth ihrer Bildsäulen ordnen, dann wird den goldenen vor den marmornen der Vorzug eingeräumt und so kommt es, daß Bendis, Anubis, Atys, Mithras und ein asiatischer Mondgott die obersten Plätze erhalten, bei einer Göttermahlzeit dagegen werden Atys und Sabagios „die zweifelhaften und aus der Fremde angezogenen Götter" untenan neben Pan und die Korybanten gesetzt. Ein andermal gehn die Götter zu Rath über die Menge neuer Eindringlinge von zweifelhafter Berechtigung, Momos meldet sich zum Reden und kritisirt unter andern die orientalischen Gottheiten. Mithras im medischen Kaftan und Tiara gehöre nicht in den Olymp: er könne nicht einmal griechisch und verstehe nicht, wenn man ihm

zutrinke. Noch weniger seien die Aegypter zu dulden; der hundsköpfige bellende, in seinen Sindon gekleidete Anubis, der Orakel ertheilende Stier Apis, und vollends die Ibisse, Affen und Böcke. Momos stellt daher den Antrag, in Erwägung, daß sich viele unberechtigte, kauderwelschende Leute aus allerlei Ländern unter die Götter eingedrängt haben, Ambrosia und Nektar auszugehn anfängt, und das Maß bei der starken Nachfrage bereits auf eine Mine gestiegen ist, ferner die fremden Eindringlinge sich unverschämt vordrängen und die alten Götter ihrer Plätze berauben: eine Commission von sieben vollberechtigten Göttern einzusetzen, welche die Legitimation jedes einzelnen prüfen soll. Zeus bringt diesen Antrag nicht zur Abstimmung, da er voraussieht, daß die Majorität dagegen sein werde, sanctionirt ihn aber ohne Weiteres und weist die sämmtlichen Götter an, zu der bevorstehenden Prüfung sich die nöthigen Nachweise zu verschaffen, als Namen der Eltern, Angaben woher und auf welche Weise sie Götter geworden seien u. s. w.

Doch diejenigen, die sich wie Lucian gegen allen Götterglauben negirend verhielten, haben ohne Zweifel in der Zeit der überhandnehmenden Superstition nur eine verschwindend kleine Minorität gebildet. Die große Masse wurde sich schwerlich der Widersprüche bewußt, die in der Durcheinanderwirrung der Religionen lagen, und begrüßte vielmehr jeden neuen Cultus als eine Ergänzung ihrer noch unvollständigen Erkenntniß der unendlichen Götterwelt. Aus dem Bedürfniß der Anbetung so vieler verschiedenartiger Mächte ging eine eigenthümliche compendiarische Form von Idolen hervor, die sogenannten Pantheen, wo ein Götterbild mit den Attributen vieler andern ausgestattet wurde und diese zugleich mit repräsentirte.

Wenn aber auch die große Mehrzahl der Glaubensbedürftigen ohne zu reflectiren die widersinnige Häufung und Vermischung der Götterdienste hinnahm und mit der Beobachtung unverstandener Ceremonien der verschiedensten Culte die Pflichten der Frömmigkeit zu erfüllen glaubte, so strebten die Gebildeten und Denkenden um so eifriger nach einer Lösung der Widersprüche, nach einer Vergeistigung der seltsamen und vielfach widerwärtigen oder lächerlichen Formen, nach einer höhern Auffassung, die in Harmonie verwandeln sollte, was dem nüchternen Sinn als ein wüstes Gewirr erschien. Diese Tendenz äußerte sich auf mehr als eine Weise. Theils erklärte man die verschiedenen Götter als Ausdrücke eines und desselben göttlichen Wesens, wie z. B. Isis, die „millionennamige", in jenem Roman des Appulejus ihrem Verehrer sich selbst als identisch mit den Hauptgottheiten aller Völker darstellt, und die Monumente (besonders Amulete) sind zahlreich, auf denen Zeus, Hades, Serapis und der Sonnengott für einen und denselben erklärt werden. Theils faßte man die Götter des Volksglaubens als Wesen auf, die zwischen der Schöpfung und der höchsten Gottheit in der Mitte stehen sollten, und mit dieser Auffassung

die im Neuplatonismus ihre umfassendste Ausführung fand, ging eine allegorische Erklärung des Volksglaubens Hand in Hand. Mit dieser Richtung auf eine höhere Auffassung und Vergeistigung der Götter verband sich sehr natürlich das Streben, den Formen der verschiedenen Culte durch Symbolisirung eine tiefere Bedeutung beizulegen, die äußerlichen Bußen und Sühnungen zu Mitteln einer innern Reinigung und Heiligung zu erheben. Diesem Bedürfniß einer innigern Gottesgemeinschaft verdankten die Mysterien eine Wiedergeburt. Zu den altberühmten Tempeln, in denen geheimnißvolle Weihen stattfanden, strömten wieder die Andächtigen, die durch Theilnahme an den hier verheißenen Offenbarungen einer höhern Seligkeit im Jenseits theilhaft zu werden hofften, namentlich haben die eleusinischen Mysterien ihr Ansehn bis in die letzte Zeit des Alterthums behauptet. Die Vorstellungen von dieser Seligkeit werden freilich bei den meisten materiell genug geblieben sein. Ein kürzlich wieder entdecktes Grabgewölbe in der Nähe von Rom enthält Gemälde, die das andere Leben derer darstellen, die in die Mysterien des Sabagios eingeweiht waren. Eine Figur mit der Beischrift: der gute Engel (ein Beispiel, wie jüdische und christliche Vorstellungen sich in die universelle Theokratie der spätesten Zeiten verwebt haben) führt eine Verstorbene zu einem Gastmahl von sechs Seligen von verschiedenem Alter und Geschlecht, denen Knaben Speisen vorsetzen, über diesen Figuren liest man: die durch das Gericht der Guten gerichteten. Ein anderes Bild zeigt ein ähnliches Mahl, an dem „sieben fromme Priester" (des Sabagios und Mithras) Theil nehmen. Wie die morgenländischen Gottesdienste überhaupt, so traten auch ihre Mysterien in den religiösen Zuständen der letzten Jahrhunderte am meisten in den Vordergrund. Hier wurde von den Einzuweihenden Enthaltsamkeit und Bußen, sogar Ascese gefordert, und grade diese Strenge gab ihnen ohne Zweifel die meiste Anziehungskraft für die Gemüther der Gläubigen, weil diese glauben durften, durch die gebrachten Opfer der Gemeinschaft der Gottheit und der Seligkeit, nach der sie strebten, würdiger geworden zu sein. Die Natur der Mysterien bringt es mit sich, daß wir wenig von ihnen wissen, am meisten von den beiden angesehensten, denen der Isis und der Taurobolien. Von den erstern theilt Appulejus in dem mehrerwähnten Roman etwas mit, dessen Held, durch Isis' Gnade aus der Eselgestalt entzaubert, sich zu ihrem Diener weihte. Die Priester verhießen den Theilnehmern sogar schon im irdischen Leben ungetrübtes Glück; wen die Göttin in ihren Schutz genommen habe, der sei den Wechselfällen des Schicksals entzogen und wie in sicherm Hafen geborgen. Die Aufnahme unter die Eingeweihten wird als sehr schwierig dargestellt. Wer sie wünscht, darf sie nicht eher hoffen, als bis die Göttin ihm im Traum ihre Zustimmung zu erkennen gegeben hat, und eben so wenig darf sie ein Priester vollziehn, ohne auf dieselbe Weise den Befehl dazu erhalten zu haben, wer es

ohne diesen wagte, würde eine Todsünde begehen. Hatte die Göttin ihren Willen kundgegeben, so begannen die Ceremonien mit der Eröffnung geheimnißvoller, mit Hieroglyphen bedeckter Bücher; aus diesen theilte der Priester dem Einzuweihenden mit, welche Vorbereitungen er zu machen habe. Dann folgte ein Bad, abermalige geheime Eröffnungen, eine zehntägige Enthaltsamkeit von Wein, gewissen Speisen und Wollust. Beim Anbruch des zur Weihe bestimmten Tages wurde der Proselyt von seinen Freunden beschenkt, und nun in einer Hülle von grober Leinwand ins Innere des Tempels geführt. Was hier vorging, darf der Verfasser natürlich den Lesern nicht verrathen. Nur so viel deutet er an, daß man symbolisch sterben mußte, dann aber durch die Gnade der Göttin, in deren Hand die Schlüssel des Todes und des Lebens liegen, aufs neue geboren wurde, um die Bahn des Heils zu betreten. „Ich betrat die Grenze des Todes, und nachdem ich Proserpinens Schwelle beschritten, kehrte ich durch alle Elemente hindurchgetragen, zurück. Um Mitternacht sah ich die Sonne mit hellem Licht strahlen, ich schaute die Götter der Unterwelt und des Himmels von Angesicht zu Angesicht und betete sie an." Am Morgen wurde der Neugeweihte vor das Bild der Göttin in der sogenannten olympischen Tracht gestellt, in welche allerlei Thiere, als indische Drachen und Greifen eingestickt waren; in der Rechten hielt er eine brennende Fackel, überdies trug er einen Kranz von Palmblättern, die sein Haupt gleich Strahlen umgaben. Später begibt sich der neue Isisdiener nach Rom, wo er auch in die Mysterien des Osiris aufgenommen wird. Abermalige Träume, abermalige Bezahlungen von Gebühren (die nicht unbedeutend gewesen zu sein scheinen) finden dabei Statt. Wie viel man bei jenen Andeutungen über die Isismysterien einer überreizten Phantasie, wie viel den Phantasmagorien (die ohne Zweifel dabei stattfanden) zuschreiben soll, wie viel dabei symbolischer Ausdruck ist, das wird natürlich ein ewiges Räthsel bleiben.

Noch viel strenger als die Büßungen der Isisdiener waren diejenigen, die der Aufnahme in die Mithrasmysterien vorausgingen, Fasten, Geißelungen und andere selbstaufgelegte Martern verschiedener Art, die zum Theil auf den Reliefs der Mithreen dargestellt sind. Die Eingeweihten rückten nach und nach zu verschiedenen Stufen vor, es gab einen Grad der Löwen, der Raben, der Väter; die Vorsteher der einzelnen scheinen Väter der Löwen u. s. w. geheißen zu haben.

Auch die Taurobolien und Kriobolien (Stier- und Widderopfer) stellten symbolisch eine Wiedergeburt durch eine Reinigung dar. Das Opfer des Stiers galt zunächst der großen Mutter, das des Widders dem Atys, aber die Ceremonie wurde auch mit andern Culten, namentlich dem des Mithras in Verbindung gesetzt. Der Einzuweihende stieg in einer bestimmten Tracht mit einem goldnen Kranze in eine Grube, die mit einem durchlöcherten Breterboden

bedeckt war, auf diesem Boden wurden die Opfer geschlachtet, deren Blut nun durch die Löcher hinabrinnend den unten Stehenden benetzte. Zahlreiche Monumente, die von Eingeweihten zur Erinnerung an diese ihre „Wiedergeburt für ewig" gesetzt worden sind, lassen die Ausbreitung dieser Mysterien vom Anfang des zweiten Jahrhunderts bis ans Ende des vierten verfolgen.

Wir schließen diese skizzenhafte Uebersicht der wesentlichsten Erscheinungen, welche die Mischung der Religionen in den letzten Jahrhunderten des Heidenthums charakterisiren, mit der Betrachtung, die J. Burkhardt (a. a. O. S. 279) an den Schluß seiner ausführlichen Darstellung gesetzt hat. „Ziehen wir die letzten Resultate aus dem Bisherigen, so findet sich, daß nicht nur die Zersetzung des Heidenthums als solche dem Christenthum im Allgemeinen günstig war, sondern daß die einzelnen Spuren derselben mannigfach eine Vorahnung des Christenthums, eine Annäherung an dasselbe enthielten. Vor allem war die Göttermischung an sich ganz geeignet, einer neuen Religion den Boden zu ebnen. Sie entnationalisirte das Göttliche und machte es universell; sie brach den Stolz des Griechen und Römers auf seinen alten einheimischen Cultus; das Vorurtheil zu Gunsten alles Orientalischen mußte nach langem Herumirren im bunten Gebiet des Wahns am Ende auch zu Gunsten des Christenthums durchschlagen. Sodann war der wesentliche Inhalt der spätheidnischen Anschauungen dem Christenthum gradezu analog; der Zweck des Daseins wird nicht mehr auf das Erdenleben, seine Genüsse und Schicksale allein beschränkt, sondern auf ein Jenseits, ja auf eine Vereinigung mit der Gottheit ausgedehnt. Durch geheime Weihen hoffen die Einen sich der Unsterblichkeit zu versichern; die andern wollen sich durch tiefe Versenkung in die höchsten Dinge oder auch durch magischen Zwang der Gottheit aufdringen; alle aber huldigen dem wesentlich neuen Begriff der bewußten Moralität, die sich sogar bis zur Kasteiung steigert und wo sie nicht im Leben durchgeführt wird, doch wenigstens als theoretisches Ideal gilt. Die Spiegelung hiervon findet sich wieder in dem philosophischen Wegschaffen und Umdeuten der griechischen Mythen, welche zu jenem Standpunkt nicht paßten. Dem Monotheismus nähert sich das sinkende Heidenthum wenigstens stellenweise durch merkwürdige Aufschwünge, mochten dieselben sich auch bald in den Netzen des Dämonenglaubens verfangen. Ob die Heiden sogar bis zu einem Bewußtsein der Sünde durchdrangen, mag sehr zweifelhaft erscheinen; die Voraussetzungen dazu aber sind deutlich vorhanden in der neuplatonischen Lehre, welche das Eintreten der Seele ins irdische Leben als einen Fall, ihren Austritt als eine Art Erlösung bezeichnet."

„Das Christenthum mußte auf die Länge siegen, weil es alle diese Fragen, um deren Lösung sich jene gährende Zeit so sehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und in einem großartigen einleuchtenden Zusammenhang beantwortete."

Geschichte der baierischen Kammerauflösung.

2.

Durch die Kammerwahlen waren allerdings die gouvernementalen Hoffnungen nicht positiv im erwarteten Maß erfüllt worden. Aber man schmeichelte sich, mit der zusammentretenden Kammer insofern leichteres Spiel zu haben, als mit der vorhergehenden, weil man mindere Discussionen um constitutionelle Principe erwartete. 31 Gutsbesitzer, 10 Handelsmänner, 14 Gewerbsmeister und 14 Oekonomen, zusammen 68 Personen, vermeinte man so ziemlich durch materielle Concessionen d. h. Sparsamkeitsversprechungen der Regierungspartei versichern und eventuell als Kopfzahl zu den sonstigen Gouvernementsfreunden rechnen zu dürfen. Die gutgesinnte Presse war auch eifrig bemüht, den gewordenen Herren Deputirten recht sorgfältig zu demonstriren, wie mit Principienreiterei nichts, dagegen mit einer „aus dem Leben stammenden Praxis" die größten Vortheile erreicht würden. Neunzig homines novi waren auch nicht zu verachten. Man durfte glauben, daß dieselben durch die Lectüre der wüstendürren Mutterprotokolle und der sehr spät erscheinenden stenographischen Berichte an den vorhergehenden Kammerdebatten auch nicht so intimen Antheil genommen, um zu wissen, wie die Kammer sich keineswegs vorzugsweise in theoretischer Principienreiterei und doctrinärer Consequenzenmacherei umhergetrieben, sondern mit den beweisenden Zahlen und unleugbaren Thatsachen in der Hand zu so scharfen Conflicten mit der gouvernementalen Praxis und zu so schweren Klagen gegen die administrativen Uebergriffe gelangt war.

Immerhin förderte man jedoch das „conservative Interesse" auch noch durch besondere Maßregeln. Dahin rechnen wir nicht die grundgesetzwidrige polizeiliche Revision, resp. präventive Zurückhaltung ausländischer Zeitungen, welche durch die Postämter an ihre baierischen Pränumeranten hätten gelangen sollen. Auch die Verurtheilung auswärtiger Redacteure und Verleger wegen Preßvergehen zu vierjähriger Gefängnißstrafe, während andere Staaten sich zur Uebung eines solchen exterritorialen Strafrechts nicht befugt erachten, sondern sich mit Fernhaltung der ihnen anstößigen Blätter von ihren Grenzen begnügen, welche in Baiern ebenfalls geübt wird — sei nicht hierher gezählt. Man ging positiver zu Werke. Die Regierung veranlaßte nämlich die hervorragenderen Mitglieder des Adels jeder Provinz, sich unter sich, wie auch mit dem Adel der andern Regierungsbezirke zu verständigen, um gemeinsame Wünsche und Entwürfe zu formuliren, damit „Schritte zur Reorganisation der Aristokratie von innen heraus" gethan werden könnten — wie die officielle

N. Münchner Zeitung sich ausdrückte. Als wünschenswerthe Ziele dieser Reorganisation bezeichnete sie: Förderung der Gründung von Fideicommissen und Majoraten, Vermehrung des Grundbesitzes der genossenschaftlichen Familien, Stiftungen für die Ausbildung der adeligen Söhne und für standesgemäße Versorgung der unverehelichten Fräuleins, Theilnahme an den allgemeinen Landesinteressen, wie an den Bezirks- und Gemeindeangelegenheiten, „im Sinn eines echten Conservatismus.“ Außer etwelchen Conferenzen adeliger Grundbesitzer erfuhr man seitdem freilich nichts über den segensreichen Fortgang dieser officiell protegirten Adelskette. Jedenfalls entfaltete sie ihre Wirksamkeit auch nicht vollkommen auf parlamentarischem Felde. Denn der damals gewählte Landtag, in dessen zweiter Kammer 13 adelige Gutsbesitzer Platz nahmen, ist eben der am 30. Sept. 1858 aufgelöste. Und selbst die Reichsrathskammer, welche so viele grundbesitzende hochadelige Elemente zählt, ist seit 1849 dem Ministerium Pfordten niemals so schroff begegnet, als grade in der Session von 1855—56.

Am 1. Sept. 1855 trat der neue Landtag zusammen, erst am 15. eröffnete ihn die Thronrede des Königs. Die Constituirungsarbeiten zeugten bereits dafür, daß man doch wol zu früh über die wohlgelungene Composition der neuen Landesvertretung gejubelt hatte. Das Bureau des unveränderlichen Reichsraths blieb natürlich genau das frühere. Doch weniger wohlgefällig erschien der Conservatismus der zweiten Kammer, welche den frühern ersten Präsidenten, Graf Hegnenberg-Dux, einen der schärfsten finanziellen und Kriegsverwaltungskritiker, neben ihm seinen Kampfgenossen, Dr. Paur aus Augsburg, auf den Präsidentensessel berief. Etwas versöhnend wirkte die Secretariatswahl, welche sich wiederum den wohlbeliebten Herren Nar und Maier zuwendete. Dagegen die Ausschüsse — lauter unabhängige, constitutionelle Männer, darunter die Führer der Opposition in der aufgelösten Kammer, kein einziger der höheren Verwaltungsbeamten als Gegengewicht, auch die klerikalen Elemente meistens übergangen! Und von den pfälzischen Abgeordneten? Kein einziger war gewählt, weil man bereits die stärksten Bedenken gegen die Gesetzmäßigkeit ihrer Wahl hegte.

Die Thronrede berührte die vorausgegangene Kammerauflösung nicht einmal andeutungsweise, betonte dagegen namentlich die Tractanden materiellen Charakters, nannte andere Aufgaben kaum vorübergehend. Mit der gewohnten Paraphrase der königlichen Worte antworteten die Reichsräthe; anders die zweite Kammer. Lauter Mitglieder der früheren Opposition ernannte sie in die Adressecommission, diese Herrn v. Lerchenfeld zu ihrem Referenten. Hatte die aufgelöste Kammer, deren Principienreiterei vom Ministertisch mit so ernsten Verweisen beehrt worden war, ihre eigentlichen Oppositionskämpfe ganz speciell mit Thatsachen und Zahlen gefochten, so begann die gegenwär-

tige, welche man für so außerordentlich empfänglich für materielle und positive Gegenstände hielt, ihre Thätigkeit sofort mit der Discussion von Principfragen. Jedermann erinnert sich wol noch, mit welcher Freude ganz Deutschland den tapfern nationalen Sinn begrüßte, welchen sie in ihrer Adreßdebatte kundgab, indem sie eine, ausschließlich vom Ministerpräsidenten mit zwei Pfarrern verfochtene, ganz farblose Erwähnung der Bundesverhältnisse abwies und gegen blos zwei Stimmen den Satz beschloß: „Deutschlands Eintracht und Stärke, die gedeihliche Entwicklung des Bundes kann nur dadurch für alle Zukunft gesichert werden, daß die schon so lange sehnlichst erwartete und feierlich verheißene Ausbildung der Bundesverfassung den Völkern Deutschlands die unschätzbare Wohlthat eines gesicherten Rechtszustandes gewährleiste, ihrer Stimme auch am Bunde, wo ihre wichtigsten Angelegenheiten verhandelt werden, Gehör verschaffe und Beachtung sichere." Darüber vergaß sie jedoch keineswegs, auch daran zu erinnern, wie manche Bereiche des baierischen Staatswesens dessen bedürftig seien, daß darin „Ordnung und Rechtssicherheit geschaffen und gewahrt werde." Was sich aber in den Sätzen der Adresse blos in andeutenden Formeln kundgab, das nannte die Debatte, ganz auf den Erörterungen der vorigen Session fortbauend, den Ministern nicht blos klar und deutlich, sondern auch derb.

Unmittelbar nachher begannen die Wahlprüfungen. Indem man das ganze Wahlverfahren mit den gouvernementalen Einwirkungen aus den verschiedensten constitutionellen Standpunkten einer Kritik unterwarf, welche kaum beschämender erdacht werden konnte, ging man doch bei der Wahlprüfung selbst, wie es das Commissionsgutachten vorschlug, blos auf die formellen Unregelmäßigkeiten der angezweifelten Wahlacte ein. So wenig vermochte aber die Regierung den Beweisen für ungesetzliche Einwirkungen der Beamten entgegenzustellen, daß sie nicht eine einzige der angegriffenen Wahlen aufrecht erhalten konnte, das Versprechen zur Einleitung strengster Untersuchung beschwichtigend abgab und endlich selber eine Revision sämmtlicher pfälzischer Wahlen beantragte. Die bereits zurückgewiesenen Abgeordneten waren sämmtlich Regierungscandidaten. Noch suchten einige Uebriggebliebenen derselben Farbe aus der Pfalz gewissermaßen einschüchternd dadurch auf die Kammer zu wirken, daß sie freiwillig ihren Austritt erklärten. Aber die Kammer schlug das Gesuch ab, untersuchte auch ihre Wahlen und befand auch diese ungiltig. Die jetzt vollzogenen Neuwahlen, deren Ergebnisse noch vor dem Jahresschluß (14. Dec.) als vollkommen regelmäßig anerkannt wurden, fielen fast ausnahmslos auf frühere Deputirte. Von der verheißenen Untersuchung gegen die bei den annullirten Wahlen betheiligten Beamten verlautete länger als ein Jahr keine Silbe. Erst 1857 hieß es einmal beiläufig, daß die angestellte Untersuchung kein ungesetzliches Verfahren nachgewiesen habe. Da-

gegen konnte die Pfälzer Zeitung schon vor Beendigung der Neuwahlen mit Genugthuung von einem königlichen Handschreiben an die beiden Verwaltungschefs der Pfalz melden, „in welchem diesen bewährten Beamten für ihre alle Zeit treue Pflichterfüllung die allerhöchste Anerkennung mit dem Bemerken ausgesprochen wurde, daß Se. Majestät solche treue Diener zu schätzen wisse und dieselben jederzeit der königlichen Huld und Gnade versichert sein dürften."

Diese Wahlfragen hatten indessen die Kammer nicht gehindert, durch Vota für provisorische Forterhebung der Steuern, für den Fortbestand des Lottos bis zum Jahresschluß, für Anerkennung der Staatsabrechnungen von 1852—53 u. s. w., den nächsten Wünschen und laufenden Bedürfnissen der Staatsregierung in conservativster Weise Rechnung zu tragen. Indessen sollte das alte Jahr nicht enden, ohne mit dem wieder eingebrachten Gerichtsorganisationsgesetz die principiellen Kämpfe abermals auf die Tagesordnung zu stellen. Diese Gerichtsorganisation war bekanntlich ein leidiger alter Streitpunkt, der überdies eigentlich seit Jahren parlamentarisch erledigt und ganz ausschließlich durch die Regierung noch immer hingeschleppt war. Denn schon 1850 war das diesfallsige Gesetz nach langen, überaus unerquicklichen Verhandlungen dadurch zur Annahme gelangt, daß die damalige Lerchenfeldsche Majorität (des Centrums), um nur überhaupt nach dieser Seite hin eine Entwicklungsbewegung herzustellen, auf alle ihre principiellen Bedenken gegen den Regierungsentwurf verzichtet und denselben mit höchst geringen Modificationen zum Beschluß erhoben hatte. Allein auch dies äußerste Maß parlamentarischer Nachgiebigkeit und Selbstverleugnung war erfolglos geblieben. Das Gesetz blieb unausgeführt, nichts deutete darauf, daß selbst nur an die ersten Vorbereitungen für sein Inslebentreten gedacht werde. Umsonst waren auch mehrfache ernste parlamentarische Mahnungen daran geblieben; man hatte sich selbst nicht gescheut, die Person des Königs, seine persönliche Abneigung gegen die Bestimmungen des Gesetzes den Angriffen auf die Staatsverwaltung als Schild entgegenzuhalten und dadurch die parlamentarischen Mahnungen wie Feindseligkeiten gegen die geheiligte Person des Staatsoberhauptes zu drapiren. Unterdessen litt aber das Justizwesen unter den schwersten Mißständen. Namentlich waren die Landgerichte, weil ohne bestimmte Begrenzung ihrer Competenz, von einer solchen Unmasse der verschiedenartigsten und unerledigten Geschäfte überflutet, daß selbst die offizielle und offiziöse Presse nicht in Abrede zu stellen vermochte, wie bei der Fortdauer dieser Zustände ein allgemeiner Geschäftsbankerott fast unausweichlich werde. Dennoch bedurfte es neuer und energischer Mahnungen und der Drohung, die Budgetbewilligungen davon abhängig zu machen, ehe ein revidirter Gesetzentwurf mit denjenigen Modificationen, welche die Staatsregierung für unumgänglich erklärte, der Kammer vorgelegt wurde. An der Spitze des begutachtenden Ausschusses stand nun

einer der ersten Rechtsgelehrten des Landes, als solcher und als strengconservativer Mann von den Regierungsorganen selbst bei den verschiedensten Gelegenheiten anerkannt. Aber der neue Entwurf entsprach den einfachsten Principien, auf denen nothwendig jede Organisation der Gerichte beruhen muß, so wenig, daß der Ausschuß positiv gar kein Gutachten abgeben konnte und die Regierung (30. Jan. 1856) denselben zurückzog.

Während sie innerhalb dieses Ausschusses so erfolglos kämpfte, focht sie auch vor der Kammer mit kaum größerem Glück. Bei den Discussionen über die Personal- und die Capitalrentensteuer vermochte sie weder den Modus der Besteuerung, noch besonders die beabsichtigte Beschränkung der Autonomie der Steuerausschüsse durchzusetzen, obgleich sich die Reichsräthe hier mit ihren Principien verbündeten. Nicht viel anders bei den Eisenbahngesetzen. Denn obgleich schließlich die abermals für die münchen-salzburger Bahn geforderte Summe bewilligt wurde, nachdem die früher bewilligten 10 Millionen aus eigner Machtvollkommenheit der Minister für andere Zwecke verwendet worden waren, so war doch dieser materielle Sieg in beiden Kammern von den härtesten moralischen Niederlagen des Gouvernements begleitet. Auf Privatwegen hatte man namentlich vor der Discussion in der zweiten Kammer die erstaunlichsten Anstrengungen gemacht, die constitutionelle Majorität zu zersplittern, ihre einflußreichen Führer zu isoliren, den Troß zu verblenden oder einzuschüchtern. Dennoch war es nicht zu verhindern, daß Herr v. Lerchenfeld während der dreitägigen Debatte, als Referent des Ausschusses, mit ungewohnter Lebhaftigkeit und erschreckender Detailkenntniß der Verhältnisse die gesammte Eisenbahnverwaltung des Staates zu wiederholten Malen einer wahrhaft vernichtenden Kritik unterzog. Hatte aber dieser Redner sich an materielle Mängel des baierischen Eisenbahnwesens gehalten, so verließen nacheinander die Herren Graf Hegnenberg und Dr. Paur ihre Präsidentenplätze, um die specielle Frage vom constitutionellen Standpunkt zu erörtern. Werde es so fortgetrieben — sagten sie —, daß die Regierung die Bewilligungen des Landtags um Millionen überschreite, andere Millionen ohne alle Bewilligung, noch andere zu ganz andern als den vorgegebenen Zwecken verwende, dann sei es überhaupt höchst überflüssig, eine Landesvertretung zu versammeln, diese werde blos lächerlich gemacht, herabgewürdigt. Da sich auch andere Stimmen, selbst der äußersten Rechten, genau in demselben Sinn und noch stärker vernehmen ließen, so würden wahrscheinlich die oben berührten außerparlamentarischen Stimmenwerbungen ebenso wenig, wie eine zweistündige, mit Entschuldigungen, Staatsnothwendigkeiten, Einschüchterungen und praktischen Geringschätzungen der constitutionellen Principe durchflochtene Rede des Ministerpräsidenten den gewünschten Erfolg gehabt haben, wenn nicht im Momente vor der Abstimmung der abermals revidirte Gesetzentwurf über die

Gerichtsorganisation eingebracht worden wäre, dessen Zurückziehung bisher als willkommene Gelegenheit zur abermaligen Vertagung dieser Frage betrachtet worden war (8. März.).

Allein die Freude über den materiellen Sieg des Gouvernements sollte nur kurz sein. Denn schon wenige Tage nachher (15. März) sprachen bei derselben Frage die Reichsräthe ihre politische Unzufriedenheit mit dem Ministerium nicht weniger demüthigend aus. Dies theils im Ausschußreferat, theils durch den Mund des greisen Grafen K. Seinsheim (Finanzminister unter Abel), welcher nur der praktischen Sachlage zu Liebe auf eine Ministeranklage oder Wiedererſatzklage zu verzichten, dagegen der Bewilligung die entschiedenste Mißbilligung des ministeriellen Verfahrens und eine energische Verwahrung gegen die Wiederkehr ähnlicher Verfassungswidrigkeiten beizufügen rieth. Und diese demüthigend motivirte Bewilligung wurde gegen blos drei Stimmen beschlossen, obgleich der Ministerpräsident abermals eine Reue- und Entschuldigungsrede gehalten hatte.

Es stürmte jetzt aber von allen Seiten. Denn in der „untern Schwesterkammer“ hatte unterdessen, nach rascher Erledigung mehrer Gesetze von mehr localem Interesse, die Budgetdebatte ihren Anfang genommen. Bei allen einzelnen Positionen wurde die Regierung vor Großmannssucht ihrer äußern Politik gewarnt, an sorgsame Gebahrung mit den Staatsgeldern gemahnt. Namentlich wurde auch nachgewiesen, als der Militäretat sich abermals erhöht zeigte, wie wenig die praktischen Resultate der stets in den Vordergrund gestellten Reorganisation dem seit 1848 darauf verwendeten Mehr von 20 Millionen Fl. entsprächen; besonders da die angebliche Vernachlässigung des Heerwesens vor 1848 durchaus nicht so arg gewesen sei, als man sie vom Ministertisch zu schildern beliebe. Hier dem Unglauben an seine Worte begegnend betonte das Gouvernement seine Bundesverpflichtungen desto stärker. Damit beschwor es jedoch einen noch unliebsamern Geist, die deutsche Frage, Baierns Stellung zu ihr. So oft er letzterer gedenke, äußerte der Führer des Centrums, Herr v. Lerchenfeld, erfasse ihn der bitterste Schmerz. „Allein wozu nutzlos reden? Man muß sich eben streng in das Unvermeidliche fügen, so lange man es ertragen zu können glaubt.“ Der Führer der Linken, Fürst Wallerstein, erinnerte das Ministerium an all die getäuschten Hoffnungen auf Erfüllung seiner heiligsten Versprechen und zuverlässigsten Verheißungen für Volksvertretung beim Bunde. Der Führer der äußersten Rechten, Herr v. Lassaulx, endlich nannte „nach all den gescheiterten Hoffnungen der Jahre 48 und 49“ die Gründung des germanischen Museums zu München als einziges Ueberbleibsel. Es sei gelungen, dem Volk alle Freude und Liebe an nationaler Politik zu verderben, das politische Deutschland nicht aufkommen zu lassen, man könne blos noch für das literarische seine Wünsche hegen. So

sprachen die Führer der drei großen Bestandtheile der Kammer — welche Stimme blieb für die ministerielle Politik der Stellung Baierns zu Deutschland? Blos der Ministertisch. Welches aber war das praktische Ergebniß? Abänderung aller Budgetpositionen um sehr bedeutende Summen, welche mit Ausnahme des persönlich protegirten Armeebudgets auch von den Reichsräthen gutgeheißen wurden. Aber grade im Armeebudget blieb die Kammer unbeweglich auf ihren Beschlüssen, sie hatte ein zu gutes Gedächtniß für die hierher gehörigen Vorgänge der letzten Session und wollte grade hierin von neuem ihre Ueberzeugung für die wohlbegründeten Ausstellungen der aufgelösten Kammer bezeugen. So kam kein Gesammtbeschluß zu Stande; und nach der Budgetsession für die jetzt beendete sechste Finanzperiode erklärte, auf diese Differenz fußend, später die Regierung im Landtagsabschied, daß sie „die unabbrüchige Bestreitung der nothwendigen Ausgaben anordnen werde". Voraussichtlich erneut sich also beim nächsten Finanzlandtag auch wieder der Streit um die Soldatenkosten. Dies um so mehr, als sich die jährliche Differenz zwischen der Regierungsforderung und der ständischen Bewilligung auf mehr als 1 Million Fl. beläuft und selbst nach der parlamentarischen Verabschiedung des Gesammtbudgets ein jährliches Deficit von 1,799,415 Fl. bleibt. (Jahresausgabe 41,396,862 Fl., Einnahme 39,597,415 Fl.)

Während die Budgetdebatten noch liefen, war nun das Gerichtsorganisationsgesetz zum zweitenmal begutachtet worden. Der revidirte Regierungsentwurf, weit entfernt eine wirkliche Gerichtsorganisation zu wollen, hatte nur einzelne Justizgebrechen beseitigt. Da die Verhandlungen mit der Regierung diesmal ganz erfolglos blieben, emendirte der Ausschuß die Vorlage so vollständig, daß eigentlich von der Regierungsvorlage nichts übrig war. Der Referent, Dr. Edel, motivirte dieses Verfahren in einem ebenso überzeugenden, als schmucklosen; doch eben dadurch um so wirkungsvolleren Vortrage, welcher zugleich nachwies, wie auch die Ausschußanträge sich selber keineswegs genügten, sondern nur die Durchführung des bereits praktisch Erreichbaren erstrebten, alles Uebrige einer günstigeren Zukunft überlassend (4. Juni). Einstimmig beschloß die Kammer, auf jede weitere allgemein principielle Debatte zu verzichten, nachdem der Ausschuß ihre Ansichten so erschöpfend dargelegt habe. Aber bereits der principielle 1. Artikel war wesentlich emendirt. Umsonst focht das hart angegriffene Ministerium für seine Vorlage, umsonst erklärte es, daß die Ausschußanträge die höchste Sanction nie und nimmer finden würden. Die Kammer genehmigte sie. Pflichtgemäß fragte der Präsident, ob nach dieser ministeriellen Erklärung und dem Ausfall der Abstimmung nicht überhaupt auf eine weitere Debatte zu verzichten und die Regierung zur Zurückziehung des Entwurfs zu veranlassen sei. Die Minister erklärten sich jedoch zu letzterem nicht ermächtigt, die Debatte oder vielmehr die specielle

Annahme aller einzelnen Artikel, wie sie der Ausschuß modificirt, wurde fortgesetzt und schließlich der ganze Entwurf in dieser Form mit der ungeheuern Mehrheit von 123 gegen blos 6 Stimmen zum Beschluß erhoben.

Konnte sich nun das Ministerium seine abermalige Niederlage in einer so überaus wichtigen und praktischen Frage in der zweiten Kammer nicht verhehlen, so blieb jetzt alle Hoffnung auf die Reichsräthe gestellt. Weniger, weil man sie in so außerordentlicher Uebereinstimmung mit dem Ministerium glaubte, als deshalb, weil eine wirkliche selbst unvollständige Gerichtsorganisation verschiedene aristokratische Gewohnheiten und Machteinflüsse unsanft berühren mußte. Einzelne Stimmen erhoben sich in der „obern Kammer" allerdings gegen die Beschlüsse und Grundsätze des Hauses der Gemeinen (17. Juni). Aber sie waren zu schwach, um die Anerkennung der wohlmodificirten jenseitigen Entschließungen zu verhindern und so erfolgte auch hier die Annahme des Gesetzentwurfs, wie er aus jenen Berathungen hervorgegangen war, mit so unwesentlichen Modificationen, daß bald nachher ein parlamentarischer Gesammtbeschluß ohne alle weitere Debatte zu Stande kam. Da nun unmittelbar darauf auch die königliche Sanction erfolgte, so erschienen die lebhaften Zweifel, welche sich dagegen erhoben hatten, ob wirklich der vom Ministertisch stets vorgeschobne königliche Wille die lange Hemmung dieser Erledigung bewirkt habe, in der That mehr als gerechtfertigt. Factisch waren damit wenigstens die ministeriellen Versicherungen vollkommen dementirt.

Wirklich schien auch die Uebereinstimmung beider Kammern bei der Frage der münchen-salzburger Eisenbahn und der Gerichtsorganisation ihren abkühlenden Einfluß auf den Widerstand des Ministertisches gegen die parlamentarischen Wünsche und Ueberzeugungen geäußert zu haben. Die Schlußwochen der Session, welche die specielle Vorberathung der eingebrachten und einzubringenden Gesetzbücher an besondere von den Kammern gewählte Gesetzgebungsausschüsse übertrug, zeigten eine ruhigere Stimmung, obgleich in diese Ausschüsse grade die unliebsamsten Vertreter strengconstitutioneller Grundsätze (u. a. die Herrn v. Lerchenfeld, Dr. Weiß etc.,) berufen worden waren. Man konnte selbst an eine ziemlich vollständige Aussöhnung glauben, als der Landtagsabschied (3. Juli), abgesehn vom oben erwähnten Vorbehalt beim Militärbudget, alle legislatorische Gesammtbeschlüsse sanctionirte. Nur die „gutunterrichteten" bairischen Publicisten grollten in der nichtbairischen Presse mit gelegentlichen Bemerkungen hinter dem Landtage her.

Im Anfang des Novembers 1856 wurden nun die Gesetzgebungsausschüsse berufen, konnten jedoch ihre Arbeiten erst am 1. Dec. beginnen. Man kam von neuem mißgestimmt zusammen. Denn indem die Vorbereitungen zur Einführung der Gerichtsorganisation getroffen wurden, zeigten die Ausführungsverordnungen der Regierung, daß die beabsichtigte Minderung der

landrichterlichen discretionären Machteinflüsse nicht nur nicht eintreten, sondern sich beinahe in ihr Gegentheil verkehren sollte. Selbst die frühern Landrichter hatten nicht diejenige Gewalt und Befugniß, welche den neuen zugetheilt wurde. Obgleich nun diese Frage mit der bevorstehenden „Strafrechts“- und Polizeistrafgesetzgebung nicht in unmittelbarem Zusammenhange stand, so war man doch durch ihre praktische Gestaltung um so mehr davor gewarnt, dem Ermessen der Administration für die Modalitäten einer Gesetzesausführung freie Hand zu lassen.

Die Aufgabe der Gesetzgebungsausschüsse bestand nun in der zur parlamentarischen Abstimmung vorbereiteten Specialberathung einheitlicher und allgemeingiltiger Gesetzbücher an Stelle der mehr als dreißig verschiedenen Rechte, welche jetzt in den verschiedenen Landestheilen gelten. Verheißen war diese Codification schon durch die Verfassung von 1818, aber seit vierzig Jahren, obgleich fast jede Kammersession daran erinnert hatte, immer zurückgestellt geblieben. Nach der landtäglichen Geschäftsordnung haben die Ausschüsse, für diesen Zweck eigens verstärkt, sogar die Befugniß, alle etwaigen Modificationen der Entwürfe so weit festzustellen, daß die Kammern ohne weitere Specialdebatte über die vereinbarten Artikel blos abstimmen. Einer Discussion in pleno werden blos diejenigen Paragraphen unterworfen, über deren Fassung die Ausschüsse sich untereinander oder mit der Regierung nicht zu verständigen vermögen. Die Verantwortlichkeit der Gesetzgebungsausschüsse dem Landtage und dem Lande gegenüber ist also bei weitem größer, als bei jedem gewöhnlichen parlamentarischen Comité. Namentlich haben sie für die Principe der Gesetze und die logische Consequenz der einzelnen Bestimmungen fast ausschließlich einzustehn. Zunächst war das Strafgesetzbuch in Angriff genommen worden. Ist nun auch aus den (im Juni 1857 veröffentlichten) Protokollen der Gang der speciellen Verhandlungen nicht in allen Einzelheiten zu übersehn, so doch im Ganzen und Allgemeinen. Gleichermaßen im Ausschusse der zweiten wie der ersten Kammer machten die Regierungscommissare nicht nur wegen principieller, sondern auch schon wegen formeller Meinungsverschiedenheiten fast in jedem einzelnen Fall das Zustandekommen des ganzen Gesetzes von der ungeänderten Annahme des Regierungsentwurfs abhängig. Dies führte zu um so größerer Schroffheit der gegenseitigen Stellungen, als die Arbeit bereits mit den hartnäckigsten Kämpfen über Beibehaltung der Todesstrafe, der Prügelstrafen u. s. w. begonnen hatte. Jene war von den Ausschüssen endlich principiell auf die allerseltensten Fälle beschränkt, diese gänzlich verworfen worden. Da aber die Regierung nur desto starrer auf ihren Tendenzen beharrte, so gestaltete sich die Befürchtung täglich mehr zur Gewißheit, daß das ganze Unternehmen auf eine Danaidenarbeit hinauslaufe und regierungsmäßig hinausgelenkt werde. Einzelnen Ausschußmitgliedern, gegen welche sich eine persönliche Animosität

ganz offen kundgab, weil ihr auf Wissen und Unabhängigkeit ruhender Einfluß unbequem und dennoch nicht zu paralysiren war, wurde ihr Beruf dermaßen verleidet, daß sie (wie z. B. Herr v. Lerchenfeld) ihren Austritt erklärten. Wenn man aber möglicherweise von gouvernementaler Seite eine solche Wendung nicht ungern sah, so täuschte man sich wenigstens in der Erwartung, nunmehr mit den Ausschüssen leichteres Spiel zu haben. Namentlich harrte Dr. Weiß, unbeirrt durch persönliche Anfechtungen, auf seinem Posten tapfer aus. Bereits der Sommer 1857 sollte das Moment bringen, welches eine weitere Nachgiebigkeit der Ausschüsse gegen die Regierung gradezu unmöglich machte.

Letztere wollte nämlich die Strafbestimmungen über die Presse in das Strafgesetzbuch aufnehmen. Nach dem Preßstrafgesetz vom 17. März 1850 besteht aber für Preßprocesse das System mildernder Umstände. Von der allgemeinen Aufnahme dieses Systems in das Strafgesetzbuch, davon insbesondere, daß die Frage, ob solche Verhältnisse vorhanden, welche außer geminderter Zurechnungsfähigkeit ein Verbrechen oder Vergehen im geminderten Grade strafbar erscheinen lassen, von den Geschwornen nebst der Schuldfrage zu beantworten seien — davon machte der Ausschuß die Verschmelzung des Preßgesetzes mit dem Strafgesetz abhängig. Die logische Argumentation lautete: da im Preßgesetz das System mildernder Umstände besteht und die Regierung die Preßsachen dem allgemeinen Strafgesetz unterwerfen will, da ferner nöthig, daß in einem so wesentlichen Punkt für Preßsachen keine andern Grundsätze als für andere Strafsachen gelten, da endlich dem Ausschusse einer Landesvertretung nicht zugemuthet werden kann, daß er die den Geschworenen eingeräumte Competenz in Preßsachen Preis gebe, so bleibt nichts übrig, als das für Preßsachen giltige System der mildernden Umstände generalisirend auf alle Strafsachen auszudehnen. Auf dieser Erklärung zu beharren, erschien aber dem Ausschusse praktisch noch um so mehr geboten, als bereits bekannt war, daß die Regierung dem nächsten Landtag ein neues Preßgesetz mit allen jenen Verschärfungen vorzulegen beabsichtige, welche frühere Sessionen glücklich abgewehrt hatten, für welche aber das Bundespreßgesetz von 1853 allerdings jeder Regierung die bequemsten Anhalte bietet. Daß nach dem neuen Preßgesetz auch die Competenz der Geschworenen beschränkt werden soll, war ebenfalls bereits bekannt.

Umsonst erwartete nun der Gesetzgebungsausschuß der zweiten Kammer eine Antwort auf seine Erklärung. Anstatt dessen erfolgte ein königliches Decret (d. Bad Brückenau, 30. Juli), wodurch die Gesetzgebungsausschüsse auf fünf Monate, also bis zum Jahresschlusse vertagt wurden. Ehe aber dieser Termin abgelaufen, wurde die Prorogation sogar bis 1. März 1858 ausgedehnt. Jetzt empfing sie die Regierung mit acht Punkten oder Fragen höchster prin-

cipieller Wichtigkeit und verlangte darüber nicht blos eine sofortige, genaue und präcise Erklärung, sondern wollte auch von dieser das Zustandekommen einer Verständigung überhaupt abhängig machen. Der Ausschuß der zweiten Kammer dagegen, anstatt sich von diesem dictatorischen Verfahren übereilen zu lassen, erörterte zunächst blos zwei Punkte, erklärte aber eine bestimmte Beschlußfassung für jetzt als geschäftsordnungswidrig und formulirte auf Grund seiner Berathung eine Reihe von Directiven für den Referenten für das Strafgesetzbuch, damit er dieselben bei der Vorbereitungsarbeit für die zweite Lesung benutze. Die Regierung wiederholte trotzdem ihr Verlangen nach sofortiger Beschlußfassung über alle vorgelegte Principienfragen; und nachdem der Ausschuß (unterm 13. März) ein Rechtfertigungsschreiben wegen seines Verfahrens mit der Erklärung abgegeben hatte, daß er darauf beharren müsse, erfolgte keine weitere Antwort. Dagegen erschien (20. März) eine königliche Entschließung, welche die Sitzungen aufhob, „nachdem Wir uns aus der bisher mit dem Gesetzgebungsausschusse der Kammer der Abgeordneten gepflogenen Verhandlungen überzeugt haben, daß ein Einverständniß über entscheidende Grundlagen der genannten Entwürfe nicht zu erzielen ist."

So war also die Codification des Strafgesetzes und des Polizeistrafgesetzes wieder auf unbestimmte Zeit vertagt. Professor Dr. Weiß, der Referent des Ausschusses zweiter Kammer, ward von seiner Professur wegberufen, obgleich die Stadt und Universität Würzburg um seine Belassung baten. Dagegen stellte sich mit immer größerer Bestimmtheit heraus, daß die Regierung das 1855 verworfene Wahlgesetz mit Modificationen einzubringen beabsichtige, für deren Annahme noch geringere Hoffnung, als vor drei Jahren. Die damalige Kammerauflösung hatte sich im gouvernementalen Sinn als ein verunglückter Schritt documentirt. Die einzige Session der neuen Kammer hatte dem Ministerium mehr materielle Mißtrauenszeugnisse und mehr principielle Unzufriedenheitserklärungen gebracht, als die gesammte Mandatsdauer der vorher aufgelösten Kammer. Mit einer vollkommen unerwarteten Energie und Majorität hatten außerdem die Reichsräthe sich grade bei höchst wichtigen Fragen in Uebereinstimmung mit der Abgeordnetenkammer gegen das ministerielle Princip wie gegen die gouvernementale constitutionelle Praxis erklärt. In der gesammten Landesvertretung hatte also das Ministerium für seine Interessen fürderhin keine Unterstützung zu erwarten, wenn es auf seinen bisher theoretisch und praktisch vertretenen Principien beharrte.

Unter solchen Umständen ward nun der Landtag am 20. Sept. einberufen. Die Nachricht der A. Allg. Ztg., daß das gesammte Ministerium dem König, indem es die Kammerauflösung beantragte, die Alternative gestellt habe, entweder seine Entlassung oder das Auflösungsdecret zu unterzeichnen, hat sonach eine Wahrscheinlichkeit für sich. Die Wahl des Dr. Weiß zum zweiten Präsi-

denten der Kammer bot blos die Gelegenheit, um präventiv zu vollführen, was jeder Wahrscheinlichkeit nach für alle Fälle beschlossen war. Aber auch die praktische Consequenz kann schwerlich ausbleiben, wenn überhaupt die Auflösung denjenigen Erfolg haben soll, welcher nach dem Vorausgegangenen einzig vom Ministerium gewünscht werden kann, nämlich die Entstehung einer gefügigen Abgeordnetenkammer. Diese praktische Consequenz heißt: Octroyirung eines Wahlgesetzes, dessen Grundlagen parlamentarisch verworfen sind und dessen neue Bearbeitung man der Landesvertretung nicht einmal vorzulegen wagte.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von K. Gutzkow 1. Bd. Leipzig, Brockhaus.

Lucinde ist die Tochter eines armen Schulmeisters in einem hessischen Dorf, der seine starke Familie nur mit Mühe ernähren kann und der es daher wie eine große Wohlthat begrüßt, als eine Dame aus der Residenz seine älteste Tochter entführt, um sie gewissermaßen zu adoptiren und ihr Glück zu machen. Leider ist diese Dame eine zweite Chouette, die wegen ihrer Mißhandlungen gegen die Dienstboten so verrufen ist, daß sie in der Stadt keine Magd findet und sich daher auf diese Weise eine vom Lande holt. Anderthalb Jahr hindurch mißhandelt sie Lucinde auf jede erdenkliche Weise, hauptsächlich durch Hunger: einmal muß sie sich mit Pflaumenkernen sättigen, wobei die gnädige Frau ihr empfiehlt, Wasser nachzutrinken, damit sie im Leibe aufquellen; einmal wird auch angedeutet, daß sie sie mit Mäusen füttert, obgleich man über diesen Umstand nicht ganz ins Klare kommt, da die Erzählung zuweilen undeutlich ist. Jedenfalls hat die gnädige Frau die seltsame Eigenschaft, die Mäuse auf dem Boden eigenhändig zu fangen und reihenweise an den Schwänzen aufzuhängen. Endlich befreit die Polizei Lucinde von ihrer Peinigerin, und sie tritt bei einer wohlhabenden Familie in Dienst, wo sie fast wie ein Fräulein behandelt wird. Doch lernt sie bald die Schattenseiten des Lebens kennen. So belauscht sie z. B. eine vornehme Dame, die sich sehr stark aufs Stehlen legt und den Kaufmann, der sie angeben will, dadurch beschwichtigt, daß sie ihm ihre Gunst schenkt. Wegen einer starken Neigung zur Koketterie wird Lucinde endlich der Familie lästig, und es findet sich grade ein junger Commis, der ihr schon lange den Hof

gemacht und der sie entführt. Bei dieser Gelegenheit nimmt er die Casse seines Principals mit, wird endlich von den Häschern erreicht, arretirt und ins Zuchthaus gesteckt; Lucinde gelingt es zu entspringen, sie klettert in der Angst auf einen Baum, was sich um so seltsamer ausgenommen haben muß, da sie im phantastischen Ballcostüm ist. Endlich sinkt sie im Walde in Ohnmacht.

Beim Erwachen sieht sie einen seltsamen Mann vor sich, der sie in einer fremden Sprache anredet und sie in ihren zerrissenen Kleidern als eine Waldgöttin anzubeten scheint. Dieser Mann ist ein Kammerherr von Wittekind, mit dessen Verstand es nicht recht richtig ist, und den sein Vater, der Kronsyndikus von Wittekind, deshalb einem Landpastor zur Pflege übergeben hat. In diese Familie wird auch Lucinde aufgenommen, und der Herr Pastor findet keinen Anstoß darin, daß sie eine Vagabundin ist, daß sie sich sehr bald als arge Lügnerin herausstellt, daß sie von dem Kammerherrn sehr reiche Geschenke annimmt und sich von ihm die Ehe versprechen läßt. Erst als sie bei der Nachricht vom Tode ihrer Schwester gefühllos bleibt (beiläufig erfährt man am Schluß etwa jedes zweiten Capitels den Tod irgendeines Familiengliedes, bis endlich die letzten Brüder im Correctionshaus endigen), sieht der wackere Geistliche ein, daß ihre Entfernung wünschenswerth sei. Der Kronsyndikus kommt, seinen Sohn abzuholen und ihn mit einem reichen Fräulein zu verheirathen, aber Lucinde findet Gnade vor den Augen des alten Epikureers, und er schlägt ihr vor, mitzugehn, zunächst solle sie in einem Pavillon des Schlosses untergebracht werden, dann werde man schon „auf die eine oder andere Weise“ für sie sorgen.

In den Umgebungen des Schlosses erregt sie nun als „Elfenkind“ ein großes romantisches Interesse; Vater und Sohn verharren in ihrer Neigung, dazu lernt sie auf einem Spaziergang einen Doctor Klingsohr kennen, den Universitätsfreund des Kammerherrn, der aber jetzt mit der Wittekindschen Familie zerfallen ist, weil sein Vater, ein ansehnlicher Patriot, das Landvolk gegen den Gutsherrn aufwiegelt. Der junge Klingsohr imponirt Lucinden, theils durch seine Bildung, theils durch die Glut seiner Anbetung. Er nennt sie eine Heilige, eine Nymphe, eine Göttin und benimmt sich ganz wie sein Nebenbuhler, der geisteskranke Kammerherr, nur daß er fortwährend Citate aus Homer anbringt. Sie gibt ihm für einen Abend im Schloß ein Rendezvous. An demselben Abend sprengt der Kronsyndikus höchst aufgeregt nach Hause, schließt sich sodann in sein Zimmer ein, verbrennt die Kleider, die er anhatte, befiehlt schleunigst eine Kalesche anzuspannen u. s. w. Endlich sieht er den jungen Klingsohr ankommen, der sich aus Bequemlichkeit zu seinem Rendezvous im offnen Wagen begibt, obgleich es zum Schloß einen steilen Berg hinaufgeht. Im Anfang erschrickt der Schloßherr darüber aufs furchtbarste,

doch fällt ihm ein, daß der junge Mann wol zu einem Rendezvous komme, er lobt Lucinde sehr, empfiehlt ihr, ihn festlich zu bewirthen, übergibt ihr die Schlüssel zu Keller und Küche, weist die Domestiken an, ihr in allen Dingen zu gehorchen, und reist darauf mit seinem Sohn auf einem andern Wege ab. Vorher hat er ihr eröffnet, daß Klingsohr eigentlich sein Sohn ist und sie bevollmächtigt, ihm dies Geheimniß mitzutheilen.

Klingsohr wird zu seiner Verwunderung feierlich empfangen, Lucinde läßt auftragen, was nur in Küche und Keller vorräthig ist, namentlich viel Champagner, der zuletzt aus Biergläsern getrunken wird. Er declamirt Verse aus Heine, sie entdeckt ihm das Mysterium seiner Geburt, die Lakaien warten dazu auf. Endlich liegen beide schon unterm Tisch, da tritt bestürzt ein Diener ein, der dem Doctor mittheilt, man habe seinen Vater ermordet im Walde gefunden. Er sucht Lucinde aufzurütteln, aber sie ist so betrunken, daß es ihm nicht gelingt; zuletzt läßt er sie auf dem beschmuzten Boden liegen und eilt fort. Als sie erwacht, erfährt sie gleichfalls die schreckliche Begebenheit und ist bald mit aller Welt davon überzeugt, daß der Kronsyndikus der Mörder sei: auch uns läßt der Dichter darüber kaum in Zweifel.

Den andern Tag kommt der Kronsyndikus zurück, und hat mit dem Doctor eine Conferenz, wobei stark Burgunder getrunken wird. Diese endigt damit, daß beide Arm in Arm sich zum Untersuchungsrichter begeben und ihm die Sache so darstellen, daß sich gegen den Kronsyndikus kein Verdacht erhebt. Der Hauptgrund des Verdachts liegt in einem Fetzen Tuch, den man bei dem Ermordeten gefunden und den der Doctor heimlich auf die Seite zu schaffen weiß. Anstatt ihn aber zu verbrennen, verwahrt er ihn sorgfältig in einer Brieftasche. Der Kronsyndikus erkennt nun die Verlobung der jungen Leute (der verrückte Kammerherr ist in Gewahrsam gebracht) feierlich an, und schickt beide, reichlich ausgestattet nach Hamburg, wo Lucinde ihre Bildung vervollkommnen soll, und wo der Doctor Vorlesungen über Aesthetik und Geschichte hält. Lucinde bewegt sich viel in seiner Gesellschaft und wird immer kühler gegen ihren Bräutigam, dessen Citate aus Heine ihr nicht mehr imponiren. Infolge dessen führt er mit seinen alten Universitätsfreunden ein ziemlich dissolutes Leben. Hier trifft ihn eines Tages der Kammerherr, der seinem Gewahrsam entsprungen ist, und prügelt den Entführer seiner Geliebten öffentlich durch. Klingsohr fordert ihn auf Pistolen, obgleich er weiß, daß er sein Bruder ist, und schießt ihn ohne Weiteres todt. — — —

Er erhält dafür ein Jahr Festungshaft, die er sonderbarerweise — in Kiel abzubüßen hat. Der Kronsyndikus, nun ganz weich geworden, (man erfährt bei der Gelegenheit, daß er noch eine Frau in Italien hat und überhaupt in ebenso bunte genealogische Verwicklungen verstrickt ist, wie die Ritter von Geist) — ermahnt Lucinde, den Doctor, der trotz des Brudermordes doch

ein guter Mensch sei, nach Kiel zu begleiten und ihm treu zu bleiben; sonst wolle er seine Hand von ihr abziehn.

In Kiel kokettirt sie nun viel mit Offizieren, selbst mit Prinzen, und der Doctor, in beständiger Eifersucht, ergibt sich mehr und mehr dem Trunk und raucht auch zuweilen Opium. Endlich verliebt sie sich in einen Schauspieler, der schon halb und halb auf dem Sterbebett liegt, läßt sich von der gemeinen Frau desselben ausbeuten, kündigt ihrem Doctor das Verhältniß ganz, begibt sich mit der Schauspielerfamilie auf die Wanderschaft, bis ihr letztes Geld verzehrt ist und beschließt dann in derselben Stadt, wo die gnädige Frau Mäuse gefangen, als Jungfrau von Orleans zu debutiren. Sie macht Fiasco, in derselben Nacht stirbt ihr Geliebter. Ohne das Grab ihrer Schwester zu besuchen, („alles schien ihr Traum und Wahn: den Fuß gesetzt auf jeden Nacken, der sich nicht beugen will! das schien ihr eine Aufgabe allein des Lebens würdig.") geht sie nach Köln, wo sie eine Annonce liest, „man sucht im orthopädischen Institut ein gebildetes junges Frauenzimmer katholischer Confession, das der Sprachen und Musik vollkommen kundig sein muß." Sie tritt ein und wird deshalb katholisch; wir können uns also jetzt vorstellen, wer der Zauberer von Rom sein wird. „Ihr Kinderseelen ringsum! Mögen lichtgeborene gute Engel über euch wachen, Hüter und Schirmer vor dem nachtdunklen Gefieder, das an Lucindens Haupte wie einer Tochter Lucifers dämonisch aufzurauschen scheint." So schließt der Dichter den ersten Band.

Der gewöhnliche Leser kann sich nun der Frage nicht erwehren, was Gutzkow, ganz abgesehn von den übrigen Scenen im Geschmack Eugen Sues, sich eigentlich bei dem Charakter seiner Heldin gedacht hat? Beinahe gleich auf der ersten Seite zeigt sie die beiden Eigenschaften, die ein Mädchen dieser Classe fast unausbleiblich zum Ende in einem unreinlichen Ort prädestiniren: die Neigung mit dem Leben zu spielen und die Neigung das Leben mit sich spielen zu lassen; Liederlichkeit und Faulheit. So gut wie sie anderthalb Jahr bei der Mäusefängerin aushielt, würde sie auch bei einer ältlichen Dame mit gemalten Wangen aushalten, die ihr einmal die Mühe ersparte, ein Obdach zu suchen. Der Dichter belehrt aber in der Vorrede seine Freunde und Glaubensgenossen, daß solche Fragen nicht statthaft seien. „Nur schwarze oder weiße Menschen haben wir Engverbundene in unserm Erfahrungsbuche nie finden können und . . . stelle doch, du gefallenes Titanengeschlecht, Menschheit genannt, dem Weltenrichter einst große Aufgaben! Sprüche urtiefer Weisheit fallen am jüngsten Tage, nicht Schulcensuren . . ." — Der erste Band enthält nur den „ersten schweren Jugendtraum eines in solcher Art gemischten Charakters," „das junge Dämmerleben einer weiblichen Seele!" „Denn in solchem Humor leben wir. All unser Denken und Handeln ahnt die Schatten nicht, die es im Licht der Wahrheit wirft." — Ebenso sagt er bereits in

Werner, seinem ersten Drama nach dem Vorbild Kotzebues: „Wir alle sind des Staubes schwache Söhne und niemand ist, der sich rühmen könnte, die Gedanken Gottes zu errathen.“

Aber der Dichter hat noch einen höhern Zweck.

Der erste Band ist nur das Vorspiel: „die nachfolgende Dichtung will, so weit dem Wort eine Wirkung zukommen kann, beitragen helfen, die vaterländische Einheit zu fördern . . . sie will einem großen sehnsüchtigen, auch von ihr heilig gehaltenen Hang und Drang der christlichen Völker würdige Ziele zeigen, sie will für jede heraufziehende Entscheidung den germanischen Kampfesmuth schüren, tausendjährigen Siegerstolz nähren helfen“ . . .

„Der Verfasser widmet das Buch seinem Volke und seiner Zeit.“

Also Einheit des Vaterlandes! höheres Christenthum! germanischer Kampfesmuth! — —

Als Heine im Wintermärchen die hamburger Zustände bespricht, erzählt er, wie ihn die Göttin Hammonia vor eine runde Oeffnung führt, in welche er den Kopf stecken soll:

> Was ich gesehn, verrathe ich nicht,
> Ich habe zu schweigen versprochen,
> Erlaubt ist mir zu sagen kaum,
> O Gott! was ich gerochen — — —
> Ich denke mit Widerwillen noch
> An jene schnöden, verfluchten
> Vorspielgerüche, das schien ein Gemisch
> Von altem Kohl und Juchten u. s. w.

Das europäische Gleichgewicht der Zukunft.

Es ist natürlich, daß, wenn ein Staat an einem Wendepunkt seiner Laufbahn angekommen zu sein scheint, denkende Männer die Frage erörtern, welches ihr Fortgang sein wird. Diese Erörterung kann öffentlich oder geheim geführt werden. Allgemeine Erwägungen über die Zukunft wird man in einem wohlgeordneten Staatswesen in unserer Zeit schwerlich tadeln, sie sind der unwillkürliche Ausdruck der geistigen Bewegung und nicht nur unschädlich, sondern nothwendig. Anders verhält es sich mit bestimmten praktischen Vor-

schlägen, dies zu thun und jenes zu lassen; zwar in großen und drängenden Krisen spricht sich meist der politische Instinct des Volkes mit unwiderstehlicher Gewalt aus, und es wäre Vermessenheit, diese Stimme zu mißachten, aber wo die Entscheidung nicht drängt, wo man blos daraus, daß eine andere Hand das Staatsruder erfaßt oder neue politische Factoren sich entwickeln, folgert, es stehe ein Umschwung der Dinge bevor, da werden die verschiedenen Rathschläge vorsichtig zu wägen sein, man wird vor allem fragen, wer ihr Urheber sei, ob er besonders über die Verhältnisse unterrichtet, ob er praktisch sich in Staatsgeschäften bewährt, mit einem Wort, welches seine Autorität sei.

Wir haben deshalb auch die Reihe der anonymen Flugschriften, welche die künftige Politik Preußens erörtern, mit einem gewissen Mißtrauen in die Hand genommen. Wären sie Denkschriften, welche einem Fürsten vorgelegt werden sollten, so hätten sie wegen dieser Bestimmung schon Interesse, so aber wird man sie als bloße politische Betrachtungen anzusehen haben, bei denen es darauf ankommt, inwiefern sie richtig und zeitgemäß sind. Die bedeutendste der Broschüren möchte die zuletzt erschienene sein: Das europäische Gleichgewicht der Zukunft. Berlin, Springer. Sie zeichnet sich durch eine praktischere Behandlung und namentlich durch eingehendere geschichtliche Begründung aus. Obwol wie ihre Vorgängerinnen im besonderen Hinblick auf Preußen geschrieben, ist ihr Horizont doch weiter, sie ist, wie der Titel besagt, eine wirkliche Erörterung des Verhältnisses der europäischen Hauptstaaten; einige Capitel, z. B. die Geschichte der englischen Seeherrschaft bieten ein vollständiges Bild und manches Neue, vielfach finden wir glückliche Ausdrücke und treffende Schilderungen; aber obwol in der Einleitung sehr richtig das Rufen nach einer englischen Allianz um jeden Preis, ohne bestimmte Ansicht von deren augenblicklicher Zweckmäßigkeit, getadelt wird, obwol der Verfasser betont, man müsse die politischen Machtfragen von dem Gesichtspunkt des Möglichen und Nützlichen behandeln, so finden wir diesen Gesichtspunkt oft außer Augen gelassen. Wenn z. B. S. 102 gesagt wird: eine engere und unlösbarere Vereinigung aller deutschen Staaten unter einem Haupte, einem Oberhaupte sei nothwendig, der Verfasser aber stelle keineswegs von vornherein die bestimmte Ansicht auf, daß dieses Oberhaupt Preußen und das preußische Regentenhaus sei und nur sein könne, vielmehr sei es derjenige Staat, der es am geeignetsten und füglichsten sein könne, so möge es nicht Preußen, sondern Baiern, Hessen, Reuß, Lichtenstein, oder jeder andere Staat sein, wenn etwa der eine oder der andere dieser Staaten dazu befugter, befähigter und geeigneter sein sollte, nur einer solle und müsse es sein — so weiß man doch nicht, ob der Verfasser sich das Verhältniß der deutschen Staaten klar gedacht hat. Wie man auch nach dem flüchtigsten Blick auf die neuere vaterländische Ge-

schichte glauben kann, Preußen oder auch nur Würtemberg werde sich einem mittel- oder kleinstaatlichen Oberhaupt unterordnen, ist nicht begreiflich. Der Verfasser führt zwar an, daß in einer Note vom 16. Novbr. 1814 die Bevollmächtigten von 29 Staaten feierlich ihre Bereitwilligkeit erklärt, zum Besten des Ganzen auf jede nothwendige Beschränkung ihrer Souveränetät eingehen zu wollen, wobei namentlich ein gemeinsames Bundesoberhaupt in Aussicht genommen, welchem Vollziehungsgewalt, Bundesjustiz, Kriegsmacht des Bundes ausschließlich übertragen sein solle, so daß dieses Oberhaupt als erster Repräsentant der deutschen Nation nach Innen und Außen, als Garant der Verfassung, als deutscher Freiheit Aegide sich darstelle. Aber er vergißt, daß diese Anerbietungen, unter dem frischen Eindruck des jüngstvergangenen Elends und der Befreiungskriege gemacht, nicht in das Gebiet des wirklichen, verbindlichen Rechtes übergegangen sind; die einzige einheitliche Spitze, welche die Bundesverfassung kennt, ist der Oberfeldherr, der jedesmal wenn die Aufstellung des Kriegsheeres beschlossen wird, von dem Bunde erwählt wird. Seine Stelle hört mit der Auflösung des Heeres wieder auf (Art 13 der Grundzüge der Kriegsverfassung des d. B.). Man kann aber noch dazu kaum sagen, daß die Sache praktisch geworden, da die Verhältnisse bei Ausbruch des schleswig-holsteinischen Krieges ganz exceptioneller Art waren und Oestreich namentlich kaum eine Stimme hatte. Der Verfasser übersieht ferner, daß selbst, wenn jene angebotenen Beschränkungen der Einzelsouveränetät formelles Recht geworden wären, damit noch keineswegs gesagt wäre, daß sie ins wirkliche Leben eingetreten wären. Das höchste Gesetz der Souveränetät ist ihre Erhaltung, man kann sie vernichten, ihre wesentlichen Befugnisse können durch die Gewalt der Umstände suspendirt sein wie 1848, aber man kann ihr dieselben nicht dauernd nehmen, ohne daß sie aufhört, sie selbst zu sein. Die deutschen Staaten haben es in vierzig Jahren noch nicht dahin gebracht, einen gemeinsamen Consul zu haben, wie hätten sie sich einem Oberhaupt untergeordnet! — Ein anderes Beispiel der Optimistik ist es, wenn der Verfasser hofft, Oestreich werde seinen ausschließlich östlichen Beruf erkennen und verheißt, Deutschland werde ihm dabei treulich zur Seite stehn. Daß dies die beste Auseinandersetzung zwischen Oestreich und Deutschland sei, bezweifeln wir nicht, aber der Knoten liegt doch eben darin, daß Oestreich wol gewillt ist, seine Macht nach Osten auszudehnen, aber seinen Einfluß auf Deutschland dabei so wenig aufgeben will, als den in Italien. So fest ist es darin, daß es kaum halb der Revolution Meister sich beeilte, das Programm von Kremsier zu widerrufen und va banque spielte, um jene Ausschließung aus Deutschland zu verhindern. Wenn endlich S. 118 gesagt wird: „Oestreich und Preußen könnten die Unabhängigkeit, die Sicherheit des deutschen Bundes für immer begründen, durch *einen* Druck ihrer Hand, durch eine

That der Versöhnung und den Bund zu dem Range erheben, der ihm gebühre unter den Staaten Europas", so klingt das mehr begeistert als verständig. Daß Oestreich und Preußen einig gegen das Ausland seien, kann niemand lebhafter wünschen als wir, wir sind auch überzeugt, daß dann die andern deutschen Staaten mitgehen müssen, aber dann sind es eben Preußen und Oestreich, welche letztere zwischen sich nehmen und nicht der deutsche Bund, was die Einheit nach außen macht.

Wenn das Parterre deutscher Hauptstädte das Wort eines neuen Schauspiels mit Beifall begrüßt: „Oestreich sei das Schild und Brandenburg das Schwert Deutschlands," so ist das erklärlich, aber für den praktischen Politiker sind dergleichen Appellationen an das Gefühl werthlos.

Versuchen wir nun auf den Kern dieser Schrift, das europäische Gleichgewicht einzugehen. Die Staaten sind wie die Individuen nicht gleich, sondern ungleich an Ausdehnung und Kraft. Jenachdem nun entweder ein Stärkerer herrscht oder seine Macht durch die Vereinigung mehrer Schwächern eingeschränkt wird, findet eine Unterordnung oder eine Nebenordnung statt. Ersteres während Roms Herrschaft im Alterthum und in der Blütezeit des deutschen Kaiserthums; um Rom und das deutsche Reich bewegten sich die andern Staaten wie Planeten um die Sonne.*) Die Gruppirung selbstständiger politischer Gemeinwesen nebeneinander ist die Ordnung der Neuzeit geworden, und hier hat sich vermöge des dynamischen Gesetzes, welches in der körperlichen wie in der sittlichen Welt gilt, das Bedürfniß eines Gleichgewichts, einer gewissen Vertheilung und Abwägung der politischen Macht herausgestellt.

Nach diesem Gesetz kann keiner der nebeneinanderbestehenden Staaten die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit eines andern bedrohen, ohne jenes Gleichgewicht zu stören, und muß, falls letzteres eine wirkliche Nothwendigkeit ist, so entschiedenen Widerstand der sämmtlichen andern Staaten erfahren, daß er sich gezwungen sieht, von seinem Vorhaben abzustehn. Den Inbegriff der als verbindlich anerkannten Bestimmungen, welche die Beziehungen der unabhängigen Staaten zueinander regeln, nennen wir das Völkerrecht. Hierin und in den wechselseitigen Verträgen ruht das Gesetz, welches die Staaten untereinander verbindet. Aber während das Individuum im Staate d. h. des Bürgers unter dem Schutz des Gesetzes steht, dessen Vollziehung die höchste Gewalt sichert, steht über unabhängigen Gemeinwesen weder eine richterliche noch eine vollziehende Macht. Alle Projecte einer solchen sind entweder von philosophischen Träumern oder von schlauen Politikern, welche sie für ihre praktischen Zwecke benutzen wollten, aufgestellt, es hat ein europäisches Amphiktyonengericht nie gegeben und wird nie eines geben. Auf ihre eigne Schwerkraft

*) Von Richard Löwenherz heißt es: deposuit se de regno et se tradidit imperatori, sicut universorum domino.

und die natürliche Entwicklung der Grundlagen, welche ihnen ihre Stellung gegeben, sind also die Staaten angewiesen und Geschichte des europäischen Gleichgewichtes heißt Entwicklung der Umstände und Bedingungen, durch welche sich das gegenwärtige Machtverhältniß der europäischen Staaten gebildet. Die wichtigsten Ereignisse dieser Geschichte des Gleichgewichtes fallen unter zwei Kategorien: einmal Störung des bestehenden Verhältnisses durch Ueberhebung eines Staates und der Zurückweisung dieser Störung, sodann Verschiebung der bisherigen Stellung durch das Emporkommen neuer politischer Größen. Im Beginn der Neuzeit standen als Hauptmächte da Frankreich, England und die habsburgische Hausmacht; letztere drohte zuerst sich zur Weltmonarchie zu erheben, Frankreich hauptsächlich bekämpfte sie. Dann trat eine Reaction ein gegen die drohende Ausbreitung der bourbonischen Macht, der Geruch der Lilien ward zu stark in Europa, wie der große Kurfürst sagte, und England, bisher durch seine Eifersucht auf Holland beschäftigt, übernahm seit Wilhelm III. die Leitung des Kampfes gegen Frankreich, es gründete hierin seine Seeherrschaft und sein Colonialreich, aus dem es unermeßliche neue Hilfsquellen zog, ohne seine Grenzen in Europa wesentlich zu erweitern. Inzwischen wuchs der Verbündete des großen Oranien, Brandenburg, zu einer selbstständigen Macht heran, und Rußland trat seit Peter I. handelnd in die Reihe der europäischen Staaten ein, während Schweden, Holland und Spanien mehr zurücktraten. Zur selben Zeit, wo ein gefährlicher Nachbar an seiner Ostgrenze erwuchs, fand Deutschland, das seit dem westphälischen Frieden nicht mehr der positive, sondern nur der negative Pol Europas war, einen nationalen Führer und Vertreter, um den sich seine zerstreuten Glieder sammeln konnten, wie es zum erstenmale im Fürstenbund geschah. Die Sündflut der napoleonischen Kriege war ein Zwischenact, nach welchem sich dies System nur noch klarer auf dem Congreß von Wien ausbildete. Unser Verfasser gibt in seinem Capitel „Profile" eine lebendige und gedrungne Skizze des europäischen Staatensystems.

„In der Mitte Deutschland und Oestreich. Im eigentlichsten Mittelpunkt Deutschland, in sich selbst ein Staatensystem, als dessen natürlicher Träger Preußen erscheint, Oestreich an jenes sich anlehnend und eng mit ihm verknüpft, mit seinem Rumpfe aber überwiegend nach dem Osten, nach dem Orient sich senkend. Im Osten Europas Rußland mit seiner ungeheuern Masse hoch den Norden füllend und tief den Süden. Im Westen Frankreich, jenseits frei und kühn auf den Ocean blickend, diesseits Deutschland beschauend. Nordwestlich endlich England, seeumgürtet, die Meere beherrschend. Das ist das Hauptprofil. Dasselbe ergänzend erscheinen in zweiter Linie im Norden die skandinavischen Staaten, im Südwesten die pyrenäische Halbinsel, isolirt und schwach, im Süden die apenninische Halbinsel, ihren schlanken Körper tief hinunter-

gerichtet, und im Südosten zweifelhaften Charakters. Das türkische Reich und Griechenland, Holland und Belgien und die Schweiz füllen die Lücken. Das sind die Außenwerke der Pentarchie." — Diese Pentarchie beabsichtigte man in Wien zu einer Art europäischem Areopag zu erheben, welcher alle Streitigkeiten schlichten sollte, es war die Zeit der Congresse, aber die Sache mißlang, schon seit England sich geweigert, der heiligen Allianz beizutreten, welche dies System befestigen sollte. Die fünf Staaten beriethen allerdings europäische Angelegenheiten miteinander; aber ohne ihre gemeinsame Zustimmung, ja sehr gegen den Willen einiger von ihnen vollzogen sich Aenderungen des Systems, wie die belgische Revolution, die Schöpfung Griechenlands, die Einverleibung Krakaus u. s. w. Der Verfasser gedenkt namentlich der Türkei und des vielbesprochenen Einflusses ihrer Zerrüttung auf Europa, er läßt aber einen sehr wichtigen Factor außer Augen, die Vereinigten Staaten. Sie liegen zwar in Amerika, aber ihr Einfluß auf das europäische Gleichgewicht ist sehr bedeutend, und sie müssen bei jeder politischen Combination in Betracht gezogen werden. Zwar zweifeln wir nicht, daß, wenn die Mächte der alten Pentarchie einig sind, ihr Wille Gesetz wird, aber sie sind eben sehr oft nicht einig, und da wird viel darauf ankommen, auf wessen Seite die Vereinigten Staaten stehen. Es gibt unsrer Ansicht nach jetzt drei Weltmächte, Rußland, England und Nordamerika, sodann drei große Staaten, Frankreich, Oestreich und Preußen, drittens mittlere und kleine Staaten. Frankreich wird man in der zweiten Reihe den ersten Rang nicht streitig machen können, Oestreich steht ihm an Ausdehnung und Hilfsquellen am nächsten, aber seine disparaten Bestandtheile hindern seine freie Bewegung. Preußen aber wird um so mächtiger sein, je nationaler seine Politik ist. Vor allem aber vergesse es nicht, daß die wahre Kraft von innen kommt, es baue sein Haus inwendig aus und steigere seine Entwicklung zur höchsten Intensität; nach außen deutsch-national, nach innen echt liberal, das ist die wahre Politik der Zukunft.

Von der preußischen Grenze.

Es gehört zu den Schicklichkeitsregeln des constitutionellen Staatsrechts, die Person des Monarchen ganz aus dem Spiel zu lassen. Die Regel hat einen guten Grund, denn es widerstrebt dem Anstandsgefühl, da zu loben, wo ein Tadel unstatthaft wäre. Da wir aber noch immer in einer Uebergangsperiode sind, wird es vielleicht erlaubt sein, an einige Thatsachen zu erinnern, welche der allgemeinen Hoffnung, daß Preußen in eine neue Aera seiner Entwicklung trete, eine größere Berechtigung zu geben scheinen, als sich sonst gewöhnlich an einen Regierungswechsel knüpft.

Die beiden Handlungen, die aus dem Leben des neuen Regenten bekannt geworden sind, beziehn sich auf den 18. März 1848 und auf die frankfurter Kaiserdeputation. Bei der ersten Gelegenheit wurde er allgemein als derjenige bezeichnet, der am entschiedensten gegen den Abmarsch des Militärs geeifert, bei der zweiten als derjenige, der am entschiedensten darauf drang, Hand in Hand mit der Nationalversammlung zu gehn. In beiden Fällen erregte er das Mißfallen derjenigen Partei, die für den Augenblick das Uebergewicht hatte, und aus beiden Fällen wird der Unbefangene jetzt wol erkennen, daß der Prinz von einer richtigen Einsicht oder einem richtigen Instinct geleitet wurde.

Denn der Barrikadenkampf des 18. März galt nicht einer geschlossenen Partei, zu deren Forderungen und Ansprüchen die Regierung ein bestimmtes Verhältniß einnehmen konnte, sondern einer unorganisirten Menge, die, nachdem alles zugestanden war, was die rechtmäßigen Vertreter des Volkes gewünscht hatten, die Ordnung und das Gesetz in der Hauptstadt bedrohte.

Und in der wüsten Anarchie, die im Frühling 1849 in Deutschland eingebrochen war, mußte man die frankfurter Nationalversammlung als die einzige constituirte bis auf weiteres von allen Regierungen anerkannte Gewalt begrüßen, die den ernsten Willen zeigte, mit Preußen Hand in Hand zu gehen.

Auch was man weiter von der Haltung des Prinzen erzählt: gegenüber Olmütz; in der orientalischen Frage und neuerdings bei den Intriguen zwischen der russisch-französischen und der englisch-östreichischen Diplomatie, spricht dafür, daß er in der auswärtigen Politik überall scharf den Kern der Sache zu finden wußte.

Daß er in allen diesen Fällen seine Ansicht der Ansicht des Königs unterordnete und vielleicht grade um jeder Mißdeutung vorzubeugen, das Militär und die Behörden sehr streng auf die Pflicht des Gehorsams hinwies, zeigt ebenfalls, daß er von dem Grundsatz einer conservativen Monarchie durchdrungen war, nach welchem das Schlimmste, was einer Monarchie begegnen kann, die Unklarheit über den natürlichen Schwerpunkt derselben ist.

Man sagt, daß ihm in früherer Zeit der Begriff des constitutionellen Staats nicht zugesagt habe, er hat aber, was auch seine Ansichten gewesen sein mögen, überall scharf markirt, daß das Recht über der subjectiven Ansicht des Monarchen stehn müsse, und daß der Rechtszustand Preußens jetzt die constitutionelle Verfassung sei. Die correcte Form, in welcher die Uebernahme der Regentschaft und die gesetzlich damit verbundene Beschwörung der Verfassung vor sich gegangen ist, spricht am deutlichsten für die vollständige Klarheit seiner Ueberzeugung.

Hier müssen wir noch auf einen Punkt eingehn, der in den vergangenen Wochen den Hauptpunkt der Debatte bildete. Wenn man auf der einen Seite die Ansicht vertrat, der Prinz habe die Regentschaft als ältester Agnat kraft seines durch die Verfassungsurkunde bestätigten angebornen Rechts zu übernehmen, so wurde auf der andern behauptet, sie könne nur durch Uebertragung des Königs zu Stande kommen. Bekanntlich hat der Prinz bei seiner Uebernahme der Regentschaft beide Motive zusammengestellt, und es ist ein unberechenbares Glück für den preußischen Staat, daß er das konnte. Ein Conflict hätte zu den peinlichsten, ja zu den gefährlichsten Untersuchungen geleitet. Wie die Sache jetzt steht, kommt es nicht darauf an, das Verhältniß der beiden Motive zueinander zu zergliedern. Macaulay

hat bei seiner Analyse der Staatsveränderung, welche Wilhelm 3. auf den Thron erhob, sehr richtig nachgewiesen, daß es bei solchen Acten auf die rein äußerliche formale Logik nicht ankommt. Auch jene Staatsveränderung wurde durch zwei Motive begründet, die ihrem Wesen nach einander widersprachen. Sie war hervorgegangen aus dem Compromiß zweier Parteien, von denen jede ihren eigenthümlichen Bestimmungsgrund geltend machen wollte, und da beide zu dem nämlichen Resultat führten, so konnte man es sich gefallen lassen. So ist es auch in unserm Fall. Der Prinz übernimmt die Regentschaft, da die dauernde Behinderung des Königs ärztlich constatirt ist, kraft seines Rechtes als ältester Agnat, und wie es seinem Herzen ein Trost war, daß der König seinen Wunsch und Willen mit diesem durch die Natur der Dinge gebotenen Ausgang vereinigte, so wird es für das gesammte Volk eine Genugthuung sein, daß das Königshaus in voller Einstimmigkeit gehandelt hat. Es versteht sich von selbst, daß für den Fall eines Aufhörens der Regentschaft das nämliche Verfahren zu beobachten ist: das ärztliche Gutachten, die Willenserklärung der beiden betheiligten Fürsten, die Sanction des Landtags.

So gerecht aber die Hoffnungen erscheinen, die man auf die Person des neuen Regenten setzt, so hat die Times vollkommen Recht, wenn sie das preußische Volk warnt, zu viel darauf zu bauen. Bei der gesunden Entwicklung eines Staats reicht der edelste Wille eines Fürsten nicht aus, die Hauptsache hat immer das Volk selbst zu thun. Wenn es aber jemals in die Hände des preußischen Volks gelegt war, seine Reife für eine freie Verfassung nachzuweisen, so ist es der gegenwärtige Augenblick, und darum sehn wir den bevorstehenden Landtagswahlen zwar mit Hoffnung, aber auch mit ernster Sorge entgegen. Gelingt es auch diesmal nicht, das Volk aus zehnjähriger Lethargie aufzurütteln, so hat Preußen für die Verzögerung seines Fortschritts niemand anzuklagen als sich selbst.

Auch hier kommt die Regierung dem Volk hilfreich entgegen. Zwar ist uns der Wortlaut des von dem provisorischen Minister des Innern an die Beamten, namentlich an die Landräthe erlassenen Circulars noch nicht bekannt, aber über die allgemeine Fassung desselben ist wol kein Zweifel mehr. Die Beamten werden angewiesen, der gesetzlichen Freiheit der Wahlen kein Hinderniß in den Weg zu legen und es wird zugleich der Wunsch ausgesprochen, daß nicht zu viel Verwaltungsbeamte, namentlich Landräthe ihrem natürlichen Beruf entzogen werden mögen. Diese Verordnung bedarf eines Commentars.

Abstract betrachtet, gehört es zu den wichtigsten Bestimmungen aller wahrhaft constitutionellen Staaten, daß die Wahl eines Beamten zum Volksvertreter die Regierung verpflichtet, ihm für diese Periode Urlaub zu ertheilen. Es wäre ebenso unrecht, einen Beamten vom passiven Wahlrecht auszuschließen, wie irgend eine andere Classe des Volks; es wäre in Preußen um so weniger rathsam, da im Beamtenstand, was man auch gegen denselben einwenden mag, immer noch die meiste politische Bildung ist. Dennoch wird niemand die Berechtigung dieses Circulars verkennen, wenn man ins Auge faßt, was von Seiten des damaligen Ministeriums des Innern vor drei Jahren geschehn ist.

Das constitutionelle Staatsleben hat bei den unendlichen Vortheilen, die es dem Volk verschafft, auch einen erheblichen Uebelstand: es führt in der Regel zur Parteiregierung. Das jedesmalige Ministerium betrachtet sich als den Ausdruck einer

bestimmten Partei und besetzt die sämmtlichen von ihm abhängenden Staatsämter mit den Anhängern derselben. Nicht Geschäftskenntniß und Redlichkeit des Dienstes, sondern Eifer für die herrschende Partei ist der Beförderungsgrund. Es wäre wenigstens zu versuchen, ob Preußen, das bis 1847 durch das entgegengesetzte System groß geworden ist, diesen Uebelstand nicht vermeiden könnte.

Bekanntlich waren wir in Preußen, ohne von den Früchten des constitutionellen Lebens viel zu genießen, auf dem besten Wege zu einer einseitigen Parteiregierung, und nirgend hat sich dieselbe so unumwunden ausgesprochen, als in dem Circular, welches der Minister des Innern vor drei Jahren an die Landräthe erließ und in der Rede, in welcher der geheime Regierungsrath Hahn diesen Erlaß als Ausfluß der höchsten Staatsweisheit präkonisirte. In diesem Erlaß wurde nicht blos den Landräthen aufgegeben, alle ihre Kräfte aufzubieten, die Wahl conservativer d. h. reactionärer Candidaten zu Stande zu bringen, sondern es war ausdrücklich hinzugesetzt, daß der Erfolg dieses Bemühens zugleich maßgebend für das Vertrauen sein würde, welches die Regierung in die Wirksamkeit des Landraths zu setzen habe. Was das heißen sollte, bedarf keines Commentars.

Infolge dessen hat sich nicht blos in den Landtag eine „conservative Phalanx" von Landräthen eingefunden, die wie auf Commando mit Herrn v. Westphalen und Herrn Geheimrath Hahn stimmten, sondern sie haben sich durchweg ihrem Kreise als Agenten einer bestimmten Partei dargestellt. Es wäre möglich, daß sich jetzt unter veränderten Umständen manche darunter finden, die „rechtsum kehrt" machten, aber eine solche Erscheinung wäre für das Ansehn der Regierung und für die Ordnung des Staats überhaupt im höchsten Grade bedenklich. Wenn also nicht bei der Besetzung der wichtigsten Aemter, bei welcher das conservative Princip, mit andern Worten, die höchste Stabilität wünschenswerth ist, der Parteieinfluß dominiren soll, so muß diese Classe der Beamten im gegenwärtigen Augenblick möglichst von allem Parteigetriebe ferngehalten und auf die formelle Ausübung ihres Amts beschränkt werden.

Die neuen Landtagsabgeordneten werden alsdann die Reife des Volks am sichersten dadurch bekunden, daß sie mit unerschrockener Energie darauf dringen, daß die Verfassung eine Wahrheit werde, und daß sie ihr Bestreben auf diesen einen Punkt beschränken. Wir haben bereits das schlesische Programm als den angemessenen Ausdruck dieser Aufgabe analysirt, und je strenger sich der Landtag an dasselbe hält, desto mehr wird es ihm gelingen, der Regierung wie dem Volk Achtung abzunöthigen. Unverdrossen und unerschütterlich in dem Nachweis dessen, was den Verfassungsbestimmungen noch fehlt, um klar, evident und mit sich selbst in Uebereinstimmung zu sein, und was in der Verwaltung noch verbessert werden muß, um diesen Bestimmungen gerecht zu werden, wird er sorgfältig vermeiden, auf anderweitige Wünsche einzugehn, die, an sich vielleicht völlig berechtigt, das gegenwärtige Stadium unsrer Entwicklung nur in Verwirrung setzen können; wenn er seine Aufgabe so begreift, so werden die nächsten drei Jahre die segensreichsten unsrer Geschichte sein.

† †

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Rechtsfrage über die Dauer des geistigen Eigenthums.

Das literarisch-artistische Eigenthum hat auf dem eben abgehaltenen internationalen Congreß zu Brüssel nunmehr die umfassendsten Garantien für seinen Schutz erhalten. Fast von allen europäischen, so wie von den Vereinigten Staaten Nordamerikas sind Vertreter dort gewesen und haben die Bereitwilligkeit ihrer Regierungen zur gesetzlichen Durchführung der Beschlüsse des Congresses zugesagt oder doch in Aussicht gestellt. Das geistige Eigenthum hat somit gegründete Aussicht auf die Anerkennung der gesammten civilisirten Welt und wird durch die von allen Staaten zu erwartende Gleichmäßigkeit der zu seinem Schutz zu treffenden rechtlichen Bestimmungen günstiger gestellt werden, als es bis dahin einem andern Institut des Privatrechts zu Theil geworden — es wird nunmehr einen gleichsam völkerrechtlichen Charakter erhalten. Wir begrüßen diese Einigung der civilisirten Welt als einen weitern Beleg für die fortschreitende Cultur unseres Jahrhunderts; wir erblicken darin eine sichere Garantie, daß nun auch für die übrigen Institute von internationaler Bedeutung, vorab für den Handel, eine gleich allgemeine rechtliche Behandlung möglich sein werde.

An den Regierungen der Einzelstaaten wird es jetzt sein, die Beschlüsse des Congresses auf gesetzlichem Wege zur Ausführung zu bringen, oder etwa noch aufsteigende Bedenken durch Verhandlungen unter sich auszugleichen. Nicht weniger hat aber auch die Presse der Einzelstaaten das Recht und die Pflicht, die Bedeutung und Tragweite dieser Beschlüsse vor das Forum ihrer nationalen Rechtsanschauung zu ziehn und etwaige Zweifel über ihre Zulässigkeit zu constatiren oder zu beseitigen. Wir glauben wenigstens nur dieser Pflicht zu genügen, wenn wir hier einmal die Frage über die Dauer des geistigen Eigenthums einer nochmaligen Prüfung unterwerfen. Bekanntlich hat eine Minorität auf dem Congreß mit äußerster Anstrengung das Princip vertheidigt, den Rechten der Schriftsteller und Künstler an ihren geistigen Erzeugnissen müsse eine ewige Dauer zugestanden werden, während die Majo-

rität dieses Recht nur für die Lebenszeit des Autors und dessen Gattin, so wie 50 Jahre lang nach deren Tod anerkannt hat. Wie stellt sich unser deutsches Rechtsbewußtsein zu diesem Beschlusse der Majorität?

Man wende uns nicht ein, diese Frage sei grade für uns Deutsche durch die bekannten Bundesbeschlüsse thatsächlich längst entschieden. Wir werden aus der Geschichte dieser Bundesbeschlüsse, so wie aus den betreffenden Berichten der Ausschüsse ersehen, daß der Bundestag bei allen seinen Beschlüssen diese Frage stets umgangen hat, daß die Stellung, die er zum Recht der Schriftsteller und Künstler eingenommen, eine wesentlich andere war, als die des Congresses. Sollten wir also im Verlauf unserer Untersuchung uns für die Ansicht der Minorität erklären, so würden wir insoweit den Beschlüssen des Congresses nicht beitreten können, wir würden vielmehr von der Bundesgesetzgebung die entsprechende Erweiterung des Rechtsschutzes für die Erzeugnisse der Wissenschaft und Kunst beanspruchen müssen.

Der Artikel 18 d der Bundesacte vom 8. Juni 1815 bestimmt:

„Die Bundesversammlung wird sich, bei ihrer ersten Zusammenkunft, mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen."

Zu dieser Beschäftigung hatte jedoch die Bundesversammlung lange keine Zeit. Erst in der Sitzung vom 22. Juni 1818 wurde diese Angelegenheit einem Ausschuß überwiesen, der dann in der Sitzung vom 22. Februar 1819 unter Vorlage eines vollständigen Gesetzentwurfs Bericht erstattete. Bemerkenswerth ist aus diesem Entwurf für uns nur die Bestimmung, daß die Rechte der Schriftsteller und Verleger — nicht aber deren Erben — einen zehn, respective funfzehnjährigen Schutz genießen sollten, und sodann noch die Fassung des Artikel 1, welcher lautete: „Jede Vervielfältigung der in den Staaten des deutschen Bundes erscheinenden Druckschriften &c. durch den Druck &c. ohne die Einwilligung ihrer Urheber &c. ist verboten. Jeder Eingriff dieser Art in die Eigenthumsrechte der Verfasser und Verleger ist als strafbarer Nachdruck zu betrachten." Mit Recht machte Preußen gegen die Fassung dieses Artikels geltend: „daß durch die zu erlassende Verordnung nicht erst die Schriftsteller und Verleger Rechte erhalten sollten, als wenn sie ohne eine solche Verordnung gar keinen Anspruch auf dergleichen machen könnten;" es blieb mit dieser Auffassung ziemlich isolirt. Die meisten Regierungen nahmen vielmehr grade daran Anstoß, daß man durch ein für alle Bundesstaaten verbindliches Gesetz die Rechte der Schriftsteller und Verleger ein für allemal feststellen und nicht wie bisher den erforderlichen Schutz durch Privilegien gewähren wolle. Von einzelnen Regierungen wieder gingen innerhalb der nächsten Jahre Instructionen überhaupt nicht ein, und die Sache kam eben vollständig ins Stocken.

Man hatte sich nun aber doch einmal durch den Art. 18 d der Bundesacte und die bisherigen Schritte gebunden. Baiern stellte deshalb einen Vermittlungsantrag, welcher im Wesentlichen darauf hinauslief, von einer Regelung der hier fraglichen Verhältnisse durch ein förmliches Gesetz Abstand zu nehmen und nur eine allgemeine Uebereinkunft abzuschließen, nach welcher jedem Verleger ein Privileg auf bestimmte Jahre zu geben sei, das dann im Umfang des Bundes gleichförmig in Ehren gehalten werden solle. Zur Motivirung dieses charakteristischen Antrags hatte die baierische Regierung gesagt: „Der vorgelegte Gesetzentwurf greife unverkennbar so tief in die Polizeigewalt, so wie in die Civil- und Strafgesetzgebung ein, daß er für alle Bundesstaaten in Beziehung auf ihre Souveränetät, ihre besondern Verfassungen und ihre Bundesgesetzgebung unstreitig von höchster Wichtigkeit sei u. s. w." War man aber bisher blos getheilter Meinung über den Gesetzentwurf gewesen, so war man es nun auch noch über diesen Antrag Baierns. Die Sache selbst hatte unter beiden Vorschlägen zu leiden und die buntscheckige Gesetzgebung, oder auch der Mangel jeder Gesetzgebung, über den Nachdruck blieb in den Einzelstaaten nach wie vor. Um diesen unseligen Zustand wenigstens einigermaßen zu lindern, brachte Preußen in der Sitzung vom 20. August 1829 einen Antrag ein, der darauf hinausging, „bei Anwendung der gesetzlichen Vorschriften und Maßregeln gegen den Nachdruck den Unterschied zwischen den eignen Unterthanen und denen der übrigen Bundesstaaten fallen zu lassen unbeschadet jedoch des Fortganges der bisherigen Verhandlungen." Diesem Antrag trat auch der Bund durch Beschluß vom 6. September 1832 bei. Viel war jedoch auch hiermit nicht gewonnen, da die Staaten, welche nur auf ertheilte Privilegien hin die Rechte der Schriftsteller achteten, nach wie vor Sitz der Nachdruckindustrie blieben.

In dieser Lage verblieb die Sache bis zu den wiener Ministerconferenzen vom Jahre 1834. Dort einigte man sich im Artikel 36 des Schlußprotokolls wenigstens dahin: „daß der Nachdruck im Umfang des ganzen Bundesgebiets zu verbieten, und das schriftstellerische Eigenthum nach gleichförmigen Grundsätzen festzustellen und zu schützen sei." Die Bestimmungen dieses Artikels 36 kamen denn auch wörtlich durch den Bundesbeschluß vom 2. April 1835 zur Ausführung. Hiermit waren endlich zwei Principien festgestellt worden: das positive allgemeine Verbot des Nachdrucks und die Anerkennung des schriftstellerischen Eigenthums. Die Differenz, ob durch ein umfassendes Gesetz oder nur durch eine Einigung im Sinne des baierischen Antrags die vollständige Regelung der unglücklichen Sache erfolgen solle, blieb nach wie vor bestehn. Man wußte zuletzt beim Bunde selbst nicht mehr, was man in dieser Beziehung eigentlich wolle. Da setzte Würtemberg dem Bunde gleichsam die Pistole auf die Brust, indem es die einfache

Frage vorlegte, ob überhaupt noch von Bundeswegen gleichmäßige Bestimmungen in dieser Sache getroffen werden sollten, oder ob man das Uebrige den Einzelregierungen überlassen wolle. Der hierüber erstattete Ausschußbericht erwog die Lage der Umstände und entschied sich dafür, daß man sich auf einige in sämmtlichen Bundesstaaten zur Anwendung zu bringende Hauptgrundsätze beschränken und daneben nur noch ausdrücklich sich dahin aussprechen solle, das Verbot des Nachdrucks müsse in jedem Fall in allen Staaten zum Vollzug gebracht werden. Der Bundestag trat diesem Antrag durch Beschluß vom 5. Sept. 1835 bei, und der Gedanke eines allgemeinen umfassenden Gesetzes wurde somit aufgegeben. Nunmehr endlich erfolgte nach weitern langwierigen Verhandlungen unter dem 9. Nov. 1837 der bekannte Bundesbeschluß, welcher die literarischen Erzeugnisse aller Art, so wie die Werke der Kunst auf mechanischem Wege zu vervielfältigen verbietet, und den Rechten des Urhebers &c., so wie deren Erben zehn Jahre lang nach Erscheinen des Werks seinen Schutz zusichert.

Dies war also die Ausbeute zweiundzwanzigjähriger Berathungen und Verhandlungen. Hören wir nun einmal, von welchen Gesichtspunkten der Bund bei diesem Beschluß ausging. Der Ausschußbericht spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Die Commission glaubt, daß der Schutz *nicht zu weit auszudehnen* sein dürfte, welcher den Schriftstellern und Verlegern von Seiten der Gesammtheit des Bundes zu gewähren ist. Da alle Bundesmitglieder mit dem als allgemeingiltigen Grundsatz auszusprechenden Termin einverstanden sein müssen, kann es sich ohnehin nur von einem Minimum handeln, das zu erstrecken jedem Bundesstaat unbenommen sein muß. Hierzu kommt *das Interesse des großen Publicums*, das mit einem *zu weit ausgedehnten* Schutz der Schriftsteller und Verleger unvereinbar wäre. Die unmittelbare Folge eines solchen Schutzes würde eine *unverhältnißmäßige Vertheuerung* der Gegenstände des Buch- und Kunsthandels sein, indem die Schriftsteller und Verleger sich *das ihnen ertheilte* gleichsam unbeschränkte *Monopol* zu Nutze machen und den Preis ihrer Waare willkürlich steigern würden. *Diesem Uebel könnte auch nicht durch ein Regulativ der Bücherpreise entgegengewirkt werden*, weil die Aufstellung eines solchen Regulativs bei der unendlichen Verschiedenheit der im Buch- und Kunsthandel begriffenen Gegenstände ebenso schwierig als dessen Handhabung unausführbar sein würde. Die Commission betrachtet den Schutz, welcher den Schriftstellern und Verlegern von Seiten des Bundes gegen den Nachdruck gewährt werden soll, in dem Lichte eines *Erfindungspatentes*, nach dessen Erlöschen das betreffende Werk Gemeingut wird, *und das daher auch nicht zu weit gegriffen* sein darf, wenn das große Publicum aus dem Erlöschen des Patentes *den ihm gebührenden Vortheil* ziehen soll. — —

Dagegen ist die Commission der Ansicht, daß das Recht des Urhebers eines Werks der Wissenschaft und Kunst gegen unbefugte Vervielfältigung wie jedes andere Eigenthum auf dessen Erben und Rechtsnachfolger übergehe."

Was die Geschichte dieses Bundesbeschlusses nicht schon längst deutlich erzählt hatte, war hier auf einmal gradezu ausgesprochen: Man reglementirte polizeimäßig die ganze verdrießliche Angelegenheit, man stopfte den fatalen Literaten und Verlegern endlich einmal den Mund. Der Gedanke, daß man nicht etwa ein Recht zu geben, daß man vielmehr nur ein aus der Natur der Verhältnisse hervorgewachsenes Recht anzuerkennen und Jahrhunderte altes Unrecht zu beseitigen habe, daß man also nicht nach den Interessen des „großen Publicums" und nach polizeilichen Gesichtspunkten die Dauer dieses Rechts auf einzelne Jahre abmessen könne, vielmehr aus der Natur dieses Rechts selbst die Frage zu entscheiden habe, welche Dauer ihm zukommen müsse — diese ganze Auffassung, von welcher auf dem Congreß zu Brüssel Minorität sowol, wie Majorität ausging, ist dem deutschen Bund bei seinem Beschluß vom 9. Novbr. 1837 nicht in den Sinn gekommen. Immerhin war damit praktisch unendlich viel gewonnen. Vor allem war eine gemeinsame Grundlage gegeben, auf der sich weiter bauen ließ. Ein weiteres Fortschreiten auf der einmal gefundenen Bahn erfolgte denn auch schon durch den Bundesbeschluß vom 22. April 1841, welcher die dramatischen und musikalischen Erzeugnisse zehn Jahre lang gegen unbefugte Aufführung schützte. Diesen Schutz dehnte sodann der Bundesbeschluß vom 12. März 1857 auf die Lebenszeit des Dichters und Componisten und noch weitere zehn Jahre aus, nachdem schon durch den Bundesbeschluß vom 19. Juni 1845 der Schutz der literarischen und artistischen Erzeugnisse auf die Lebenszeit der Schriftsteller und Künstler und noch dreißig weitere Jahre erstreckt war.

Bei allen diesen weitern Schritten ist jedoch vom Bunde der Gesichtspunkt der Gnade, der obrigkeitlichen Fürsorge nicht aufgegeben worden. Die Ausschußberichte zum letzten Bundesbeschluß vom 12. März 1857 sprechen sich hierüber noch grade so gönnerhaft willkürlich aus, wie es die Commission zum Beschluß vom 9. November 1837 gethan hatte. Sie sagen z. B.: „der Ausschuß muß es uns jedenfalls schon für eine gerechte Verbesserung der Lage der dramatischen und musikalischen Autoren in Deutschland und für angemessen und wünschenswerth halten, wenn die beregte Bestimmung zum Bundesbeschluß erhoben wurde." An einem andern Orte heißt es: „Gleichwie in den Bundesbeschlüssen gegen den Nachdruck und die unbefugte Nachbildung literarischer und artistischer Werke allmälig zu dem durchgreifenden Princip des lebenslänglichen Schutzes der Autoren übergegangen ist, ebenso dürfte es sich auch empfehlen, in Beziehung auf den Schutz gegen unbefugte Aufführung musikalischer und dramatischer Werke zu

diesem Grundsatz mit der der Sache angemessenen Modification vorzuschreiten. Ein solches allmäliges Fortschreiten an der Hand des Bedürfnisses und der Erfahrung liegt in der Natur der Sache begründet."

Wenn wir bei dieser Charakteristik der Auffassung des Bundes uns vielleicht etwas länger aufgehalten haben, als es die Bedeutung derselben für unsern Zweck erforderte, so mag uns hierbei die eigenthümliche politische und culturgeschichtliche Bedeutung dieser Auffassung als Entschuldigung dienen. Es kann das Verhalten des Bundes zu unsrer Nation nichts treffender charakterisiren als dies halb großmüthige halb mißtrauische — Spielen mit dem Recht der Schriftsteller und Künstler; es kann die Höhe der culturgeschichtlichen Stellung des brüsseler Congresses nichts so sehr veranschaulichen als ein Blick vom Niveau der Auffassung des Bundestages. Wir wissen zwar recht wohl, daß es einmal in der Wissenschaft streitig gewesen ist, ob der Schriftsteller und Künstler an seinen Werken wirklich ein ausschließliches Recht habe, wir wüßten sogar einzelne Juristenfacultäten namhaft zu machen, die das Recht gradezu leugneten. Es dies aber doch gottlob schon etwas lange her, und wir glauben nicht, daß man heutzutage diesen abgeschmackten Zweiflern des vorigen Jahrhunderts noch immer die Ehre anthut, dies Recht überhaupt als zweifelhaft erscheinen zu lassen. Für die juristische Befähigung der betreffenden Herrn Bundestagsgesandten wäre es wenigstens ein schlechtes Compliment, wenn man annehmen wollte, sie zweifelten wirklich an der Existenz eines Rechts, zu dessen Schutz sie seit vierzig Jahren die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht, dem sie sogar den gewichtigen Namen „Eigenthum" beigelegt. Ueberdies spricht ja auch der Bund unausgesetzt von den Rechten der Schriftsteller und Künstler, weshalb sollte er denn nicht auch ein Recht derselben annehmen. Wenn der Bund trotzdem dies Recht nicht unumwunden anerkannte, wenn er es vielmehr mit der bureaukratischen Papierscheere anfangs in kleineren, allmälig aber „an der Hand des Bedürfnisses und der Erfahrung" in größeren Portionen den Berechtigten vorgeschnitten hat, so müssen wir den Grund hiervon wo anders suchen. Der Bund war zu vornehm, um den armen Künstlern und Schriftstellern, er war zu gereizt und zu mißtrauisch, um den verhaßten demagogischen Schreiern und Verlegern an ihren Erzeugnissen ein absolutes Recht zuzugestehen, wie es andere ehrliche Leute an ihren Arbeiten auch haben. Der Gedanke, daß Schriftsteller und Künstler Rechte haben sollten, schien bedenklich; denn dann hätten politische Schriftsteller auch Rechte haben müssen, und denen gestand man nicht einmal das Recht der Existenz, geschweige denn Rechte zu, die ihre Existenz hätten sichern können. Wer mochte wissen, welche politische Umwälzung durch die unumwundene Anerkennung des schriftstellerischen Eigenthums möglich werden

konnte — also vorsichtig! Man konnte es ja einmal mit zehn Jahren probiren, nachher ließ sich immer noch ab- und zuthun. Bei dieser Auffassung konnte also der Bund unmöglich zur Entscheidung unsrer Frage kommen, wie weit denn wol nach der Natur des geistigen Eigenthums der Rechtsschutz ausgedehnt werden, ob nicht vielleicht dieses Recht eine ebenso lange Dauer haben müsse, als das körperliche Eigenthum auch. —

Das Haus, das ich gebaut, geht in den Privatbesitz meiner Erben und deren Rechtsnachfolger ungehindert über und wird als Gegenstand des Privatrechts anerkannt, so lange es überhaupt existirt. Das Buch, das ich geschrieben, soll für meine Erben nur funfzig Jahre lang Gegenstand des Privatrechts sein, von da ab soll sich sein privatrechtlicher Charakter verflüchtigen, es soll von da ab Gemeingut aller werden. Wie rechtfertigt sich diese Verschiedenheit der rechtlichen Behandlung? Sie rechtfertigt sich überhaupt nicht, hat die Minorität des brüsseler Congresses gesagt, es ist Mißhandlung der Rechte des Schriftstellers; denn es gibt keinen Unterschied zwischen körperlichem und intellectuellem Eigenthum. „Eure Argumente sind die Argumente von Communisten" hat Jules Simon, der geistreichste Wortführer der Minorität, gerufen, „und ich sage Euch, diese Argumente werden sich eines Tags gegen Euch selbst kehren. Wenn Ihr die freie Verbreitung Rossinischer Melodien mit dem Grunde rechtfertigt, die Menschheit muß Melodien haben, so werden Euch die Arbeiter eines Tages sagen, wir müssen Brot haben, und Ihr werdet ihnen nichts hierauf erwidern können." Und was hat die Majorität hierauf erwidert? Es gibt nur ein Eigenthum an körperlichen Sachen, ein intellectuelles Eigenthum ist ein wissenschaftliches Unding; die geistigen Erzeugnisse sind geschöpft aus dem allgemeinen geistigen Fonds der Menschheit, sie müssen später auch wieder dahin zurückkehren; ein dauerndes Einzeleigenthum an der geistigen Schöpfung würde dieselben der Willkür des jeweiligen Besitzers überantworten — wo wäre die Erfindung der Buchdruckerkunst hin, wäre sie in das Eigenthum eines fanatischen Mönchs gefallen!

Das sind die Argumente der Majorität gewesen. Schützen sie wirklich gegen den scharfen Vorwurf Jules Simons, und geben sie eine befriedigende Lösung der erregten Zweifel? Ein rechtliches Princip muß sich einem jeden Unbefangenen fast ebenso streng beweisen lassen wie ein mathematischer Satz, oder es taugt nichts. Uns dünkt, das große Rechtsprincip, das die Majorität des Congresses der civilisirten Welt verkündet hat, sei mehr mit dem Instinct als mit dem zwingenden Verstand entschieden worden.

Man wird nicht weit damit kommen, will man das Princip der Majorität mit dem Satze der Schule rechtfertigen: Es gibt nur ein Eigenthum an körperlichen Sachen. Das sind Wortklaubereien, würde man uns entgegenhalten; das unumschränkte und ausschließliche Dispositionsrecht über einen

körperlichen Gegenstand heißt körperliches Eigenthum, das unumschränkte und ausschließliche Dispositionsrecht über ein geistiges Erzeugniß heißt geistiges Eigenthum. Das erste hat der Erbauer eines Hauses, das zweite hat der Schöpfer eines geistigen Werks. Kannten die Römer und die altgermanischen Völker ein solches geistiges Eigenthum nicht, so lag das an ihrer geringeren Culturentwicklung. Die heutige civilisirte Welt kennt es aber und deshalb stellen wir das geistige Eigenthum dem körperlichen gleich.

Heißt das aber nicht auch mit dem Wort gefochten? Ist dieser Schluß nicht etwa blos deshalb möglich, weil man das Recht des Autors auf sein Erzeugniß „Eigenthum“ zu nennen beliebt hat? — So ist es allerdings. In Rechtsfragen argumentirt aber blos der Dilettant mit Worten und Schulsätzen, der tüchtige Richter entscheidet immer nur aus der Natur der Sache. Gehen deshalb auch wir einmal von den Worten ab und auf die Natur der Sache. Müssen wir uns bei genauer Betrachtung der Eigenthümlichkeit beider Rechtsobjecte gestehen, daß wirklich ein wesentlicher Unterschied zwischen körperlichen Sachen und den Schöpfungen unsers Geistes existirt, dann — aber auch nur dann — wird auch das Recht einen Unterschied statuiren dürfen.

Wir argumentiren indeß bei diesem letzten Schluß mit einem Satz, dessen Richtigkeit wir zwar nicht wissenschaftlich streng beweisen wollen, dessen Bedeutung und Eigenthümlichkeit wir jedoch erst noch etwas näher glauben entwickeln zu müssen. Die unendliche Verschiedenheit der Rechtsverhältnisse und Rechte hat ihren Grund nicht etwa in der unendlichen Verschiedenheit der Menschen und deren Charakteren und Situationen. Die Menschen sind vielmehr im Recht — dies ist wenigstens die Regel — alle gleich, sie kommen alle nur von der einen Seite in Betracht, ob sie einen Willen haben oder nicht, ihre übrigen Verschiedenheiten, wie z. B. Geschlecht, Alter, Amt sind im Recht völlig gleichgiltig. In unserm obigen Beispiel kann also das frei vererbliche Recht des Hauserbauers an seinem Hause und das beschränkt vererbliche Recht des Schriftstellers an seinem Werke nicht darin seinen Grund haben, weil der erste etwa ein Zimmermann und der zweite ein Dichter ist. Was unser Recht so verschiedenartig gestaltet, das sind — jedoch auch wieder nur im Großen und Ganzen — die Objecte unsrer Rechte und deren unendlich verschiedene Eigenschaften. Diese Verschiedenheit der Eigenschaften der Rechtsobjecte bedingt nämlich im einzelnen Fall naturgemäß und nothwendig auch ein ganz verschiedenes Verhalten des Menschen gegen dieselben, d. h. also ganz verschiedene Rechtsverhältnisse, ganz verschiedene Rechte. Die Verpflichtung eines dritten, irgend etwas für mich zu thun, ist z. B. ein Rechtsobject für mich; das Landgut, dessen Eigenthümer ich bin, ist gleichfalls ein Rechtsobject für mich. Zwischen beiden besteht aber offenbar ein ganz ungeheurer Unterschied und folglich auch zwischen meinem Recht am einen und

am andern. Ein Landgut ist sodann wieder ein ganz anderes Ding als eine Taschenuhr. Die letztere kann ich überall hin mit mir transportiren, das Landgut muß ich wol liegen lassen, wo es liegt. Diese Verschiedenheit des Landguts von der Taschenuhr wirkt aber wieder auf unser Verhalten zu beiden, auf unser Recht an beiden zurück.

Dies wird genügen, um die Natur und Bedeutung dieses Princips klar zu stellen. Beweisen wollen wir, wie gesagt, dasselbe nicht, es ist dies von der Wissenschaft längst geschehen. Nehmen wir also einmal den Satz als feststehend an: die Verschiedenheit der Rechtsobjecte hat stets auch ein verschiedenes Verhalten der Menschen zu den Rechtsobjecten und dies eine Verschiedenheit der Rechte selbst zur Folge, und treten wir mit diesem Satz einmal an unser obiges Beispiel heran.

Das Object vom Recht des Hauserbauers ist ein großes, sichtbares, greifbares Ding, das er bewohnt, das ihm eine Rente abwirft, das er vielleicht noch verschönert, das er in Bau und Besserung erhält; das Object vom Recht des Dichters ist ein unsichtbares, blos für den Geist wahrnehmbares Gebilde der Phantasie, das er in Druck und Verlag gibt, das ihm Ruhm, Ehre und Geld einbringt, das er vielleicht noch verändert und verbessert. Wir sehen, bis jetzt ist noch kein großer Unterschied im Verhalten beider zu ihren Rechtsobjecten sichtbar, der Thätigkeit des Hauserbauers correspondirt im Allgemeinen fast vollständig die Thätigkeit des Dichters. Dem Dichter für seine Person hat ja aber auch die Majorität des Congresses ein unbeschränktes Recht zugestanden, nur die Erben des Dichters sollen dies unbeschränkte Recht nicht mehr haben. Betrachten wir uns daher einmal die Erben beider Personen. Der Erbe des Hauserbauers bewohnt das Haus, es wirft ihm eine Rente ab, er verschönert es vielleicht noch, er erhält es in Bau und Besserung, genug, es gibt keine Thätigkeit seines Erblassers, die er nicht unbeschadet der Integrität des Hauses auch ausüben könnte; der Erbe des Dichters gibt das Drama in Druck und Verlag und es bringt ihm dadurch Geld ein. Verändern und verbessern kann er es nicht, denn dann bleibt es nicht mehr das Werk seines Erblassers; Ruhm und Ehre bringt es ihm auch nicht ein, denn die hängen ausschließlich an der Person des Dichters. Aber indem er das Drama in Druck und Verlag gibt, erhält er es doch? Nein, er erhält es auch nicht. Denn gäbe man den Druck frei, so brauchte es der Erbe gar nicht in Druck und Verlag zu geben, und es bliebe doch erhalten, vielleicht noch besser als so. Nur auf eine Weise kann der Erbe auf das Schicksal des Dramas Einfluß gewinnen: er kann jede neue Auflage unterlassen und dadurch das Werk seines Erblassers allmälig in Vergessenheit bringen und unterdrücken. Wir sehen, der Erbe des Dichters kann in keine der Thätigkeiten eintreten, die sein Erblasser in Bezug auf das Drama ent-

wickelt hatte, er unterscheidet sich also hierdurch wesentlich von den Erben des Hauserbauers.

Welche Folgen für das Recht dieser beiden Personen muß dies verschiedene Verhalten derselben zu ihrem Rechtsobject haben?

Es gibt drei wohlbekannte Rechtssätze, die lauten ungefähr so: Wer sich drei oder zehn Jahre lang um sein Eigenthum nicht kümmert, der hat es verloren; wer dreißig Jahre lang seine Forderung gegen den Schuldner nicht geltend macht, hat sie verloren; der adelige Grundherr, der sein Gut an seinen Bauern zu Lehn gab, hat sein Gut verloren. Wie kommt es denn, daß man auf einmal diese wohlerworbenen Rechte nicht gelten lassen will? Sie haben ihr Recht verwirkt, sagt unser Rechtsgefühl, sie haben keine der Thätigkeiten entfaltet, die nach meiner Ansicht dazu gehören, um mir den Gedanken wach zu erhalten, daß sie ein Recht an diesen Sachen haben. Es ist eben ein eigen Ding um unser Rechtsgefühl. Es ist das keine leblose Theorie, die man in Formen und Recepten Jahrhunderte lang aufbewahren könnte. Es ist vielmehr ein sehr reales Ding, das überall auf den wirklichen Verhältnissen seine Grundlage haben will — real, wie das Leben selbst, in dem es sich bewegt. Mit eignen Augen will es sich überzeugen, ob der Einzelne in dem Verhältniß zu seinem Rechtsobject stehe, das allein ihm ein Recht daran geben und sichern kann, und Bescheinigungen, die eine frühere Generation über dies Verhältniß ausgestellt, werden nicht allzusehr hierbei berücksichtigt. So mögen in unsern Beispielen die Eigenthümer und der Forderungsberechtigte mit noch so vielen Documenten beweisen können, daß ihre Väter und Großväter, ja sie selbst das fragliche Recht unbestritten gehabt, unser Rechtsgefühl weist sie doch zurück: sie sind ihm eben mit ihrem Recht aus dem Gedächtniß gekommen.

Wenn aber unser Rechtsgefühl ein vollkommen wirksam bestehendes Recht deshalb gradezu aufhebt, weil der bisherige Inhaber die Thätigkeit hinsichtlich seines Rechtsobjects nicht entwickelt hat, die zur Erhaltung seines Rechts nothwendig war, um wie viel weniger wird es dann geneigt sein können, sich für die Fortdauer eines Rechts zu entscheiden, dessen Gegenstand seiner eigenthümlichen Natur nach für einen jeden andern als den ersten Berechtigten die erforderliche Thätigkeit unmöglich macht. Dies letztere ist aber, wie wir sehen, bei dem literarischen und artistischen Eigenthum der Fall, und die Majorität des Congresses hat daher mit gutem Grund das Princip der ewigen Dauer dieses Rechts verworfen.

Es kam uns bei unserer Ausführung allein darauf an, den zwingenden Rechtsgrund bloß zu legen, auf dem diese Entscheidung der Majorität beruht. Es wird deshalb, nachdem dies geschehen, nicht ganz unangemessen sein, auch einmal den Werth der allgemein menschlichen Momente zu prüfen, die mit

ihrem pathologischen Gehalt dem Laien in der Regel einen Rechtssatz erst so ganz mundgerecht machen. Wenn die Wortführer der Majorität hervorgehoben haben, das Schicksal, ja die Existenz einer geistigen Schöpfung, an der vielleicht Hunderttausende sich ergötzen und erheben, könne nicht in die Willkür eines Einzelnen gelegt werden; wenn der deutsche Bund, etwas weniger zart, die allzugroße Vertheuerung der Bücherpreise gegen die dauernde Berechtigung eines Einzelnen geltend gemacht, so mögen diese Gründe für diesen oder jenen, je nach Charakter und Individualität, immerhin als Mittel dienen, sich die Gerechtigkeit unserer Entscheidung anschaulich zu machen — rechtfertigen, dem kühlen, strengen Rechtsgefühl gegenüber rechtfertigen, können sie jedoch unsere Entscheidung nicht. Wenn ich ein Recht habe, so gibt mir dies auch die Befugniß, mit dem Object desselben anzufangen, was ich will; wenn ich ein Recht habe und ein anderer will davon Genuß ziehen, so mag ich immerhin den Preis hierfür so hoch stellen, als das Interesse des andern reicht. Es wird immer eine Verletzung meines Rechts und meiner Persönlichkeit bleiben, wenn man mir die freie Disposition über das Object meines Rechts entzieht, wenn man den Preis desselben mir octroyirt. Hätte der Erbe Guttenbergs auch wirklich die Erfindung seines Erblassers wieder vernichtet — so unermeßlich dieser Verlust für die Menschheit gewesen, es wäre jeder Versuch, ihn daran zu hindern, eine Verletzung seines Rechts geblieben, wenn man ihm überhaupt eins daran zugestand. Weshalb denn auch dem zweiten und dritten Berechtigten auf einmal Fesseln anlegen, wenn man sie beim ersten nicht für gerechtfertigt hält? Oder konnte nicht auch Guttenberg selbst seine Erfindung der Welt wieder entziehen, kann nicht auch der Dichter selbst den Preis für sein Drama so hoch treiben, als es ihm beliebt? Ein Recht bleibt deshalb nicht weniger ein Recht, weil seine Ausübung einem dritten unbequem ist und vor dem Ernst und der Wahrheit dieses Satzes zerstieben alle solche Argumente vager Billigkeit, wie Spreu vor dem Wind. Vor unserm Rechtsgefühl wird immer nur deshalb die Entscheidung der Majorität Stich halten, weil die eigenthümliche Natur vom Object des Rechts des Schriftstellers und Künstlers für einen jeden andern, als den geistigen Schöpfer selbst, die Thätigkeit nicht zuläßt, die nun einmal von einem jeden und unter allen Umständen gefordert wird, wenn seine ausschließliche Macht über einen Gegenstand die allgemeine Anerkennung finden, wenn er ein Recht daran haben soll. Erst wenn wir vom Standpunkt dieses Princips, das alle Rechte trifft und deshalb keines verletzt, die Entscheidung der Majorität betrachten, können wir uns mit ihr aussöhnen; denn nur dann unterliegt sie dem Stempel der Gleichheit, der die charakteristische Eigenschaft alles menschlichen Rechts von jeher war und für alle Zeit bleiben wird.

Es wird uns jetzt nur übrig bleiben, einigen Einwendungen zu begeg-

nen, die man unsern Deductionen vielleicht noch entgegenhalten könnte. Wir sind nämlich bisher immer nur von der Person des Rechtsnachfolgers unsers Dichters ausgegangen, wir haben bis dahin nur nachgewiesen, daß es für diesen keine Rechtsverletzung sei, wenn ihm ein ausschließliches Recht an dem Werke seines Erblassers nicht zugestanden wird. Wenn aber der Rechtsnachfolger kein Recht hat unbeschränkt zu erben, hat deshalb auch der Dichter kein Recht, sein Erzeugniß frei zu vererben? Ist es also nicht eine Verletzung seines Rechts, und wenn das nicht, ist es nicht wenigstens eine Mißachtung seiner Persönlichkeit, oder doch ein Mangel an der ihm schuldigen Pietät, wenn man ihm die Möglichkeit entzieht, die materiellen Vortheile seines Werks seiner Familie für alle Zeit zu erhalten? Das Recht des Dichters an seinem Drama ist ein Vermögensrecht; Vermögensrechte gehen aber auf die Erben über, und nur die Communisten leugnen dies, wird uns Jules Simon vorhalten.

Und doch hat die Majorität des Congresses dem Recht des Dichters alle die Achtung erwiesen, die er für sein Recht sowol, wie für seine Persönlichkeit nur irgend beanspruchen kann. Das Recht des Dichters auf den ausschließlichen Verlag seines Dramas ist ein Vermögensrecht, aber — ein individuelles Vermögensrecht. Die eigenthümliche Natur vom Object dieses Rechts bleibt für den Dichter selbst ebenso zart und duftig, wie für seinen Rechtsnachfolger, und es steht nicht in seiner, wie in keines Menschen Macht, diese Natur zu verändern. Sie wirkt deshalb auch nothwendig auf den Dichter und sein Recht ebenso bedingend und gestaltend zurück, wie jedes andere Rechtsobject in seiner Weise dies auch thut. Sein Drama ist und bleibt ein geistiges Product, das des zähen Stoffs nun einmal entbehrt, der für die Producte unserer Handarbeit die Möglichkeit des freien Uebergangs auf jeden dritten gewährt. Nur dem geistigen Erzeuger bequemt sich das geistige Product zu der Rolle des Gelderwerbens, nur ihn erkennt es an als den Herrn und Meister, der Macht hat über sein Geschick. Mit dem Tode dieses seines Herrn schwingt es sich wieder auf zu den Höhen des Lichts und der Freiheit, aus denen der Dichter, der Künstler es herabholt. Dies ist keine Demüthigung für den Dichter, dies ist, wie uns dünkt, erst der rechte Triumph für ihn. Hierin erst zeigt es sich, daß er höher steht als der Handwerker, als der Industrielle, daß der Geist es war, und nur der Geist, mit dem er geschaffen und für den er geschaffen. Die Bestimmungen also, welche die Majorität des Congresses gegen die Natur des Rechtes zum Vortheil der Witwe und der Erben des Schriftstellers und Künstlers getroffen, sie sind nicht etwa eine unzulängliche Anerkennung eines Rechts dieser Personen, sie sind vielmehr ausschließlich der Ausfluß der persönlichen Verehrung und der Pietät, die über das Grab hinaus den großen Todten der Nation gezollt wird.

Wir sind am Schluß. Es sei uns jedoch noch gestattet, wenigstens mit einigen Worten die Bestimmungen des bei uns geltenden Rechts mit den Bestimmungen des Congresses, so weit sie die Dauer des geistigen Eigenthums betreffen, zu vergleichen. Der deutsche Bund hat in das Bereich seiner Fürsorge die Gattin des Schriftstellers und Künstlers nicht gezogen, und es lag für ihn hierzu auch keine Veranlassung vor, weil es dem Schriftsteller und Künstler jederzeit frei steht, seine Gattin zu seiner Erbin zu ernennen. Es sei jedoch fern von uns, gegen die Galanterie des Congresses irgend etwas zu sagen. Bei der Uebertragung dieser Bestimmung auf unser deutsches Recht wird es nur nöthig sein, das Verhältniß des Rechts der Gattin zu dem der Erben etwas genauer zu fixiren, da beide sonst vielleicht miteinander collidiren könnten. Wir müssen sodann auch die Partei des Bundes insoweit ergreifen, als er nur für dreißig Jahre die Rechte des Erblassers bei den Erben anerkannt hat. Dreißig Jahre ist ein Menschenalter, und dieser Zeitraum dünkt uns ein ganz passender Abschluß. Nachdem jedoch der brüsseler Congreß sich für den größern Zeitraum eines halben Jahrhunderts entschieden hat, können wir nur wünschen, daß der deutsche Bund diese Erweiterung der Rechte der Erben ebenfalls eintreten lasse, wie wir denn überhaupt den aufrichtigen Wunsch hegen, die Bestimmungen des internationalen Congresses sämmtlich bei uns in Ausübung gebracht zu sehen. W. J.

Zur vergleichenden Architektur.

Aus dem wunderbaren Schönheitssinn der Griechen ist ihre Baukunst hervorgegangen, in welcher das Ansprechende mit dem Zweckmäßigen — die sonst oft gegeneinander im Widerspruch stehen — glücklich vereint ist. Die unnachahmlich edle Einfachheit jenes Volkes ließ auch hier seine Künstler, ohne Ueberschwenglichkeit und Verkünstelung, das Wesen in den Formen treffen und, gleichsam ohne Schweiß und Mühe, zu demjenigen gelangen, was der eigenthümliche Ausdruck der Sprache als Kalokagathia bezeichnete, das Gute, das durch sich selbst auch ebenso das Schöne ist. Aber auch die Natur des Wohnortes kam dabei zu Hilfe. Das milde Klima forderte im Ganzen wenig Schutz gegen die Witterung, keine starken Mauern gegen Frost oder glühende Hitze. Eine über die Menschen und die Götterbilder sich erhebende Decke, welche sie gegen Regen und die Strahlen der Mittagssonne schützte,

entsprach dem wichtigsten Bedürfnisse. So stellte sich griechischer Architektur dem Wesen nach die Aufgabe, die Last der Decke emporzuhalten. Dies leistete die Säule. In der Säule und Säulenordnung sieht man also mit Recht den Kern und Charakter dieser Kunst. Wurde auch der innere Raum zu weiterm Schutze noch umschlossen — die Mauer blieb immer unwesentlich, sie verdeckte und verschlang nicht, wie meist in unserer neuern Baukunst, die Säulenreihe, diese war es, welche, frei rings um die Tempel laufend, die Decke trug und dem ganzen Bau Charakter und Form gab. Ebenso wenig hebt der Umstand, daß mitunter Tempel ohne Dach gebaut wurden, die allgemeine Geltung des Gesagten auf.

Anfangs empfand die Architektur schwer das Drückende der Last. Dieser schob man die stämmige, dorische Säule unter, welche dick und kurz, einem einfachen, starken Baumstamm ähnlich, die Schwere dessen, was sie zu tragen hatte, dem Beschauer handgreiflich vor Augen stellte. Indeß das Materiell-Schwerfällige mußte dem geistigen Wesen des Griechen bald widerstreben, der alles zu erklären verstand und, liebenswürdig-leichten Sinnes wie er war, den Drang haben mußte, das Lästig-Plumpe zu überwinden und, wenigstens dem Schein nach, leicht zu machen. Auch hatte Erfahrung ihn belehrt; übertrieb man anfangs die Mittel, um den Zweck so sicherer zu erreichen, nahm man zu Decke und Giebel dickes Material, machte man die Stütze recht umfangreich, um alles fest und dauerhaft sein zu lassen, so lernte man allmälig, Druck und Gegendruck genauer gegeneinander abwägen. Man hob die Last geschickter und leichter empor und ließ sie höher im luftigen Raume schweben. So folgte auf die dorische die jonische Säule und aus dieser ging die schlankere korinthische hervor, bei welcher schon das Laubwerk, in das der Stamm auslief, zu genügen schien, um das Darüberliegende vor dem Fall zu schützen. Die griechische Säule wurde gewissermaßen lebendig in der Form der Atlanten und Karyatiden, von welcher indeß nur mitunter und mit Maß Anwendung gemacht wurde. Da wo erstere die Wucht des Gebälkes, wie nach der Mythe Atlas das Himmelsgewölbe, gebeugt, mit den Schultern und emporgestreckten Händen tragen, entsprechen sie der festen, dorischen Säule. Wo aber Frauengestalten als Träger ausreichen, um den Einsturz zu hindern, da vermag ihre Kraft nur etwa die korinthische Säule zu ersetzen.

Die griechische Architektur, nebst dem aus ihr hervorgegangenen, oder durch ihren Einfluß umgebildeten römischen Stil, hat sich vorherrschend in Europa eingebürgert. Die Verzierungen, welche selbst in der bürgerlichen Baukunst an der Fronte der Häuser angebracht werden, Säulen und Pilaster, pflegten jener entnommen zu sein. Zwar herrscht neben ihr auch der ganz anders gestaltete gothische Bau, aber doch meist zu kirchlichen Zwecken. Er tritt so gleichsam aus dem weltlichen Gesichtskreise zurück. Man hat sich dem-

nach im Allgemeinen an den Gedanken gewöhnt, daß, was die Griechen leisteten, der höchste und siegende Ausdruck der architektonischen Idee sei. Indeß kann man dies nur mit der nöthigen Einschränkung gelten lassen. Denn theils ist die Architektur noch anderer Formen fähig, theils kann sich hier ein geographisches Moment als maßgebend geltend machen.

Fassen wir zunächst die Säule, als solche, ins Auge, so liegt, wie schon angedeutet, der griechischen die Form des Baumstammes zu Grunde. Das schneckenförmige Capitäl der jonischen und das mit Blättern geschmückte der korinthischen legt den Gedanken nahe, daß man zuerst nur den Stamm allein verwandte, und daß, indem man ihn dann höher abschnitt und noch einen Theil der starken Zweige, oder gar auch des Laubwerkes daran ließ, dies der jonischen oder korinthischen Ordnung den eigentlichen Ursprung gab. Die künstlerische Entwicklung, welche in der Gestaltung der Capitäle eintrat, veränderte allmälig die erste natürliche Form und verdeckte sie durch angebrachte neue Zierrathen, aber doch nicht so sehr, um sie für aufmerksame Betrachtung ganz zu verwischen. Denn daß den Griechen der Baum nicht nur das Vorbild der Säule gab, sondern daß sie ihn selbst in der That dazu benutzten, ist bekannt, da steinerne Säulen erst später in Anwendung kamen. Ja, man möchte vielleicht annehmen dürfen, daß man bei den ersten, rohen Anfängen der Baukunst sich, wo es nicht nöthig war, gar nicht die Mühe gab, den Baum erst umzuhauen und dann als Säule aufzurichten, sondern daß man ihn, wo er an Ort und Stelle recht stand, an seinem Platze und mit der Wurzel in der Erde ließ. Dies scheint in der bekannten Stelle bei Homer Unterstützung zu finden, wo Odysseus die erste Anlage seines Hauses beschreibt. Ein Oelbaum von der Dicke einer Säule blieb innerhalb desselben stehen. Erst nachdem die Decke gezimmert war, wurde die Krone umgehauen, an der Wurzel des Baumes aber noch die Bettstelle unbeweglich eingearbeitet.

Gibt nun nicht blos das Verhältniß der Höhe zum Umfang, sondern auch die Gestaltung des Capitäls, der Säule ihren besondern Charakter, so durfte sie nicht nur den Baum überhaupt darstellen, sondern es konnte ja die Art desselben sich aussprechen, auch andere Pflanzenformen gewählt, und dadurch ein neuer und charakteristischer Schmuck gewonnen werden. Dies geschah zwar in Griechenland nicht. Dagegen finden wir in Aegypten den Knauf der Säule der Palme entnommen, ein ander Mal stellt er die Lotusblume, oder andere Pflanzenarten dar, und es tritt daselbst außerdem eine große Mannigfaltigkeit in der Bearbeitung der Capitäle, nach Dimension und andern Verhältnissen, ein. Eignen sich ferner auch Thiergestalten zum Tragen, wie Rinder, welche das eherne Meer im Salomonischen Tempel trugen, Löwen und Elephanten, welche in den indischen Sculpturen vorkommen, so ließen sich dergleichen (vielleicht indeß minder passend) auch bei den Capi-

tälen verwenden, was in der That bei der persischen Säule zu Persepolis, wie bei der indischen der Fall ist.

Aber die Säule bildet gar nicht überall, wie in der im Ganzen leichten, griechischen Bauart, wenn man so sagen darf, die leitende Hauptformel der architektonischen Berechnung. Sie kommt im gothischen Stil allerdings auch vor, aber nicht draußen, als Schmuck und Charakterausdruck des Gebäudes, sondern im Innern, um als Ausgangspunkt für die zusammenlaufenden Linien der Spitzgewölbe zu dienen und sich in denselben gleichsam fortzusetzen: Sie fällt ganz fort, wo der Bogen des Gewölbes ausreicht, um sich selbst und die Decke zu tragen. Es ist bekannt, mit welcher Kühnheit alte italienische Architekten ihre weiten Wölbungen spannten, indem sie durch die genaueste Berechnung und Ausführung den Nothbehelf der Säule überflüssig machten. In solchen, kolossaler angelegten Gebäuden kommt die Mauer selbst zu ihrem vollen architektonischen Recht. Wegen ihrer Höhe schon an sich selber eine bedeutende Last tragend, also in ihrer Stärke beim Ausgange vom Grunde bedingt, und zum Tragen schwerer steinerner Decken oder hoher Gewölbe bestimmt, wird sie an sich bedeutsam, während sie im griechischen Bau nur eine ganz beiläufige, untergeordnete Rolle spielt.

Man konnte sich demnach schon im Alterthum, da wo nicht die Säule, sondern die volle Mauer zur Anwendung kam, die Frage vorlegen, in welcher Weise ihre weite, kahle Fläche zu schmücken sei. Bei der vorherrschenden bürgerlichen Architektur der neuern Zeit kann zu dieser Frage um so weniger Anlaß sein, da meist Haus neben Haus steht und wir nur die eine, vordere Seite zu sehen bekommen. Diese ist aber nicht Mauer, sondern wesentlich eine Reihe von Pfeilern, die durch dazwischen gespannte Bogen die Fensterbrüstungen tragen, und oft, mehr oder minder geschmackvoll, als Pilaster ausgeführt sind. Durch die Fenster selbst, Thorwege und Thüren bietet sich schon so viele Mannigfaltigkeit dar, daß nur wenig dazu gehört, um den noch bleibenden Raum architektonisch zu zieren. Aber wo größere öffentliche Gebäude ringsum frei stehen, kann sich hier eine schwer zu lösende Schwierigkeit zeigen, wie z. B. das dem Schlosse in Berlin gegenüberliegende alte Museum zwar in der Säulenreihe der Vorderseite seinen griechischen Schmuck erhielt, jedoch an den andern Seiten kahl emporsteigt, ein Uebelstand, der, wie jedem Beschauer, so gewiß auch dem berühmten Architekten des Gebäudes, und ihm zuerst auffiel, aber nicht leicht zu beseitigen war. Auch selbst bei Wohnhäusern, die an dem Durchschnitt zweier Straßen liegen, ist man in Hinsicht der fensterlosen Seite in Verlegenheit, bei der man sich durch sogenannte „blinde Fenster" hilft, die schwerlich als ein wahrer, architektonischer Schmuck gelten können.

Die uns vor Augen stehende gothische Architektur hat nun den dürren Anblick, welchen glatte und kahle Flächen gewähren, glücklich zu vermeiden

gewußt, indem sie die gerade Linie der Mauern mannigfach unterbricht, das Gebäude in Kreuzesform aufführt, kleinere und größere Thürme an seinen Seiten hervortreten läßt, und so dem Ganzen einen verschiedenartigen, pittoresken Anblick gibt. Diente die älteste gothische Baukunst mehr nur dem Zweck der Festigkeit, ohne auf die Schönheit der Form sehr zu achten, so hat die sogenannte neugothische Architektur, etwa seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts, das Gigantische mit dem Schönen wohl vereinigt. Ob und inwieweit dieselbe manches aus der maurischen und arabischen Bauart angenommen, oder selbst aus ihr, wie behauptet wird, hervorgegangen, diese Frage lassen wir hier auf sich beruhen. Aehnlich wie der Grieche im korinthischen Stil, suchten auch die Araber, aber mit ganz andern Mitteln, die Schwere vergessen zu machen, indem sie in hohen Bogen die Last gleichsam der Anschauung entrückten und die durchbrochnen Wände mit Blumen umflochten. Dies Durchbrechen der Steinmauern, zumal an vorgebauten Thürmen, daß sie klar und durchsichtig erscheinen, ist eben auch dem neugothischen Stil eigen, wie überhaupt das Erstreben der Leichtigkeit. Durch die vielen Spitzen, kleinen Thürme, durchbrochenen Wände und vorspringenden Verzierungen von außen, durch den kühnen Aufschwung schlanker, scheinbar zum Tragen ganz unfähiger Säulen im Innern, durch den hohen Flug himmelanstrebender Thurmbauten, wird das Ganze gleichsam emporgehoben, und diese Richtung nach aufwärts hebt die zum Grunde gewandte Schwere anscheinend auf. Und doch liegt in den Spitzgewölben und in der massenhaften Anlage des Ganzen wiederum so sehr der Ausdruck der Festigkeit und Sicherheit, daß zwei widersprechende Eigenschaften hier kunstvoll ausgesöhnt sind. Dem gothischen Stil ist diejenige Symmetrie nicht eigen, die wir im griechischen bewundern, und doch wird niemand ihm Regellosigkeit vorwerfen. Auch in der Landschaft, wenn sie unser Auge entzückt, herrscht Symmetrie, aber nicht nach den genau gemessenen Linien griechischer Kunst. Ohne Wage und ohne Meßschnur dehnt die Natur ihre Flächen aus und häuft sie ihre Massen, läßt sie ihre Ströme rauschen und ihre Meere wogen und doch passen ihre Theile zusammen und ordnen sie sich zu einem die Seele erhebenden Ganzen, so daß wir dem alten, biblischen Naturfreund nachfühlen, wenn er prophetisch begeistert ausruft, Gott habe das Wasser mit seiner Hand gemessen, mit der Spanne die Himmel geordnet und nach Gewicht und Maß den Erdenstaub geschüttet, die Hügel und Berge vertheilt. Gewissermaßen jenem großen Beispiel nacheifernd und die Symmetrie der Kunst und Natur vermittelnd, verschmäht auch der gothische Bau die gleichen Höhen und Weiten, ohne aber doch im Großen und Ganzen dem symmetrischen Gesetz und Bedürfniß sich zu entziehn, das wir in uns tragen.

Gehen wir ins Alterthum zurück, so kam die volle massive Mauer in der

ägyptischen Architektur durchgreifend zur Anwendung, wenn auch neben ihr die Säule gleichfalls eine überaus wichtige Rolle spielte. Nicht nur die Tempel selbst haben Mauern aus großen Steinblöcken, sondern vor jenen stehen noch die dem ägyptischen Baustil eigenthümlichen Pylone, thurmartige Flügel zu beiden Seiten des den Tempelraum schließenden Thores, die quadratisch-pyramidal emporsteigen. Hier bot sich nun die Aufgabe, diese weit sich hinbreitenden Mauerflächen nicht kahl und schmucklos zu lassen. Diesem Zweck entsprachen die Sculpturen, welche jeden Theil auch der Außenseiten dieser kolossalen Bauten bedecken. Dieselben bestehen theils in Schildereien mannigfacher Art, theils in Inschriften, welche gleichfalls, da auch die hieroglyphischen Zeichen Bilder von Gegenständen sind, ein malerisches Ansehen haben. Um an einem Beispiel zu zeigen, welche unendliche Mühe diese Sculpturen noch erforderten, nachdem die herkulischen Arbeiten bei der Aufrichtung des Gebäudes selbst beendet waren, so hat man ja berechnet, daß an den Hieroglyphen eines jener vielen Tempel (des Tempels zu Esné) ein Steinmetz 50,000 Tage (das ist fast 137 Jahre) lang hätte arbeiten müssen.

Diese Sculpturen entsprechen durch ihre gigantischen Formen der Großartigkeit der architektonischen Anlage selbst. Sie geben hohe Göttergestalten, religiöse Processionen und Ceremonien, große Schilderungen von Land- und Seegefechten, wie auch Bilder von den Beschäftigungen des Landbaues und häuslichen Lebens. Obschon noch ohne Kenntniß und Anwendung der Perspective, verstanden die ägyptischen Künstler es doch vollkommen, in Miene und Bewegung der Figuren den deutlichen Ausdruck dessen zu legen, was sie sein und sagen sollten.

Aber um ihre architektonischen Schöpfungen nicht einförmig, kahl und wüst erscheinen zu lassen, ergriffen die ägyptischen Baukünstler noch ein anderes Mittel: es war die Mannigfaltigkeit und das Complicirte der ganzen Anlage. Vor dem Tempel oder Palaste selbst standen Obelisken, kolossale Statuen, herrliche Säulenhallen, gingen große Alleen von Sphinxen her und vor dem Ganzen erhob sich ein erhabenes Thor zwischen imposanten Pylonen. Und zu diesem malerischen Ensemble von baulichen und Sculpturarbeiten bildete der im Westen des Nilthales steil aufsteigende libysche Bergrand den angemessenen Hintergrund, von welchem jene Werke sich vortheilhaft abhoben, gleichsam einen Rahmen, der die Perspective begünstigte und großartig abschloß. Es ist bereits in dem Werke der französischen Künstler und Gelehrten, welche die Expedition Napoleons nach Aegypten begleiteten und die Herrlichkeiten dieses Landes zum ersten Mal aufschlossen, ein Vergleich zwischen dieser Architektur und der griechischen angestellt worden. Auch der schönste griechische Tempel würde, nach dem dort ausgesprochenen Urtheil, unter dem ägyptischen Himmel, wie vor dieser geographischen Begrenzung der Landschaft, winzig und

schattenlos erscheinen. In dem milden Griechenland, in seinen anmuthigen Thälern, auf seinen leuchtenden, weit in ein belebtes Meer hinausschauenden Vorgebirgen, welche die Strahlen des segenspendenden Helios gern und dankbar aufnahmen, da waren die dortigen Tempel an ihrem Platz. Von glänzendem Marmor, in dem vollsten Ebenmaß aller Theile, luftig und leicht wie hingezaubert, krönten sie gleichsam die glückliche Landschaft und freudige Menschen zogen bekränzt zu ihren Festen. Aber unter dem wolkenlosen Himmel Aegyptens und der sengenden, blendenden Glut jener Sonne, wo die Natur selbst den Nil entlang in der drei bis vierhundert Fuß hohen libyschen Mauer einen Maßstab gegeben, hier stellten sich dem Baukünstler ganz andere Forderungen. In dieser Umgebung, Glut und Beleuchtung konnte nur das massenhaft Großartige, das Schattenreiche, als genügend erscheinen und eines Effects fähig sein.

Machten also die Griechen an ihre Architektur, wie an alles, was sie dachten und leisteten, die Anforderung der Schönheit, erlaubte hier die vollkommene Harmonie der Theile keine Ausschreitungen, welche die gegebene, einfache Schönheitslinie störten, so war dagegen das Kolossale und ein gigantisch geordneter Wechsel der nothwendige Charakter der ägyptischen Baukunst. Dort waltete die Freude, hier die Ehrfurcht. Auch in den ägyptischen Monumenten herrscht und siegt in gar wunderbarer Weise das Gesetz der Harmonie und Schönheit, aber nach viel weitern Maßen, so daß manches, wie z. B. die Verschiedenheit der die Decke tragenden Säulencapitäle, aufgenommen werden konnte, was in einem griechischen Werke störend wäre, hier sich aber der unermeßlichen Größe des Ganzen gefällig unterordnet.

Die gewaltige Arbeit, vor welcher der ägyptische Architekt nicht zurückschrecken durfte, war eine dreifache: das Losarbeiten und Herbeischaffen des kolossalen Materials, das Ueberwältigen desselben, um das geforderte Werk herzustellen, wobei wir keine Einsicht mehr in die mechanischen Mittel haben, die sich damals zu Gebote stellten, um die ungeheure Last dieser Steinmassen aufzurichten und emporzuheben, da schon die Aufrichtung eines ägyptischen Obelisken in Europa die complicirteste Mechanik erfordert. Endlich blieb, wenn schon das ganze Werk fertig war, die Sculpturarbeit übrig, die im Innern und Aeußern dieser unermeßlichen Höhen und Weiten fast keinen leeren Raum duldete. Alles war so eingerichtet, um Jahrtausende zu überdauern und wie ein Wunder vor den wechselnden Geschlechtern der Erde dazustehen. Manche dieser Bauten sind noch so wohlerhalten, als wären sie gestern erst entstanden. Das Material, aus welchem sie bestehen, und welches aus den Bergen zu beiden Seiten des Nil gehauen wurde, ist theils ein schöner, dauerhafter Sandstein, theils ein vorzüglicher, rosenrother Granit (Syenit), der sich zu beiden Seiten der Nilkatarakte bei Syene (Assuan) findet. Aus diesem letztern,

harten, der herrlichsten Politur fähigen Steine wurden namentlich hohe Säulen, Statuen, Obelisken, Kolosse, alle aus einem Stück gebauen. Diese Monolithen, so wie die großen, durch ihre Schwere allein zusammenhaltenden Quaderblöcke zu den Mauern der Tempel und Paläste mußten also an den Nil geschafft, auf Flößen an Ort und Stelle gebracht, dort ausgehoben und bis zur Höhe des Bauplatzes gezogen werden.

Das erstaunenerregendste Ensemble jener Werke bietet sich bekanntlich auf dem Areal des alten Theben dar, der von Homer sogenannten hundertthorigen Stadt. (Indeß ist „Hekatompylos" nach einer Bemerkung Diodors nicht von Stadtthoren, sondern von den obenerwähnten Pylonen als Tempelthoren, zu verstehen.) Hier, in den jetzigen vier Dörfern Medinat-Habu und Kurna auf der westlichen, Luxor und Karnak auf der östlichen Seite des Nil findet man jene oft beschriebenen Tempel und Paläste, jene Obelisken, aus einem Steine von 70 und 90 Fuß Höhe, die beiden berühmten Memnonkolosse, 61 Fuß hoch, welche, je aus einem Granitblock bestehend, aus der Mitte der Ebene ihre riesigen Schatten bis fast an die libysche Felswand werfen. Hier fand man den in das britische Museum gebrachten, sehr schönen Kopf eines Kolossen. Man mußte, wie ein Autor bemerkt, eine Höhle graben, um das Lächeln dieses Mundes auszudrücken. Hier sind die Trümmer des Memnoniums, auch Grabmal des Osymandyas genannt, so wie der berühmte Palast von Karnak. An ganzen Reihen von hohen Pylonenthürmen, an Tempeln, Säulenhallen vorüber, durch Alleen von Sphynxkolossen gelangt man an den Palast, in welchem sich jener Saal befindet, dessen aus gewaltigen Steinblöcken gefügte Decke von etwa 140 Säulen getragen wird, welche, bei einer Höhe von 65 bis 70 Fuß, je einen Durchmesser von 10—11 Fuß haben, so daß, wie man berechnet hat, auf jedem Capitäl dieser Säulen hundert Menschen stehen könnten. Ueber dieses Werk sagt Champollion: „Ich will es nicht wagen, eine Schilderung davon liefern zu wollen; denn entweder würden meine Worte nur den tausendsten Theil von dem ausdrücken, was man über solche Gegenstände sagen muß, oder wenn ich ja davon eine schwache Skizze nur mit blassen Tinten entwerfen wollte, würde man mich für einen Schwärmer, vielleicht auch für einen Narren halten. Genug, kein Volk alter oder neuer Zeit hat das Wesen der Baukunst nach einem so erhabenen, umfassenden und großartigen Maßstab aufgefaßt, als die alten Aegypter. Sie machten Entwürfe, wie Menschen, die hundert Fuß hoch sind, und die Einbildungskraft, die in Europa über unsere Säulenhallen sich wol noch emporschwingen kann, hemmt ihren Flug und sinkt ohnmächtig zu Boden vor dem von 140 Säulen getragenen Saal von Karnak." — Welchen Eindruck mußten diese nunmehr theilweise zertrümmerten und versandeten Werke auf den Fremden unversehrt, in alter ägyptischer Zeit machen! Hier und dort sieht man auf den Terrassen der Tem-

pel arabische Hütten, gleichwie Vogelnester, ja ein ganzes Dorf angebaut, das mit seinem Vieh, seinen Ställen und hundertjährigem Schutt einen widrigen Maßstab für die auch aus solchem Schmuz noch siegend hervortretende Schönheit des kolossalen Baues gibt.

Es ist im Frühern von den sogenannten Atlanten und Karyatiden die Rede gewesen, welche die Griechen öfter an Statt der gewöhnlichen Säule in Anwendung brachten. In der ägyptischen Architektur findet sich ein ähnlicher Gedanke ausgeführt. Es sind nämlich gigantische Götterfiguren, die nicht selbst das Gesimse tragen, sondern nur an die Säulen lehnen und deren majestätische Miene und Haltung, wie die französischen Gelehrten sagen, dem Nahenden ein unbeschreibliches, tief ergreifendes Gefühl der Ehrfurcht einflößt.

Eine allerdings dem gewöhnlichen Zweck entsprechende, aber doch nach Entstehung und Zusammenhang verschiedene Anwendung fand die Säule in den indischen Felsenarbeiten. — Man könnte die Kunst der Excavationen gewissermaßen als eine negative Architektur bezeichnen. Das Bauen erfordert ein regelrechtes Aufrichten und Uebereinanderschichten früher beweglichen Materials, daß es in der ihm gegebenen Gestalt und Gesammtheit nunmehr aus Beweglichem zu Festem werde. An der Stelle, wo vorher nichts als Grund und Boden war, erhebt sich eine neue Schöpfung von Menschenhand, indem der Baukünstler, Stein zu Steinen fügend, sich immer höher in den freien Luftraum emporarbeitet. Diesem positiven Herbeischaffen und Ordnen gegenüber hat die Kunst der Excavationen die Aufgabe, von dem bereits an Ort und Stelle Bestehenden das Meiste wegzuschaffen und nur weniges, dem Plane gemäß zu lassen. Solche Felsenarbeiten, die sich tief in das volle, harte Gestein des Berges hineingruben und da Räume schufen, wo die Natur alles felsenfest ausgefüllt, finden wir in mehren Ländern. Hierher gehören die großartig angelegten Grabeskammern in Palästina, ferner die schönen Königsgräber bei Persepolis, besonders aber die unzähligen Anlagen in der ägyptischen Thebais, mit welchen die libysche Felswand durchbrochen ist. Man hat keinen Anstand genommen, diese ägyptischen Katakomben den dort über der Erde stehenden Werken an Größe und Pracht, wie an Umfang gleich zu stellen. Da sind weite Säle, tief hinabgehende Treppen, alles mit Malerei und Sculpturarbeiten überdeckt, so daß man in einem der Gänge allein 22,000 hieroglyphische Zeichen zählte, worunter 180 Figuren in Lebensgröße. Diese unermeßlichen Räume, die in einer Strecke von zwei Stunden sich an der Bergwand hinziehen, sind übrigens später von Lebenden als Wohnung in Anspruch genommen worden und haben so in ihren dunkeln Tiefen eine dreifache Bevölkerung wechseln gesehen. Zuerst kamen die durch Jahrtausende von trauernden Aegyptern hierher getragenen

Mumien, die hier ein weites, stilles Todtenreich bildeten. Ihnen folgte eine lebende Generation von christlichen Einsiedlern, welche die Ueberbleibsel heidnischer Vorzeit in den Wandsculpturen mit Gyps überdeckten und auf denselben Heiligenbilder malten. In neuester Zeit wohnen hier bisweilen Familien von Arabern mit ihren Herden. Die Grabeskammern dienen ihnen als Ställe, die Mumiensärge und Todtengebeine zur Feuerung, um ihre Speisen zu bereiten. —

Aber ein noch größeres Interesse, als die ägyptischen, gewähren die Felsenarbeiten Indiens. Nicht die Trauer, sondern wie es scheint religiöse Mystik drang hier tief in den Schoß der Berge ein, um nicht Gräber, sondern Tempel, Priesterwohnungen, ja eine ganze heilige Priesterstadt zu schaffen. Es gibt Menschen, die an dem leicht Auszuführenden kein Genügen finden, sondern von einer ungemessenen Willenskraft beseelt, nur von dem Schwierigsten, scheinbar Unmöglichen angelockt, in seiner Bewältigung allein sich gefallen. Der Art waren die Unternehmer dieser Werke. Sie befriedigte die cyklopische Arbeit nicht, den Berg abzutragen und aus seinen Felsen Mauern aufzuschichten. In einem theilweise so harten Gestein, daß es nur mit dem härtesten Stahl zu bearbeiten war, grub man sich erst einen Gang ins Innere, um von hier aus den vollen Berg bei Ellora einen Halbkreis, dessen Durchmesser eine halbe Meile beträgt — gleichsam zu entkernen und aus ihm selber herauszuschaffen. Nur seine Rinde und seinen obersten Theil ließ man als Ringmauer und als Decke an ihrem Platze und im Innern so viel, als man zu den verschiedenen Mauern und Säulen brauchte. Die Säule nun wurde hier nicht aufgerichtet, um die ihr entsprechend eingerichtete Last der Decke zu empfangen, sie blieb, zusammenhängend und aus einem Stück mit dem Grunde und dem oben lastenden Berggipfel, um dessen weit gesprengte Wölbung vor dem Einsturz zu schützen. Auch die Zwischenmauern der verschiedenen Tempel und Anlagen dienten demselben Zweck. Außerdem ließ man das Gestein an seinem Orte, wo nach dem Plane Obelisken, Kolosse, Treppen, Brücken hinkommen sollten, wie auch ganze Kapellen, deren Felsstück also im Innern wieder zur Höhlung umzuarbeiten war. Man nahm auch überall Rücksicht auf die anzubringenden Sculpturen. Allmählig gewann alles Gestalt und Charakter, es entstanden nebeneinander, oder in verschiedenen, theilweise zusammenhängenden Stockwerken übereinander, große Tempel, in deren Innern sich wieder kleinere Tempel oder Kapellen erhoben, mit Vorhöfen, Säulengängen, Teichen, Obelisken, es entstanden unzählige kleine Grotten, als Wohnungen für Priester, oder auch für Pilger. Die Säulen erhielten Capitäle, welche Elephanten, die Lotusblume, oder anderes darstellten. Die Wände der Tempel, etwa von den Dimensionen einer großen gothischen Kirche, sind durchweg mit Reliefs geschmückt, deren Gestalten zum Theil ganz von

der Felsenmauer sich ablösen und nur an dem Rücken mit derselben noch zusammenhängen. Sie stellen Göttergestalten, Götterfamilien und deren Gefolge, mythologische Scenen und dergleichen dar. Elephantenreliefs sind unten an der Wand angebracht, als wenn die Mauer von ihnen getragen würde. Diese gigantischen Felsenarbeiten finden sich besonders auf den Inseln Salsette und Elephante und im Innern der indischen Halbinsel bei Ellora, wo sie die früher angedeutete, große Ausdehnung haben. Es gibt auch noch andere Anlagen, wo nicht nur das Innere des Berges in der geschilderten Weise, sondern auch sein äußerer Umfang entsprechend gestaltet worden, als hätte die Erde aus sich selber Tempel hervorgehen lassen.

Wandelte hier der Mensch natürliche Berge in Höhlen um, so faßte gegentheils ein altes Geschlecht ägyptischer Herrscher oder Tyrannen den kühnen Entschluß, erst Berge zu schaffen, um in ihnen Höhlen zu gewinnen. Das sind die Pyramiden Aegyptens, etwa 400 bis fast 500 Fuß hoch und ebenso breit in der Quadratfläche, die der Fuß des Baues bedeckt. Wir gehen indeß in die Betrachtungen, zu welchen diese außerordentlichen Werke, so wie andere Leistungen der Architektur Anlaß geben, für jetzt nicht weiter ein. Die Natur ist es zunächst, welcher der Mensch diese Kunst verdankt; der Baum gab das Bild der Säule, die Höhle den Gedanken des Gewölbes, dem gothischen Stil schwebte der Dombau des Waldes vor. Wo viele Hände zum großen Werke sich einigten, da vermochten sie selbst Berge zu versetzen, oder künstlerisch umzuwandeln. Doch vermag ein Einzelner noch Herrlicheres und Bewundernswertheres, als jene zahlreich Schaffenden, zu bauen, wenn er es versteht, das eigene Herz zum Tempel des Guten und des Schönen zu gestalten, nach einem Plan, der für die Ewigkeit berechnet sei. Sz.

Ueber historische Ethnographie.

Die Ethnographie, unter den Einflüssen der Entdeckungsreisen des 18. Jahrhunderts ins Leben getreten, ist in neuester Zeit mit besonderer Liebe angebaut worden. Es haben sich Gesellschaften von Sammlern für sie gebildet, zahlreiche Entdeckungsfahrten haben ihr ein massenhaftes Material zugebracht, und sie ist jetzt bedacht, dasselbe zu systematisiren. In der Reihe der Erfahrungswissenschaften hat sie ihren Platz bei der Naturbeschreibung und

der Physiologie organischer Körper genommen. Ihr wissenschaftliches Princip geht dahin, die einzelnen Völker in der Richtung auf das menschheitliche Ganze nach physiologischen Grundeigenschaften zu classificiren. Sie ist hinaufgestiegen zu dem Racentypus und hat auch wol die Ueberlieferung von einem primitiven Stammpaar des Menschengeschlechts mit der Genesis einer Verschiedenheit der Racen in Einklang zu bringen gesucht.

Die Ethnographie auf das rein Physiologische beschränken zu wollen, ist nicht die Meinung sämmtlicher Pfleger dieser Wissenschaft. Es ist vielmehr ausgesprochen worden, daß das gesammte Sein und Leben der Völker, wie es in der Gegenwart sich darstellt, darin anschaulich zu machen sei. Mit dieser Erweiterung ihrer Grenzen stellt sie sich auf den Boden historischer Wissenschaften und als ihr wissenschaftlicher Gehalt erscheint die Nationalität, erwachsen aus physiologischen und historischen Elementen. Alle Ehre nun vom Gesichtspunkt des gesammten Fachgebäudes der Wissenschaften der Ethnographie in ihrer naturhistorischen Haltung und in ihrer Erweiterung in das Gebiet der historischen Wissenschaften; nicht minder dem glücklichen Griff, den Riehl mit seiner Naturgeschichte des Volks als socialer Ethnographie gethan hat. Wie sehr aber auch diese als dankenswerthe Belebung und Befruchtung der naturhistorischen Bildergalerie der Ethnographie anzuerkennen ist, so fühlt doch die Geschichte sich berufen, gegen die Ethnographie, insofern sie sich auf die bloße Gegenwart stellt, einen Aneignungsproceß anzustellen. Mag es erlaubt sein, hier mit fremder Zunge zu reden (Augsb. A. Z. 1858, Nr. 87): „In der Regel können wir uns mit einer bloßen Darstellung der Gegenwart eines Volkes nicht begnügen, sondern wir wünschen auch zu wissen, wie und wodurch es so ward, wie es ist . . . Als Riehl vor einigen Jahren die Altbaiern schilderte, vermied er noch die Frage, durch welche Einwirkungen seit alter Zeit der Charakter jenes interessanten Volksstammes sich so ausgebildet. Als er aber neuerdings sich den Pfälzern zuwandte, da hielt er es für nöthig, auf die Franken, die Alemannen, ja die Römer und die Kelten zurückzugreifen . . . In der That kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Urgeschichte, welche uns gewissermaßen die Urstoffe zeigen soll, aus denen die gemischten Nationalitäten der Gegenwart entstanden sind, für die Ethnographie . . . vom höchsten Werth ist." Was hier im Betreff von Urgeschichten gesagt ist, gilt von der Geschichte überhaupt in ihrem Verhältniß zur Ethnographie. Ihr genügt nicht die Erweiterung der Ethnographie zu einer Darstellung der gesammten Fülle der Nationalität in der Gegenwart; sie macht Anspruch auf einen ihr gebührenden weit gewichtigern Antheil an der Ethnographie mit der Behauptung, daß die Gegenwart der Nationalitäten als Resultat eines Bildungsprocesses, in welchem nicht das physiologische Gesetz allein, sondern menschliche Freiheit und Vernunftthätigkeit neben und mit

jenem agirt, darzustellen sei. Wie bei dem menschlichen Individuum und dem gesammten Menschengeschlecht die Wechselwirkung zwischen Naturzwang und Freiheit als Princip von Leben, Bewegung und Veränderung und wiederum einer gewissen Stetigkeit im Wechsel waltet, so bei einer Nation. Die Geschichte kann also mit einer Absonderung des eben Vorhandenen von den vorhergegangenen Zuständen einverstanden sein. Schon ist sie in der Geographie, nach mehrmaliger Abweichung von deren inniger Verbindung mit der Geschichte durch Karl Ritters Meisterhand in die tiefbegründete Blutsverwandtschaft mit jener zurückgeführt worden. Die Chartographie hat ein eifrig bearbeitetes Feld in historischen Atlanten, selbst die rothen Reisebücher Bädeckers u. s. w. haben historische Zuthat. Da nun alles, was außer Gott ist, auch geworden ist, das Gewordensein der Völker aber nicht blos nach naturhistorisch-physiologischem Maßstab, nach Abwandlungen von Körperbildung, Haar-, Augen- und Hautfarbe u. s. w. zu messen ist, so mahnt dies gebieterisch an die Anerkennung des historischen Elements in der Ethnographie. Die Liebhaber der Gegenwart ohne Rückblick auf die Vergangenheit haben nicht Ursache, sich auf die Stimme des Volkes zu berufen; dieses hält die historische Vergangenheit in Ehren und weilt gern bei ihr, wäre es auch nur in der Sage; es ist wider die Natur und Bestimmung des denkenden Menschen, von heute und gestern zu sein. Wo aber dies sich verleugnet, ist die Erscheinung um so greller, je näher die Hinweisung auf Cultur liegt. So wenn am Ende des vorigen Jahrhunderts ein alter Major bei dem Vortrage eines Geschichtslehrers an einem Cadettenhause sich wunderte, daß es nicht immer so gewesen sei wie unter dem alten Fritz.

Lassen wir nun den physiologischen Puristen der Ethnographie ihre Abneigung gegen die Geschichte, und wenden uns zu der historischen Ethnographie als der Wissenschaft, welche die gegenwärtig vorhandenen ethnographischen Größen von dem Gesichtspunkt der Freiheit aus ebenso gut als dem der physischen Nothwendigkeit ins Auge faßt und was ihnen eigen ist, in genetischer Folge von den Ursprüngen einer Nation bis zur Gegenwart darlegt. Demnach wird zu der bisherigen Expansion der Ethnographie in die Weite und Breite eine historische Längendehnung kommen. Bei dieser wird einer nicht geringen Zahl, ja der Mehrheit von Menschengruppen, die auf naturhistorischem Grund in den Völkergalerien figuriren, aber von einer Nationalität nur rohe Anfänge darbieten und eines historischen Bildungsprocesses erstes Stadium noch nicht durchlaufen haben, nur ein bescheidenes Plätzchen eingeräumt werden. Bei den Völkern aber, welche als Culturträger erscheinen, ergibt sich das rechte und volle Verständniß der Gegenwart nie ohne die Kunde von dem Gewordensein. Je größer der Reichthum verschiedenartiger Erscheinungen in diesem und je lebhafter die Bewegung des Wechsels, um so schwankender das Wesen des

Gegenwärtigen. Selbst Product historischer Entwicklung hat es nimmer die Stetigkeit, welche es fernerem Wechsel entrückte. Es kommt also darauf an, das Stetige und Charakteristische, das die Brücke von den naturgegebenen Ursprüngen bis zu der mit That und Werk der Vernunft erfüllten Gegenwart bildet, zum Maßstab für letztere zu nehmen; es kommt darauf an, auszumitteln, was von der uralten Natur an Mitgift durch alle Veränderungen in Zeit und Raum geblieben ist, was für Eigenschaften unter den Einflüssen der Cultur sich abgeschwächt, was für welche erst durch diese sich belebt haben und mündig geworden sind. Erst in dem Facit solcher Abwägung der Conflicte zwischen Natur und Cultur wird sich das Capital der echten und wahren Nationalität ergeben. In dem bunten Wechsel der Erscheinungen darf es nicht irren, wenn die Progression einmal innehält, wenn es Schwankungen und Rückschritte gibt, wenn Abweichungen von dem ursprünglichen Normalcharakter stattzufinden scheinen. Das echt nationale Schrot und Korn, das sich in dem gesammten Bildungsgange als probehaltig bewiesen hat, wird durch dergleichen in seiner Währung nicht gemindert. Für manches übrigens, was der Wurzel angehört, was aber seinen Wuchs nicht bis in die Gegenwart fortgesetzt hat, darf man der in Herstellung ihres Rechtes nie ermüdenden Natur vertrauen. Was für Winke und Mahnungen aus solcher Verfolgung nationaler Lebensstufen für die Staatsverwaltung, die einer Nationalität gerecht werden will, sich ergeben, wie bedeutsam die Stimme des historischen Rechts darin sei, wie gar oft dagegen dessen Wesen verkannt und ihm mit antinationalen Statuten Gewalt angethan wird, und wie das natur- und vernunftmäßig Erwachsene sich aus innerem Triebe gegen das Aufgezwungene sträubt, wie aus eine Nationalität nicht achtenden Ideen nur zu oft auf Sand gebaut wird, davon gibt es zahlreiche Belege zu der Behauptung, daß unsere Zeit die volle Reife zur Gesetzgebung noch nicht erlangt habe.

Ist nun die Ethnographie in dem bezeichneten Grund und Maß der Geschichte zugeeignet, so bedarf es noch eines Worts über ihren Platz in den weiten historischen Räumen. Insofern sie, aus ihren naturhistorischen Schranken heraustretend, den gesammten Gehalt nationalen Lebens der Gegenwart als ihr angehörig betrachtet, geht sie über in eine Culturstatistik; als Geschichte der Nationalitäten wird sie integrirender Bestandtheil der Culturgeschichte. Doch ist sie weder nach Anfangs- noch Ausgangspunkt identisch mit dieser; sie ist in ihr begriffen, verfolgt aber eine besondere Bahn. Den Anfangspunkt, die Grundlage der mechanischen Natur, haben beide miteinander gemein; man kann die Culturgeschichte, wenn sie principielle Ideen vorausschickt, nicht als eine rein geistig geborene der Geschichte der Nationalitäten als einer erdgeborenen entgegensetzen. Indem nun beide von dem Gebiet des Naturgesetzes übergehen in das weitumfängliche und gliederreiche menschlicher Frei-

heit und Vernunftthätigkeit, ergibt sich eine Sonderung der Bahnen, die Abweichung dieser voneinander erweitert sich in zunehmendem Maß in der Richtung auf verschiedene Endpunkte. Wenn der Unterbau gemeinsam war, so stehen mindestens die Giebelfelder weit voneinander ab. Eine Culturgeschichte hat die Summe der gesammten Entwicklungsstufen und Errungenschaften eines Volks als ein der Vernunftthätigkeit vorzugsweise verdanktes großes Capital darzuthun. Wol kommt bei ihr auch der Grundstamm naturwüchsiger Nationalität in Anschlag, aber nur wie er, durch die Actien der Cultur ausgebeutet und gehoben, dieser zu gut gekommen ist. Ihre Aufgabe ist Progression und Amplification von den Realitäten der Natur zu den Ideen der Vernunft, sie verallgemeinert und sucht die Beziehungen nationaler Bildung zu der gemeinsam menschheitlichen nachzuweisen. Sie hat ihre Ausgänge in den unermeßlichen Räumen des Reichs der Vernunft, sie preist die erhabensten Gipfel menschlicher Bildung als ihre theuersten Kleinode, unter welchem Nationalitätsgepräge sie auch erstiegen werden mögen; sie hebt vorzugsweise die Koryphäen jener als Repräsentanten des großen Gesammtcapitals der Vernunft aus den Völkergruppen hervor. Wo sie im weitesten Abstand von dem naturhistorischen Typus dieser gipfelt, hat sie die stolzeste Flora. — Anders die historische Ethnographie, die Geschichte von Nationalitäten. Diese geht immerfort auf die charakteristischen Merkmale nationaler Naturwüchsigkeit, das Besondere, das Individuelle, als ihr leitendes Princip zurück und verfolgt die Verzweigung der Cultur in jene als etwas Zugebrachtes, Angebildetes, womit das aus natürlichem Stammtriebe Erwachsene sich belebt und befruchtet; sie vergeistigt sich nicht in den idealen Größen der Cultur, sondern haftet an den Gestaltungen des von der Naturnothwendigkeit stammenden Substrats der Nationalität. Sie sucht für diese nicht in dem Gebiet der Cultur einen Platz zu bestimmen, wo solche ihre Selbstständigkeit höherem Gebot unterzuordnen hätte, sondern nimmt aus der Schatzkammer des großen menschheitlichen Capitals die Barren edlen Metalls für ihre Sonderhallen und drückt ihnen hier ihr Gepräge auf. Diese Wahrung des Besondern ist durch allen Wechsel, Um- und Aufschwung allgemeiner Bildung immerfort der Appell, der sie auf ihren Posten ruft.

Bei dieser Aufgabe nun, das specifisch Nationale aus der es überflutenden Weltcultur zu sondern, scheint die Arbeit auf enge Grenzen und nicht eben belohnende Ausbeute angewiesen zu sein. Das Gebiet der gemeinsamen menschlichen Cultur hat sich zu einem schwer übersehbaren Umfang ausgedehnt, das Angestammte der Nationalitäten ist mehr und mehr zurückgewichen, das Individuelle wird bedroht mit zunehmender Verflachung, mit der Gefahr unter den Formen genereller Cultur zu verschwimmen. Nach dem, was aus älterer Zeit dem Völkerleben mehr oder minder gemeinsam geworden und zum Theil

geblieben ist — Christenthum und Islam, Hierarchie, Ritteradel mit zugespitztem Ehrgefühl, Romantik und Courtoisie, Handhabung des Pulvergeschützes und der Buchdruckerkunst, humanistische Studien, Reformation und Gegenreformation, Seefahrten mit Magnet zu Entdeckung und Colonisation, Fernrohr, Barometer, Thermometer, Rückwirkung des Colonialwesens auf das materielle Leben mit Gewürz, Tabak, Kartoffeln, Zucker, Kaffee, Thee, Baumwolle u. s. w., Gebrauch des Französischen bei conventionellen Begegnungen, des Englischen im gewerblichen Weltverkehr, Tagesblätter, Weltmannsbildung — haben die jüngsten Menschenalter unter und nach den Stürmen der umstürzenden und bahnbrechenden Revolution, Siebenmeilenstiefel zur Verbreitung der Cultur angelegt. Dämonische Mächte der Natur in des Menschen Dienst, Elektricität, Dampf und Magnetismus mit fabelhafter Beschleunigung und Vervielfältigung des Weltverkehrs, haben die zwischen den Nationen vorhandenen Klüfte von Raum und Zeit überbrückt; auf den starkbelebten Bahnen der Begegnung und Mittheilung gilt Austausch und Mischung nationaler Eigenthümlichkeit unter allgemeingiltigen Verkehrsnormen.

Diese Weltmächte mit ihrem drangvollen Gefolge der Gewinnspeculation des Papiergelds und Actienschwindels, des Bank- und Creditwesens, der Börsenmanöver haben in die Räder specifischen Nationalgetriebs der Reihe nach wetteifernd in einem Maß eingegriffen, daß nur die noch in primitivem Embryonenstande befindlichen, in entlegenen oder unzugänglichen Recessen wohnhaften Erdbewohner davon unberührt geblieben sind. Also, scheint es, ist naturwüchsig Nationales und national Eigenthümliches zu einem Minimum, Gemeinsamkeit der Cultur aber in der Mehrzahl der Lebensrichtungen vorherrschend geworden. Dennoch behauptet es gegen das Uebergewicht jener Macht sein Recht, und bei der Frage, in welcher Art es jenes geltend gemacht habe und wie viel unter dem Stempel der Cultur von ihm übriggeblieben sei, wiederum wie es die Culturgaben sich angeeignet und nationalisirt habe, ist das Ergebniß wahrlich kein geringes. Lassen wir nun auch die Stereotypie des Naturgepräges, auf welche die Schöpfungen der Cultur nur geringen oder gar keinen Einfluß üben können, desgleichen die durch locale Physik bedingten Gewerbsarten und Lebenseinrichtungen bei Seite, und beachten nur das Gesellschaftsleben unter den Einflüssen freier Vernunftthätigkeit, so darf die Musterung nicht blos bei dem sogenannten Volk, dem Bürger und Bauer, Befriedigung erwarten, sie findet solche auch in höhern Kreisen. Allerdings ist dort das Hergebrachte reichlicher und dauernder als in diesen zu finden und die Zähheit in dessen Festhaltung dort zu Hause. Wiederum ist in den höhern Kreisen der Gesellschaft das Salonleben der vornehmen Welt, überhaupt aber die Gestaltung des socialen Lebens mit weitverbreiteter Gewöhnung an früherhin unbekannte Bedürfnisse und Genüsse, Kaffee, Thee, Brantwein u. s. w. nicht auf ein

Nationalität beschränkt geblieben. Aber Bürger und Bauer allein machen es nicht aus. Beschränkung der Ethnographie auf diese mahnt an die Dorfgeschichten, wenn diese für die souveräne Gattung der Novelle gelten wollen. Wie aber diese sich ungemeiner Gunst erfreuen, so haben ethnographische Zeichnungen sich vor allen gern mit Gebräuchen und Sitten des Familienlebens, Brautwerbung, Hochzeit, Geburts- und Begräbnißfeier u. s. w. beschäftigt und die naturhistorische Ethnographie hat sich mit dergleichen als Beiwerk ausgestattet. Es ist wahr, das Nationale individualisirt sich hier am meisten. Es hat seine Nachhaltigkeit selten kraft ursprünglich naturgebotener Bedingungen; aber diese haben eine Hilfsmacht in der Gewohnheit, und Gewohnheit kann zur andern Natur werden. Manches reicht allerdings hoch ins Alterthum hinauf. Norddeutsche Bauern trieben noch vor kurzem die Schweine zur Abwehr der Bräune durch ein Feuer, das durch Reibung von Hölzern sich entzündet hatte — das altsächsische Niedfeor; in Frankreich werden hier und da zu gewissen Zeiten Katzen verbrannt — vielleicht eine Erinnerung an die Menschenopfer der heidnischen Gallier. Wohl ist von dergleichen das Locale zu unterscheiden, das durch zufällige Ereignisse ohne nationalen Trieb Brauch geworden ist, so die zahllosen Denkfeiern von Wasser- und Feuersnoth u. s. w. Verweilen wir bei der niederen Sphäre des Nationallebens, so gibt die Speiseordnung eine Menge Beispiele, die spanische Olla Potrida, der westphälische Pumpernickel, der Marschkloß der Dithmarsen, die süddeutsche Dampfnudel, die italienischen Maccaroni und Polenta, das östreichische Backhähnel, der schottische Haferbrei, die russische Schtschi u. s. w. Wir verfolgen dies nicht weiter mit Anführungen von nationalen und provinzialen Trachten und Häuserbauten u. s. w. Bei weitem mehr besagt der Ton des geistig-sittlichen Lebens, von dem man gewöhnlich die Grundzüge des Nationalcharakters entnommen hat. Liebe, Ehe und Familienton geben die bedeutsamsten Nüancen innerhalb des gemeinsamen Kreises der Civilisation zu erkennen; die Thorheiten des Liebesrausches sind bei dem Engländer anders als bei dem Spanier; die deutsche Hausfrau ist einzig in ihrer Art. So behaupten sich unter den drastischesten Einwirkungen der Civilisation oder auch ihres Widerspiels der englische Spleen, die englischen Whims und Oddities, so im Verkehr die chinesische und italienische Pfiffigkeit, die rastlose Geldmachesucht des Yankee u. s. w. Aber auch in den staatlichen Gestaltungen, die vom Naturwüchsigen sich am meisten entfernen, ist nicht geringe Ausbeute. Allerdings hat hier das Nationale den allgemeinen Einflüssen der Cultur sich dergestalt unterworfen, daß das Eigenthümliche selten unberührt davon geblieben und fast nur als Modalität jenes zu fassen ist. Je freier aber die Vernunftthätigkeit in diesen Gebieten sich über die Naturbedingungen erhebt, um so bedeutsamer wird das Nationale, das einer universellen Nivellirung zu widerstreben ver-

mag. So wird bei der Musterung staatlicher Gemeinwesen das Maß der Willigkeit des Volkes zu leidendem Gehorsam, des Sinns für Vertheidigung angestammter Rechte, die Art des Widerstandes gegen rechtskränkende Willkür, der Befangenheit vom Nimbus der Hoheit u. s. w. auf der Völkertafel nicht unwesentliche Ungleichheiten darbieten. Nicht anders in der gesellschaftlichen und staatsrechtlichen Ordnung der Stände, der Haltung des Adels, der Bürger und Bauern zueinander, der Hoffärtigkeit, Liebedienerei und Rangsucht. Dabei ist die Frage, in welchem Stande sich die Nationalität am prägnantesten darstelle und die höhere Frage von Gemeingeist, nationalem Bewußtsein und Stolz, von Patriotismus als vergeistigtem und in Activität gesetztem Nationalsinn, vom Festhalten am Bestehenden und von Liebe zu Neuerungen, von Neigung zum Ausländischen und sprödem Festhalten am Vaterländischen, von Einhäusigkeit und Heimathsliebe, von Fahrlust und Touristenfieber. Ferner die Stellung einer Nationalität, die fremdbürtigem politischem Verbande verfallen ist, das Verhältniß des nationalen Charakters zum politischen. Endlich gewisse nationale Antipathien als der Portugiesen gegen die Spanier, der Sicilianer gegen die Neapolitaner. Im Rechtswesen haben kanonische Satzungen des Kirchenthums, Raffinement römischer Jurisprudenz und der Geist der Aufklärung und Humanität, welcher im Criminalrecht aufgeräumt hat, das uralte Volksrecht bis auf die Wurzel angegriffen; dennoch steht dieses noch in manchen ehrwürdigen oder auch mißgestalteten Trümmern da, und, um mit Savigny zu reden, auch in nachgekommenen Rechtssatzungen bewährt sich wol noch, daß das Volksrecht ein Theil des nationalen Körpers ist und nicht gleich einem Rock an und abgelegt werden kann. Von den monotheistischen Religionen liegt es im Wesen des Christenthums und des Islam, die Schranke der Nationalität zu überschreiten; doch wird diese nicht aufgehoben; neben den unwesentlichen Varietäten der liturgischen Formen gibt es ein ungemein reiches Magazin nationaler Eigenthümlichkeit in der Auffassung ein und desselben Glaubens, in dem Maß der Blindgläubigkeit, des orthodoxen Rigorismus und Fanatismus, des Einflusses der Gläubigkeit auf Sittlichkeit im Leben und Handeln; der Katholicismus des Italieners und des Münsterländers oder Vierwaldstädters, der Calvinismus der Züricher und der Schotten liegen weit auseinander. Das Heerwesen hat seine nationalen Eigenthümlichkeiten auch bei der Gemeinsamkeit modernen Waffenthums oder früher des mittelalterlichen Ritterthums, nie dergestalt eingebüßt, daß nicht das Maß des kriegerischen Sinnes, das Geschick für einzelne Waffengattungen und dgl. Unterschiede machte. Aehnliches gilt vom Seewesen. In ihrer ansprechendsten Gestalt erscheint die Nationalität endlich in dem Gebiet, dessen Hervorbringungen für das geistige Leben ebenso zur Allgemeinheit internationaler Mittheilung und zu Austausch des Genusses berufen sind, wie im materiellen Leben die

Güter der Production und Fabrication, die Waaren des Verkehrs und Handels. Wir meinen die Sprachbildung, das Dichten und Wissen und die Kunst. Die Sprache an sich wird in ihrem natürlichen Bau immerfort als das sinnvollste Merkmal und wesentlichste Kleinod der Nationalität gelten müssen. Aber auch wo sie zum Organ freier Vernunftthätigkeit in Wissenschaft und Dichtung wird und sich auf den gemeinsamen Blüten- und Fruchtfeldern der Poesie und Literatur bewegt und wo der Verkehr mit dem Ausland den vielfältigsten Austausch geistiger Schöpfungen und eine gewisse Gemeinsamkeit des Denkens und Empfindens angebahnt hat, behauptet jede Nation ihr Eigenthum in Schöpfungen nachhaltiger Originalität. So was dem Volksleben am nächsten liegt, das Sprichwort, der Volkswitz, das Volkslied; das französische Vaudeville, die spanische Romanze, die englisch-schottische Ballade, das italienische Sonett zeigen dies auf höherer Stufe. Auf der höchsten aber bekunden ein Cervantes und Montaigne, Shakespeare, Calderon und Corneille, Ariost und Camoëns, Voltaire, Diderot und Lessing, Goethe und Schiller, Walter Scott u. a. bei der vollkommensten geistigen Unmittelbarkeit ihre Nationalität. Die Musterung der Kunstschöpfungen ist, weil sie eben der Sprache ermangeln, nicht im gleichen Maße ergiebig; doch wenn sie nur theilweise nationalen Charakter haben — deutsche, italienische, spanische, niederländische Malerei — deutsche Baukunst aber weit über ihr (muthmaßlich nicht eigentlich deutsches) Geburtsland hinaus erhabene Werke schuf, so tritt das Nationale in volles Recht bei persönlichen Kunstdarstellungen, Gesang, Tanz, Mimik der Boleros und Fandango, die Polonaise und Mazurka, die italienische (leider zu Grabe gegangene) commedia dell' arte, das italienische Carneval u. dergl. sind durch die innigste Wahlverwandtschaft des Nationalcharakters und der freien Kunst an ihren heimathlichen Boden gebunden und außerhalb dieses nur gleich verpflanzten Topfgewächsen.

Als Endurtheil ergibt sich, daß die Individualität des Nationalen, wie sehr unter Hobel, Bürste und Sammthandschuh der Cultur genommen und wie geneigt, sich auf der Weltbühne in die herrschenden Formen zu fügen, dennoch innere Lebenskraft genug hat, auch in den höheren Potenzen des Völkerlebens ihr eigentliches Palladium und ihre prägnantesten Merkzeichen durch alle Culturgrade zu behaupten, und daß grade ihre Fortdauer inmitten gemeinsamer Culturformen und die Art, wie diese sich nationell gliedern, zu dem Weltgang der Menschheit gehört. W.

Von der preußischen Grenze.

Der Oberhofprediger Ehrenberg, der ehemalige Religionslehrer des jetzigen Regenten, hat mit Einwilligung desselben das Glaubensbekenntniß, welches der Prinz bei seiner Confirmation abgelegt, der Oeffentlichkeit übergeben. Es ist ein schöner Gedanke, daß der edle Fürst in dem Augenblick, wo ihm die Macht über so viele Millionen gegeben ist, sich diese Grundsätze seiner Jugend wie einen Spiegel vor Augen hält, um sich gleichsam noch einmal zu binden gegen Gott und gegen die Menschen. Denn das ist der Sinn dieser Veröffentlichung: nicht die Zufriedenheit mit früher gehegten Gedanken, sondern die Erneuerung derselben mit dem vollen Bewußtsein, daß sie für die Nachwelt das Maß sein werden, die Handlungsweise dessen zu richten, der in seiner Jugend so gefühlt und so gedacht hat. Von den edlen Grundsätzen dieses Glaubensbekenntnsses heben wir nur einige hervor. „Ich weiß, was ich als Mensch und als Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann." — „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterland, ich will unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht." — „Ich will keinem Menschen Unrecht thun, keinem hart sein, keinen kränken oder demüthigen und wo ich darin fehlen sollte, es eingestehen und auf alle Weise wieder gut zu machen suchen." „Doch will ich meiner Pflicht gemäß alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerstört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung Preis gegeben und das Verbrechen zur verdienten Strafe gegeben werde. Davon darf mich kein Mitleiden zurückhalten." — „Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die besten, die aufrichtigsten sollen mir die liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte." — Mit Recht setzt der Geistliche hinzu: „Zu den Fürsten drängen alle sich hin, die Schlechtesten am meisten; ihrer Gunst möchten sich alle erfreun, und die pflegen sich um dieselbe am eifrigsten zu bewerben, die sie zu ihrem eignen Vortheil, zu der Fürsten und Völker Verderben mißbrauchen wollen. Das beste Herz ist nicht hinlänglich gesichert vor dem schädlichen Einfluß des vertranteren Umgangs, die festesten Grundsätze wanken diesem Einfluß." — Der gerade, echt deutsche Sinn des Prinzen wird dieser Gefahr entgehn, und mit vollem Herzen stimmen wir dem Schlußwort des würdigen Geistlichen bei: „Gott befestige Eure königl. Hoheit in diesen Grundsätzen, helfe Ihnen nach denselben Ihr ganzes Leben einrichten und zu seiner Ehre führen, und lasse Sie den herrlichen Segen derselben allzeit erfahren."

Der alte Landtag hat mit der Anerkennung der Regentschaft seine dreijährige Laufbahn, die nicht die ruhmvollsten Seiten unserer Geschichte füllen wird, glücklich beschlossen. Er ruhe in Frieden und sein Andenken möge bald durch bessere Nachfolger ausgetilgt werden. Wenn aber der letzte Act seines Lebens d. h. sein Schweigen von Seiten der Nationalzeitung getadelt wird, so sind wir nicht im Stand, diese Vorwürfe zu verstehn. Ganz abgesehn davon, daß Adressen und Anreden, die keinen bestimmten Zweck haben, am besten unterbleiben, daß es sich von

selbst versteht, daß man von einem Regierungswechsel das Beste erwartet und daß man es daher nicht erst ausdrücklich sagen darf: was konnte dieser Landtag, nachdem er drei Jahre lang seine Grundsätze hinlänglich an den Tag gelegt, jetzt Besseres thun als schweigen? Oder wünschte die Nationalzeitung etwa, daß dieser Landtag dem neuen Regenten seine Wünsche und Erwartungen über das, was nun zu thun sei, unterbreiten sollte? Völlig ungerechtfertigt ist der Vorwurf gegen die Opposition, die eine sehr kleine Minorität des Landtags bildet und daher nicht in der Lage war, eine Adresse vorzuschlagen; die sich ebenso wenig veranlaßt sehn konnte, nicht ausgesprochene Einwendungen gegen die Regentschaft zu widerlegen. Die Einwendungen der Kreuzzeitung gehören nicht vor das Forum des Landtags, sondern vor das Forum der Presse.*)

Die Publication, die „im allerhöchsten Auftrage" vom Ministerium des Innern in Bezug auf die Wahlen erlassen ist, kann alle billigen Erwartungen befriedigen. Wem manches darin nicht deutlich genug gesagt sein sollte, der nehme die Kreuzzeitung zur Hand, deren Commentar das Nöthige enthält. Wir wollen nur auf einen Punkt aufmerksam machen. Das Circular ermahnt die Landräthe, sich, bevor sie eine Wahl annehmen, die ernste Frage vorzulegen, ob sie auch mit der Regierung werden gehn können? Nicht ungeschickt fragt die Kreuzzeitung: mit welcher Regierung denn? da man doch noch nicht weiß, welches Ministerium dem Landtag gegenübertreten wird. Aber das ist ja eben der Punkt! Die conservative Phalanx des Herrn von Westphalen soll sich daran erinnern, daß Herr von Westphalen nicht mehr Minister ist, und daß möglicherweise in der Zwischenzeit noch andere Veränderungen eintreten können; und sie soll deshalb ernsthaft erwägen, was unter diesen Umständen ihr wohlverstandenes Interesse, ihre Ehre und ihre Pflicht erheischt. Es ist, wie wir schon früher auseinandergesetzt, kein Attentat gegen die durch die Verfassung garantirte Wahlfreiheit der Beamten, kein Eingriff im Sinne des Herrn v. Westphalen und des Geheimen Regierungsrath Hahn, sondern nur eine wohlgemeinte Erinnerung, daß sich in den factischen Voraussetzungen einiges geändert hat.

Was die neue Umlegung der Wahlbezirke betrifft, so enthalten wir uns eines Eingehens auf das Detail; da die Zeit so sehr drängte, so läßt sich billigerweise nicht erwarten, daß allen Uebelständen abgeholfen sein wird. Aber eins haben wir bei dem motivirten Gutachten der „Preußischen Correspondenz" schmerzlich vermißt. Wir setzen voraus, daß eine der ersten Vorlagen der Regierung an den neuen Landtag eine gesetzliche Feststellung der Wahlbezirke sein wird. Aber warum ist nicht schon jetzt die Preußische Correspondenz bevollmächtigt worden, diesen Vorsatz der Regierung anzuzeigen? Die bestimmte Aussicht, daß die Regierung in dieser hochwichtigen Angelegenheit die Initiative zu ergreifen gedenke, würde auf die Wahlberechtigten den heilsamsten Eindruck hervorgebracht haben.

Vielleicht ist in dem Augenblick, wo wir dieses schreiben, die Ministerkrisis schon entschieden. Wir wiederholen, daß es uns mehr auf die Sache als auf die Personen ankommt, daß jede verfassungstreue Regierung, welche jedem Bürger und jedem Stande sein Recht zu Theil werden läßt, dem Ausland gegenüber die Ehre

*) Die nachträgliche Adresse der 128 „Herren" ist, als von bloßen Individuen ausgehend, politisch völlig null.

Preußens energisch vertritt und namentlich in der Handelspolitik, die vielleicht für die nächste Periode in den Vordergrund treten wird, die Interessen des Staats einsichtsvoll und consequent wahrnimmt, in derjenigen Schicht des Volks, aus der die Opposition der letzten neun Jahre hervorging, einer loyalen Haltung begegnen wird, gleichviel ob sie aus ehemaligen Mitgliedern der Rechten oder der Linken, oder auch aus solchen Beamten zusammengesetzt ist, die sich an dem bisherigen Parteitreiben gar nicht betheiligt haben. Fest überzeugt, daß der Regent bei der Besetzung der wichtigsten Stellen nach gründlicher Prüfung der betreffenden Persönlichkeiten vorschreiten wird, werden wir in der Kritik zurückhaltend sein, bis sich ein bestimmter Gang der Politik erkennen läßt. Nur zwei Wünsche haben wir auszusprechen.

Der erste betrifft unsere Parteifreunde, die Mitglieder der bisherigen Opposition. Wir glauben nicht, daß für den Fall einer partiellen Veränderung des Ministeriums es für die gedeihliche Entwicklung des Staatslebens heilsam wäre, wenn sie sich neben die Männer setzten, die sie bisher principiell bekämpft. Was auch Gutes in administrativer Beziehung daraus hervorgehn könnte, die politische Haltung ist doch ebenso wichtig, und für diese sind noch andere Motive entscheidend als augenblickliche Zweckmäßigkeitsmaßregeln.

Unser zweiter Wunsch ist, daß das neue Ministerium, wer es auch sein mag, dem Landtag mit vollem Vertrauen entgegenkommen und ihm durch eine bestimmte Darlegung seiner politischen Grundsätze die Direction geben möge. An diesem Vertrauen hat es nicht blos das Ministerium Brandenburg-Manteuffel fehlen lassen, sondern auch die drei ihm vorangegangenen Ministerien des Jahres 1848, und an diesem Umstand hängt vieles, was die damalige sogenannte Nationalversammlung, für die wir wahrlich nicht eintreten wollen, wenigstens entschuldigen kann.

Die Hauptsache bleibt immer, wie die jetzigen Wahlen ausfallen. Zwar hat die Nationalzeitung vollkommen recht, wenn sie es als einen Uebelstand beklagt, daß die Wahlen ausgeschrieben sind, bevor ein neues Ministerium den Beamten in Bezug auf ihre Wahlbetheiligung eine stärkere Direction, den Wählern ein Bild von dem, was sie zu erwarten haben, gibt. Allein nach unserer Ansicht hat die Presse jetzt eine ganz andere Aufgabe, als auf solche Uebelstände hinzuweisen, die am Ende doch nicht so groß sind, als es scheint. Die Presse, die nicht für die Regierung, sondern das Publicum geschrieben wird, hat vielmehr die heilige Verpflichtung, es auszusprechen und Tag für Tag zu wiederholen: daß in diesem Augenblick jede Theilnahmlosigkeit an dem wichtigsten Act des Staatsbürgers eine politische Ehrlosigkeit wäre; daß derjenige, der in diesem Augenblick nicht alle seine Kräfte aufbietet, um für die Sache der Freiheit zu wirken, der seine Trägheit damit beschönigt, daß der Herr Landrath oder sonst wer vielleicht noch immer so dächten wie vor einem Monat, daß ein solcher, auch wenn er in seinem Pult ganze Stöße von Freiheitsgedichten verschlossen hält, auch wenn er die Faust im Sack ballt gegen die Tyrannen, auch wenn er von einer kommenden Revolution träumt, vermittelst welcher ihm die gebratenen Tauben der Freiheit in den Mund fallen werden: daß ein solcher verdient ein Knecht zu sein und zu bleiben. Wenn ein Volk unter den gegenwärtigen Umständen nicht im Stande ist, sich auf gesetzlichem Wege selbst zu helfen, so ist ihm überhaupt nicht zu helfen. † †

Neue Reiseliteratur.

Die Bereisung Hocharmeniens und Elisabethopols, der Schekinschen Provinz und des Kasbek im Centralkaukasus von F. A. Kolenati. Mit zehn Holzschnitten. Dresden, R. Kuntze. 1858. — Eine sehr in das Detail eingehende, auf den gründlichsten Untersuchungen beruhende Schilderung der genannten Theile des transkaukasischen Rußland, von der man nur wünschen möchte, die einzelnen Aufsätze, aus denen sie besteht, wären chronologisch, oder wenn das sich nicht empfahl, nach den Gegenständen zusammengestellt. Der Verfasser ist Arzt und Naturforscher, und so erhalten wir namentlich über die Fauna und Flora des Kaukasus und seiner Nachbarschaft vieles ungemein Werthvolle. Dahin gehört, was er über das Kameel, über die Weine und die Bienenzucht, den Fischfang und die Kaviarbereitung in den von ihm bereisten Landstrichen, dahin ganz vorzüglich das, was er über den Seidenbau sagt. Er interessirt sich aber zugleich für Gegenstände der Ethnographie, und auf diesem Gebiet ist besonders seine Schilderung der deutschen Niederlassungen bei Tiflis, aus der wir später einen Auszug mittheilen werden, dankenswerth. Nicht ohne Interesse ist dann seine kleine Grammatik der tatarischen Sprache, obwol sie nur praktische Bedürfnisse im Auge hat. Endlich bekommt man auch manches hübsche Bild von den großen und kleinen Orten Armeniens und Grusiens, auch ist zu erwähnen, daß der Verfasser den Kasbek, den zweithöchsten Berg des Kaukasus bestiegen hat. Wir erlauben uns für Damen die folgende „Meditation über ein seidenes Kleid" aus dem Buche auszuheben.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, zu wissen, wie viele Wesen ihren Fleiß, ihre besten Säfte und endlich ihr Leben hingegeben haben, um den Stoff zu einem seidenen Kleide zu liefern.

Im Jahre 17 n. Chr. verbot Kaiser Tiberius seidene Gewänder! Im Jahre 173 n. Chr. durften sich unter der Regierung Marc Aurels nur hohe Damen in Seide kleiden. Im Jahre 218 n. Chr. bekleidete sich der Syrier Heliogabal zuerst damit. Im Jahre 270 n. Chr. verweigerte Kaiser Aurelian seiner Gemahlin ein seidenes Kleid, da es mit Gold aufgewogen wurde. Auch heutzutage ist ein seidenes Gewand zuweilen das Zeichen der vornehmen Dame.

Es ist bekannt, daß zu einem seidenen Kleide ohne Schleppe 15½ Ellen eines ¾ Ellen breiten, oder 26 Ellen eines ⅞ Ellen breiten Stoffes mit Schleppe erforderlich sind. Auf eine Elle kommt es gewöhnlich, wie bekannt, den Damenschneidern nicht an und es ist jeder Dame anzurathen, lieber eine oder zwei Ellen mehr der Schere zu opfern, als an ihrem Umfange beeinträchtigt zu werden. Nun wiegt ein leichter Seidenstoff auf ein Kleid 16½ Loth, ein schwerer Seidenstoff 1 Pfund 3¾ Loth, wenn man auch für die Farbe (was allenfalls nur bei gelben durch Bleioxyd gefärbten Stoffen Anwendung erleidet) 5—8 Loth auf ein Pfund Seidenstoff in Abzug bringt. Zu einem Loth Seide sind 90—95 Cocons nach Abzug allen Verlustes durch Abfälle und Krankheiten der Seidenwürmer erforderlich; daher sind zu einem Pfund 2880 bis 3040 Cocons nöthig. Somit haben zu einem leichten seidenen Kleide, dessen Stoff 16 Loth wiegt, 1445—1547 und zu einem schweren seidenen Kleide, dessen Stoff 1 Pfund 3¾ Loth wiegt, 3177—3348

Seidenraupen spinnen müssen. Wollen wir nun den Verlust durch Fehlschlagen und anderweitige Beschädigungen auch noch mit in Anschlag bringen, so können wir 4000 Seidenraupen rechnen. — Um 4000 Seidenraupen zu erhalten, braucht man nach Abrechnung des Verlustes durch Fehlschlagen ein Quentchen Seidenraupeneier (genannt Grains) oder die Eier von 10 Pärchen Seidenschmetterlingen. — Da eine einzige Seidenraupe während ihres Lebens etwas mehr als 2 Loth Blätter vom Maulbeerbaum verzehrt, so brauchen die 4000 Seidenraupen $2^1/_2$ Centner Laub. Nun gibt ein zwanzigjähriger kräftiger Maulbeerbaum durchschnittmäßig 90 Pfund Blätter. Wenn wir nun auch hier den Verlust der Abfälle mit in Anschlag bringen, so werden drei solche kräftige zwanzigjährige Bäume dadurch so in Anspruch genommen, daß sie das andere Jahr nicht so viel Laub geben dürften. Um daher die Gleichförmigkeit der jährlichen Laubproduction ebenfalls mit einzurechnen, so sind vier bis sechs zwanzigjährige Bäume dazu erforderlich oder sechsmal so viel zwölfjährige Bäume, d. i. 24 Stück. — Davon hat aber der Rohproducent nicht den Hauptnutzen; denn 344 getrocknete Cocons gehen auf ein Pfund, 250 lebende Cocons gehen auch auf ein Pfund und zehn Pfund Cocons geben ein Pfund abgehaspelte Rohseide (Greze). Ein Pfund getrocknete Cocons verkauft der Producent höchstens zu 9 Fl. C.-M. und ein Pfund Greze verkauft er höchstens zu 12 Fl. C.-M. Der Fabrikant, welcher erst die Seide zu Kettenseide (Organsin) und zu Durchschlagseide (Tramin) moulinirt, hält ein Pfund Organsin im Preise von 18 und ein Pfund Tramin im Preise von 16 Fl. C.-M. Ein Pfund Seidenwaare kostet durchschnittlich 34 bis 130 Fl. C.-M. Somit stellt sich das Verhältniß der rohen Seide zur moulinirten Seide und zur Seidenwaare wie 12: 18: 34 oder wie 12: 18: 130 oder wie 1: $1^1/_2$: 3 oder wie 1: $1^1/_2$: 12 heraus.

Auch das Terrain wollen wir berücksichtigen. Ein Quentchen Grains braucht, wenn die Raupen ausgekrochen sind, in der ersten Lebensperiode $1^1/_4$ Quadratfuß; in der zweiten $2^1/_2$, in der dritten $6^3/_4$, in der vierten 7 Quadratfuß Zimmerraum. — Sechs zwanzigjährige Bäume erfordern einen Gartenraum von $^1/_4$ Quadratjoch und von der Heckenzucht würde $^1/_8$ Quadratjoch erforderlich sein. —

Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Ringgold und Commodore Rodgers in den Jahren 1853—1856. Deutsche Originalausgabe von W. Heine. Leipzig, H. Costenoble, 1859. Zweiter Band. — Dieser Theil des von uns bereits ausführlich angezeigten Werkes schildert vorzüglich die Beobachtungen der Engländer und Amerikaner in den japanischen Häfen Hakotade, Simoda und Nangasaki. Dann folgen die Forschungen und Erlebnisse der Amerikaner an der Küste von Kamtschatka, am Gestade Sibiriens und auf der wüsten Insel Fabius. Viel wesentlich Neues enthalten die Capitel über Japan nicht; doch wird manchem das im Anfang mitgetheilte Tagebuch eines chinesischen Gelehrten aus Kanton, welcher die Amerikaner nach Japan begleitete, mit seiner theilweise recht originellen Auffassung der Dinge interessant sein. Die beigegebenen Bilder, Porträts, Landschaften, Volksgruppen in Tondruck sind sehr hübsch. Sie sind wol auch die Hauptsache im ganzen Werke. —

Geognostische Beschreibung der preußischen Oberlausitz, theilweise mit Berücksichtigung des sächsischen Antheils. Entworfen von E. Fr. Glocker. Mit 50 Figuren in Holzschnitt und mehren Karten. Görlitz, Heynsche Buchhandlung. —

Eine sehr gründliche Arbeit, die der görlitzer naturforschenden Gesellschaft, die sie veranlaßte, und dem bekannten Geologen, der sie ausführte, gleich viel Ehre macht, und die wir allen, die ein Interesse an der Geognosie nehmen, schon deshalb lebhaft empfehlen, weil für die Oberlausitz preußischen Antheils bis jetzt in dieser Beziehung wenig gethan worden ist, deren Boden aber an vielen Punkten Schätze enthält, die man früher hier nicht suchte. Der Verfasser hat nichts von Bedeutung übergangen und auch die technische und ökonomische Benutzung der vorkommenden Gesteine und Metalle in Betracht gezogen. So empfiehlt sich das Buch außer dem Gelehrten auch dem gebildeten Landwirth und Industriellen. Die beigegebenen Holzschnitte sind gut ausgeführt und rein gedruckt. Die Karten — eine geognostische und eine land- und forstwirthschaftliche — sind zwar verhältnißmäßig klein, doch thut dies der Deutlichkeit keinen Eintrag. —

Wandkarte der europäischen Staaten von Ewald. Darmstadt, Jonghaus und Venators kartographisch-artistische Anstalt. — Diese Karte ist im Maßstab von 1: 3,600,000 entworfen und enthält die Bezeichnung der Eisenbahnen und Telegraphenlinien, der Hauptstraßen und Kanäle. Die Ausführung ist sehr zu loben. Die Karte entspricht durch reichen Inhalt und durch Correctheit jeder einigermaßen billigen Anforderung. Sehr gut gewählt sind die Farben: tiefes Blau für Meer und Flüsse, Braun für Gebirge, Schwarz für Eisenbahnen, Kanäle, Straßen, Roth für Landesgrenzen. Gebirge, Meer und Flüsse treten dadurch sehr übersichtlich vor das Auge. So ist die Karte nicht blos ein gutes Lehrmittel für Schulen (die allerdings nebenbei noch eine andere bedürfen werden, auf der die Grenzen der Länder verschiedenfarbig bezeichnet sind, wenn letzteres nicht vom Käufer selbst bewerkstelligt werden kann), sondern auch eine vorzügliche Uebersichtskarte für kaufmännische Comptoirs, Postbehörden, Bahnhöfe und Lesezimmer. — Wir knüpfen hieran die Anzeige, daß von dem in demselben Verlag erscheinenden, ebenfalls von Ewald herausgegebenen „Handatlas der allgemeinen Erdkunde, der Länder- und Staatenkunde", über den wir nach Vollendung des Ganzen ausführlich berichten werden, wieder einige neue Lieferungen herausgekommen sind, von denen wir namentlich auf die der ethnographischen Section (Sprachenkarten, Religionen-, Völker- und Racenkarten) so wie auf die der mathematisch-geographischen und physikalischen Section (Sonnen- und Mondfinsternisse, Tages- und Jahreszeiten, Luftströmungen und Niederschläge, Höhen und Tiefen, Veränderungen der Erdoberfläche in historischer Zeit, vulkanische Bildungen, Entstehung von Koralleninseln, von Flußdeltas, Strand- und Dünenanschwemmungen, Gletscherbildungen u. a.) als sehr instructiv hinweisen. Von der statistisch-topographischen Section sind neuerdings die Schweiz, Griechenland, Ostindien, China und Japan und Kleinasien mit Armenien und Syrien erschienen. Die Ausführung ist sehr schön, das Hauptstreben des Herausgebers: möglichste Anschaulichkeit und Uebersichtlichkeit in nicht gewöhnlichem Grade erreicht. Die Vollendung des Werkes soll noch in diesem Jahre stattfinden. —

Neue Lieferungen von geographischen Werken: Von Dr. Böttgers Mittelmeer (Leipzig, G. Mayer) ist die vierte und fünfte Lieferung, von Ed. Schauenburgs Reisen in Centralafrika die fünfte erschienen. Ersteren ist eine Karte vom westlichen Theil des Mittelmeerbeckens beigegeben, letzterer ein Porträt Richard Landers. Beide Werke empfehlen wir wiederholt als werthvoll.

Historische Schriften.

Das Zehntrecht der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung vom Gymnasialdirector Teutsch in Schäßburg. Schäßburg, Habersang. — In das öde, menschenleere Siebenbürgen berief König Geisa II. um die Mitte des 12. Jahrhunders deutsche Einwanderer, treu dem Princip seines Hauses, das seit die Magyaren Pannonien eingenommen, fortwährend in Colonisten ein Mittel der Machtstärkung gesehn. Diese Colonien bevölkern und schützen mit ihren Burgen das Land vom untern Mieresch, von West nach Ost ein großes stehendes Heerlager, viele Meilen bis an den Alt und das Seklerland. Zwei Menschenalter später vergabte König Andreas II. im Südosten Siebenbürgens den deutschen Rittern das Burgenland zu dem klar ausgesprochenen Zweck des Grenzschutzes; als sie wenige Jahre darauf (1225) das schöne Besitzthum, das sie der Oberhoheit der ungarischen Krone zu entziehen versucht, verlassen mußten, blieben doch die deutschen Einwanderer darin zurück, um das Werk der Ritter nicht unwürdig fortzusetzen. So kamen in wenig mehr als zwei Menschenaltern zahlreiche deutsche Colonien nach Siebenbürgen, die in der Folge zum sächsischen Volk, zur dritten ständischen Nation des Landes zusammenwuchsen, in dem sie sich mit tiefgehendem Einfluß auf seine Entwicklung erhalten haben, fast wunderbar in der ganzen Eigenthümlichkeit des deutschen Volksthums bis auf diesen Tag. Von den Institutionen, unter deren Schutz ihnen so Großes gelang, ist als Glied in der Kette ihrer kirchlichen Verfassung das Zehntrecht eine der bedeutendsten: jene deutschen Colonisten waren keinem Bischof zehntpflichtig, also auch dem siebenbürgischen nicht, dem sie ursprünglich gar nicht unterstanden, sondern entrichteten den Zehnten ihren eignen exemten Pfarrern. Die ganze Rechtslage bietet so viel Eigenthümlichkeiten dar, die Verfassung der neuen deutschen Kirche am äußersten Ende der abendländischen Christenheit ist vom gemeinen Recht jener Zeit so sehr verschieden, daß eine Darstellung derselben als ein wichtiger Beitrag für die Culturgeschichte im Allgemeinen betrachtet werden kann. —

Geschichte der Staatsveränderung Norwegens im Jahr 1814. Vom Amtmann G. P. Blom. Mit Actenstücken. Leipzig, J. J. Weber. — „Mehr als vierzig Jahre, „sagt der Verfasser", sind verflossen, seitdem Norwegen mit Schweden verbunden, und von demselben Könige, doch nach seiner sich selbst gegebenen Verfassung, regiert worden ist, und jetzt ist die Zufriedenheit mit diesem Verhältniß allgemein. Zwar hegten mehre im Anfang hinsichtlich der Absichten Schwedens mit Norwegen Argwohn; zwar konnte der alte eingewurzelte Nationalhaß nicht augenblicklich erlöschen; allein allmälig verschwand der Unwille, und die Bestrebungen mehrer, sowol schwedischer als norwegischer Publicisten, Mißtrauen einzuflößen, waren vergebens. Die Conflicte, welche die verschiedenen Verhältnisse zwischen beiden Nationen veranlassen konnten, wurden immer mehr und mehr gelöst, und jetzt erfreut man sich einer brüderlichen Harmonie, da man einsieht, daß die Vereinigung zur gegenseitigen Sicherheit und zum Glück führt. — Norwegen hat in dieser Periode nach allen Richtungen hin unberechenbare Fortschritte gemacht. In der langen Reihe von Friedensjahren haben sein Handel, die Schiffahrt und alle übrigen Nahrungs-

zweige geblüht. Der Staat hat keine Schulden, keine realen Steuern werden auferlegt, sein Geldwesen ist auf festen Fuß gestellt, sein Geld steht dem hamburger Banko gleich, und den Einwohnern sind bedeutende Capitalien zugeflossen. Die Bevölkerung schreitet bedeutend vorwärts, und ein jeder erkennt jetzt, daß das Jahr 1814 das segensvollste in der Geschichte Norwegens war. Der Verfasser hatte schon 1823 eine Geschichte dieser Periode ausgearbeitet. Er fühlte sich um so mehr dazu aufgefordert, da er als Mitglied der constituirenden Versammlung zu Eidsvold, welche Norwegen seine gegenwärtige Verfassung gab, Gelegenheit hatte, die Begebenheiten und ihre Motive genau zu untersuchen. Er ließ die Arbeit von dem Historiker J. Chr. Berg durchsehn, schob aber die Herausgabe bis zum gegenwärtigen Augenblick auf, wo er als der einzige noch lebende Repräsentant jener Versammlung sich dieser Verpflichtung nicht länger entziehn zu können glaubte. — Die Freiheit in der norwegischen Verfassung steht unter den europäischen Staaten so einzig da, daß ein Bild von der Entstehung derselben auch in Deutschland lebhafte Theilnahme erwecken wird. —

Briefe des nachmaligen königlich preußischen Legationsraths K. F. Oelsner an den herz. oldenb. Justizrath G. A. v. Halem, von Paris aus geschrieben in den Jahren 1790—1792. Wortgetreu aus dem Originalmanuscript herausgegeben von Dr. Merzdorf. Berlin, Springer. — Die Briefe geben namentlich über die Theaterverhältnisse jener Jahre erwünschten Aufschluß. In politischer Beziehung steht der Verfasser auf dem Standpunkt Mirabeaus, dessen genauere Beziehungen zum Hof er jedoch nicht kannte. —

Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Von W. Wattenbach, Archivar zu Breslau. Eine von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift. Berlin, Hertz. — Die Anerkennung, die dieser Schrift von competenter Seite zu Theil geworden ist, will um so mehr sagen, da sie der Idee der gestellten Preisaufgabe nicht ganz entsprach: eine kritische Geschichte der deutschen Historiographie bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Das Publicum wird dem Verfasser Dank wissen, daß er sich durch jene Aufgabe nicht hat irren lassen. Er sagt in der Vorrede darüber: „Ein Handbuch der Quellenkunde für die Geschichte Deutschlands im Mittelalter wird seit langer Zeit vermißt und begehrt; je mehr einerseits das Geschichtsstudium an Lebhaftigkeit gewinnt und andrerseits die alten Ausgaben durch neuere Arbeiten und Entdeckungen völlig unbrauchbar gemacht werden, desto mehr begehrt man nach einem Leitfaden. Vorträge, welche ich in Berlin über diesen Gegenstand hielt, wurden fleißig gehört und regten zuerst den Gedanken an, die gesammelten Materialien für den Druck zu verarbeiten. Die Rücksicht auf das praktische Bedürfniß der Zuhörer war bei den Vorträgen maßgebend gewesen, und sie ist es auch bei der Ausarbeitung dieses Buchs geblieben. Es kam darauf an, eine Uebersicht zu geben und die Wege zu weiterer eigner Forschung zu weisen." Mit diesen Worten hat der Verfasser die leitende Aufgabe seines Werks festgestellt: es ist ein Buch zum Nachschlagen für diejenigen, die sich über die Glaubwürdigkeit und sonstige Beschaffenheit der einzelnen historischen Quellen unterrichten wollen. Er hat diese Aufgabe, die um so schwieriger war, da es galt vollständig zu sein und doch jede unnöthige Weitläufigkeit zu vermeiden, glücklich gelöst. Die ganze Einrich-

tung ist bequem, und es ist doch die Arbeit eines echten Gelehrten. Aber er hat noch mehr geleistet, er hat eine bestimmte Seite unseres Culturlebens in deutlicher übersichtlicher Folge und in einem so durchsichtigen Zusammenhang entwickelt, daß sie für jeden Freund der Geschichte eine anziehende Lectüre bildet. So tritt das Buch als verdienstliche Ergänzung in die Mitte zweier Werke, die beide mit Recht die Aufmerksamkeit des Volks auf sich gezogen haben, die deutsche Uebersetzung der mittelalterlichen Geschichtschreiber und Giesebrechts Kaisergeschichte, die neuerdings in Berlin den Preis gewonnen hat. Die historische Kenntniß wird nur dann im Volke Wurzel schlagen, wenn es nicht blos erfährt, was geschehn ist, sondern auch wie man sich über diese Ereignisse unterrichtet hat. —

Life of George Washington, by W. Irving. Autor. Édition. Vol. IV, Leipzig, Tauchnitz. (Collection of British Authors, Tauchnitz Edition). — Das Leben G. Washingtons von W. Irving, Herausg. von Prof. Bülau. Leipzig, Lorck. — Der vierte Band dieses ausgezeichneten Werks führt das Leben des siegreichen Feldherrn bis zu seiner Präsidentenwahl. „Der Plan unsers Werks," sagt der berühmte Verfasser zum Schluß, „machte es nothwendig, ausführlich die Feldzüge der Revolution zu behandeln, selbst wo Washington nicht selbst auf dem Schauplatz der Begebenheiten anwesend war; aber sein Geist durchdrang und leitete das Ganze, und eine allgemeine Kenntniß des Ganzen ist unentbehrlich, um den Scharfblick, die Voraussicht, die ausdauernde Seelenstärke und die umsichtige Weisheit zu würdigen, mit der er den Krieg führte. Bei der Darstellung der Revolution haben wir uns bemüht, was wir für ihren eigenthümlichsten Zug halten: die Größe des Ziels und die Kärglichkeit der verwendbaren Mittel, gebührend hervorzuheben. Wir haben uns bemüht, den vorherrschenden Mangel an Hilfsquellen, die sträfliche Vernachlässigung, die Noth und den Jammer aller Art, mit denen ihre Helden auf ihren Zügen durch pfadlose Wildnisse oder dünn bevölkerte Landstriche, im sengenden Sonnenbrand oder im unbarmherzigsten Unwetter, auf ihren durch blutige Fußspuren über Schnee und Eis zu verfolgenden Wintermärschen, in ihren unwirthlichen, durch Entblößung und Hunger noch unwirthlicher gemachten Winterlagern zu kämpfen hatten, beständig ans Licht zu stellen. Die Geduld und Seelenstärke, mit welcher eine halbdisciplinirte Miliz, freiwillige Verbannte von ihrem heimathlichen Herd, ohne die Aufregung, welche der stolze Prunk und Glanz des Krieges hervorzubringen geeignet sind, und nur von ihrem Patriotismus getrieben, an den Tag legten, sind die edelsten und rührendsten Eigenthümlichkeiten dieses großen Kampfes für Menschenrechte. Diejenigen thun seiner moralischen Größe Unrecht, welche seinen militärischen Operationen durch wohlfeile Uebertreibung einen melodramatischen Effect und falschen Schimmer verleihen und ihre größten Triumphe auf dem Schlachtfeld suchen wollen. Lafayette zeigte ein richtigeres Verständniß der Eigenthümlichkeit des Kampfes, als Napoleon, der gewohnt, seine ehrgeizigen Ziele mit Hunderttausenden von Truppen und Zehntausenden von Erschlagenen zu verfolgen, über die winzige Armee der amerikanischen Revolution und ihre Schlachten hohnlächelte. Sire, gab er treffend zur Antwort: es war ein Kampf um die großartigste Sache, gewonnen durch Vorpostengefechte und Scharmützel." —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Rückblick auf die nächste Vergangenheit Ungarns.

Zehn Jahre sind verflossen seit der Eroberung Wiens durch die Kroaten, neun Jahre seit der Capitulation Komorns, dieser letzten Scene des ungarischen Revolutionsdramas. Die Gefallenen sind zum großen Theil vergessen, die Eingekerkerten fast alle in Freiheit gesetzt, die Verbannten in bedeutender Anzahl zurückgekehrt; der Belagerungszustand hat in Ungarn wie in den übrigen Theilen des großen Kaiserstaates aufgehört, und mit dem Aufheben des Paßwesens haben Spionage und Angeberei, diese unzuverlässigsten und dennoch zumeist gehätschelten Diener der Reaction, den Laufpaß bekommen. Die Gemüther sind, wenn auch nicht *beruhigt*, so doch *ruhig*; Erzherzog Stefan war in Wien, *ohne* daß die Ungarn die mindeste Demonstration machten, und die Geburt des Kronprinzen Rudolf, der nach dem ersten Bade zum Inhaber eines *ungarischen* Regimentes gemacht wurde, ist im Magyarenlande mit Wohlthätigkeitsstiftungen und andern loyalen Kundgebungen gefeiert worden, daß selbst der Kreuzzeitung das Herz darüber jubelte.

Wir können also mit vollem Recht sagen: In Ungarn ist die Revolutionsperiode von 1848 zum Abschluß gebracht. Das alte Ungarn ist mit der oben erwähnten Capitulation von Komorn zu Grabe gegangen, und kann nie wieder in dieser Gestalt zur Auferstehung kommen. Wie immer die Geschichte der europäischen Staaten und Völker sich entwickeln mag: das alte Ungarn mit seinem halb unbeschuhten, halb goldgeschnürten, halb der asiatischen, halb der französischen Civilisation angehörenden Adel, mit seiner revolutionären Aristokratie und seinem streng monarchischen Volke, seiner liebenswürdigen Confusion und seiner confusen Liebenswürdigkeit, kann nie und nimmermehr zurückgebracht werden; denn es gehörte schon längst einer in Europa überwundenen Culturperiode an, und die Jahre 1848 und 49 waren allenfalls stark genug, um eine solche Abnormität für immer zu beseitigen.

Dies ist jetzt die ungetheilte Ansicht aller Denkfähigen in Ungarn, sie mö-

gen früher welcher Partei immer angehört haben, und sie mögen für die Zukunft eine rein nationale oder mehr kosmopolitische Entwicklung für ihr Vaterland anstreben.

Wir können also mit kaltem Blut, mit der Ruhe und Unbefangenheit der historischen Beobachtung auf die Entwicklung der politischen Zustände in Oestreich und Ungarn während der letzten zehn Jahre zurückblicken und uns die Aufgabe stellen, zu untersuchen, was das schöne Land zwischen den Karpathen, was der große Kaiserstaat, mit dem dieses Land infolge der jüngsten Ereignisse näher verbunden wurde, seit zehn Jahren gewonnen oder verloren haben.

Ungarn war vor 1848 eine Monarchie, welche durch eine aristokratische conservative Verfassung beschränkt wurde. Dem König gehörte die Ausübung der Gesetze mit allen sonstigen Attributen der Souveränetät, wie: das Obercommando des Heeres, die Ernennung der hohen Würdenträger und Staatsbeamten, — von einem eigentlichen Ministerium wußte die zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts entstandene Verfassung so wenig als die um sieben Jahre ältere Charta magna der Engländer — das Begnadigungsrecht, das Recht der Adels- und Ordensverleihungen 2c. Hierzu kam noch ein der Legislatur gegenüber unbeschränktes Veto und das Recht den Reichstag zu schließen und neue Wahlen anzuordnen. Das Volk besaß diesem gegenüber: die durch ein unbeschränktes Veto sehr beschränkte legislative Macht, welche es in zwei Kammern ausübte und das Recht der municipalen Selbstregierung, deren Schauplatz die einzelnen Comitate und freien Städte waren.

Schon nach diesen Hauptumrissen zu urtheilen war die ungarische Constitution eine sehr beneidenswerthe Errungenschaft vergangener Jahrhunderte, und der englischen nicht ganz unähnlich. Daß sie im Laufe der Zeit nicht das leistete und leisten konnte, was die magna Charta dem Volke Albions, ist nicht blos der Verschiedenheit der geographischen Lage und der Abstammung der beiden Völker, sondern auch und vorzüglich zweien Umständen zuzuschreiben, welche als die wunden Punkte des altungarischen Staatslebens betrachtet werden müssen.

Das ungarische Volk, welches dem Monarchen gegenüber den zweiten Factor in der Staatsmaschine bilden sollte, machte nur ungefähr den siebzehnten Theil der ganzen Bevölkerung des Landes aus. Ungarn mit den an seiner Verfassung Theil nehmenden Nebenländern zählte beim Ausbruch der letzten Revolution an funfzehn Millionen Einwohner, worunter neunmalhunderttausend Adelige; und die letzteren genossen eigentliche politische Rechte, bildeten den „populus“ der Constitution, während die übrigen vierzehn Millionen theils nur in den Communen einige bürgerliche Rechte ausüben durften, theils aber blos als Herrenfutter — „misera plebs contribuens“ nennt sie das Corpus juris —

betrachtet wurden. Bei dem Umstand, daß ein großer Theil des Adels ohne Besitz und noch mehr ohne Bildung war, mußte die in seine Hand gelegte ausschließliche Ausübung aller politischen Rechte viele von den Mängeln eines Kastenregiments ohne die Vortheile erzeugen, welche eine eigentlich aristokratische oder oligarchische Regierung mit sich bringt.

Von Seiten Oestreichs waltete ein nicht minder verderblicher Umstand ob, in der Verschiedenheit der Regierungsformen der sogenannten Erbländer und Ungarns. Seit 1527 regierten die Fürsten aus dem Hause Habsburg-Lothringen als Könige in Ungarn. In den Erbländern dieses Hauses waren die ständischen Landtage im Laufe der Jahrhunderte zu bedeutungslosen ceremoniellen Aufzügen herabgesunken, alle municipale Selbstständigkeit durch eine in allen Zweigen der Verwaltung streng durchgeführte Centralisation aufgehoben, und die Regenten konnten sich füglich als absolute Herrscher betrachten. Nur in Ungarn, wo der Handhaber der Constitution, der Adel, sehr zahlreich und ein bedeutender Theil desselben auch besitzreich war, wo schon infolge der Annexation des Landes an ein fremdes Reich ein hoher Grad von Mißtrauen und Eifersucht geweckt, und durch mehre von Oestreichs Feinden begünstigte Revolutionen und Kämpfe wach erhalten wurde, erhielt sich die alte Verfassung in ihren Hauptzügen bis auf die neueste Zeit. Dies mußte für die Entwicklung des östreichischen Kaiserstaates sowol als für die gedeihliche Entfaltung des ungarischen Verfassungswesens sehr mißliche Uebelstände erzeugen. Oestreich betrachtete Ungarn als einen revolutionären Staat im Staate, als ein Hinderniß seiner politischen Abrundung und Gleichförmigkeit, und sah sich daher bewogen, durch oft wiederholte Eingriffe in die Constitution die Sonderstellung des Magyarenlandes allmälig aufzuheben. Dadurch wurden die Ungarn noch mehr mißtrauisch gemacht, noch mehr zum Festhalten an ihrer Nationalität und Verfassung, ja selbst an den Mängeln der letzteren bestimmt.

So entstand ein nur selten unterbrochener Kampf zwischen dem Großstaate und einem seiner wichtigsten Theile, welcher endlich zum offnen Krieg, zum Krieg um Sein und Nichtsein führen mußte. Oestreich ist siegreich aus diesem Kriege hervorgegangen, und es ist das Recht des Siegers, seinen Sieg nach den Gesetzen der Billigkeit und politischen Zweckmäßigkeit zu seinem Vortheil auszubeuten.

Unmittelbar nach der Beendigung des ungarischen Revolutionskampfes war in Ungarn die Ansicht und Hoffnung fast allgemein, daß der junge Monarch selbst im Siege die Kraft und Bedeutung des Besiegten nicht unterschätzen und die noch aufgeregten Gemüther durch einen Act fürstlicher Großmuth beruhigen, erst wahrhaft besiegen würde. Die Hoffnung fand ihre Berechtigung in einigen Antecedentien in der ungarischen Geschichte sowie in dem Bewußtsein des ganzen Volkes, daß der Kampf nur durch das Aneinander-

hetzen der Nationalitäten zu seiner verderblichen Größe herangewachsen, und daß der letzte und unsinnigste Act der revolutionären Regierung in Debreczin — die definitive Losreißung des Landes von Oestreich — blos das Werk einiger sich selbstüberschätzenden und den ganzen Reichstag tyrannisirenden politischen Drathzieher war und in den Gemüthern des Volkes nicht den mindesten Anklang fand.

Wir wissen, wie bald und wie schmerzlich diese Erwartung durch die Ernennung Haynaus zum Gouverneur von Ungarn vereitelt wurde, und das Land sah in stummer Apathie der Entwicklung seiner Zukunft entgegen.

In Oestreich machten sich damals über die Wahl der zu ergreifenden Maßregeln zur Neugestaltung des Reichs außerhalb der Regierungskreise folgende zwei Ansichten geltend. Die Einen meinten, Oestreich, welches durch seine geographische Lage und heterogene Zusammensetzung am meisten dazu geeignet und auch verpflichtet ist, die Civilisation im Osten zu verbreiten, muß, nach den in neuester Zeit gemachten Erfahrungen, selbst den Weg der Revolution betreten und alle in dem Boden einer vergangenen Culturperiode wurzelnde Separatverfassungen, Frohnverhältnisse, Städteeinrichtungen, Zunftvorrechte u. s. w. mit einem Machtwort aufheben. Der große Kaiserstaat muß von nun an ein untheilbares Ganzes bilden, die alten Namen der einzelnen Theile müssen verschwinden, und eine neue Eintheilung von Bezirken nach geographischen und staatsökonomischen Maßgaben vorgenommen werden. Die deutsche Sprache muß im ganzen Reich als das Organ der Regierung und des Gesetzes gelten, und eine Verfassung, die sogleich zu proclamiren ist, die aber erst nach vollendeter Umgestaltung des Reichs nach den eben ausgesprochenen Principien ins Leben zu treten hat, muß alle Einwohner Oestreichs zu einem großen, freien Volk vereinigen, welches in dem großen Ganzen sein Heil und die sichersten Garantien für seine Errungenschaften und sein ferneres Gedeihen finden soll.

Hiermit hätten zwar alle die größern und kleinern Nationalitäten des Kaiserreichs mit einem Mal den Todesstoß erhalten, und manche nationale Thräne wäre gefallen, manches nationale Herz gebrochen; aber die Welt hätte mit Bewunderung auf Oestreich geblickt, welches den glücklichen Ausgang eines verhängnißvollen Kampfes zum Ausgangspunkt einer erwartungsreichen Zukunft gemacht, und selbst in den Ländern, welche so ihre Scheinautonomie verlieren mußten, hätten sich viele gefunden, die sich sogleich oder im Laufe einiger Jahre mit den neuen Zuständen ausgesöhnt hätten. Nach zehn bis zwanzig Jahren hätte man sich so sehr an das neue vom Hauch der gesetzlichen Freiheit und des Fortschritts durchwehte Staatsleben gewöhnt, daß nur wenige — es gibt Menschen, die keine Bourbonen sind, und dennoch nichts lernen und nichts vergessen — die alte Zeit mit ihrem aristokratischen

Prunk und ihren bureaukratischen und feudalen Mißständen zurückgewünscht hätten. In diesem Falle wäre auch der militärische Aufwand und die kriegerische Kraftentwicklung Oestreichs während der letzten Zeit als gerechtfertigt erschienen und mit einem solchen Staate, in dem deutsches Wesen, deutsche Wissenschaft und deutsche Bildung die Hauptfactoren sind, hätte Oestreich sich mit vollem Recht als die erste deutsche Großmacht geriren können, und das deutsche Volk hätte ihm aus Dankbarkeit für solche Kräftigung und Weiterausbildung seines Volksthums gern diese Stellung eingeräumt.

Andere meinten hingegen: Oestreich, welches sein Entstehen und sein Wachsthum einer conservativen und ausharrenden Politik verdankt, und welches soeben der revolutionären Hydra auf den Kopf getreten, kann unmöglich selbst den schwankenden Boden der Revolution betreten wollen. Im Gegentheil: Oestreich kann nur auf dem Boden des altbewährten historischen Rechts sich gedeihlich entwickeln, und es muß alles als nichtig und unzulässig betrachten, was die letzten zwei Jahre in den verschiedenen Theilen der Monarchie hervorgebracht, weil es eben mit dem historischen Recht der Monarchie sowol als der einzelnen Nationalitäten im Widerspruch steht. Demnach müssen die Königreiche ihre prunkhaften Krönungsfeste, Ungarn seine Scheinautonomie, seine Grenzzölle und seinen bevorzugten Adel, die übrigen Provinzen ihre ceremoniellen Landtage u. s. w. zurückerhalten. Mit einem Wort: es muß Kehraus gemacht werden mit allem, was die Revolution erzeugt; denn die Monarchie schöpft ihre Berechtigung aus der Geschichte und kann nur den Fortschritt zulassen, der sich auf historisch normalem Wege in den vom historischen Recht gesetzten Schranken entwickelt; und Oestreich zieht es vor, seine Völker mit bedächtigem Schritt, im Geiste des streng monarchischen Princips dem materiellen Wohlstand und der moralischen Veredelung entgegenzuführen, als sie gewaltsam und vielleicht gegen ihren eignen Willen in neue, gefahrvolle Bahnen zu lenken.

Auch in diesem Fall hätte sich Oestreich des Beifalls sehr vieler Politiker, und selbst derjenigen erfreuen müssen, die dem historischen Recht gar keine Stelle in dem Entwicklungsproceß der Völker einräumen wollen; denn das Princip des historischen Rechts ist ein altes, von manchem in der Civilisation und bürgerlichen Freiheit weit vorgeschrittenen Volk hochgeachtetes, und einer monarchischen Regierung, die sich streng an dieses Princip halten will, kann selbst der eifrigste Demokrat seine Achtung nicht versagen. — Nur hätte sich Oestreich dann entschließen müssen, seinen Schwerpunkt außerhalb Deutschlands zu setzen und sich blos auf jene Nationalitäten zu stützen, die ihm den Vollgenuß ihrer freien Entwicklung und die Sicherheit ihrer historischen Sonderstellungen verdanken.

Wir wissen, daß Oestreich bis jetzt keinen dieser beiden Wege eingeschlagen

hat und auch fernerhin keinen derselben einschlagen wird. Nach zehn Jahren äußern und innern Friedens steht das Problem eines neuen Oestreich noch ungelöst da; die Idee eines Gesammtöstreich muß den Machthabern in Wien selbst unausführbar erscheinen, sonst hätte man unmöglich so lange mit der definitiven Organisation desselben zögern, unmöglich so oft und so viel hin und herschwanken, unmöglich in Ungarn und anderwärts Maßregeln ergreifen können, die das Volk, und selbst die besser Unterrichteten irre machen müssen.

Unmittelbar nach der Revolution glaubte man in **Schwarzenberg** den Mann zu sehn, der Oestreich seine neue Gestaltung geben, der ein wirkliches Gesammtöstreich aufbauen würde. Wir wollen dem dahingeschiedenen Staatsmann seine Verdienste nicht schmälern und gestehen gern, daß er durch seine unerschütterliche Festigkeit gegen die auf ihre Leistungen pochenden Generale im Innern den Staat vor einer Prätorianeranarchie bewahrt und durch sein an Rücksichtslosigkeit streifendes unabhängiges Auftreten in der äußern Politik der durch die russische Hilfe etwas gedemüthigten Großmacht ihre frühere Stellung im Rathe der europäischen Völker wieder errungen hat. Allein diese glänzenden Leistungen dürfen den historischen Beurtheiler nicht verblenden, und wir können die Rathlosigkeit, welche noch heute in östreichischen Regierungskreisen in Betreff der Reorganisation des Staates herrscht, nur **dem** zur Last legen, der das Ruder desselben lenkte zu einer Zeit, wo diese Reorganisation am leichtesten und schnellsten zu bewerkstelligen war.

Schwarzenberg war mit all seiner Energie und trotz seines Abgehens von der engherzigen Absperrungspolitik Metternichs, ein Staatsmann aus der alten östreichischen Schule. Er wollte vorerst dem Staate, an dessen Kraft Europa und die eignen Völker zu zweifeln angefangen, durch ein strenges absolut monarchisches Regiment und eine starke wohldisciplinirte Armee nach innen und außen Achtung verschaffen. Die Völker sollten vor allem begreifen lernen, daß Oestreich groß und stark sei; dabei sollten sie sich an einen unbedingten Gehorsam und eine starke Regierung gewöhnen, bevor sie zu einem thätigen Antheil an der Neugestaltung des Staates berufen werden. — Europa, welches damals mit Siebenmeilenstiefeln der Reaction in den Rachen lief, sollte Oestreich in diesem langsamen Reorganisationsproceß nicht stören, und der absolute Monarch mit seinem kriegsgeübten und sorgsam gepflegten Heer auch nur wenig von etwaigen Schwingungen in der europäischen Politik zu fürchten haben.

In einer normalen Zeit könnte man wol eine solche Politik eine energische, eine thatkräftige nennen; in unserm Falle aber, wo der Gährungsproceß eines ganzen Welttheils unerwartete Resultate erzeugt hat, wo die Welt fast aus ihren Fugen gegangen, und man berufen ist sie einzurichten, muß

ein solches Vorgehen uns unwillkürlich an den wohlbekannten Schritt der östreichischen Landwehr erinnern. Der östreichische Staat, wie er aus dem Glühofen der Revolution hervorging, war ein geschmeidiger Stoff und konnte damals wol in jede beliebige Form gehämmert werden; aber mit dem Erkalten wurde der Stoff täglich spröder, und er kann brechen unter dem ersten Hammerschlag. Auch kann man vielleicht einen bereits organisirten Staat mit den Zügeln der absoluten Herrschaft und einer genügenden Anzahl Bayonette für eine Zeit in den geregelten Bahnen erhalten, doch einen Staat mit Hilfe dieser Potenzen einer langsamen Organisation entgegenführen wollen, ist jedenfalls ein gefährliches Experiment.

Man ist allgemein der Ansicht, daß die östreichische Regierung seit Schwarzenbergs Tod an Energie und Thatkraft bedeutend verloren habe, und besonders glaubte man während des russisch-türkischen Krieges behaupten zu dürfen, daß Schwarzenberg — „die Welt soll noch über meine Undankbarkeit staunen" wurde ihm bekanntlich in den Mund gelegt — einen thätigen Antheil an diesem Weltkampf genommen hätte. Wir wollen hier keine speculativen Untersuchungen über eine vergangene Möglichkeit anstellen, doch glauben wir, daß die von Schwarzenbergs Nachfolgern beobachtete Politik den Vorwurf der Energielosigkeit oder gar der Erschlaffung durchaus nicht verdiene.

Daß nach Schwarzenbergs Tod die äußere Politik Oestreichs weniger herausfordernd, die Angriffe gegen Preußen und die Anläufe gegen den Zollverein gemäßigter wurden, daß die Maßregelung der besiegten Provinzen weniger schroff, die Zügel der Regierung weniger stramm angezogen wurden, liegt ganz in der Natur der Sache, ja ist selbst Naturgesetz. Auf jede übermäßige Spannung muß ein gewisser Grad von Erschlaffung folgen, und selbst die soldatischen Landesgouverneure mußten endlich des ewigen Maßregelns müde werden. Hierzu kamen noch die Umstände, daß Schwarzenberg den Moment versäumt hatte, wo eine summarische Umgestaltung des alten Oestreich möglich und geboten war, daß gleich nach seinem Tod (1852) vom Westen her der französische Kaiseradler mit seiner flatternden Friedensdevise, und bald darauf vom Osten her die orientalische Frage das europäische Gleichgewicht mit einem jähen Zusammensturz, und im Innern die von Schwarzenberg überkommenen zerrütteten Finanzen mit ihren stereotypen Deficits den Staat mit einem verderblichen Bankrott bedrohten, wodurch natürlich die Thätigkeit der Regierung von den eigentlichen Reorganisationsarbeiten abgeleitet werden mußte.

So kam es, daß eine Arbeit, die, zur rechten Zeit und mit der erforderlichen Kraftentwicklung vorgenommen, nicht mehr als eines Jahres bedurft hätte, jetzt nach zehn Jahren noch immer nicht fertig ist, daß der spröde Stoff, aus dem ein Gesammtöstreich geformt werden soll, noch seines Meisters harrt,

ja daß ein gemeinsames Rechtsbewußtsein, dieses einzig feste Band jeder staatlichen Organisation, die Völker Oestreichs noch nicht beseelt.

Nur eine Seite des Staatslebens hat die Schwarzenbergische, und noch mehr die ihr folgende Regierung Oestreichs mit besonderer Vorliebe gepflegt, nämlich die Seite der materiellen Interessen, und wir wollen hier näher bezeichnen, wie viel unserm lieben Ungarn von den Früchten dieser Pflege wie von den Uebelständen eines zu lange ausgedehnten Provisoriums zugekommen. Für andere Kronländer wollen wir diese Arbeit solchen überlassen, die mit ihren heimathlichen Verhältnissen und Bedürfnissen so vertraut sind als wir mit den unsrigen.

Ungarn hat unstreitig seit 1849 theils durch die Entlastung des Bodens und die Aufhebung der Zwischenzölle, theils durch neugeschaffene oder verbesserte Communicationsmittel, an Productivität und dadurch an materiellem Wohlstand, bedeutend gewonnen. Mit einigen Ausnahmen, die wir weiter unten bezeichnen wollen, hat die Production der Bodenerzeugnisse nicht nur numerisch, sondern auch an Werth zugenommen; denn durch die Aufhebung der Zwischenzölle wurde die ganze östreichische Monarchie zum Absatzmarkt für ungarische Producte gemacht, und in Gegenden, wo diese früher wegen des kostspieligen Transports durch weglose Steppen und Moräste keinen, oder nur zu äußerst niedrigen Preisen, Käufer fanden, haben sie jetzt bei den bessern und vermehrten Communicationsmitteln Preise erreicht, die früher selbst in jenen Theilen Ungarns nur selten erzielt wurden, die an Oestreich grenzten oder mit demselben durch gute Straßen verbunden waren.

Die Befreiung des Bodens von grundherrschaftlicher Abhängigkeit und frohndienstlichen Leistungen — diese einzige, von der Reaction verschonte Errungenschaft der Revolution — hat übrigens nicht nur die Arbeitskraft des Bauers und seinen materiellen Wohlstand gesteigert, sondern auch in moralischer Hinsicht bereits schöne Resultate geliefert. Das Bewußtsein der Unabhängigkeit und des unantastbaren Besitzes hat in dem Bauer einen gewissen Grad von Selbstständigkeit und Selbstachtung erzeugt, welche auf seine geistige Entwicklung, und diese rückwirkend wieder auf seinen materiellen Wohlstand den wohlthuendsten Einfluß ausüben. Haben schon die neuen Ideen, welche die Revolutionszeit für den Bauer entfaltete, ihn für die Ereignisse der ihm bisher ganz fremden Außenwelt empfänglicher gemacht, so mußten die neuen Bedürfnisse, die ihm aus seiner neuen Stellung zu seinem frühern Grundherrn erwuchsen, ihm die Nothwendigkeit eines selbstständigen vernünftigen Wollens und Handelns aufdringen. Früher war es der Grundherr, der ihm alle höhern Fragen des Lebens mit seinem Lichte beleuchten mußte. Im Glück wie im Unglück, in der Freude wie im Schmerz mußte er sich an diese mächtige Eiche — die ihm immer die mächtigste der Erde schien — stützen, um das Gleich-

gewicht nicht zu verlieren. Jetzt aber, wo er diese Stütze verloren hat, ist er mehr auf seine eigne Kraft angewiesen; er muß sich in seinem Verhältniß zum Steueramte, zur Finanzwache, zur Polizei — ein bis jetzt ihm gänzlich unbekannter Factor in der gesellschaftlichen Maschine — in Proceß-, Erbschafts- und Rekrutirungsangelegenheiten mit seinem eignen Verstand durchhelfen: er sucht sich daher auf alle mögliche Weise zu unterrichten, und wenn dies bei ihm nicht ganz zum Zweck führt, die Erziehung seines Sohnes so einzurichten, daß er in seinem Alter nicht in die Lage kommen möge, über täglich vorkommende Dinge rathlos dazustehn.

Es ist factisch, daß seit 1848 die Zahl der Zeitungsleser und Bücherkäufer unter dem Landvolk in Ungarn in einer viel größern Proportion zugenommen hat, als sonst in einem Lande Europas. Nicht minder ist es gewiß, daß der Bauer in Ungarn jetzt den landwirthschaftlichen Reformen nach wissenschaftlichen Ergebnissen viel zugänglicher geworden, und daß die große Anzahl von landwirthschaftlichen Maschinenfabriken, welche in den letzten Jahren in Ungarn errichtet wurden, einen großen Theil ihres Fabrikats an nichtadelige Grundbesitzer, an Bauern und Juden absetzen.

Hiermit haben wir auch alle Vortheile aufgezählt, welche Ungarn aus seiner neuen Stellung zu Oestreich erwachsen sind, und diesen gegenüber haben wir manche Zustände zu beklagen, die sich ebenfalls aus dieser neuen Stellung ergeben, und die für den Fortschritt des schönen Landes auf dem Wege der Civilisation, ja selbst für ein engeres Anschließen desselben an die Gesammtmonarchie sehr bedenkliche Folgen haben müssen.

In erste Reihe müssen wir hier die unverhältnißmäßige Besteuerung des Landes überhaupt, und besonders des Adels stellen. Ungarn war stets, und ist noch jetzt, trotz der Reichthümer seines Bodens, ein geldarmes Land; die vormärzliche Besteuerung war, trotzdem eine ganze und zwar die reichste Classe der Bevölkerung von aller Besteuerung ausgeschlossen blieb, eine sehr geringe; eine plötzliche und hohe Belastung aller Erwerbsquellen — manche von ihnen ist doppelt und dreifach belastet — muß also sehr drückend sein. Wir haben die Besteuerung des Adels besonders hervorgehoben, nicht als wollten wir etwa der alten Steuerfreiheit dieses Standes das Wort reden, sondern weil diese Besteuerung evident eine zu den Einkünften und Nutznießungen der Gutsbesitzer durchaus unverhältnißmäßige ist, und weil daraus ein Uebel erwächst, welches tief in das Staatsleben, ja selbst in das gesellschaftliche und Familienleben des Landes eingreift. Dadurch nämlich, daß der Adel so unverhältnißmäßig besteuert ist — bei manchem erreicht die Steuer 30—40 Procent seines ganzen Einkommens — und ihm zur Vermehrung seiner Hilfsquellen die früheren Frohndienste und die Unterstützung eines geregelten Creditwesens fehlen, geht der kleine und auch ein Theil des grö-

ßern Adels, der seine Ausgaben nicht nach dem verminderten Einkommen einrichten will oder kann, täglich mehr der Verarmung entgegen. Der verarmte Adelige, der kein Handwerk, kein Geschäft und keine Kunst gelernt, ist meistens darauf angewiesen, seine verblichenen Ueberreste von juridischen Kenntnissen, die früher dem ungarischen Edelmann nur selten fehlten, aus der Rumpelkammer der Vergessenheit hervorzusuchen, diese aufzufrischen und mit einigen Studien im östreichischen Rechtsverfahren zu ergänzen, und dann um eine Anstellung bei der Regierung anzusuchen. Die Regierung sieht es gern, daß der bisher widerhaarige Adel nun gedemüthigt zum Kreuze kriecht, und stellt gewöhnlich solche Supplicanten auch an. Mit diesen halbgebildeten, oft sehr heruntergekommenen Individuen werden die alten Willkürlichkeiten und cavaliermäßigen Ungezogenheiten in die Aemter wieder eingeführt, und oft bekunden diese Neubekehrten eine so totale Unkenntniß des neuen Geschäftsganges, und einen so übel angewendeten Loyalitätseifer, daß sie auf jedem Schritt Anstoß geben, die Intentionen der Regierung in Mißcredit bringen, und besonders die untern Volksclassen sehr häufig zum Aeußersten treiben.

Wir hören oft von Bauern die Aeußerung aussprechen, daß sie es vorziehen möchten, ihrem frühern Herrn zwei Tage Robot zu leisten als einmal auf ein kaiserliches Amt zu gehen. Dieser scheinbar übertriebene Widerwille gegen alles, was den Amtsadel trägt, ist bei näherer Betrachtung leicht erklärlich. Früher wurden alle Comitats- und Bezirksämter durch Wahlen besetzt, die nach einer gewissen Anzahl von Jahren erneut wurden. Die Beamten, welche bei der nächsten Wahl in ihr jetziges oder in ein höheres Amt gewählt zu werden wünschten, waren bestrebt, sich in ihrer Gegend wenigstens einigermaßen den Ruf der Respectabilität und selbst der Popularität zu verschaffen. Denn obwol ihre Wiedererwählung blos von dem Adel abhing, so stand doch dieser, besonders in seinen niedern Schichten in so naher Verbindung mit den Bauern, daß ein allgemeines Verdammungsurtheil der letztern auch auf den erstern nicht ohne Einfluß blieb. Außerdem hatte der Bauer stets eine Zuflucht, eine Art letzte Instanz, an seinem eignen Grundherrn. Wie wir oben bereits erwähnt haben, war der Grundherr der natürliche Vormund und Nothhelfer seines Unterthanen, und der Edelmann setzte einen gewissen Stolz darein, seinen Bauern oder Juden gegen Beamtenwillkür zu schützen, und seine adeligen Vorrechte gaben ihm auch die Mittel dazu in die Hand. Nun aber steht der gemeine Mann der Beamtentyrannei gegenüber rath- und schutzlos da; die Wege der Appellation sind ihm theils unbekannt, theils unerreichbar, und entschließt sich ja Einer unter Tausenden zu dem schweren Schritt, so findet der betreffende Beamte leicht die Mittel, ihn als Rebell und Aufwiegler darzustellen, und er bringt meistens einen Bescheid nach Hause, der andern die Lust zu einem ähnlichen Vorgehen für immer benehmen muß.

Nicht minder fühlbar als die hohe Besteuerung ist die Militärconscription. Im vormärzlichen Ungarn war der Militärdienst für die große Mehrheit des Volkes eine nur wenig fühlbare Belastung. In Friedenszeiten hatte Ungarn mit seinen Nebenländern alle zehn Jahre so viel Rekruten zu stellen, als zur Completirung der ungarischen Regimenter nach Abgang der Capitulanten nöthig war. Diese Zahl variirte zwischen dreißig und funfzigtausend Mann, was also einer jährlichen Rekrutenstellung von drei bis fünftausend Mann gleich kommt. Jetzt werden jährlich alle Altersclassen der dienstpflichtigen Jugend zur Assentirung gezogen, eine beliebige Anzahl zum activen Dienst genommen, und die übrigen für die nächsten Jahre zurückgelassen. Dies macht nach zuverlässigen Berechnungen eine jährliche Aushebung von mehr als 20,000 jungen arbeitsfähigen Männern. Hierzu kommt noch, daß früher der Preis eines Ersatzmannes bei den niedern Preisen aller Lebensmittel und Dienstleistungen, und bei dem viel kleinern Bedarf von Ersatzmännern, ein viel geringerer war, und einem fleißigen, talentvollen Handwerker oder dem Sohn eines wohlhabenden Bauern fehlten selten die Mittel, sich vom Militärdienst zu befreien; jetzt aber, wo ein Ersatzmann nur für 12—1500 Gulden zu haben ist, werden dem Ackerbau und den Gewerben oft die nöthigsten und schönsten Kräfte entzogen, und bei der langen östreichischen Capitulationszeit (acht Jahre activer Dienst und zwei Jahre Reserve), wo der Soldat, wie Dickens sagt, täglich mehr Soldat und stündlich weniger Mensch wird, bleiben diese Kräfte auch in den meisten Fällen für ihre ursprüngliche Bestimmung verloren.

Als folgend in der Zahl der fühlbarsten Neuerungen können wir füglich das Tabakmonopol hinstellen. Wir wollen hier nicht des Weitern erörtern, wie drückend es sein muß, in einem Lande, wo der Tabak in ausgezeichneter Qualität erzeugt wird, seine Pfeife für theures Geld mit schlechtem Kraut füllen zu müssen, denn dieser Gegenstand wurde in Deutschland, als von der Einführung eines solchen Monopols im Zollverein die Rede war, zur Genüge besprochen, das aber dürfte dem deutschen Publicum weniger bekannt sein, daß nämlich das Tabakmonopol in Ungarn der Regierung nur wenig oder gar nichts einträgt, da die zur Betreibung dieses Monopols erforderlichen Aemter, und besonders das zur Ueberwachung des Tabakbaues aufgestellte Corps der Finanzwache den größten Theil des Gewinnstes verschlingen. Wie von Tabakrauchern allgemein behauptet wird, würden sie lieber eine directe Tabaksteuer von ein oder zwei Gulden jährlich bezahlen, als sich in schmuzigen Trafiken durch Beize zubereiteten und vom Trafikanten befeuchteten Tabak oder schlechtgedrehte mit allen möglichen Abfällen gefüllte Cigarren holen zu müssen. Daß eine derartige directe Besteuerung der Tabakraucher, deren Einkassirung wenig oder gar keine Kosten verursachen dürfte, der Regierung

mehr Gewinn brächte als das Tabakmonopol, ist unzweifelhaft; und diese Belastung erhält dadurch den Charakter einer willkürlichen Bedrückung und trägt gewiß nicht dazu bei, die Maßregeln der Regierung populär zu machen.

Aber aus dem Tabakmonopol erwächst noch ein anderer Uebelstand, der in nationalökonomischer Hinsicht einer besondern Erwähnung bedarf. Nach der Bestimmung des Monopolreglements muß jeder, der den Tabakbau fortsetzen oder beginnen will, dies bei der Regierung anzeigen. Seine Pflanzung wird hierauf unter die Aufsicht der Grenzwache gestellt, damit der ganze Ertrag nach beendigter Ernte der Regierung zur Verfügung gestellt werde, die denselben nach eignem Gutdünken abschätzt und ausbezahlt. Dem Pflanzer ist nur gestattet, für jede in seiner Familie oder Behausung lebende, Tabak rauchende Person eine gewisse Quantität zurückzuhalten, und er darf von dieser Quantität seinen Freunden kein Geschenk machen, wenn er nicht sich selbst und den Empfänger in Strafe bringen will. Daß bei der Mißliebigkeit der Maßregel selbst, und bei der Lästigkeit einer solchen Ueberwachung, Conflicte und andere Unannehmlichkeiten für die Pflanzer unvermeidlich sind, versteht sich von selbst; die Tabakpflanzung verliert dadurch viel von ihrem früheren Reiz, und ist seit der Einführung des Monopols immer mehr im Abnehmen begriffen. Bei dieser Abnahme leidet die Production der edleren Gattungen am meisten, da diese meistens von den wohlhabendern und gebildeten Classen cultivirt wurden, und diese am allerwenigsten geneigt sind, sich mit rohen Grenzwächtern und aufgeblasenen Bureaukraten herumzustreiten.

Auch der Weinbau, diese edelste Blüte in dem reichen Garten Ungarns, soll nach zuverlässigen Berechnungen seit der Einführung der Weinsteuer eine nicht unbeträchtliche Verminderung erlitten haben.

Schließlich wollen wir noch einer Maßregel gedenken, die im Ausland zwar mehr als hinreichend besprochen, aber in Bezug auf Ungarn noch nicht genügend gewürdigt worden ist. Ungarn zählt bekanntlich im Verhältniß zu seiner Gesammtbevölkerung die meisten Religionssekten im östreichischen Kaiserstaat. Katholiken (ungefähr der vierte Theil), Lutheraner, Calvinisten (zusammen ebenfalls ein Viertheil), unirte und nichtunirte Griechen, Juden, Armenier und Unitarier lebten in den letzten Decennien vor der Revolution meistens friedlich und duldsam nebeneinander. Man konnte oft in einem Städtchen fünf bis sechs verschiedene Bekenntnisse mit ebenso vielen Kirchen und Seelsorgern finden, ohne daß dieser Umstand die mindeste Reibung erzeugte. Die Kämpfe der Akatholiken gegen die Eingriffe der östreichisch-katholischen Partei waren verklungen; derartige Fragen wurden nur noch manchmal in den Reichstagen verhandelt, und da keins der genannten Bekenntnisse in überwiegender Mehrheit war, so führte schon das Interesse eines jeden zur gegenseitigen Toleranz. In der octroyirten Verfassung vom 4. März 1849

war volle Religionsfreiheit für alle Bekenntnisse ausgesprochen, und obwol diese Verfassung nie ins Leben trat, so glaubte doch niemand, daß von dieser Seite ein bedeutender Rückschritt zu fürchten wäre. Man denke sich nun die Ueberraschung, ja den Schrecken, der die Akatholiken Ungarns befallen mußte, als das Concordat mit seiner schweren Wucht wie ein riesenhafter Meteorstein aus heiterem Himmel auf ihre Häupter niederfiel. Wir glauben, daß das Concordat selbst in Oestreich mit seiner überwiegend katholischen Bevölkerung sich nur weniger Verehrer erfreut; aber für Ungarn ist diese Maßregel ein vielschneidiger, widerhakiger Pfeil, der dem Herzen des Volkes unheilbare Wunden schlägt. Und schon machen sich die Folgen dieses in unserem Jahrhundert beispiellosen Sieges der ultramontanen Partei in allen Schichten des Staats- und gesellschaftlichen Lebens schmerzlich fühlbar. Spitäler, Gefängnisse, Waisenhäuser und alle andern der leidenden oder fehlenden Menschheit gewidmete Anstalten sind theils der unbeschränkten Verwaltung, theils der Ueberwachung der katholischen Geistlichkeit übergeben; gemischte Ehen zwischen Katholiken und Nichtkatholiken werden nicht nur nicht zugelassen, sondern die bereits bestehenden als Concubinate betrachtet; die durch ihr Machtwort entstehenden Normetage werden Gemeinden aufgedrungen, in welchen die Katholiken einen kaum merkbaren Bruchtheil bilden; und das Schulwesen, diese Pflanzung, von der die Zukunft ihre schönsten Früchte erwartet, und die der Mensch so gern mit seiner herzinnigsten Fürsorge, nach seiner eigensten Ueberzeugung hegt und pflegt, ist ihr in einer Weise in die Hand gegeben, die alles fürchten läßt. Wir haben in Ungarn bis jetzt manche Mängel im Erziehungswesen zu beklagen gehabt; aber durch die unbeschränkte confessionelle Freiheit und die daraus folgende geistige Concurrenz ist manches Gute und Schöne gefördert worden, und stand Besseres und Schöneres von der Zukunft zu erwarten. Zudem fand jeder eine wohlthuende Beruhigung in dem Bewußtsein, daß der freie Wille, der schon manches Fehlerhafte ausgeglichen, das Unvollkommene seiner Vervollkommnung näher bringen wird. Mit dem Concordat ist uns diese schöne Aussicht genommen, ist unser ganzes geistiges Leben in eine fremde, feindliche Bahn geschleudert, wo es kläglich untergehen muß.

Daß das Concordat, und besonders das Aufgeben des seit Jahrhunderten bestandenen Placetum regium, sich mit den Principien einer conservativen Regierung, und noch mehr mit der Idee eines Gesammtöstreichs nicht verträgt, ist selbst in unsern Regierungskreisen bereits zur Anerkennung gelangt, und diese Maßregel ist in ihrem Ursprung und in ihren Folgen so verhängnißvoll, daß mit ihr weder von einer geregelten Verwaltung noch von der Organisation eines wirklichen Gesammtstaates die Rede sein kann.

Als Resumé unserer Betrachtungen können wir Folgendes feststellen. Die

wenigen materiellen Vortheile, die Ungarn aus seiner neuen Stellung zu Oestreich erwachsen sind, wiegen die Uebelstände nicht auf, die sie in ihrem Gefolge mitbrachten. Ungarn mit seinem halb ungarisch uniformirten halb deutsch gemaßregelten, seinem halb unwissenden und halb pedantischen Beamtenthum, mit seinen von Gendarmen wimmelnden und dennoch von Räubern beunruhigten Wäldern und Steppen, mit seinen alten Mißbräuchen und neuen Plackereien, mit seinen in hohen Kreisen sehr beliebten nationalen Aufzügen, mit seinen paradirenden Adeligen, Jazygen und Cumaniern mit seinen Comitaten, Stuhlrichtern, Diensthusaren und andern woll-, seide- und goldbeschnürten historischen Ueberresten, ist noch kein organischer Theil eines organischen Ganzen geworden, welches wir „Gesammtöstreich" nennen könnten. Dieses Gesammtöstreich ist bis jetzt nur ein Wort, zu dem der Begriff noch gänzlich fehlt, und Ungarn sieht mit ängstlicher Sehnsucht dem Moment entgegen, wo der jugendliche Monarch und die Männer, die seinen Rath bilden, eine folgerichtige Politik einleiten und den großen Kaiserstaat einer Neugestaltung entgegenführen, bei welcher die Gesammtheit sowol als die einzelnen Theile ihre gerechten Ansprüche befriedigt, ihre billigen Erwartungen erfüllt sehen werden. Δ

Russische Denkwürdigkeiten.

Ein russischer Staatsmann. Des Grafen J. J. Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands. Von K. L. Blum. 4. Bd. Mit 5 Bildnissen und einer Landschaft. Leipzig, Winter. —

Feldherrn-Stimmen aus und über den polnischen Krieg vom Jahr 1831. Herausgegeben von Fr. v. Smitt. — Leipzig, Winter. —

Suworow und Polens Untergang. Nach archivalischen Quellen dargestellt von Fr. v. Smitt. Bd. 1. 2. Leipzig, Winter. —

Denkwürdigkeiten eines Livländers aus den Jahren 1790—1815. Herausgegeben von Fr. v. Smitt. Bd. 1 2. Leipzig, Winter. —

Man hat an die Thronbesteigung des Kaiser Alexander II. weit aussehende Hoffnungen geknüpft, die sich zwar in mancher Beziehung als illusorisch erweisen werden, da ein Reich wie Rußland nicht ohne weiteres nach dem Willen des Einzelnen seine Physiognomie umwandelt, die aber doch keines-

wegs aller Begründung entbehren. Man sieht an der auswärtigen Politik, an dem Entwurf eines großen Eisenbahnnetzes, an den Versuchen die Leibeigenschaft aufzuheben, daß jetzt eine andere Hand den Zügel führt; man sieht es aber auch an der Presse. Die oben genannten Bücher sind zwar im Ausland gedruckt, aber die Mehrzahl derselben haben einen russischen Staatsrath zum Verfasser, das eine ist sogar dem Kaiser gewidmet, und wenn man die Freimüthigkeit betrachtet, mit der über höchste und allerhöchste Personen gesprochen wird, während es bis jetzt z. B. als ein Majestätsverbrechen galt, wenn ein Geschichtschreiber daran zweifelte, daß alle russischen Kaiser eines natürlichen Todes gestorben, so kann man sich nicht darüber wundern, daß die neuen Schriftsteller etwas den Mund voll nehmen. Wie dem auch sei, die Aufhellung jener merkwürdigen Perioden durch urkundliche Zeugnisse ist für unsere Geschichtskenntniß ein unberechenbarer Gewinn, und mehr als das, denn wir lernen durch die detaillirte Zeichnung jene seltsame Mischung asiatischer Wildheit und moderner Civilisation verstehn, die doch noch einmal in der allgemeinen Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle spielen dürfte.

Wir haben uns über die drei ersten Bände von Sievers' Leben bereits ausführlich ausgesprochen; der vierte Band, mit dem das Werk geschlossen ist, enthält des Interessanten noch sehr viel. Der Verfasser gibt in demselben auch eine Charakteristik der Kaiserin Katharina II. und ihres Sohnes, deren Werth freilich weniger in den eignen Reflexionen als in den mitgetheilten Belegen liegt. Wenn er Katharina eine echt deutsche Natur nennt, so fühlen wir uns versucht, drei Kreuze zu schlagen; aber folgende Erkläruug des Kanzlers Woronzow, die sich noch aus der Zeit vor ihrer Thronbesteigung herschreibt, leuchtet uns vollkommen ein: „Die Großfürstin ist romanhaft, leidenschaftlich, sie hat ein glänzendes Auge und den Blick eines wilden Thiers. Ihre Stirne ist hoch und irre ich mich nicht, so steht auf dieser Stirn eine lange und furchtbare Zukunft geschrieben. Sie ist zuvorkommend; freundlich, nähert sie sich mir aber, so bebe ich zurück aus einem Instinct, dessen ich nicht Herr werden kann. Ihre Hand kommt mir wie eine Tigerkralle vor, ihr ewig lächelnder Mund ist verzerrt, macht mir Furcht, sein Lachen verwundet wie eine Drohung.“ Noch bezeichnender sind die Charakterzüge von Kaiser Paul.

Das Heer konnte ihm keiner zu Dank einüben, als er selbst. Er war darin der größte Kleinmeister, und mochte sich und die Truppen Tage lang mit seinem Kamaschendienst abplagen. Als er einstmals ein Reiterregiment lange eingeübt, fiel ihm ein, demselben in gestrecktem Galopp nach einem Ziel vorauszusprengen. Seis nun, daß er im Eifer Befehl zu geben vergessen, oder der Oberst ihn nicht gehört hatte, der Kaiser rief plötzlich Halt, und bemerkte nun mit Verdruß, daß ihm niemand gefolgt war. Wüthend kehrte er um

und schickte in seinem Grimm das ganze Regiment vom Exercierplatz aus nach Sibirien. Als dies drei Tage marschirt war, holte es endlich ein Courier wieder zurück.

Paul verbrachte häufig die Abende bei einer Geliebten, da sie dann öfter allein speisten. Die Geliebte zog, so oft es die kaiserliche Laune erlaubte, einen Franzosen dazu, den er besonders gut leiden mochte. Dieser ein Bouffon, Namens Feauchere, unterhielt beide aufs köstlichste durch Erzählungen, Witze, Schnurren, und wol auch durch förmliche Aufführungen von Possen. Eines Abends, da der Kaiser besonders heiter war, verlangte die Geliebte, daß Feauchere einen betrunkenen Offizier vorstelle. Paul gab die Erlaubniß und der Franzose war gleich bei der Hand. Er nahm einen Hut und ging ins Nebenzimmer, in dessen Thür er alsbald taumelnd erschien. Der Hut entfiel seinen Händen und seine vergeblichen Anstrengungen ihn aufzuheben, waren so komisch, daß die beiden Zuschauer nicht aus dem Lachen kamen. Plötzlich erhascht er den Hut, mit dem er die köstlichsten Bewegungen macht, bis er ihn endlich mit beiden Händen auf den Kopf schwingt. In demselben Augenblick stürzt der Kaiser, wüthend, daß jemand in seiner Gegenwart den Hut aufzusetzen wagte, wie ein Tiger über den armen Franzosen her. Er packt ihn bei der Gurgel und hätte ihn erdrosselt, wenn ihn nicht die Geliebte Pauls Händen entriß. Hier haben wir das Bild des ganzen Mannes vor uns wie er leibt und lebte. Wir begreifen die strengen Anordnungen, ihn zu grüßen, so daß man sogar mit dem Wagen bei seinem Vorüberfahren halten und aussteigen mußte; die Form der Hüte; die Sucht alles in Uniform zu schnüren; seine Abschließung des Reichs gegen das Ausland, und seiner Residenz gegen das gesammte Reich.

Nebenbei erfahren wir, daß der Kaiser, wenn es ihm einfiel, einen hochgestellten Mann öffentlich eine Ohrfeige gab und dieser sollte so thun als wäre nichts geschehn. Freilich wird diese Charakteristik durch die Abneigung gefärbt, mit welcher der Verfasser den ungnädigen Gebieter seines Helden betrachtet, aber im Ganzen ist sie wol richtig, und wir können uns den Schlagfluß, an welchem Paul verschied, pathologisch leicht erklären.

Der dritte Band schloß mit der ungnädigen Abberufung Sievers' von seinem polnischen Botschafterposten. Bald darauf gingen unter seinem brutalen Nachfolger Igelström die Unruhen wieder an und Sivers schrieb an die Kaiserin, die ganze Schuld liege an der Habgier und der Ungeschicklichkeit des neuen Botschafters. „Die jungen Minister und Glücksritter von Generalen wollen den Krieg; da liegt das Uebel. Wenn Ew. k. M. dem Igelström schreiben, daß, wenn in sechs Wochen nicht alles ruhig ist, Sie ihm den Oberbefehl entziehn, ich wette meinen Kopf, es wird alles ruhig sein." „Sie haben Recht, antwortet ihm eigenhändig die Kaiserin, ich bin oft

sehr schlecht bedient worden, ganz ebenso von den Alten als von den Jungen. Wenn die jungen Minister und die Glücksritter von Generalen, wie Sie behaupten, zum Krieg geneigt sind, der oft unvermeidlich ist, so haben die alten Minister und die Generale von hoher Abkunft einen andern Nachtheil, daß nämlich unter ihren Händen die Staatsgeschäfte tänzeln, woraus folgt, daß sie nicht sehr fortschreiten; wenn sie nun nicht fortschreiten, so gehn sie meiner Meinung nach rückwärts, und grade dies hat mich die Erfahrung darin gelehrt."

Sievers blieb ohne Anstellung und, was das Unbequemste war, man ließ ihn längere Zeit in Geldverlegenheit, bis ihm endlich in dieser Beziehung die Sonne der Gnade wieder leuchtete. Er benutzte den günstigen Augenblick sofort, sich mit seinen Rathschlägen der Kaiserin wieder zu nahen, und diese sind namentlich in einer Beziehung lehrreich, sie zeigen uns, was Preußen sich von seinem mächtigen Nachbarn zu versehn hat. So schreibt er einmal 5. Jan. 1795, es sei nothwendig, Polen ganz zu theilen, da jeder kleine Zwischenstaat nur einen Zankapfel bilden und der Eifersucht der übrigen Mächte gegen Rußland Veranlassung geben würde sich zu bethätigen. „Der Preuße ist am gierigsten und verfänglichsten, gegen ihn möchte ich keine anderen Grenzen als Flüsse oder gerade Linien, oder endlich keine Grenzen." Ebenso dringend spricht er sich für die Einverleibung Kurlands aus. „Ew. k. M. kennen die Ränke Preußens, um die Politik des armen Herzogs irre zu führen; ich wiederhole es, die kleinen Zwischenstaaten taugen nichts zwischen großen Reichen, wenn man sie vermeiden kann. . . . . Herr Lithauens, Samogitiens und Kurlands, von dem es nicht einen Zoll breit abtreten dürfte, würde Rußland den gesammten Handel von Memel und Königsberg durch einen sehr wahrscheinlichen Kanal ableiten." —

Obgleich nicht mehr in den höchsten Spitzen der Verwaltung beschäftigt, blieb Sievers doch immer in einem Wirbel von Geschäften. Kaiser Paul war ihm zu Anfang sehr günstig, aber einige Zeit darauf verdroß ihn eine vermeintliche Eigenmächtigkeit des Grafen so, daß er ihm April 1800 einen ungnädigen Abschied ertheilte. In derselben Zeit kehrte Suworow von seiner glorreichen Siegerlaufbahn aus Italien zurück. In Petersburg erwarteten ihn bei seinem Einzug die größten Ehren; aber der wankelmüthige Herrscher ließ sich gegen ihn aufhetzen und den Tagesbefehl unter Trommelschlag verkünden: der Generalissimus habe durch Nichtbefolgung allerhöchster Befehle strengen Tadel und des Kaisers Ungnade verdient. Dies vernahm der alte Held in Riga. Schon angegriffen genug, ward er von Stund an ernstlich krank; doch setzte er die Reise fort; unterwegs traf ihn das kaiserliche Verbot, nach der Residenz zu kommen. Der Fürst antwortete ruhig, er sei sterbend und gehe heim. Er ließ sich im Weiterfahren nicht stören, und kam in der

Dunkelheit nach Petersburg, wo er bei einer Nichte Wohnung nahm. Der Volksjubel über die Rückkehr des Helden ließ sich nicht unterdrücken, aber die Höherstehenden mieden ihn — war er doch in Ungnade! Mit Mühe erlangten die Großfürsten von ihrem Vater Erlaubniß, ihn zu besuchen. Sievers eilte sogleich zum angekommenen Freund und fehlte keinen Tag, bis er dem Sterbenden am 18. Mai die Augen zudrückte.

Dieser größte Held, den Rußland in den letzten Jahrhunderten hervor gebracht, ist nun der Gegenstand einer ausführlichen Monographie, die, vortrefflich bearbeitet und auf das reichhaltigste Material gestützt, uns schon in den beiden vorliegenden Bänden die wichtigsten Aufschlüsse gibt. Man lernt aus ihr nicht blos die öffentliche Laufbahn des berühmten Generals, sondern auch den innern Kern seines Charakters kennen. Sehen wir in Sievers den kalten verschlagenen Staatsmann, der am meisten auf dem Parket des Hofes zu Hause war, und den eisernen Griff, womit er seine Opfer faßte, hinter den weichsten Handschuhen versteckte, so tritt uns in Suworow der wilde rauhe Kriegsmann entgegen, der unter Umständen die asiatische Barbarei nicht verleugnete, aber doch dahinter ein warmes Gemüth verbarg. Der Sohn des Lagers fühlte sich bei Hof stets unbehaglich, die Intriguen waren ihm fremd, er mochte nur mit Seinesgleichen verkehren. Die meisten von den russischen Generalen betrachteten den Krieg nur als Mittel, in der Gunst der Kaiserin emporzusteigen und sich Reichthümer und Ehrenstellen zu erschwindeln; Suworow war nur Soldat, fast ohne alle Bedürfnisse und daher persönlich ganz uneigennützig; er führte den Krieg um des Kriegs willen. Eine solche Natur hat innerhalb eines Reichs, wo alles auf verwickelte Intriguen und auf die schwer zu berechnenden Launen des Monarchen gestellt ist, einen schweren Stand. Um sich sicher zu stellen, wandte Suworow ein seltsames Mittel an: er trug eine Maske, die ihn als unschädlich erscheinen ließ. Um nicht Gegenstand der Intriguen zu sein, spielte er den Hanswurst; indem die großen Hofmänner über ihn lachen konnten, glaubten sie ihn nicht fürchten zu dürfen und ließen ihn im Ganzen seinen Weg gehn. Freilich kann man sein Leben hindurch nicht eine Rolle spielen, zu der man nicht in seiner Natur die nöthigen Elemente vorfindet, und so war es auch mit Suworow. Die Neigung zur Bouffonerie liegt tief im russischen Charakter. Rußlands größter Kaiser war zu Zeiten ein arger Possenreißer und bei ihm war es gewiß nicht Maske, sondern innerste Natur. Die Bouffonerie war das beste Mittel, sich dem gemeinen Mann verständlich zu machen, und wenn die Soldaten sich im Lager über die Schwänke des Generals unterhalten konnten, so durfte er, wo es nothwendig war, streng, ja grausam sein, ohne ihre Liebe zu verscherzen. Mit ihnen war er aufgewachsen, ihre Sprache und ihr Benehmen war zu seiner Natur geworden. Dreizehn Jahr alt war Suworow 1742 als Gemeiner

eingetreten, und erst nach zwölfjährigem Dienst 1754 erhielt er eine Lieutenantstelle. Dann stieg er zwar schneller, aber seine eigentliche Bildungszeit verfloß doch in der nächsten Berührung mit dem gemeinen Mann. Schon im siebenjährigen Krieg zeigte er seine gerade Soldatennatur. Friedrich der Große verdankt viel aber nicht alles seinem Genie, seine Erfolge wurden durch die Unfähigkeit und Eifersucht seiner Gegner beschleunigt. Jedem der verbündeten Völker kam es darauf an, so wenig als möglich zu leisten, den andern so viel als möglich zu überlassen. Von dieser kleinlichen Art hatte Suworow keinen Begriff, er behielt immer klar und fest das Ziel des eigentlichen Kampfes vor Augen und ging auf dem geradesten Wege darauf los, alle kleinlichen Nebenrücksichten bei Seite setzend. In einer Zeit, wo man sich viel mit der Kriegswissenschaft zu thun machte, pflegte man über Suworow ebenso die Achsel zu zucken wie später über **Blücher**: er sei kein Taktiker, sondern nur ein tapfrer Haudegen, ein Naturalist. Suworow pflegte darauf zu antworten, er kenne allerdings den Krieg nicht, aber der Krieg kenne ihn. Die berühmten Taktiker verfallen gewöhnlich in den Fehler, mit ihren künstlichen Schachzügen alles ausmachen zu wollen, während diese doch nur die Vorbereitung sein können, da die eigentliche Entscheidung nur durch Muth und Entschlossenheit herbeigeführt wird. Wenn man denjenigen einen großen General nennen kann, der sein Heer so in Ordnung zu halten und moralisch so zu durchgeistigen versteht, daß er ihm die härtesten Opfer, die unglaublichsten Anstrengungen zumuthen, und es mit seiner starken Willenskraft, wie einen Theil seines eignen Körpers betrachten kann, denjenigen, der im Augenblick den entscheidenden Punkt herauserkennt und in demselben Augenblick mit Concentration aller Kräfte darauf losgeht, so verdient Suworow aus beiden Gründen diese Bezeichnung. Als Vorbild kann man ihn freilich nicht ohne weiteres aufstellen: die verschwenderische Art, mit der er mit Menschenleben umging, würde **Wellington** in seinem spanischen Feldzug vernichtet haben; dagegen wäre er im siebenjährigen Krieg ein viel gefährlicherer Gegner Friedrichs gewesen, als **Daun**, der berühmte Taktiker.

Auf den siebenjährigen Krieg folgte der polnische Conföderationskrieg 1768—1772; gegen das Ende desselben wurde Suworow, ganz seiner Natur zuwider, zu Unterhandlungen benutzt; wie unbequem sie ihm waren, zeigt ein drolliger Brief an Bibikoff: „Geben Sie mir irgend einen ruhigen Platz, wo niemand mich beneidet; hier, seit vier Jahren, habe ich oft davonlaufen mögen. Gott vergebe es ihnen; ich bin grob geworden, und man ist ergrimmt auf mich, zankt mit mir. Ich bin ein gutmüthiger Mensch, verstehe nicht, es ihnen wiederzugeben. Auch fürchte ich hier die Nachbarn Jesuiten. Verzeihen Sie, es ist Zeit, daß ich ausrufe: ich, ein ordentlicher Mensch, habe schon seit langer Zeit nicht einmal die Strümpfe ausziehn können. Denken

Sie etwa, mich zu einem Politiker zu machen? Ich bitte, schicken Sie einen andern, denn der Teufel wird mit ihnen fertig."

Der türkische Krieg 1773—47 gab Suworow schon mehr Gelegenheit, seine militärischen Talente an den Tag zu legen. Eine Regel, die er aus diesem Krieg abstrahirte, war, nie vertheidigungsweise zu verfahren, sondern, wie groß auch die Ueberlegenheit der Türken sein mochte, kühn ihnen entgegenzugehn. Bei ihnen hat der Angreifer schon den halben Sieg; wer sie erwartet, ist halb geschlagen. Dasselbe System hat Suworow denn auch gegen andere Gegner in Anwendung gebracht; zunächst in dem Aufstand Pugatschews 1774—75. Ueber alle diese Verhältnisse gibt der Verfasser sachgemäße Erörterungen. — Der neue Türkenkrieg 1787 gibt ihm zu einer Charakteristik Potemkins Anlaß.

Der Fürst war von männlicher Schönheit, von stolzem gebietendem Aeußern und starkem Körper. Wunderbar war sein Gedächtniß: er behielt alles, ohne es zu vermengen; über die verschiedenartigsten Gegenstände hatte er Kenntnisse und einzig durch mündliche Unterhaltung erworben; denn er las nicht, war aber unermüdet im Fragen. Eine solche Bildung ist zwar umfassend, aber selten tief, weil ihr die wissenschaftliche Grundlage abgeht. Vorzüglich liebte er, Männer verschiedener Fächer in seiner Gegenwart sich unterreden zu lassen, um das Gehörte sich aneignen zu können. So brachte er es zuletzt dahin, daß er mit Gelehrten aller Art, mit Theologen und Rechtskundigen, mit Naturforschern und mit Kriegsmännern, mit Kaufleuten, Künstlern, und selbst mit Handwerkern und Bauern von ihren eigenthümlichen Beschäftigungen sich unterhalten konnte, ohne eine Blöße zu geben. Vornehmlich liebte er die Theologie, vielleicht infolge seiner ersten Bestimmung; und trotz seiner weltlichen Gesinnungen war er nicht blos gläubig, sondern selbst abergläubisch und von einer ganz speciellen Protection seines Schutzheiligen überzeugt. Man konnte zu jeder Zeit gewiß sein, ihn zu interessiren und von andern Dingen abzuziehn, wenn man ihn von den Streitigkeiten der griechischen und lateinischen Kirche und den zu ihrer Beilegung gehaltenen Concilien unterhielt, denn hier konnte er seine ganze Gelehrsamkeit entfalten, und that es mit besonderm Wohlgefallen. Bei jenem glücklichen Gedächtniß besaß er einen schnell beweglichen Geist, aber einen trägen Körper. Dadurch entstanden die schroffsten Widersprüche. Es war nichts Ungewöhnliches, ihn von den angestrengtesten Thätigkeit zur äußersten Unthätigkeit übergehn zu sehen. Dann brachte er Wochen lang zu Hause hin, ausgestreckt auf seinem Sopha, im Schlafpelz, den Hals aufgeknöpft, die Füße nackt; mit bewölkter Stirn und ohne ein Wort zu sprechen. Zog ihn hierauf eine besondere Leidenschaft an, so erhob er sich plötzlich aus seiner Unthätigkeit, warf sich mit verdoppeltem Eifer in die Geschäfte, um bald nachher sie abermals zu vernachlässigen.

Daher lagen die Hindernisse zum Gelingen großer Entwürfe einzig nur in ihm. Er legte die umfassendsten Pläne an, berechnete mit Scharfsinn alle Mittel der Ausführung, und wenn es nun zum Handeln kam, so scheiterten sie an der Trägheit seines Charakters. Die kleinste Zerstreuung zog ihn ab, er überließ die Ausführung untergeordneten Beamten, hielt oft ohne Ursache wochenlang eine Entscheidung zurück, und der günstige Augenblick ging unwiderruflich vorüber. Die Ungleichheit seiner Laune gab auch seinen Wünschen und Absichten, seinem ganzen Leben die größte Ungleichheit. Bald wollte er Herzog von Kurland werden, dann König von Polen, und dann wieder Bischof oder gar Mönch. Er fing einen Palast zu bauen an und verkaufte ihn, ehe er vollendet war; heute träumte er von Kampf und Krieg und umgab sich mit geschickten Kriegern; morgen dachte er nur an Politik, und wollte das türkische Reich theilen; dann vergaß er alles über dem Hof, und dachte nur an Feste, Glanz und Pracht. Nie war er der Gleiche. Die widerstreitendsten Eigenschaften vereinigten sich in ihm: er war geizig und verschwenderisch, herrisch und leutselig, hart und gütig, stolz und vertraulich, furchtsam und verwegen, je nach der Stimmung des Augenblicks; und dieselbe Stunde sah ihn oft in der entgegengesetzten Laune, bald heiter lächelnd, bald ernst nachdenkend; muthwillig scherzend und verdrießlich gähnend; rasch Befehle gebend, um sie gleich darauf zurückzunehmen. In Gesellschaft schien er verlegen und machte er verlegen: verdrießlich gegen die, welche ihn fürchteten, war er freundlich mit denen, welche dreist und unbefangen mit ihm umgingen. Daher mußte man, um seine Freundschaft zu gewinnen, ihn nicht zu fürchten scheinen, ihn vertraulich anreden, und Zwang und Verlegenheit ihm ersparen, indem man selbst zwanglos und unbefangen war. Er zeigte sich öffentlich zwar stolz, hochfahrend, fast unnahbar, aber es geschah nur, weil er sich unbehaglich fühlte und dies hinter einem kalten, stolzen Wesen verbergen wollte; in der Vertraulichkeit war er freundlich und liebkosend. Seine Seele bedurfte zu ihrer Nahrung großer Schwierigkeiten, großer Hindernisse, um in der Spannkraft zu bleiben, sonst versank sie in Gleichgiltigkeit und Trägheit. Dann erlag er unter der Last des Glücks, unter der Menge der Würden, Ehrenstellen, Reichthümer, Genüsse. Dann wurde ihm das Dasein eine Bürde. Ueberdrüssig dessen, was er besaß, begierig nach dem, was ihm versagt war, nach allem verlangend und aller Dinge satt, erschien er wie ein verzogenes Kind des Glücks, das eben durch das Uebermaß des Glücks höchst unglücklich ist. Sein Egoismus war bisweilen empörend; um zu seinen Zwecken zu gelangen, schien ihm jedes Mittel gut, und diese Zwecke waren nur zu oft ganz selbstisch. Das Recht war ihm nichts; nur das ihm Nützliche war ihm immer auch das Rechte. Alles was Verdienst zeigte, oder ihm im Wege stand, suchte er zu entfernen oder niederzudrücken; je größer und bedeu-

tender jemand war, um so eher hatte er Demüthigung von ihm zu erwarten. Daher fürchteten ihn die Mächtigsten, und eben gegen sie bewies er den größten Stolz. Empörend war oft sein Uebermuth. Gegen Niedrigere dagegen war er freundlich, herablassend, selbst vertraulich, ohne sich etwas zu vergeben.

Es war Potemkin, dessen Ehrgeiz den neuen Türkenkrieg 1787 hervorrief. Dieser Krieg veränderte bekanntlich durchaus die bisherige Constellation der europäischen Mächte. Ganz gegen sein natürliches Interesse schloß sich Oestreich den Eroberungsplänen der russischen Politik an, während England und Preußen ihr entgegenwirkten. Wegen des Letzteren macht der Verfasser, der durchweg den russischen Standpunkt festhält, dem damaligen Leiter der preußischen Politik, Hertzberg, die bittersten Vorwürfe. Dem Urheber des Kriegs sollte auch die Ehre zu Theil werden, ihn zu führen. Aber Potemkin war mehr Hofmann als Soldat; er überließ die Hauptsache Suworow, der freilich, wenn er selbstständig handeln wollte, sich die empfindlichsten Verweise gefallen lassen mußte. Von dieser Zeit beginnen die Briefe Suworows an seine zehnjährige Tochter Natalie, die einen ähnlichen Eindruck machen, wie die Briefe Mozarts an seine Cousine. Als Probe möge hier der eine derselben stehn; der Ton ist in allen der nämliche.

Geliebte Natalie. Du hast mich mit Deinem Briefe vom 9. Nov. erfreut, noch mehr wirst Du mich erfreuen, wenn man Dir das weiße Kleid (im kaiserlichen Fräuleinstift) anziehn wird und am allermeisten, wenn wir zusammenleben werden. Fürchte Gott, führe Dich gut auf und ehre Deine Mutter Sophie Iwanowna (die Vorsteherin im Stifte) sonst zupft sie Dich bei den Ohren und setzt Dich auf Zwiebäcklein und Wasser. Ich wünsche, daß Du glücklich die Weihnachten hinbringst. Jesus, unser Erlöser, bewahre Dich das neue und viele andere Jahre. Ich habe Deinen früheren Brief aus Mangel an Zeit nicht gelesen, sondern an Schwester Anna Wassijewna geschickt. Wir haben hier etwas härtere Sträuße gehabt, als wenn ihr euch an den Haaren zerret, wir haben hübsch tanzen müssen, (bei Kinburn nämlich): in der Seite ein Kartätschenschuß, im linken Arm ein Löchelchen von einer Kugel und unter mir dem Pferde das Schnäuzlein weggeschossen: mit Mühe stiegen wir nach acht Stunden vom Theater ins Kämmerlein. Ich bin eben erst zurückgekommen; habe in sechs Tagen an 800 Werst zu Pferde gemacht, und zwar am Tage nur. Wie angenehm ists auf dem schwarzen Meer. Ueberall singen die Schwäne, die Enten, die Schnepfen; auf den Feldern Lerchen, Finken, Füchslein, im Wasser Sterlette, Störe in Unzahl. Leb wohl, meine Freundin Natascha; ich hoffe Du weißt schon, daß mich meine Mutter, die Kaiserin, mit dem Andreasbande für Eifer und Treue begnadigt hat. Ich küsse Dich. Gottes Segen mit Dir. Dein Vater Alexander Suworow.

Jetzt beginnen die Erfolge, die Suworow zum gefeierten Helden Rußlands machten, die Schlachten von Fockschani und vom Rymnik 1789 und die Erstürmung von Ismaïl. In der ersten Schlacht sollte er gemeinsam mit der östreichischen Armee unter dem Prinzen von Koburg operiren, aber er wich, weil er die östreichische Langsamkeit scheute, jeder vorhergehenden Unterredung mit den östreichischen Feldherrn aus, und begann die Schlacht auf eigne Hand. Diese Eigenmächtigkeit ließ Koburg, weil er seinen Verbündeten wirklich ehrte, nicht blos hingehn, sondern er ward von da an sein treuster Freund. Die heldenmüthige Erstürmung von Ismaïl 1790 gab ihm auch gegen Potemkin ein stärkeres Selbstgefühl und er wagte dem allmächtigen Günstling offen zu trotzen, was er freilich bald zu bereuen Ursache hatte, denn die Kaiserin, die gegen ihn eingenommen war, schickte ihn nach Finnland, wo er seinen ungestümen Thatendrang in gezwungener Unthätigkeit verzehren mußte. Erst die polnischen Unruhen gaben ihm wieder Gelegenheit, den wahren Schauplatz seines Wirkens zu finden.

Die polnischen Angelegenheiten werden sehr ausführlich und im Ganzen geistvoll, wenn auch von einem sehr einseitigen Standpunkt dargestellt. Daß der Verfasser die zweideutige Politik Preußens bitter verurtheilt, wollen wir ihm nicht verargen, ebenso wenig seine Geringschätzung gegen den polnischen Nationalcharakter, der, stets zu einem heftigen Anlauf bereit, sobald es eine dauernde Anstrengung galt, erschlaffte. Aber daß er von der Constitution von 1791 nur die Schattenseiten hervorhebt, und den wichtigen Fortschritt verkennt, den sie, ehrlich durchgeführt, in der nationalen Entwicklung herbeigeführt haben würde, ist doch gar zu russisch.

Suworow war in seiner Unthätigkeit allmälig so wild geworden, daß er schon ernstlich daran dachte, in fremden Dienst zu treten. Für die Intrigue war er nicht gemacht und wenn ihn für einen Augenblick Ossian, der ins Russische übersetzt und ihm zugeeignet war, so begeisterte, daß er in seiner Manier Briefe schrieb, so konnte doch dieser Trost nicht lange anhalten. Aber als die Zeit der Intrigue vorüber war, und es auf ein ernst durchgreifendes Handeln ankam, mußte man sich wieder des Helden von Ismaïl erinnern. Die Darstellung dieser Begebenheiten bleibt dem folgenden Band vorbehalten.

Der Verfasser dieser Monographie hat in früherer Zeit eine Geschichte der polnischen Insurection von 1831 geschrieben. Seitdem sind ihm wichtige Beiträge zum Verständniß der militärischen Operationen zugegangen, die er nun gesammelt dem Publicum mittheilt. Das Wichtigste darunter ist das Tagebuch des Feldmarschall Diebitsch, die Anklageschrift des General Toll, Chef des Generalstabs, gegen seinen zweiten Oberbefehlshaber Paskewitsch und die Antwort desselben. Es ergibt sich daraus, daß Diebitsch ein besserer General war, aber vom Glück weniger begünstigt, während Paskewitsch, der

mit übertriebener Vorsicht den ganzen Feldzug durch taktische Schachzüge zu erledigen hoffte, die Lorbeern einerntete, die eigentlich jenem gebührten. Aus den verschiedenen Angaben der Feldherrn bemüht sich der Herausgeber mit Umsicht und Wahrheitsliebe den echten Thatbestand herzustellen.

General Löwenstern, der Liefländer, ist in allen Punkten das Gegenbild zu Suworow. Geb. 1777 innerhalb der vornehmen Aristokratie, mit allen Neigungen derselben reichlich ausgestattet, beliebt bei den Damen, schon als halber Knabe mit dem tollsten Hazardspiel vertraut, wurde er einmal von einer russischen Gräfin aus der Gesellschaft gewiesen, weil er sein Haar zu stark mit Heliotroppomade gesalbt hatte. Charakteristisch ist für die russische Aristokratie, daß seine Mutter ihm beim ersten Feldzug ein Amulet mitgab, um ihn kugelfest zu machen. Seine erste Beförderung verdankt er Tanten und Cousinen, er wurde auch zum Handkuß bei der Kaiserin zugelassen. In dem Feldzug in der Schweiz 1799 mußte er einmal einen Auftrag beim Feldmarschall Suworow vollziehn: „Ich fand den Helden in einem Dorf, wie er, umgeben von einem Theil des Generalstabs und auf einem tragbaren Sessel sitzend, eben damit beschäftigt war, seine Digestion los zu werden. So gut ich diesen Gebrauch aus Erzählungen kannte, so war es mir doch ein seltener Anblick, ihn ächzend und stöhnend sitzen zu sehen, während ihn der Stab mit ernsten schweigenden Mienen umgab. Ein hochgewachsener Ordonanzkosak stand mit gravitätischer Miene neben dem Stuhl und hielt ein Päckchen Papier in der linken Hand, woraus er mit der rechten dem ruhmbekränzten Greis von Zeit zu Zeit zureichte, während dieser halblaut dazwischen rief: Hurrah! Hau! stich! jag! Die Sitzung dauerte geraume Zeit, und vielerlei Geschäft ward dabei abgemacht." Wenn uns gewöhnlich in militärischen Denkwürdigkeiten nur das officielle Geschäft vorgeführt wird, weiht uns Löwenstern in die Mysterien des Lagerlebens ein. Der liebenswürdige junge Offizier hatte ebenso viel Glück in der Liebe wie im Spiel, und selten verfloß eine Woche ohne eine neue Eroberung, die dann immer artig beschrieben wird. Nach beendigtem Feldzug wollte Löwenstern mit seiner kranken Frau eine Reise nach Italien machen, sie starb ihm aber unterwegs, er gab seine Fahrt auf und nahm als Freiwilliger an der Schlacht von Wagram Theil. Nach Petersburg zurückgekehrt, ließ er sich in neue Liebesabenteuer ein, gewann im Lauf von vier Monaten 450,000 Rubel, die er aber bald wieder verspielte. Beim Ausbruch des französischen Kriegs nahm er wieder Dienste und gewann die Gunst des Oberfeldherrn Barklay de Tolly, aber er wurde des Verständnisses mit dem Feind verdächtig und als Arrestant nach Moskau geschickt, bis endlich seine Unschuld an den Tag kam. Dort lernte er Rostopschin kennen, den berühmten Urheber des großen Brandes. — Seine Tafel war eine heitere Vereinigung geistreicher Unterhaltung. Er gehörte seiner Bildung nach dem älteren,

dem königlichen Frankreich an. Sein natürlicher Scharfsinn war früh zu beißenden Antworten geübt worden und die Energie seines Charakters verlieh den Witzfunken seiner Rede, besonders wenn er gereizt ward, die Heftigkeit eines tödtlichen Geschosses. Besonders waren es die Emporkömmlinge der Revolution, die sein Witz verfolgte. Ueber alle geschichtliche Wahrheit sprach er sich skeptisch aus und Salomos Ausspruch: alles ist eitel! war seine Lieblingswendung. Später schrieb er für eine Dame einen scherzhaften Aufsatz, „meine Memoiren". Das eine Capitel lautete: ich habe verschiedene Rollen gespielt, den zärtlichen Liebhaber, den Mann von Anstand, den großmüthigen Vater, aber nie den Bedienten. Als seine Grabschrift schlug er vor: Ici on a déposé pour se réposer, avec une ame blasée, un coeur épuisé et un corps usé, un vieux diable trépassé. Mesdames et Messieurs, passez!

Als Barklay auf das Andringen der altrussischen Partei vom Oberbefehl entfernt wurde, versah Löwenstern bei seinem Nachfolger Kutusow die Stelle eines Adjutanten. „Wenn es bei Barklay nur schmale Bissen, eine spartanische Feldsuppe gab, führte der Fürst eine schwelgerische Tafel. Von der stündlichen Lebensgefahr, der man sich in Barklays Umgebung aussetzte, war vollends in des Fürsten beschwichtigender Wolkenhöhe nicht ein Schatten vorhanden." Aus irgend einer jener unerklärlichen Combinationen, die in der russischen Geschichte so häufig vorkommen, verfiel Löwenstern in die kaiserliche Ungnade; sein Name, der auf der Beförderungsliste stand, wurde vom Kaiser eigenhändig gestrichen. Er hatte mitunter schon die Idee, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, aber das immer wiederkehrende Liebesglück tröstete ihn bald und er rief einmal zu sich selbst: „In Wahrheit, Löwenstern, du bist doch mit Frauen kurios glücklich." So geht es Schwank auf Schwank. Einmal hat der muntere Kosakenoberst eine gefüllte Feldkasse erobert, man verlangt von ihm, daß er sie der Behörde abliefern soll, aber er weiß dieselbe mit so viel Humor zu betrügen und den Streich so lustig zu erzählen, daß man die Frage, ob es mit Fug und Recht geschehn, als völlig gleichgiltig zurückweist. Das Glück will ihm noch weiter wohl, er veranlaßt die Capitulation von Soissons; über die Ehre derselben hat er mit dem preußischen Oberst Martens einen lebhaften Federkrieg zu führen; gleichzeitig gewinnt er 10,000 Rubel im Faro. So begleiten wir ihn nach Paris, wo er ganz in seinem Element ist. Der muntere Herr ist erst im Februar dieses Jahres, 82 Jahr alt, gestorben. Sein Buch gehört zu den liebenswürdigsten, die über diesen Feldzug geschrieben sind.

Die deutschen Separatisten im transkaukasischen Rußland.

Wie bekannt, sind im transkaukasischen Rußland mehre sehr blühende deutsche Colonien, und ebenfalls bekannt möchte sein, daß sich hier in den zwanziger Jahren eine Sekte entwickelte, deren wunderlicher Chiliasmus im Jahre 1843 einen Theil der Colonisten beinahe zur Auswanderung nach Jerusalem getrieben hätte. In dem neulich von uns angezeigten Buche Professor Kolenatis*) findet sich eine Darstellung der Geschichte dieser Separatisten, welche ein recht gutes Bild von der Sache gibt, und welche wir im Folgenden auszugsweise mittheilen. Man wird in den Zügen dieser Spohnianer große Aehnlichkeit mit den Tunkern der Hinterwälder Amerikas und in dem weiblichen heiligen Geiste selbst einen Vergleichspunkt mit den Shakern finden — ein Beweis, daß Ungebildete mit religiösem Bedürfniß, losgerissen aus dem Culturkreis der Heimath und hinausgeführt in die zur Beschaulichkeit, zum Grübeln und Träumen anregende Einsamkeit von Niederlassungen in Urwald, Steppe oder Gebirg, so ziemlich auf dieselben wunderlichen Einbildungen geratben, mögen sie im fernen Osten oder im fernen Westen ihr Haus bauen.

Der grusinische Separatismus scheint schon auf dem Zuge jener Colonisten von Schwaben nach Südrußland entstanden zu sein. Seine Ausbildung wurde dadurch begünstigt, daß es anfangs an Predigern mangelte, welche die Gemeinden zu gemeinschaftlichem Gottesdienst versammeln konnten. So gab es bald Conventikel, und so fanden sich Leute, welche erst bloße Ausleger der Bibel waren, mit der Zeit aber zu Propheten wurden. Zuerst beschränkte man sich (ganz wie jene Tunker) in seinem Gegensatz gegen die Kirche darauf, daß man die Bibel wörtlich nahm.

Im Jahre 1820 wurden einige der Kirche gänzlich untreu und hielten Versammlungen, in denen Stellen aus der Bibel vorgelesen wurden, worauf die Versammelten insgesammt in ein oft stundenlanges Nachdenken versanken. Dies war in der ersten Zeit ihr Gottesdienst; doch ließen sie nach den Einrichtungen der Kirche taufen, so wie auch trauen. Das Resultat ihres Nachdenkens war vorerst eine Auseinandersetzung der Beweggründe, warum die Kirchlichen sich im Bethause versammelten, nämlich — sagten sie — um der Hoffart durch Kleiderpracht zu fröhnen und um sich von dem Witz eines gelehrten Mannes blenden zu lassen, der ein unnützes Glied der Gesellschaft, eine Last der Gemeinde sei und ihres Gleichen nicht sein wolle. Zur Zeit der Apostel habe man sich nicht in Kirchen versammelt, sondern es sei unter einem Baume,

*) Die Bereisung Hocharmeniens und Elisabethopols von F. A. Kolenati. Dresden, R. Kuntze. 1858.

im Freien oder auch in den Häusern der Gemeindeglieder der Gottesdienst gehalten worden. Ein jeder, dem der heilige Geist etwas eingegeben, habe reden können; ebenso sei auch von den Aposteln ohne alle Gelehrsamkeit und Witzelei gelehrt worden, dieselben Apostel haben auch einen Nahrungszweig betrieben. Sie sagten ferner, es sei Gott ein Greuel, wenn man gelehrt predige. Wenn sie die Begierde nach etwas trieb, so thaten sie grade das Gegentheil. Wenn einer z. B. Appetit nach Fleisch hatte, so aß er Milch oder Mehlspeise und umgekehrt. Oft legten sie sich ein Stück Braten auf den Mund und sprachen: „Du möchtest ihn wol gern haben?", schlugen sich darauf auf den Mund und warfen das Fleisch weg. Oft saßen mehre des Nachts stundenlang mit entblößtem Unterkörper im Schnee. Sie nahmen auch eine feierliche, mehr singende Sprache an, so daß man sie schon daran erkannte. Sie bildeten sich ein, das auserwählte Volk Gottes zu sein. Gott, meinten sie, sei nur ihr Oberhaupt und sie seien nicht verpflichtet, sich den Gesetzen zu fügen, die Menschen gemacht hätten. Doch fielen bei ihnen nie Excesse oder öffentliche Unmoralitäten oder Verbrechen vor. Sie lebten still und eingezogen volle 20 Jahre hindurch ganz nach ihrem Gutdünken. Sie wählten sich drei Aelteste. Den einen alten Mann, Namens Kauter, nannten sie Gott den Vater; den zweiten jüngeren, Namens Grillenborzer, nannten sie Gott den Sohn; die dritte, ein altes Weib, Namens Leibslerin, nannten sie Gott den heiligen Geist. Die Kirche bezeichneten sie als die Versammlung der Gottlosen, die von einem Manne, der nicht vom guten Geist regiert werde, Belehrung annehme. Im Jahr 1830, als ihnen die Prediger Einwendungen zu machen anfingen, trennten sie sich ganz, gingen nicht mehr zum Abendmahl und ließen ihre Kinder nicht mehr taufen. Sie sagten, die Confirmation sei Unrecht, da von ihr nichts in der Bibel stehe; die Taufe sei bloße Ceremonie, da Christus die Kinder nur gesegnet, aber nicht getauft habe. Andere aber sagten, man solle zwar taufen, aber erst, wenn der Täufling wisse, warum dies geschehe. Ferner behaupteten sie, das Abendmahl sei zwar zu billigen, aber man halte es nicht recht. Erstens halte man es am hellen Mittag und Christus habe es bei Mitternacht eingesetzt; auch habe er den Jüngern das Brot nicht in den Mund gegeben, sondern ein jeder von den Jüngern habe sich nach Willkür genommen.

Im Jahr 1835 verlangten die Prediger energisch, daß die Separatisten ihre 6—15jährigen Kinder taufen lassen sollten. „Wir brauchen keine Prediger," sagten sie, „die uns die Kinder taufen und von nun an betrachten wir unsere Weiber nur als Schwestern; wir sind der Erbsünde abgestorben." Sie huldigten nun der Abstinenz, fasteten auch oft volle sechs Tage sehr streng. Im Jahre 1836, da sich die Prediger an die Obrigkeit wandten, wurden sie widerspenstig und einer von ihnen wurde auf einen Monat festgesetzt. Dies

gab Veranlassung zu der Idee, daß man sie verfolge und Gott werde sein Volk schon ausführen. Christus sage: „Lasset die Todten begraben!“ aber vor Ceremonien, Leichenreden, Glockengeläute, Singen und Beten dabei habe er Abscheu. Es circulirten unter ihnen Lieder und Gedichte über alles dieses. Viele arbeiteten nur so viel, als für ihren nothdürftigsten Lebensunterhalt erforderlich war, verschenkten alles, was entbehrlich schien und nur einen Schein der Eitelkeit verbreiten konnte, reißten von einer Colonie zur andern, bekehrten zu ihrem Glauben und bettelten. Wohin sie kamen, knieten sie nieder, beteten, daß Gott sein Volk bald ausführen und ihren gefangenen Bruder befreien möge. Ihre Betstunden waren etliche Mal in der Woche von elf bis zwölf Uhr des Nachts, ebenso die Versammlungsstunden. Dies bedeutete, sagten sie, daß sie in die Reinigung eingegangen seien. Die Gebete wurden mit feierlichem Ernst und erhobener Stimme verrichtet, ja oft schrieen sie ungemein in ihrem Eifer. Die Worte, welche sie bei jeder Begegnung im Munde führten, waren:

Der Heeland werd bald komme
Und holt uns, seine Fromme,
Er wird uns führa naus
Zu ihm ins Himmelshaus.
Ich glab, daß d' Obrigkeit
Uns vieles thut no z' loid
Se jogt uns aus n' Haus
Auf d' freie Felder naus
Doch mr wolle elles leida
Und elle Weltlust meida.

Die Purification der Separatisten erlitt aber einen Rückfall; da sie nämlich schon heirathsfähige Kinder hatten und die Noth auf das höchste getrieben war, so gab es Debatten, die sehr heftig wurden und endlich einigten sie sich, daß sie ihre Kinder taufen und confirmiren ließen, damit sie getraut werden könnten und gingen aus der Reinigung heraus. Auch das Teufelaustreiben hatte nichts geholfen, indem dadurch viele geheime Sünder entstanden und hinsichtlich ihrer körperlichen sowol als geistigen Gesundheit in Gefahr geriethen, so daß das Amt einschreiten mußte. Besonders waren die Weiber energisch thätig, es dahin zu bringen, daß der Ehestand gestattet werde und überschrien gewöhnlich in den Versammlungen die Männer, über deren Heiligkeit sie oft Glossen machten, oft auch factische Gegenbeweise vortrugen. Auch verschmähten sie, wenn ernsthafte Krankheitsfälle eintraten und Gefahr drohte, nicht mehr ärztliche Hilfe. Endlich war der Schlüssel zu allem gefunden. Nach großem nächtlichen Geschrei stand einer unter ihnen auf und behauptete, jetzt, wo ihre Kinder bereits wissen, warum sie getauft werden, sei es angezeigt, daß sie taufen und confirmiren lassen dürften, und was die

Weiber anbelange, so können auch Weiber lehren; denn es gebe viele Weiber, die einen männlichen Geist haben, und ohnehin sei ja der heilige Geist eine Taube, auch stehe in der Offenbarung Johannis geschrieben von dem Weibe, das mit der Sonne bekleidet in die Wüste fliehen müsse vor dem Drachen.

Nach dem Tode der Leibsle wurde die Frau eines Wagners, welche immer als eine ruhige, untadelhafte Person bekannt gewesen war, Namens Barbara Spohn, sonst unter ihnen Bäbele genannt, die dritte göttliche Person und zuletzt Hauptperson, endlich Irrlehrerin.

Die erste Offenbarung gab sie im Anfange des Jahres 1842. Sie sagte, Gott habe ihr geoffenbaret, daß die Obrigkeit die Kinder Gottes verfolgen, aus ihren Häusern jagen und auf einen andern Platz zur Ansiedelung drängen werde. Aber die Obrigkeit werde dies nicht mehr vollziehen können; denn das Ende der Welt sei nahe. Daher müsse man Gott mehr gehorchen als den Menschen. Darauf circulirte unter den Separatisten:

Mr werd verfolgt
Mr werd verjagt
Ums Heilands will wer, mer verfolgt
Und vieles müssa leida
Und an alta Glauba bleiba miar
Und druf und druf sterba miar.

Die zweite Offenbarung lautete: „Die ganze Religion wird in eine zerfließen; die griechische wird etwas nachlassen, eine andere etwas annehmen, und so geschieht die Vereinigung. Doch wir werden bei der apostolischen Lehre bleiben und sollten wir unsern Glauben auch mit unserem Blute besiegeln.“

Sie hielten ihre Versammlungen geheim. Die Bäbele, nicht erwartend, daß ihre Offenbarungen einen solchen Eingang finden würden, versank immer mehr und mehr ins Grübeln und Nachdenken, saß oft bis Mitternacht in den Versammlungsstunden, schlief nicht viel, zog sich ganz vom anderweitigen geselligen Verkehr zurück, überließ sich nun ganz der Fülle ihrer Phantasie und hielt alles für Offenbarungen, was sie träumte. Sie selbst sagte: „Wäre ich nicht von Gott dazu bestimmt, so würde mir niemand glauben.“ Zu dem allen hatte sie immer untadelhaft gelebt und ward daher in der Meinung, die ihre Anhänger äußerten, bestätigt, Gott habe einen großen Wohlgefallen an ihr und sie sei schon von Jugend auf zu dieser Mission bestimmt gewesen.

Die dritte Offenbarung lautete: „Des Nachts sind zwei Männer in weißen Kleidern und mit langen weißen Bärten zu mir gekommen und haben mich angeredet: Ziehe aus nach Jerusalem; denn der Herr, dein Gott, wird diese Stätte zerstören und die Gottlosen vertilgen; aber euch, Kinder Gottes, wird er ins tausendjährige Reich einführen, wo ihr Freude und Wonne und liebliches Wesen mit Christo genießen werdet tausend Jahr. Ziehet in die

Wüste; denn nur in dieser ist Ruhe, und so lange euch die Sonne am Wege immer auf den linken Rockärmel scheinen wird, bleibet nicht stehen; wenn euch aber die Sonne ans Herz scheinen wird, seid ihr an Ort und Stelle, im gelobten Lande."

Allgemein hieß es nun, Bäbele sei von Gott zur Prophetin auserseben, sie thue seinen Kindern nur seinen Willen kund. Die meisten Separatisten arbeiteten nichts mehr und fingen wieder an, alles zu verschenken, hielten aber aus langer Weile auch dreimal des Tages und einmal des Nachts Versammlungs- und Betstunden.

Die vierte Offenbarung lautete: „Wer von euch nach dem tausendjährigen Reiche ein Buch mitzunehmen gedenkt, der gehe zu mir und ich werde zu Gott gehen, ihn zu fragen, ob es erlaubt sei."

Die fünfte Offenbarung hieß: „Gott hat mir geoffenbaret, wir sollen noch vor Ostern nach Jerusalem und blos am Stock; nicht einen Kopeken Geld, noch Brot dürft ihr in die Tasche stecken; auch sollt ihr nur grobe, baumwollene Kleider anziehen, die Frauen und Jungfrauen müssen alle blau, die Männer weiß erscheinen."

Von nun an kleideten sie sich auch so. Die Männer kleideten sich in grobes weißes Tuch, ließen sich weiße Tuchmützen mit einem entsetzlich großen Lederschirm und sehr starke Schuhe machen.

Weiter wurde geoffenbart: „Und von allen diesen Kleidern wird keins veralten, noch zerreißen, bis ihr im tausendjährigen Reich das Brautkleid anziehen werdet."

Natürlicherweise mußte die Regierung ihr wachsames Auge auf die Verirrten haben, da sie sonst ins Verderben gerannt wären; denn schon lauerten die Kurden und sandten ihre Kundschafter aus, um sie als Sklaven gefangen zu nehmen. Die Frau Spohn wurde nach Tiflis zum Oberbefehlshaber citirt und erschien; die Bibel mußte auf den Tisch gelegt werden und es wurden ihr und den sie begleitenden Häuptern die schonendsten, gütigsten Vorstellungen gemacht. Auf die Vorstellung: „Gute Leute, ihr werdet ja in dem dürren Lande, in das ihr ziehen wollt, verhungern und verdursten," antworteten sie: „Der Herr versorgt seine Kinder. Wenn wir am Stock gehen, dann muß uns Gott erhalten; er hat auch das Volk Israel in das Land Kanaan ohne Geld gebracht. Wir werden auch Manna bekommen; denn das Volk Israel war nur ein Vorbild von uns; wir sind erst das wahre Israel! So lange wir auf dem Wege sind, wird es nicht regnen; auch wird uns die Sonne nicht stechen, noch wird es kalt sein. Die Alten und Schwachen werden wieder laufen können, wie die Jünglinge. Es wurde ihnen weiter eingewendet: „Wenn ihr an ein großes Wasser kommt, wo keine Brücke ist, wie wollt ihr hinüber?" Da antworteten sie: „Das Volk Israel kam über

das rothe Meer und Gott kann uns noch besser hinüberführen, als das Volk Israel; mit unserem Gott wollen wir über das rothe Meer springen." — „Aber wenn ihr einmal über die russische Grenze seid, dann nehmen euch die Kurden gefangen und verkaufen euch als Sklaven in die Türkei und nach Persien." Sie erwiederten: „Wir sind schon verkauft. Uns kauft niemand, uns hat der Heiland gekauft mit seinem theuren Blut. Wer wollte oder könnte uns kaufen?" — „Aber ohne Paß könnt ihr ja nicht über die Grenze." — „Das hält uns nicht auf; wir brauchen gar keinen Paß, wir haben unsern Paß von Gott. Der Komet, welcher am Himmel zu sehen war, wird, wenn wir einmal von hier abziehen, erscheinen und vor uns hingehen, wie bei dem Volke Israel die Feuersäule; er wird uns den Weg zeigen." — „Euer Glaube ist aber religiöser, überspannter Wahn; in der Bibel steht kein Wort von einem zweiten Israel und ihr betrügt euch selbst." — Darauf antworteten sie: „Ihr lästert durch diese Worte Gott. Das ist Sünde wider den heiligen Geist und solche werden in die unterste Hölle gestoßen werden, wenn sie nicht durch uns gerettet werden. Die Bäbele und wir haben dies alles von Gott geoffenbaret bekommen." Hierauf antwortete der humane Oberbefehlshaber General v. Neidhardt: „Wenn ihrs von Gott habt, so kann ich nicht wider euch sein" und entließ sie. — Collegienrath v. Kotzebue erhielt jedoch den Auftrag, ihr Verderben zu verhüten.

Die sechste Offenbarung der Frau Spohn lautete: „Gott hat mir geoffenbaret, daß sich viele noch bekehren und mit uns ziehen werden; viele werden sich noch retten lassen durch Ermahnungen. Thuet ihnen den Willen Gottes kund."

Hierauf wurde unverdrossen geworben und sie bekamen selbst von ihren Widersachern großen Anhang, so z. B. den Schulzen von Katharinenfeld, Joseph Almendinger, den Kirchenältesten von Marienfeld. Sie verschenkten alles an die Kirchlichen, bildeten unter sich eine Armenkasse, über welche einer aus ihrer Mitte gesetzt wurde, der ohne Unterschied an Kirchliche, Tataren und Separatisten austheilte, sogar Schulden für die Kirchlichen bezahlte. So bekamen sie einen immer größern Anhang, von einigen allerdings nur auf kurze Zeit und aus materiellem Interesse. Ja man machte ihnen den Vorwurf, daß sie die Leute durch Geld anwärben. Von da an gaben sie mit vollen Händen das Geld blos an die Tataren, ohne zu zählen.

Die siebente Offenbarung hieß: „Gott hat mir geoffenbaret, daß noch viele Seelen unter unseren ungläubigen Mitbrüdern sich retten lassen (sie gab auch viele namentlich an, wegen deren sie mit Gott gesprochen); doch wer sich bekehren will, muß eilen, da die Gnadenthür nicht mehr lange offen ist; denn schließt sie sich einmal, so wird keiner mehr eingelassen. „Bis zum Pfingstsonntage", hat Gott zu mir gesagt, „ist nunmehr die höchste Zeit, abzuziehen, sonst werdet ihr auch noch vertilgt in dem Sodoma."

Von nun an sind wir der Ansicht, daß sie planmäßig vorging und nicht an alles glaubte, was sie als Offenbarung vorgab, da mir bekannt war, daß sie selbst gar nichts verkaufte oder verschleuderte, auch nichts wegschenkte und von allen Räumen die Schlüssel bei sich hatte, ja sich auch zuweilen im Keller an bessern Eßwaaren oder etwas Wein labte; denn sie war und ist jetzt noch gut genährt. Auch ihre nachherigen Offenbarungen deuteten auf Berechnung und endlich auf Unsicherheit.

Die achte Offenbarung lautete nämlich: „Gott hat mir geoffenbaret, daß jeder Bekehrte mir seine Sünden beichten soll. Ihr dürfet auch einen Esel mitnehmen und das für eure Sachen gelöste Geld. Dies erlaubt Gott, weil ihr ihm so gehorsam seid. Auch ein Felleisen soll ein jeder Mann auf dem Rücken mitnehmen, mit Proviant und Kleidern versehen. Eine Woche vor Pfingsten sollt ihr euch aus allen Colonien bei meinem Hause in Katharinenfeld versammeln und die ganze Nacht beten. Am Pfingstdienstage werden wir abziehen."

Schon am Sonnabende vor den Pfingsten kamen an 300 Separatisten aus Alexandersdorf, Neutiflis, Marienfeld und Elisabeththal nach Katharinenfeld, aber auch Collegienrath v. Kotzebue, einige Fremde und 200 Mann Linienkosaken, welche vor dem Dorfe Katharinenfeld lagerten. Collegienrath v. Kotzebue ließ ankündigen, daß sich die Separatisten nicht aus den Häusern begeben sollten. Die Betstunden wurden in mehren Häusern gehalten und die Separatisten erwarteten, daß Gott den heiligen Geist über sie ausgießen, die Bäbele das Zeichen zum Aufbruch geben und derselbe dennoch ungehindert vor sich gehen werde. Fest in ihrem Glauben, prahlten sie noch: „So ist noch nie keine Gschicht vorgfalla, so lang Katherinenfeld stoht, als wie de unsrige. Was? so lang de Walt stoht. O wie glücklich sind miar, uns hat Gott allein auersehen von elle vier Winden, ja von der ganzen Erde, daß wir sollen des tausendjährige Reich gründen, wir sollen sei des Fundament, wir sollen die Grundpfeiler sei im tausendjährige Reich."

Als die Versammlung und Begrüßung ein Ende hatte, wollten alle die kommende Nacht noch zum heiligen Abendmahle gehen. Beim Anbruch der Nacht gingen zuerst die Männer, später die Weiber, dann die Kinder. Ein stämmiger Separatist, Namens Kreuzinger aus Elisabeththal, sprach: „Und ich sage euch meine Meinung, ich ginge lieber mit den Lämmern als mit den alten Schafen, und ehe Pharao nicht Ja sagt, wird aus unserm Abzuge nichts." Da erscholl der allgemeine Ruf: „Stoßt ihn hinaus, den Ungläubigen."

Als der Pfingstdienstag kam, sagte Bäbele Spohn, der Ruf sei von Gott gekommen, sie sollen erst um 11 Uhr aufbrechen. Da ließ ihnen aber der Collegienrath v. Kotzebue den Gegenruf bringen, sie sollen nicht aufbrechen,

Sie gehorchten und warteten um so mehr, als die Spohn abermals einen Ruf von Gott gehört habe, daß erst des Nachts zwischen 2 und 3 Uhr ein Zeichen am Himmel erscheinen werde; dann sollen sie abziehen; dann könne sie die ganze russische Armee nicht aufhalten. Sie beteten die ganze Nacht; allein das Zeichen blieb aus. „Und ich sage euch noch einmal," sagte Kreuzinger aus Elisabeththal, „so lange nicht Pharao Ja sagt, dürfen wir nicht weg." Er wurde abermals als Ungläubiger ausgescholten. So verging auch die Mittwoch. Da sagte Bäbele Spohn: „Morgen, am 2. Juni, werden wir ganz gewiß abziehen." Es wurde abermals den ganzen Abend bis in die Nacht hinein gebetet und gesungen. Vor Tagesanbruch versammelten sich alle, unterredeten sich und packten auf. Um 8 Uhr Morgens erschienen sie mitten auf dem Platz beim Thore in folgender Ordnung: „Voran die Braut Christi, Bäbele Spohn, ihr zur Seite die Gehilfinnen, die Kauter, die Brautführerinnen der Braut Christi. Darnach kamen die Aeltesten, darunter Palmer, die heiligsten neun Männer; darauf die andern Männer, endlich die Weiber und kleinen Kinder, alle, selbst die Kinder, mit einem Tornister auf dem Rücken; zuletzt folgten die Jünglinge, dann die Jungfrauen, welche beide vor sich schwerbepackte Esel, jeder einen, trieben und auch Tornister auf dem Rücken trugen. Endlich kam ein vierspänniger Wagen, auf dem die Gebrechlichen und diejenigen saßen, die ihren Verstand im Separatismus vergrübelt hatten. Nach einer Weile bewegte sich der Zug langsam dem Thore zu. Die vor dem Thore aufgestellten Kosaken bekreuzigten sich: man hatte ihnen durch einen Separatisten sagen lassen, sie brauchen keine Waffen, ihr Widerstand werde gelähmt werden; denn die Separatisten werden unsichtbar für sie aus dem Thore kommen oder die Kosaken werden, wenn sie Gewalt brauchen sollten, todt zur Erde niederstürzen. Als sie so einige Schritte gegangen, kam Collegienrath v. Kotzebue zur Spohn und fragte sie, wohin sie wolle; dreimal fragte er sie und erhielt keine Antwort. Da gab er zwei Kosaken den Befehl, sie aus dem Zuge zu heben und zu bewachen. Sie wurde weggeführt, konnte aber vor Bangigkeit kein Wort mehr sprechen. Endlich sollten sie die Kosaken binden, denn alle waren mit mehren Stricken versehen. Da faltete sie ihre Hände über den Schmeerbauch und stieß einen heftigen Seufzer aus, richtete die Augen starr gen Himmel und wurde leichenblaß. Doch Herr v. Kotzebue ließ sie nicht binden, sondern sammt ihren Gehilfinnen unter Bedeckung in sein Quartier führen. Auch befahl er, dasselbe mit den neun Männern zu thun. Dann sagte er ihnen, daß es unmöglich sei, sie von hier abziehen zu lassen, bis Se. Majestät der Kaiser entschieden habe, ob sie fort dürfen oder nicht; sie möchten sich daher so lange gedulden. So wie aber die neun Männer in das Zimmer des Herrn v. Kotzebue traten, fiel die Spohn mit ihren Gehilfinnen auf ihr Angesicht zur Erde. Das tha-

ten sogleich auch die neun Männer und nach erhaltener Nachricht auch der ganze Zug, selbst die schwerbeladenen Esel legten sich nieder. Alles lag eine ganze Stunde im Sonnenbrande wie eingeschlafen im Staube. Nach fünf Minuten fingen die Kinder an, um Wasser und Brot zu rufen. Die Mütter hörten sie um sich schluchzen und wimmern und beachteten dies nicht. Eine gab dem Kinde einen Stein und sagte, dies solle zu Brot werden. Da wurden die umstehenden kirchlichen Zuschauer erweicht, schleppten Wasser und Brot herbei und gaben dies den Kindern. Der stämmige Kreuzinger stand endlich auf und sagte, er könne nicht so lange aushalten, er habe Durst, worauf er von den wachhabenden Kosaken zum Herrn v. Kotzebue gebracht wurde. Er trug seine Bitte vor, ihn nach Hause gehen zu lassen, und zwar ohne Kosaken. Da er vorher von Durst gesprochen, so ließ ihm Herr v. Kotzebue Wein einschenken; er aber nippte nicht etwa blos, sondern trank den Wein aus. Hierauf erhielt er seine Freiheit und ging in Katharinenfeld von Haus zu Haus, wo ihm überall zugetrunken wurde, so daß zuletzt doch wenigstens ein Begleiter nothwendig war. Nachdem die neun Männer auch mit dem Versprechen, nichts mehr zu unternehmen, abgefertigt waren, wurden alle katharinenfelder Separatisten in ihre Häuser zurückzukehren angewiesen; die von den andern Colonien Ausgeschiedenen aber wurden von den Kirchlichen verpflegt und mit Kosaken in ihre Colonien escortirt. Die katharinenfelder Separatisten hatten am wenigsten Verlust; denn sie ließen das Vieh und alle Geräthschaften im Hause, sperrten zu und gaben die Schlüssel ihren Nachbarn mit der Weisung, erst nach ihrem Abzuge damit zu thun, was man wolle. Die andern aber hatten alles Vieh, alle Hausgeräthe, sogar ihre Häuser verkauft. Vielen wurde nun zwar das Verkaufte von den Käufern zurückgegeben, von andern aber nicht alles, und mancher erhielt nichts zurück, sondern mußte sich von neuem einrichten. Die Spohn hatte gar nichts verkauft und niemandem die Schlüssel übergeben, sondern hatte sie in der Tasche.

Hierauf schickten die Separatisten mit Bewilligung des Gouverneurs von Grusien drei Männer ab, zwei nach Jerusalem und einen nach Konstantinopel, um anzufragen, ob sie angenommen würden und einen Ansiedlungsplatz bei Jerusalem auszuforschen. Sie kamen zu Ende des Jahres 1843 mit der Nachricht zurück, daß es ihnen dort nicht gefallen könne. Darauf wurden fast alle, sogar die Spohn, kirchlich und viele bereuten ihren Irrthum aufrichtig, und achteten die Spohn wenig, da sie sie getäuscht und irre geführt habe; manche jedoch sollen immer noch geheime Separatisten sein.

Von der preußischen Grenze.

Wer vor anderthalb Jahren vorausgesagt, daß Preußen im November 1858 ein liberales Ministerium haben würde, den hätte man wahrscheinlich einer ärztlichen Untersuchung unterzogen. Wir machen auf diesen Umstand aus zwei Gründen aufmerksam. Einmal um auf die unerhörte Wichtigkeit des Ereignisses hinzudeuten. Es ist kein anderes denkbar, von dem man sich für ganz Deutschland so durchgreifende und so segensreiche Wirkungen versprechen dürfte. Sodann aber muß das Publicum daran erinnert werden, daß es an diesem Ereigniß unschuldig ist, seine Wünsche haben nichts dazu beigetragen, es herbeizuführen oder zu beschleunigen.

Freilich gibt es Federn, die eine andere Ansicht hegen. Wir lasen in den letzten Tagen, die Presse habe die Regentschaft, die Presse habe das Ministerium Hohenzollern geschaffen. Es scheint freilich ein unschuldiges Vergnügen, sich selber mit den großen Thaten zu schmeicheln, die man im Traum gethan, aber das Vergnügen ist schädlich, denn es stumpft den Sinn für Realität ab, und gewöhnt das Publicum aufs neue daran, die Weltgeschichte durch Wünsche und Träume zu redigiren. Es muß daher gesagt und wiederholt gesagt werden: die Presse ist unschuldig an den neuen Begebenheiten; ihre stillen Stoßseufzer, die grade so laut ertönten, als Herr von Westphalen erlaubte, hätten ebenso wenig an der Politik der Regierung geändert, als es ihr im Jahr 1853, wo man sehr viel lauter rufen durfte, gelungen war, auf die Haltung in der orientalischen Frage zu influiren. Was heute geschehn, ist ganz und ausschließlich das Werk eines einzigen Mannes, des mächtigsten Mannes im Staat, der aber doch das Werk der Wiedergeburt allein nicht vollbringen kann. Soll diese Umwandlung Preußens, deren erstes Symptom das gegenwärtige Ministerium ist, Bestand haben, so muß das Volk nachträglich das Seinige dazu thun. Der Weg dazu ist ihm vorgezeichnet, und die erste und unerläßliche Bedingung, das Ziel wirklich zu erreichen, ist die, sich nicht wieder Illusionen zu machen. Es wäre aber die schlimmste Illusion, wenn es glaubte, jetzt schon seine Schuldigkeit gethan zu haben, und das Weitere dem lieben Gott und dem Regenten überlassen zu können.

Es widerstrebt unsern Gefühlen, dem abgetretenen Ministerium, das sich während seines Bestehens gegen die Angriffe der Presse zu schützen wußte, jetzt bittere Worte nachzurufen. Es ist auch unnöthig, denn im Grunde ist alle Welt darüber einig. Vielleicht werden sich selbst die Schriftsteller der „Zeit“, die vor acht Tagen versicherten, Preußens Wohl hänge an der Fortdauer dieses Ministeriums, mittlerweile eines Bessern überführt haben. Die Seele des Ministeriums war nicht der Präsident des Cabinets, sondern der Minister des Innern, der mit einer seltensten Erfindungsgabe ausgestattet war, die schlimmen Eigenschaften des Feudalsystems, des Absolutismus und der constitutionellen Regierung, die sonst einander auszuschließen pflegen, harmonisch miteinander zu verbinden. Das Junkerthum als Zweck des Staats, der ganze Staat bis in die Details durch die Polizei regiert und dazu noch die Wahlintrigue des Constitutionalismus! Man wird inskünftige über die Geschicklichkeit der Combination erstaunen. — Die officiellen Agenten des Herrn von Manteuffel pflegten über dies Benehmen des Herrn Collegen den Kopf zu schütteln,

und in der That hatte ihr Gebieter wieder eine andere Virtuosität. Wenn der Minister des Innern und der geheime Regierungsrath Hahn mit alten Worten neue Begriffe verbanden, wenn sie z. B. Wahlfreiheit nannten, was andere Leute Wahlcorruption nennen, so erfreuten sich dagegen die Vertreter des Herrn von Manteuffel einer liebenswürdigen Unbefangenheit in Beziehung auf den Zusammenhang ihrer Ideen und ihres Lebens. Herr v. Manteuffel pflegte auf alle Angriffe in der Kammer zu erwiedern, er sei nur dem König verantwortlich und werde nur gehen, wenn dieser ihn entließe: es ist das der einzige Grundsatz, dem er treu geblieben ist.

Die Resultate dieser Regierungsperiode sind um so betrübender, da sie verhältnißmäßig unter günstigen Auspicien begonnen wurde. Nach der Unterdrückung der Demokratie durch den Grafen Brandenburg fand Preußen in Deutschland zwar einen starken Haß, aber es war auch der einzige Staat, den man fürchtete und auf den man Hoffnungen baute. Was man auch von der Kaiserwahl und von dem Dreikönigsbündniß denken mag, es waren jedenfalls sehr starke, ja staunenswerthe Symptome von der Geltung Preußens. Als man nicht mehr die Energie hatte, diese Stellung zu behaupten, und um sich mit den alten Gegnern zu versöhnen, mit der Revolution d. h. mit dem Liberalismus brach, wäre es ein Glück für Preußens Ehre gewesen, wenn die offnen Gegner dieser Politik d. h. die Männer der Kreuzzeitung die Regierung übernommen hätten. Statt dessen erkannte Herr v. Manteuffel, das Wohl des Staats sei an sein Bleiben geknüpft, er blieb daher und strafte seine eigne Vergangenheit Lügen. Was wir dadurch für einen Ruf im Ausland erlangt haben, das zu wiederholen möge man uns erlassen. Viel schlimmer war, daß Herr v. Manteuffel den Reformen seines Collegen in der innern Verwaltung keinen Widerstand leistete; daß er es geschehn ließ, daß die altpreußische ziemlich selbstständige, von der Amtsehre und der Amtsbildung getragene Verwaltung mehr und mehr in eine Parteiregierung im schlechtesten Sinn umgewandelt wurde. Wie tief die Achtung Preußens gesunken war, und mit wie richtigem Instinct das Ausland den Grund dieses Gefühls erkannte, zeigt die Haltung der ausländischen, namentlich der östreichischen Presse in den letzten Monaten. Noch war blos von der Möglichkeit eines Ministerwechsels die Rede, und schon war man unermüdlich, die große Bedeutung und die hoffnungsreiche Zukunft Preußens hervorzuheben: wir Preußen mußten förmlich erstaunen, was wir über Nacht für ein anderes Volk geworden waren! Wir setzen voraus, daß in den nächsten Wochen unsere Wichtigkeit ganz unergründlich sein wird. Das Beste ist, daß wir ungefähr das nämliche Gefühl haben; um so mehr ist es jetzt unsere Pflicht, durch die That zu zeigen, daß dieses Gefühl keine hohle Renommage ist.

Das neue Ministerium ist mit zwei Ausnahmen, so weit die Persönlichkeiten desselben durch früheres Wirken bekannt sind, theils aus alten Beamten, die dem System Westphalen geopfert waren, theils aus Mitgliedern der ehemaligen parlamentarischen Opposition zusammengesetzt. Noch mehr: die ganze Art seiner Ernennung zeigt, daß der Regent nicht einzelne Fachministerien zusammenstellen, sondern ein einheitliches, von einem leitenden Gedanken getragenes Cabinet hat bilden wollen. Es ist, wie man in England sagen würde, ein Ministerium der Linken, ein Whigministerium, und wir, die Whigs, wären jetzt die ministerielle Partei; da wir aber nicht in

England sind, sondern in Preußen, so können wir diese Auffassung nur mit gewissen Restrictionen gelten lassen.

Wir haben schon in der vorigen Woche erklärt, daß wir jeder Regierung, aus welchen Personen sie auch zusammengesetzt sei, gegenüber eine loyale Haltung bewahren, daß wir sie nicht nach ihrer Vergangenheit, sondern nach ihren neuen Werken beurtheilen werden. Zwar freuen wir uns herzlich, daß unsre alten Führer das Vertrauen des Prinzen gewonnen haben, und hegen die feste Zuversicht, daß ihre neuen Thaten ihren früheren Worten entsprechen werden, allein die Aufgabe der preußischen Regierung ist eine sehr schwierige; sie erfordert nicht blos guten Willen und gute Gesinnung, sondern eiserne Energie und klare Einsicht in das, was Noth thut. Schon zweimal im Jahr 1848 haben die liberalen Ministerien die Erwartungen des Landes nicht ganz erfüllt; es scheint uns also zweckmäßig, daß bei der bevorstehenden Landtagswahl die liberalen Wähler nicht auf eine ministerielle Majorität bedacht seien, nicht auf eine Kammer, die alles gut heißt, was das Ministerium thut, sondern auf unabhängige Deputirte, die nur die Sache, nicht die Personen im Auge haben. Das Ministerium Westphalen hat in der Verwaltung zahlreiche Ueberreste zurückgelassen, die weder mit dem altpreußischen Geist, noch mit der neuen Verfassung in Einklang zu bringen sind; wir wünschen und hoffen, daß diese Reste, wenn auch nicht auf einen Schlag, doch allmälig beseitigt werden. Nun liegt es nahe und ist ganz in der Ordnung, daß zum Ersatz zahlreiche Männer, die sich das Talent zutrauen, dem Staat zu nützen, der neuen Regierung ihre Dienste zur Verfügung stellen; allein wir würden im Allgemeinen es für nützlich halten, daß in den Landtag nicht diese Candidaten für künftige Aemter, sondern Männer gewählt werden, die für ihre Person von der Regierung nichts zu hoffen und nichts zu fürchten haben. Um nur einen Punkt hervorzuheben: Preußens bisherige Zollvereinspolitik ließ ebenso viel zu wünschen übrig, als die sonstige Verwaltung. Da nun der Träger derselben im Amt geblieben ist, so wird eine wachsame Kritik der Fortsetzung derselben von Seiten des Landtags nicht zu vermeiden sein.

So weit sind wir mit den Wünschen und Anforderungen der demokratischen Blätter ganz einverstanden. Wir halten es aber für zweckmäßig, uns auch im Uebrigen mit den Demokraten ins Klare zu setzen. Wir bekennen, daß uns jedesmal unheimlich zu Muthe wird, wenn in der Politik die Gemüthlichkeit überhand nimmt. Und das ist jetzt bei einem Theil der Presse der Fall: aller Unterschied, scheint es, zwischen Demokraten und Constitutionellen soll aufhören, und in vereinter Bruderliebe sollen wir dem gemeinschaftlichen Ziel zusteuern. Wäre das möglich, so wäre es das härteste Verdammungsurtheil gegen den gesunden Menschenverstand der gesammten Wählerschaft von 1848; denn dann ist es nur im Fieber gewesen, daß die beiden Parteien so leidenschaftlich miteinander haderten. Zwar sind wir ganz der Ansicht, daß man die alten antiquirten Streitigkeiten ruhen lassen solle; aber gleiche Ursachen bringen doch immer gleiche Wirkungen hervor. Die damals schwebenden Fragen sind noch heute nicht gelöst, und wenn auch Individuen im Lauf von zehn Jahren ihre Ueberzeugungen ändern mögen, von ganzen Volksclassen ist es nicht denkbar. Der Gegensatz der beiden Parteien wird wieder hervortreten, das ist eine Wahrheit, die wir um der bloßen Gemüthlichkeit willen nicht zu verhehlen gedenken.

Wol aber ist uns daran gelegen, daß der spätere Kampf in anständigen For-

men geführt werde, daß man den Gegner achten könne; es ist uns namentlich daran gelegen, daß wir dem Gegner keine Veranlassung geben, uns seine Achtung zu entziehn. Der Grund dieser Mißachtung liegt meistens in der Unklarheit: man nahm vor 1848 an, daß die Liberalen im Grund dasselbe wollten, als die Demokraten, und nannte es Verrath, als sich in der Krisis ergab, daß sie etwas Anderes wollten. Hüten wir uns, daß derselbe Fall nicht wieder eintritt. Seien wir offen gegen die andern, offen gegen uns selbst: wir wollen vieles, was die Demokraten wollen — in dem schlesischen Programm sind die ungefähren Umrisse dieses gemeinsamen Wollens gegeben — wir wollen aber vieles nicht, was die Demokraten wollen. Es ist eine Thorheit, wenn man die Nationalzeitung tadelt, daß sie in der elften Stunde auf den Unterschied wieder hinweist; mit der bloßen Friedensliebe macht man keine Politik, und wir sollen die Gelegenheit benutzen, uns mit gleicher Offenheit zu erklären. Natürlich kann das nur der Einzelne thun.

Der Gegensatz zwischen der constitutionellen Partei und der gemäßigten Demokratie (die sonstige Demokratie lassen wir hier ganz aus dem Spiel) beruht auf dem Begriff des allgemeinen Wahlrechts.

Ganz offen hat sich darüber, so viel wir wissen, nur das königsberger „Comité für unabhängige Wahlen" (darunter Dr. Johann Jacoby und Dr. Rupp) ausgesprochen. Indem es im Uebrigen das schlesische Programm zu Grunde legt, verlangt es außerdem von dem Abgeordneten, sich auf folgende Punkte zu verpflichten: „Wiedereinführung des gleichmäßigen Wahlrechts (d. h. Aufhebung der drei Classen, während der Umfang der Stimmberechtigten derselbe bleibt) und der Stimmzettelwahl."

Gelinder drückt sich die Nationalzeitung aus: „Wir warten ab, ob man den Muth haben wird, sich den heutigen Wählern als Candidaten vorzustellen mit der eingestandenen Absicht, bis zum nächsten Mal einen guten Theil von ihnen von den Listen zu streichen. Sollte darüber Schweigen beobachtet werden, so wird es heilsam sein, sich über diesen Punkt Gewißheit zu verschaffen. Die Frage, ob Census oder geheime Abstimmung, kann bald eine so hervorragende Wichtigkeit erhalten, daß die Wähler die dringendste Veranlassung haben, sie den diesmaligen Bewerbern nicht zu erlassen."

Die Anforderung erscheint insofern unverfänglich, als wol alle Welt darin einig ist, daß für die gegenwärtige Legislatur eine Umgestaltung des Wahlgesetzes nicht in Aussicht steht. Aber daß der Gegensatz ein tieferer ist, zeigt eben das königsberger Programm. Mögen die Candidaten daher sehr reiflich überlegen, wozu sie sich verpflichten. Bei dem jetzigen Classensystem, hoffentlich auch bei dem ganz zweckwidrigen, unlebendigen indirecten Wahlmodus, bei dem der Urwähler nie weiß, wem er eigentlich seine Stimme gibt, kann es für die Dauer nicht bleiben; und dann handelt es sich um die Alternative: gleiches Wahlrecht für jedermann oder eingeschränktes Wahlrecht — gleichviel ob nach Census oder nach bestimmten Kategorien wie in England eingeschränkt.

Will sich die constitutionelle Partei in der That für das Erste — nach der glänzenden Erfahrung in Frankreich von 1848 bis 1852! — verpflichten? Wir würden das für einen Leichtsinn halten, der, bei späterem etwaigen Wechsel der Ansicht, einen gerechten Verlust an Achtung nach sich ziehn würde. Fern von der

Doctrin, daß das uneingeschränkte Wahlrecht unter allen Umständen verwerflich sei, glauben wir doch nicht, daß in seiner gegenwärtigen Lage der preußische Staat die Gefahren desselben ertragen kann. Wer aber diesen Glauben mit uns theilt, scheint uns, wenn er befragt wird, zu einem offnen Aussprechen desselben verpflichtet zu sein.

Die Kreuzzeitung verheißt uns das wunderbare Schauspiel, daß ihre Partei „gegen Liberalismus, Demokratie und Bureaukratie" die Fahne der Freiheit erheben wird. Wir sehen dieser Wendung mit stillem Behagen entgegen, fürchten aber, wie früher, im entscheidenden Augenblick darüber belehrt zu werden, daß „Freiheit" so viel heißt als „Knechtschaft". Immerhin wird der Reiz der Neuheit nicht ausbleiben; nur täuscht sich die „kleine aber mächtige" Partei, wenn sie ihre parlamentarischen Größen, etwa Stahl, Wagner und Herrn v. Gerlach (den in der Kammer) für ihre Führer hält; ihre Führer waren der andere Herr v. Gerlach und etwa Herr v. Westphalen. Nicht die Doctrin, nicht der Witz hat die „kleine aber mächtige" Partei zusammengehalten. † †

Historische Schriften.

Geschichte der Stadt und Universität Freiburg im Breisgau von Heinrich Schreiber. Freiburg, Wangler. — Mit der sechsten Lieferung, welche die Periode vom ryswyker Frieden bis zum Uebergang der Stadt an das großherzögliche Haus Baden behandelt, ist nun die Geschichte der Stadt abgeschlossen; zur Vollendung des Werks fehlt noch die Geschichte der Universität seit der Reformation. Unter den zahlreichen Stadtgeschichten, die in den letzten Jahren erschienen sind und einen sehr wichtigen Beitrag für die Entwicklung der deutschen Cultur enthalten, zeichnet sich dies Werk durch gründliche Studien und eine geschickte Form der Erzählung aus. — Als einen interessanten Nachtrag dazu erwähnen wir: Freiburgs gesellschaftliche, theatralische und musikalische Institute und Unterhaltungen und deren Entwicklung von 1770 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Culturgeschichte Süddeutschlands von J. B. Trenkle. Freiburg, Wangler. Die culturhistorisch interessanteste Partie des Buchs ist der Kampf zwischen den Jesuiten und Illuminaten auf dem Theater. —

Selbsterlebtes während der Belagerung von Lucknow von Ruutz Rees. Leipzig, Lorck. (Deutsche Originalausgabe). — Eine der wichtigsten Episoden des furchtbaren indischen Aufstandes wird von einem verständigen Augenzeugen sachgemäß und ergreifend dargestellt. —

Männer der Zeit. Biographisches Lexicon der Gegenwart. Leipzig, Lorck. — Die Sammlung, zum großen Theil auf Originalmittheilungen der charakterisirten Personen basirt, aber von verständigen Bearbeitern kritisch gesichtet, entspricht einem wesentlichen Bedürfniß. —

Kunstliteratur.

„Ursprung und Entwicklung des christlichen Kirchengebäudes“ von Wilhelm Weingärtner. Leipzig, T. O. Weigel. — Der Verfasser stellt die Resultate seiner Forschungen in Folgendem zusammen. — Die römische Baukunst nimmt von den Griechen den reinen korinthischen Stil auf, erhöht im Sinn des Kolossalen und Pompösen seine Verhältnisse und steigert seine Pracht. Eigen ist ihr die Wölbung: ein fruchtbares Princip, das auch nach verschiedenen Seiten insbesondere als kuppelbedeckter Rundbau ausgebildet wird, ohne daß doch die wahren Ergebnisse desselben zur Entwicklung gelangen; vielmehr wird die Wölbung unorganisch mit den griechischen Formen zusammengestellt. — Hier nun beginnt das ästhetische Princip der christlichen Baukunst zur Geltung zu gelangen. Das Kolossale und Pompöse der Verhältnisse wächst fort und fort durch die Erhöhung des Mittelschiffs und die damit zusammenhängende des Giebelfelds. Durch reichen musivischen Schmuck prangt und leuchtet das Innere, während eine glückliche Perspective die Längenrichtung ins Unendliche zu dehnen scheint. Das Aeußere dagegen ist noch kahl und ungegliedert. Bald aber gliedert und belebt sich auch dieses in den ravennatischen Bauten, steigert sich in der romanischen Periode durch Blenden, Lisenen, Bogenfriese, Zwergsäulen in den Fensteröffnungen und nach außen geöffnete Galerien in anmuthiger Weise und erreicht endlich in der gothischen Baukunst durch Strebepfeiler, Strebebogen, reichliche und scharf profilirte Gesimse, kunstreich durchbrochene Steinmetzarbeit, welche den Kern filigranartig einspannt, ohne seine Formen zu umhüllen, durch Spitzsäulen, Fialen, Kreuzblumen, verschlungenes Maßwerk in den Fenstern, den höchsten Grad zauberhafter Pracht. Die Wölbung und der kuppelbedeckte Rundbau gestaltet sich in der christlichen Baukunst allmälig zur organischen Verbindung durch die Ausbildung der reichgegliederten Pfeiler, durch den byzantinischen Kämpfer, durch Gurt- und Gewölbbogen. Der Bautheil, welcher zu der innern und äußern Gliederung und Belebung das Meiste beitrug, war das Querschiff, welches den Triumphbogen im Langschiff, da wo dieses in das Kreuzschiff überging, veranlaßt. Eine Wiederholung desselben auf jeder Seite der Vierung rief die Kuppel über dieser und den Kuppelthurm in den romanischen Bauten hervor. Eine Wiederholung im Langschiff führte die allmälige Beseitigung der Säulen und die Einführung der Pfeiler herbei. Die Einspannung der Kreuzgewölbe beim Beginn der gothischen Periode zwischen die einzelnen Bogen des Langschiffs endlich erforderte die mächtigen himmelaufstrebenden Strebepfeiler und Strebebogen als Widerlage gegen den Schub der Gewölbe von Innen nach Außen. Das Kirchengebäude war aus den engenden Schranken der umgrenzenden Mauer herausgetreten. Nachdem so das markige Gerippe der gothischen Dome gebildet war, konnte man alle Sorgfalt auf die Schönheit und Zierlichkeit der Detailbildungen verwenden. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Ultramontanismus.

La justice poursuivie par l'église. Appel du jugement rendu par le tribunal de police correctionnelle de la Seine, le 2. Juin 1858, contre P. J. Proudhon. Bruxelles, librairie de l'office de publicité. —

L'église et les libertés belges, par Louis Hymans, Professeur au mysée royal de l'industrie. 2. Edition. Leipzig, Schnee. —

Eine Stimme des Auslandes über religiöse Freiheit. Urtheil des französischen Rechtsgelehrten und Historikers Eduard Laboulaye über Bunsens „Zeichen der Zeit" und deren Bekämpfer Stahl. Deutsch von L. A. Warnkönig. Leipzig, Brockhaus. —

Le Rationalisme, par Ausonio Franchi, directeur de La Ragione; avec une introduction par D. Bangel, professeur à l'Université libre de Bruxelles. Leipzig, Schnée. —

In neuester Zeit häufen sich die Symptome, daß der Ultramontanismus keinen seiner alten Ansprüche aufzugeben gedenkt, daß er vielmehr jeden Augenblick geneigt ist, sich Uebergriffe in das Gebiet des Staats- und Gemeindelebens zu erlauben, auf eine sehr bedenkliche Weise. Da nun auch innerhalb der protestantischen Kirche eine Partei vorhanden ist, die im Haß gegen die Aufklärung auch dann die Ansprüche Roms unterstützt, wenn sie der Sittenlehre der Reformation auf das härteste widersprechen, so müssen wir mit ernster Theilnahme diejenigen Versuche verfolgen, die innerhalb der katholischen Kirche gegen das Uebermaß der geistlichen Ansprüche gerichtet sind. Es darf uns auch nicht irren, wenn diese Versuche zunächst die richtige Form verfehlen, und wir müssen schon zufrieden sein, wenn auch in unklaren Ansprüchen ein richtiger Instinct sich geltend macht.

Diejenigen katholischen Staaten, die im gegenwärtigen Augenblick am meisten dazu berufen scheinen, innerhalb der katholischen Bildung die Sache der Freiheit zu vertreten, sind Frankreich, Belgien und Sardinien. In Frank-

reich hat zwar der Staat mit der Kirche ein enges Bündniß geschlossen, aber es bleibt doch immer das Vaterland der gallicanischen Versuche gegen die Oberherrschaft des Papstes, es bleibt das Vaterland der Aufklärung. In Belgien hat sich der Liberalismus dem Ultramontanismus gegenüber zu einer geschlossenen Partei abgerundet, die den Gegner auf parlamentarischem Boden bekämpft. Sardinien endlich hat seine Stütze gegen Oestreich und gegen die klerikale Partei hauptsächlich im politischen und religiösen Liberalismus zu suchen. In allen diesen Ländern fehlt es nicht an talentvollen Schriftstellern, die gute Sache durch Logik und Beredtsamkeit zu vertreten. Es gereicht uns aber zur besondern Genugthuung, daß sie ihre Waffen hauptsächlich der deutschen Philosophie entlehnen. In den Schriften, die wir heute zu besprechen haben, erkennen wir fast auf jeder Seite Kant und Schleiermacher, Hegel und Feuerbach heraus.

Daß Proudhon, der niemals im Stande ist, einem Witz oder einer rhetorischen Phrase Widerstand zu leisten, bei dem die Dialektik fast jedesmal in Dithyramben übergeht, und der das unglückliche Talent besitzt, für seine Invectiven die beschimpfendste Form zu finden, in allen seinen Schriften durch einzelne Wendungen der öffentlichen Meinung wie dem Gesetz den gerechtesten Anstoß gibt, ist allgemein bekannt, und wir wundern uns nicht, daß auch das gegenwärtige Buch von einem pariser Gerichtshof verurtheilt ist. Aber die Extravaganz liegt bei ihm fast immer nur in den Beweisgründen; das, was er verlangt, ist gar nicht so übertrieben, als man nach dem ersten Anschein vermuthen sollte. Wir lassen uns diesmal auf die Schale gar nicht ein, wir halten uns an den Kern seiner Ideen.

Die Verfassung, mit welcher der Kaiser Frankreich beglückt hat, verspricht in der Einleitung die Principien von 1789 durchzuführen. Auf diese Einleitung stützt Proudhon seine Ansprüche. Er weist nach, und er wird darin im Ganzen nur wenig Widerspruch finden, daß die sittliche Weltanschauung von 1789 der Dogmatik und den Institutionen der Kirche in vielen Punkten auf das entschiedenste widerspricht, und er richtet demnach an den Senat, dem die Verfassung wenigstens theilweise die Initiative in den organischen Einrichtungen überträgt, die Bittschrift, den Widerspruch zwischen diesen beiden Weltanschauungen durch Reform des Concordats aufzuheben. Daß seine Bittschrift an diesem Ort Anklang finden würde, hat er wol selber nicht geglaubt; die schneidende Form, in der er seine Ansprüche vorträgt, war auch nicht dazu geeignet: es kam ihm lediglich darauf an, die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Wir lassen seine Motive, in denen er meist über das Ziel hinausschießt, bei Seite, und prüfen nur den Inhalt der Anträge, durch welche er das Mißverhältniß zwischen Staat und Kirche auszugleichen sucht. Er hat sie in neun Paragraphen formulirt, die sowol durch ihre handgreiflichen Irr-

thümer, als durch das Positive, was sie enthalten, für die französische Bildung charakteristisch sind. Sie zeigen, daß die Idee der Centralisation auch bei den leidenschaftlichsten Feinden der bestehenden Zustände so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie alle ihre Anschauungen verwirrt.

1) Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt in der französischen Souveränetät. — Das heißt freilich den Knoten zerhauen, es wäre aber nur möglich durch einen Despotismus wie zur Zeit des Nationalconvents. Indessen ist der Satz zu allgemein gehalten, um an ihn die Widerlegung zu knüpfen. Die Folgerungen zeigen sich bei den einzelnen praktischen Vorschlägen.

2) Verpflichtung des Klerus, in allen Lehranstalten die Moral nach der Doctrin von 1789 vorzutragen. — In diesem Punkt tritt der Despotismus des Princips, der die Beamten der Kirche und des Staats zu reinen Maschinen erniedrigt, schon deutlich hervor. Was Proudhon mit dieser Forderung bezweckt, wird einerseits durch Concurrenzschulen des Staats und der Privaten, andererseits durch die den geistlichen Lehrern aufgelegte Verpflichtung, sich denselben Bedingungen zu unterwerfen, denen die andern Lehrer unterworfen sind, vollständig erreicht. Nicht Lehrzwang, sondern Lehrfreiheit.

3) Verpflichtung der Geistlichen, ihre Functionen bei Geburten, Heirathen, Sterbefällen u. s. w. ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß der Betheiligten auszuüben. — Auch dies Ziel wird einfacher dadurch erreicht, daß der Staat den Geistlichen Concurrenz macht d. h. daß die Civilbehörden verpflichtet werden, auf die Anforderung der Betheiligten diese sonst den Geistlichen zustehenden Functionen auszuüben.

4) Aufhebung der Klöster. — Wir dürfen kaum hinzusetzen, daß dieser Wunsch unsere herzliche Beistimmung hat.

5) Aufhebung der ewigen Gelübde. Jeder Priester soll das Recht haben, nach sechsjährigem Dienst seinen Stand zu verlassen und sich zu verheirathen. — Wir glauben, daß der Staat weiter gehen kann, indem er jede Verfolgung gegen einen Priester, der seinen Stand aufgibt, untersagt. Dieser Punkt ist bei uns glücklich erreicht.

6) Wiedergabe aller geistlichen Güter an die Gemeinden und Verbot gegen die Kirche, ein Geschenk anzunehmen. — Die Forderung ist hart, kaum ohne Gewaltthat durchzuführen und es ist sehr fraglich, ob sie ihren Zweck erreicht. So ist z. B. in den katholischen Provinzen Preußens, seit die Bischöfe ihre Besoldung vom Staat empfangen, die Abhängigkeit derselben vom Staat keineswegs vermehrt. Daß übrigens, um sehr naheliegenden Mißbräuchen vorzubeugen, alle Schenkungen an die Kirche einer strengen Controle unterworfen werden müssen, versteht sich von selbst.

7) Dem Priester soll verboten werden, sich an irgend einem finanziellen

Unternehmen zu betheiligen. — Wir erkennen nicht den geringsten Grund, der den Staat veranlassen könnte, auf diese Weise in die Functionen der Kirche einzugreifen.

8) Feststellung strengerer Strafen gegen die Geistlichen bei allen Verbrechen, namentlich den Verbrechen gegen die Scham. — Im Allgemeinen ist dieser Grundsatz wol verwerflich, nur den Fall ausgenommen, wo die Geistlichen ihre Amtsbefugniß zu einem Verbrechen mißbrauchen.

9) Aufhebung der päpstlichen und bischöflichen Autorität und Aufhebung der dem Geistlichen verstatteten Exemption vor Gericht. — Der letzte Punkt ist der Kern des Ganzen. Das Recht soll ein allgemeines sein für die Geistlichen wie für die Laien; es muß sich also auch aus einer gemeinschaftlichen Quelle herschreiben. Dieser Punkt kann uns daran erinnern, daß auch in unserm Concordat noch vieles zu revidiren übrigbleibt.

Wenn schon bei Proudhon in vielen Punkten die Uebereinstimmung mit dem Protestantismus deutlich hervortritt, so ist diese Uebereinstimmung noch mehr in dem Buch von Hymans hervorgehoben. Freilich ist es nicht ein streng historisches Werk und man darf nicht mit den Anforderungen einer historischen Monographie daran gehen, aber es ist geistvoll und lebendig geschrieben und die positiven Angaben, deren sich der Verfasser bedient, um seine Ansprüche zu unterstützen, beruhen durchweg auf geschichtlich beglaubigten Thatsachen. Wir machen hauptsächlich auf einen Punkt aufmerksam, den man oft irrig auffaßt und dessen wahre Bedeutung in den belgischen Händeln am besten zu Tage tritt. Das Symbol, welches die ultramontane Partei 1830 in Belgien auf ihre Fahne schrieb, war Freiheit der Kirche. „Wenn aus der vollständigen Trennung dieser Gewalten," entgegnet Hymans, „eine vollständige Entfernung des Klerus aus den Staatsgeschäften hervorgehn könnte, so wären wir die ersten, dieselbe als ein unfehlbares Mittel des Fortschritts zu betrachten. Aber was wird aus der bürgerlichen Freiheit einer Kirche gegenüber, die auf alle Functionen des staatlichen und bürgerlichen Lebens einen entscheidenden Einfluß beansprucht?" Dies ist der Umstand, auf den alles ankommt. Die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat ist eine gerechtfertigte Forderung, aber nur unter der Bedingung, daß zugleich die Unabhängigkeit des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft von der Kirche garantirt wird. Der Verfasser hat sich ein großes Verdienst erworben, indem er von diesem Gesichtspunkt aus die Entwicklung Belgiens beleuchtet hat.

Die Aufsätze von Eduard Laboulaye sind aus dem Journal des Débats von 1856. Bereits durch seine erste gekrönte Preisschrift: Die Geschichte des Eigenthums im Abendland, hat er sich eine ausgezeichnete Stellung auf dem Gebiet der Rechtsgeschichte erworben; seine Ausgabe von Loisets „Institutes coutumières" und seine Verfassungsgeschichte der nordamerika-

nischen Freistaaten, deren erster Band 1855 erschien, haben diese Stellung befestigt. Er redigirt seit 1855 eine Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. Was in dieser Schrift am meisten Beachtung verdient, ist die Anerkennung, daß der Protestantismus, ganz abgesehn von allen dogmatischen Unterschieden, seinem Wesen nach die Religionsfreiheit fördert, während die katholische Kirche sie ausschließt. Der Charakter der religiösen Wahrheit ist der katholischen Kirche ein von dem der menschlichen Wahrheiten verschiedener. Diese sind Wahrheiten, inwieweit wir sie als solche anerkennen. Im gewöhnlichen Leben verlangt man von uns nicht, zu glauben, was unsere Intelligenz verwirft. Anders ist es mit der Wahrheit, welche die katholische Kirche als eine ewige und untrügliche darstellt. „Die Bereitwilligkeit, zu glauben, was die Kirche glaubt," sagt Bossuet, „besteht in der Entsagung auf die eigne Denkweise, wenn diese den Satzungen der Kirche entgegenläuft. Wer sein individuelles Urtheil für richtiger als das der Kirche hält, ist ein Hochmüthiger, ein Verdammungswürdiger, der, indem er die Einheit des Glaubens zerreißt, sich auflehnt gegen das Gesetz der heiligen Kirchengemeinschaft: es ist ein öffentlicher Feind, der die Seele verdirbt und gestraft werden muß. Die Kirche bedient sich gegen die Empörung derselben Waffen wie der Staat; die Anarchie zulassen, hieße sich selbst aufgeben." Diese Verfassung der Kirche, diese ihre Art und Weise, die Wahrheit wie ein gebietendes Gesetz aufzufassen, ist die eigentliche Ursache ihrer Intoleranz, und diese Intoleranz hat alle Umwälzungen in der Kirche, allen Wechsel der Zeit und der Ansichten überlebt. Jede Toleranz ist ihr ein Preisgeben ihrer Herde, und ein solches Opfer von der Kirche zu fordern, ist man nicht berechtigt; sie brachte es nie und wird es nie bringen. — Die Art und Weise, wie in neuesten Zeiten die italienischen Bischöfe das östreichische Concordat verstanden, läßt uns in die Tiefe ihrer Seele blicken. Vielleicht will Oestreich durch diesen Act der Kirche nur die Freiheit geben, allein nimmt man die Freiheit ausschließlich für sich in Anspruch und gegen andere, so wird sie Tyrannei. Nur die echte Freiheit löst dieses Problem, d. h. nicht ein Vorrecht, sondern die Rechtsgleichheit aller. Die Intoleranz der Kirche bezüglich ihrer Glaubenslehre, ihres Cultus, ihrer Disciplin ist durch ihre Verfassung geboten. Sie würde aufhören, die katholische Kirche zu sein, stände ihr die unbeschränkte Macht in kirchlichen Dingen nicht zu. Auch wenn die Kirche auf die Hilfe des weltlichen Arms verzichtet, gibt sie ihre doctrinelle Unbeugsamkeit nicht auf, im Gegentheil, grade wenn sie vom Staat sich trennt, findet sie im eignen Schoß die von ihr gewünschte Hilfe, und hat die Hoffnung, durch ihre Isolirung die eigne Gerichtsbarkeit zu verstärken. — Im Gegentheil konnte die Reformation sich nicht verwirklichen, ohne die Freiheit in ihrem Gefolge. Es gibt keine Kirche in dem mystischen Sinn des Worts; die Religion ist Sache des Einzelnen,

keine höhere Autorität schreibt ein einförmiges Glaubensgesetz vor. Das Kirchenamt gibt dem Geistlichen nicht den geheiligten Charakter eines Richters; es gibt nur Laien, aber jeder derselben ist Priester. De Maistre nennt den evangelischen Geistlichen un Monsieur habillé en noir qui dit des choses honnêtes. Er ist ein Gläubiger, der keine andern Vorrechte hat als die seiner Glaubensbrüder, und schon die Einfachheit seiner Kleidung belehrt ihn, daß er sich von den übrigen Christen nicht unterscheide. „Die Grundlage unserer protestantischen Religion," schreibt Milton an das Parlament, „ist die, daß wir keine andern göttlichen Vorschriften, keine andere äußere Autorität, keinen andern gemeinsamen Boden kennen als die h. Schrift. Und da diese nicht anders begriffen werden kann als durch die Erleuchtung, so ist niemand sicher, sie für alle Zeiten zu besitzen, und noch weniger, daß sie in einem andern immer vorhanden sei. Hieraus folgt, daß kein Mensch, daß keine Corporation ein unfehlbarer Richter in Religionssachen sein und daß jeder nur sich selbst eine Entscheidung geben kann. Wenn die, welche das Kirchenregiment führen, keine Zwangsgewalt üben können, einfach deshalb, weil sie nicht unfehlbar sind und dem Gewissen nichts aufnöthigen können, ohne es zu überzeugen, so hat die bürgerliche Obrigkeit, welche in solchen Fällen nicht einmal berechtigt ist, ein Urtheil auszusprechen, noch weniger Gewalt dazu." — Es ist eine eigne Ironie, daß diese altprotestantischen Wahrheiten von einem Katholiken unsern Hyper-Orthodoxen ins Gewissen gerufen werden müssen!

Mit einer gründlichen Kenntniß der deutschen Philosophie ausgerüstet, versucht Ausonio Franchi den Supranaturalismus in allen seinen Schlupfwinkeln zu verfolgen. Indem er sich hauptsächlich auf die Kritik der reinen Vernunft stützt, zeigt er, daß die Fragen, welche jede Religion zu lösen versucht, aus der Natur des menschlichen Empfindens und Denkens hervorgehn, daß aber ihre Anstrengung an den Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens erlahmt. Der Mensch hat den angebornen Trieb nach dem Uebersinnlichen. Er hat ebenso den angebornen Trieb, sich das, was er nicht weiß, nach den Analogien dessen, was er weiß, zurechtzulegen. Jede Religion beantwortet diese Fragen zunächst in der Weise der Vorstellung, der Mythologie, des Bildes, wenn sie aber in ihrer weitern Entwicklung als Theologie die Form der Reflexion anwendet, verfällt sie regelmäßig in falsche Schlüsse. Das menschliche Erkenntnißvermögen steckt in Antinomien, die es durch keine Anstrengung los wird. Es ist ihm z. B. ebenso unmöglich, sich die Zeit als begrenzt zu denken, wie sie als unbegrenzt zu denken. Indem nun die Theologie, zwischen diese beiden Gegensätze das Mittelglied der Schöpfung einschiebt, gelingt es ihr doch nicht, jene Widersprüche des Denkens zu lösen, denn der willkürlich gesetzte Zeitabschnitt gibt der Frage nach dem, was vor diesem Act gewesen, neuen Spielraum, und so ist es mit allen Dogmen der

Theologie. In der Regel nimmt sie dann auch die Wendung, eine doppelte Vernunft vorauszusetzen, eine überirdische und eine irdische, von welchen die eine die Gesetze der andern aufheben soll. Im Grund verfällt die Metaphysik in denselben Fehler. Auch der Pantheismus wie der Materialismus gehn von Ideen aus, welche jene dem Erkenntnißvermögen immanente Antinomie außer Acht lassen, und verfallen daher ebenso der logischen Kritik. Es hilft der Theologie nichts, wenn sie sich mit ihren Lehren auf eine höhere Offenbarung beruft, denn auch bei der Offenbarung ist die menschliche Vernunft genöthigt, ihre ewigen Gesetze in Anwendung zu bringen: sie kann überhaupt nicht denken, wenn sie nicht nach diesen Gesetzen denkt. „Wenn es euch," ruft der Verfasser seinen Gegnern zu, „genügt, um diesem unvermeidlichen Schluß zu entgehn, euch eine Welt zu träumen, die außer und über der Natur steht, wo das Fabelhafte wahr, das Chimärische wirklich, das Absurde vernünftig wird, so thut es immerhin, wir werden euern Frieden nicht stören. Schlaft und träumt nach Belieben; wenn ihr aber mit uns disputiren wollt, so wartet ab, bis ihr erwacht seid, bis ihr den Gebrauch der Sprache, die von den Wachenden gesprochen wird, wiedererlangt habt, denn nur dann können wir euch verstehn." Weit gefährlicher für das praktische Leben aber als die Idee eines doppelten Denkgesetzes ist die Idee eines doppelten Rechts, denn sie würde allen Rechtsbegriff überhaupt aufheben; und hier weist der Verfasser sehr glücklich nach, daß die Theologie mit ihrer Behauptung eines offenbarten Rechts sich stets in Illusionen verliert, daß sie doch regelmäßig ihr übernatürliches Recht vor dem angebornen Gewissen zu rechtfertigen sucht, und er setzt hinzu, daß es unter diesen Umständen einfacher ist, es bei dem letztern bewenden zu lassen.

Friedrich der Große von Carlyle.

History of Friedrich II. of Prussia, called Frederick the Great. By Thomas Carlyle. Copyright Edition. Leipzig, B. Tauchnitz (Collection of British Authors, Tauchnitz Edition). Vol. 1—5.

Erst seit kurzer Zeit ist Macaulays Abhandlung über Friedrich den Großen bei uns bekannt geworden, die man, obgleich sie schon 1842 geschrieben war, bis dahin dem deutschen Publicum vorenthalten hatte. Wäre der Ruf des berühmten Geschichtschreibers nicht über alle Anfechtung sicher gestellt, so würde sich wahrscheinlich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung dagegen er-

hoben haben, denn Friedrich gehört zu den wenigen deutschen Helden, deren Andenken sich das Volk nicht gern verkümmern läßt. Aber auch auf denjenigen, der sich in seinem Urtheil nicht durch volksthümliche Sympathien bestimmen läßt, mußte das Verfahren Macaulays einen sonderbaren Eindruck machen. Jeder Biograph bemüht sich zunächst, bei seinem Helden den Kern seines Wesens zu entdecken, und bei der künstlichen Gruppirung der Thatsachen diesen Kern so scharf hervortreten zu lassen, daß alle andern Eigenschaften im Hintergrund bleiben. Bei Friedrich waren Bewunderer und Gegner darüber einig gewesen, daß man hauptsächlich seine Kriegsthaten ins Auge zu fassen habe, an die sich dann seine staatsmännischen Talente und alles Uebrige anreihe. Macaulay hat dagegen einen Gesichtspunkt entdeckt, der durch seine Neuheit überrascht: er legt bei seinem Urtheil Friedrichs Gedichte zu Grunde und bringt durch den seltsamen Contrast der in ihnen ausgesprochenen Gesinnungen gegen das, was Friedrich wirklich gethan, ein komisch verzerrtes Bild hervor, das freilich sehr unterhält, das aber der geschichtlichen Wirklichkeit nicht entspricht. Die Fratze liegt blos in dem sonderbaren Gesichtspunkt des Geschichtschreibers. Denn es gibt keine auch noch so classisch-vollendete Natur, für die man nicht eine Perspective auffinden könnte, in der sie einen possenhaften Eindruck macht. Freilich ist es auf der andern Seite ein Verdienst, eine Figur, die man bis dahin nur im Profil zu sehn gewohnt war, von einem andern Punkt aus abzubilden. Bei einem geistvollen Künstler, wie es Macaulay unzweifelhaft ist, wird man immer viel daraus lernen.

Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß man dieses absprechende Urtheil über Friedrich bei den neuern englischen Schriftstellern nicht selten findet: es ist eine natürliche Reaction gegen die übertriebene Vergötterung, mit welcher früher das englische Publicum dem Sieger bei Roßbach entgegenkam. Carlyle bemüht sich nun in dem vorliegenden Werk, diesen Urtheilen seiner Landsleute entgegenzutreten und dem deutschen Volk gewissermaßen eine Ehrenerklärung zu geben. Indem er nach dem gründlichsten Quellenstudium alle Details, die man überhaupt wissen kann, auch die possenhaften und widerwärtigen nicht ausgeschlossen, auf das umständlichste zusammenstellt, findet er in der jugendlich warmen Empfänglichkeit seines Gemüths für alles Große die Beleuchtung, welche die einzelnen Züge des Gemäldes in ihrem richtigen künstlerischen Verhältniß klar und entschieden hervortreten läßt.

Wie ausführlich die Darstellung ist, geht schon daraus hervor, daß die fünf ersten Bände nur den Zeitraum bis zur Thronbesteigung des Königs umfassen. Freilich enthält der erste Band eine allgemeine Einleitung, die Geschichte des preußischen Staats, die für das englische Publicum sehr nothwendig war, weil es sich von den natürlichen Voraussetzungen dieser Geschichte

noch immer sehr falsche Vorstellungen macht: eine Einleitung, in der Carlyle, der so sehr verschriene Romantiker, einen scharfen staatsmännischen Blick verräth. Aber die andern vier Bände behandeln nur die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I., die doch an Thatsachen nicht sehr ausgiebig war. Wie die Breite der Darstellung zu Stande kommt, wird man aus einem einzelnen Beispiel ersehn. Bei der berühmten Reise, auf welcher der unglückliche Fluchtversuch des Kronprinzen stattfand, findet Carlyle in seinen Quellen über die Umstände wenig Data; er ergänzt sie aber dadurch, daß er die Karte zur Hand nimmt, sich unterrichtet, wer auf allen Stationen wohnte, was sich für historische Erinnerungen daran knüpfen und nun sich in die Seele der einzelnen Reisenden versetzt und sich ihre Betrachtungen darüber zu versinnlichen sucht. Für den streng historischen Stil ist ein solches an die Novelle erinnerndes Verfahren freilich nicht geeignet, aber es thut doch seine Wirkung. Man wird dadurch nicht blos im Allgemeinen angenehm unterhalten und belehrt, sondern der Verfasser hat auch so viel künstlerischen Instinct, daß durch dies episodische Beiwerk die dramatische Spannung des Ereignisses bedeutend erhöht wird. Wenn der pragmatische Geschichtschreiber seinem Ziel auf dem geradesten Wege entgegeneilt, so hat Carlyle ein Auge für alles. Ihm entgeht auf dem ganzen Wege keine auffallende Erscheinung, und doch kann man nicht sagen, daß ihn diese allseitige Aufmerksamkeit zerstreut; denn in seiner Seele lebt zugleich mächtig die Idee, die das charakteristische Bild des Ganzen immer von neuem wieder auffrischt.

Wir Deutsche haben eigentlich Carlyle viel zu danken. Wir haben im Ausland keinen wärmeren Freund, keinen unermüdlicheren Vertreter, und was noch mehr sagen will, seine Liebe zu uns wird zugleich durch eine scharfe und zuweilen tiefe Einsicht in unser Wesen getragen, und doch sind wir nicht selten undankbar gewesen, ja wir wollen gestehn, es ist schwer, sich ihm gegenüber einer gewissen Undankbarkeit zu erwehren. Von der Unordnung und Verwilderung unseres Stils, die sich von unsern Philosophen, unsern Romantikern, unsern Germanisten herschreibt, und der jeder einzelne Schriftsteller sich erst mit schwerer Anstrengung entwinden muß, pflegen wir Trost bei den Engländern zu suchen, die bis auf das letzte Jahrzehnt hin im Durchschnitt einen gesunden Mutterwitz und ein natürliches, durch die Reflexion noch nicht zerfressenes Gefühl zeigen, das uns die Empfindung der Gesundheit einflößt. In Carlyles Sprache dagegen finden wir unsre eignen Unarten im verstärkten Maß wieder, und das wirkt um so unangenehmer, da wir uns des beschämenden Gefühls nicht erwehren können, daß er sie uns abgelernt hat. Viele seiner Wendungen kann nur ein Deutscher verstehn, so entschieden widerspricht seine Satzbildung, ja seine Wortbildung dem Genius der englischen Sprache. Die Gewaltthätigkeiten, die wir uns, namentlich seit dem Vorgang Jean

Pauls und Hegels gegen die Syntax und Grammatik im Allgemeinen erlauben, erscheinen uns gar nicht gewagt, wenn wir Carlyle damit vergleichen. Den Uebersetzer beneiden wir nicht, der sich bemühn muß, die offenbaren Incorrectheiten des Originals durch entsprechende Fehler unsrer eignen Sprache wiederzugeben. In dieser Beziehung ist das neue Werk ebenso reich an Sünden als die frühere Geschichte der französischen Revolution. Aber wir lassen uns diesmal nicht darauf ein, da wir schon bei einer frühern Gelegenheit unsere Mißbilligung so scharf als möglich ausgesprochen haben.

Wie eine so bedeutende, durch und durch wahre Natur zu dieser seltsamen Verirrung kommt, ist leicht zu begreifen. Die Engländer und auch die Franzosen verdanken die Durchsichtigkeit ihres Stils wenigstens zum Theil einer Einseitigkeit ihrer Bildung. Seit vielen Jahrhunderten an Parlamente und an Geschworene, kurz an eine Redekunst gewöhnt, in welcher der Einzelne, um die Menge zu überreden, sich ihren Voraussetzungen und Vorurtheilen anbequemen muß, haben sie sich allmälig eine Redeweise angeeignet, die nicht individuell hervorgegangen, sondern traditionell überliefert ist und die nicht selten in das Uebermaß übergeht, welches die Engländer selbst als Cant bezeichnen, eine Sprechweise, in welcher der Einzelne der überlieferten Sprache überläßt, für sich zu denken. Bei kräftigen, ursprünglichen Naturen ist eine heftige Abneigung gegen diese Trivialität des Denkens und Empfindens ebenso begreiflich, wie der Versuch, diesem Zwang der öffentlichen Meinung gegenüber recht originell und selbstständig zu denken, d. h. anders zu denken als alle Welt denkt. Die beiden naheliegenden Abwege dieses Versuchs sind, daß man entweder wirklich in eine verkehrte Logik verfällt, oder sich wenigstens eine Manier des Stils aneignet, die das Gemeingefühl vor den Kopf stößt. Das Letzte ist bei Carlyle der Fall, und man muß nicht selten alle Kunstgriffe der Philologie zu Hilfe nehmen, um hinter den wahren Kern seine Meinung zu kommen, wobei man gewöhnlich entdeckt, daß er dasselbe viel einfacher hätte ausdrücken können.

In Carlyles Natur ist die Wahrheit zur Leidenschaft geworden, und der Haß gegen die Lüge, gegen die Heuchelei, gegen den Pharisäismus in allen Formen ist der Leitton seiner Schriften. Es ist ihm ein inneres Bedürfniß, alle die scheinbaren Motive aufzulösen, womit die Menschen sich selbst betrügen. Die natürliche Kunstform dieses Empfindens ist die Ironie, und man kann nicht leugnen, daß er diese Ironie zuweilen blutig zu handhaben weiß. Bekanntlich hat sich eine ganze Schule von Schriftstellern nach ihm gebildet, worunter Thackeray, Kingsley, Currer Bell und Lewes die namhaftesten sind. Sie haben auch in Deutschland um so mehr Anklang gefunden, da sie sich von den grammatischen Incorrectheiten ihres Vorbildes im Ganzen frei gehalten haben. Geht man aber auf den Kern der Sache ein,

so steht Carlyle auf einer viel höhern Stufe der Bildung. Bei dem gewöhnlichen Ironiker findet man fast durchweg Schadenfreude, nicht grade Freude am Schlechten selbst, aber Freude an der Darstellung des Schlechten. Von diesem Fehler ist Carlyle ebenso frei wie seine Schule. Im Gegentheil zeigt sich bei ihnen durchweg eine überquellende Menschenliebe und ein Sinn für das Gute, der sich nicht verdrießen läßt, auch die unscheinbarsten Gegenstände zu durchwühlen, um die Spuren desselben mit Freude aus dem Schutt hervorzuziehn. Aber eins geht den andern ab, was Carlyle im hohen Maß besitzt: der Sinn für das Große. Thackeray geht in der Virtuosität seiner Analyse so weit, er findet die guten und bösen Eigenschaften der Menschen so unauflösbar ineinander verstrickt, daß die feste individuelle Gestalt verloren geht, daß er mit einem beständigen wehmüthigen Lächeln das Große herabdrückt und das Kleine erhöht. Anders bei Carlyle. Sein Gefühl fürs Große geht nicht selten in Leidenschaft über, und wenn er den Cultus des Genius predigt, so ist das bei ihm nicht Dogma, sondern Instinct. Er läßt sich durch die Widersprüche einer mächtigen Natur nicht irren, er weiß sehr wohl die Reflexion, aus der geniale Menschen ihre Handlungsweise vor ihrer angelernten Moral zu rechtfertigen suchen, von ihrem genialen Instinct zu unterscheiden. Es irrt ihn nicht, wenn sie mit einer gewissen Heftigkeit Maximen vertreten, die ihren Handlungsweisen entgegengesetzt sind; wenn z. B. Cromwell den einen Tag in seinen Reden sich ganz in den Willen Gottes ergibt, den andern Tag mit schärfster Weltklugheit und ohne alle Rücksicht auf den Codex der Moral seine Handlungsweise einrichtet, es irrt ihn nicht, wenn Friedrich in seinen Elegien das Glück des Friedens preist, und sich mit wilder Kampfslust in den Krieg stürzt, wenn er den Machiavell widerlegt und in seiner Politik Grundsätze befolgt, die denen des Florentiners wenigstens nicht widersprechen. Er findet den Kern der Wahrheit nach beiden Seiten heraus, denn er weiß, daß seine Helden nicht systematische Philosophen, sondern concrete Naturen sind, die hinter den anscheinenden Widersprüchen einen sehr festen energischen Charakter verbergen.

Von diesem Standpunkt aufgefaßt, ist auch das vorliegende Buch eine sehr erhebende Lectüre. Wenn Macaulay schon aus Friedrich dem Großen ein Zerrbild macht, so erscheint bei ihm Friedrich Wilhelm I. gradezu als Monstrum, als ein Ungeheuer, für welches sich in der menschlichen Natur gar keine Analogien vorfinden. Für den Augenblick hat er ganz vergessen, daß sich die Zeiten mit den Sitten ändern, daß man in der Periode Friedrich Wilhelms I. rascher mit dem Stock bei der Hand war, als 150 Jahre später, und daß es an willkürlichen Todesurtheilen damals auch anderwärts in Deutschland nicht gefehlt hat. Carlyle erzählt von dem König dieselben Geschichten wie Macaulay, er erzählt sie noch vollständiger und eindringender, und doch

sehen wir bei ihm alles aus der menschlichen Seele hervorgehn, wir erkennen hinter dem jähzornigen Tyrannen ein echtes, der Wahrheit zugethanes Gemüth, hinter dem possenhaften Corporal mit seiner Manie für große Soldaten einen sehr energischen gesunden Menschenverstand, der, wo ihn die Leidenschaft und das Vorurtheil nicht verblendete, sehr entschieden das Wesentliche zu treffen wußte. Und es ist richtig so. Wir Deutschen sind freilich über diesen Charakter niemals im Unklaren gewesen, unsere Geschichtschreiber haben ihn in derselben Weise dargestellt, aber es freut uns, bei einem geistvollen, tiefsinnigen und welterfahrenen Fremden dasselbe Bild in schärferen Schlaglichtern wiederzufinden.

Noch in einer Beziehung möchten wir das Buch unsern preußischen Landsleuten empfehlen. Es ist jetzt immer viel die Rede von alter guter Zeit, von altpreußischem Adel u. s. w. Im General Grumkow gibt uns nun Carlyle ein Bild dieser alten guten Zeit, einen märkischen Junker des 18. Jahrhunderts; er schildert ihn nicht als ein Ungeheuer, er zeigt auch hier, wie alles zusammenhängt; er verschweigt auch seine guten Seiten nicht, aber er unterläßt doch nie, wenn auf ihn die Rede kommt, den Stoßseufzer: warum fand sich nicht ein Strang für den Nacken dieses feilen Verräthers!

Reisen in Italien.

1.

Von allen Ländern Europas hat ohne Zweifel dasjenige, dessen Bewohner am wenigsten reisen, Italien, von jeher auf die Reisenden andrer Länder am meisten Anziehungskraft geübt. Un pezzo di ciel caduto in terra! mit diesem Ausdruck des Enthusiasmus, dessen der Italiener nur die Küste des Golfs von Neapel würdig findet, begrüßt der Nordländer schon die lachende Natur, die sich am Fuß der Alpen seinem Blick öffnet. Je weiter er vorschreitet, desto mehr sieht er sich überall von den Trümmern einer versunkenen Welt umgeben, die bedeutungsvoll und anregend in die Gegenwart hineinragen. Eine mehr als zweitausendjährige Vergangenheit hat jedem Zollbreit des Bodens ihre Stempel aufgedrückt. Wie die Schichten der Gebirge sind die Reste der aufeinanderfolgenden Culturperioden übereinandergelagert. Das Größte und Schönste, was die Kunst des Alterthums und der neuern Zeit hervorgebracht hat, ist hier in einer verwirrenden Fülle zusammengedrängt. Das Leben des Südens gestaltet sich hier in den edelsten und anmuthigsten Formen. Doch wie ließen sich all die Eigenschaften einzeln aufzählen, die in

ihrer Vereinigung dem wundervollen Lande seinen unwiderstehlichen Zauber leihen!

Von allen Nationen hat die unsre sich immer am mächtigsten nach Italien gezogen gefühlt. Für unsre edelsten Kräfte hat sich seine Atmosphäre, sonst eine berauschende und erschlaffende, von jeher als belebend erwiesen. Winckelmann hat sich hier zu einer Höhe der Kunstanschauung aufgeschwungen, auf die sein Zeitalter ihm kaum zu folgen vermochte. Goethe hat hier eine Wiedergeburt erlebt. Für unsre bildende Kunst ist hier eine neue Epoche angebrochen, so schön und reich, wie sie noch keine aufzuweisen hatte.

Eine Uebersicht der wichtigsten Reisebeschreibungen Italiens, die in den letzten hundert Jahren von Deutschland erschienen sind, ist darum wol den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen, da wir mit Recht gewohnt sind, das schöne Land als ein unserm Vaterlande geistig verschwistertes zu betrachten. In sofern als sich daraus die während dieses Zeitraums eingetretenen Veränderungen italienischer Zustände ergeben, hat sie nur ein secundäres Interesse: denn Italien ist in der neuern Zeit eins der stabilsten Länder von Europa gewesen und man ist erstaunt, wie vieles heute noch gilt, was vor hundert Jahren geschrieben ist. Ein höheres Interesse gewinnt eine solche Uebersicht dadurch, daß die einzelnen Werke herrschende Richtungen der betreffenden Perioden bis auf einen gewissen Grad wiederspiegeln: in jedem Menschenalter ist Italien mit andern Augen gesehn, die Aufmerksamkeit der Betrachter vorzugsweise auf einen andern Punkt gerichtet gewesen. Hier sollen nur solche Reisen erwähnt werden, die in irgend einer Hinsicht bedeutend oder charakteristisch sind: eine Art von Literatur wird durchaus nicht beabsichtigt. Die älteste bedeutendere deutsche Beschreibung Italiens in der neuern Zeit ist von Johann Georg Keyßler (geb. 1690, gest. 1743), ein zu seiner Zeit hochberühmtes und auch jetzt noch nicht ganz vergessenes Buch. Der Verfasser, ein vielseitiger und gründlicher Gelehrter, in Naturwissenschaften, Alterthümern und Literatur wohl erfahren, unternahm sie 1729—1731 in Begleitung zweier jungen Grafen Bernstorf; die dritte Ausgabe in zwei sehr starken Quartbänden erschien 1776. Das Buch hatte auch im Ausland Erfolg, und wurde nach Volkmann in einer Uebersetzung von reisenden Engländern als Handbuch benutzt. Als solches (freilich in einem für unsre Begriffe kolossalen Maßstab) ist es auch angelegt. Von der Person des Reisenden erfährt man so gut wie gar nichts, geschweige daß sie den Mittelpunkt der Darstellung bildete. Es ist eine umfassende und gründliche Beschreibung der einzelnen Staaten, ihrer Lage, Bevölkerung und Verfassung, die Sehenswürdigkeiten der Städte, Kirchen, Museen, Bibliotheken, Sammlungen, Naturmerkwürdigkeiten werden ausführlich behandelt und eine große Menge lateinischer Inschriften dem Wortlaut nach mitgetheilt (bekanntlich ist kein Land in der Welt so reich an Inschriften wie Ita-

lien). Am Schlusse jeder Stadtbeschreibung folgt eine Schilderung der Lebensart, Sitten und gesellschaftlichen Zustände, wobei es auch an Anekdoten nicht fehlt. Im Ganzen aber ist die Absicht keineswegs auf Unterhaltung, sondern auf Belehrung des Lesers gerichtet. Keyßler ist ein guter Beobachter und gewissenhafter Erzähler; seine gelegentlichen Scherze über Reliquienverehrung und andre katholische Dinge, die Volkmann rügt, sind höchst harmlos und unschuldig. Seine persönliche Empfindung tritt nur ausnahmsweise hervor, es fehlt ihm keineswegs an lebhaftem und warmem Gefühl für die Schönheiten der Natur und Kunst, er äüßert es aber stets in der bedächtigen, gemessenen und steifen Weise, die damals für anständig galt.

Winckelmanns Aufenthalt in Rom (1755—1768) regte in Deutschland die Sehnsucht nach Italien für die nächsten Jahrzehnte mächtig auf. Schon seine ersten kleinern Schriften zündeten in weiten Kreisen, man vernahm die Kunde von seinem „hohen Kunstleben" in Rom aus den Briefen an seine Freunde, wie Goethe in seinem Leben erzählt, vor allem weckte seine Geschichte der Kunst (1763) einen neuen Enthusiasmus für die Heimath der schönen Künste. Ein Hamburger, der das Glück gehabt hatte, Winckelmanns Bekanntschaft zu machen und in seiner Gesellschaft die Tempel von Pästum zu besuchen, Dr. Volkmann gab 1770 ein neues Werk über Italien heraus: Historisch-kritische Nachrichten von Italien u. s. w., drei sehr starke Octavbände. Das Buch wurde an der Stelle des Keyßlerschen das gangbarste Reisehandbuch über Italien und blieb es bis zum Ende des Jahrhunderts, auch Goethe hat sich seiner bedient. Form und Anordnung sind ganz wie bei Keyßler: man erfährt kaum, daß der Verfasser Italien selbst gesehen hat, obwol er nicht weniger als anderthalb Jahre dort war. Heutzutage wird der dritte Theil dieser Zeit für genügend erachtet, um die Welt mit einem neuen Buch über Italien zu beglücken, ohne daß man sich viel darum kümmert, was andere vorher geschrieben haben. Volkmann hat daher alle frühern Reisebeschreibungen sorgfältig studirt und benutzt, ja er ist bescheiden genug gewesen, ein französisches Werk von la Lande dem seinigen zu Grunde zu legen. „Da die Besehung der Kunst und vorzüglich der Gemälde," sagt er, „bei den meisten eine Hauptursache der Reise nach Italien ist, so haben wir uns auch am ausführlichsten dabei aufgehalten." Bei den bedeutenderen Antiken werden die betreffenden Stellen aus Winckelmann citirt. In Bezug auf die Kunst ist der Verfasser natürlich ganz im Geschmack jener Zeit befangen, welche gothisch und barbarisch für identisch hielt, das Mittelalter verachtete oder ignorirte und die Wiedergeburt der Künste von Rafael datirte. Vom mailänder Dom sagt er (I. 242): „Inwendig ist die Kirche ganz im gothischen Geschmack wie die Kathedralkirchen in Paris, Straßburg, Pavia und andern Städten. Diese großen Gebäude haben wegen der spitzig zulaufenden Bogen nicht so viel Festig-

keit, als wenn sie mit zirkelförmigen Gewölben und nach den reinen Verhältnissen der Griechen aufgeführt wären. Es fehlt ihnen das gefällige und zugleich feste Ansehen, sie verdienen nur wegen ihrer Größe, wegen der weiten Bogen, der dreisten Baukunst, der Verhältnisse einiger besonderer Theile und des erstaunlichen Fleißes in den Zierrathen die Aufmerksamkeit der Kenner." Den Maler, der gegenwärtig unter den Italienern der vorrafaelischen Zeit der populärste ist, Benozzo Gozzoli, kennt er nicht einmal dem Namen nach. Er spricht nur von den ältern Fresken des Campo Santo zu Pisa ausführlich, und zwar wegen ihrer seltsamen Gegenstände: die ganze herrliche Reihe von Geschichten des alten Testaments von Benozzo, die allein mehr werth sind als alle übrigen Bilder in Pisa zusammen, scheint er ganz unbeachtet gelassen zu haben, er erwähnt nur ihr Vorhandensein und nennt den Maler Benelzo (I. 579). Auf der andern Seite Hannibal Caracicci mit Rafael gleichgesetzt. „Den von ihm gemalten Plaford im Palast Farne," heißt es, „kann man den großen Malereien Rafaels an die Seite setzen, welche weder so schön colorirt und erhalten sind, noch so angenehme Gegenstände vorstellen. Freilich hat der Maler Gegenstände aus der Fabel genommen, und die Figuren meistens sehr nackend vorgestellt. Man muß sie von der Seite der Kunst betrachten, und nicht nach der strengsten Moral" (II. 413).

Rom war damals für alle Reisende von so überwiegender Wichtigkeit, daß die übrige Reise in Italien nur als Einleitung oder Anfang zu dem dortigen Aufenthalt erschien: in dem Werk Volkmanns ist ihm der ganze zweite Band gewidmet. Abbaten trieben das Handwerk, Fremde als sogenannte antiquarii zu führen, sie waren meist sehr oberflächlich unterrichtet und ließen sich theuer bezahlen. Bekanntlich war auch Winckelmann lange Zeit zu diesem Erwerb gezwungen, wobei er namentlich oft Gelegenheit hatte, sich über die Empfindungslosigkeit der Engländer zu ärgern. Drei Monate erklärt Volkmann für die kürzeste Zeit, die ein Reisender auf Rom verwenden könne, obwol viele nur sechs Wochen da blieben (was gegenwärtig bei der Mehrzahl der Touristen für sehr lange gilt). Wie unsere Urgroßväter die Ueberreste des Alterthums betrachteten, mag folgende Stelle über das Forum zeigen: „Dem Liebhaber des Alterthums ist die einsame Promenade auf diesem Platz die wichtigste; er kann sich die Lage der alten Gebäude nach unsrer Beschreibung genau vorstellen und zugleich Betrachtungen über die großen Revolutionen in Rom, und über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge anstellen. Wer feine Empfindungen hat, wird diese Oerter gewiß nie betreten, ohne von einer Art sanfter Traurigkeit hingerissen zu werden, und einen heftigen Schauer zu empfinden" (I. 522).

Ueberhaupt sah man von Italien damals in der Regel nur die größern Städte und deren nächste Umgebungen, alle ferner gelegenen, durch Alterthü-

mer oder Natur merkwürdigen Punkte waren theils unerreichbar, theils unentdeckt, nicht einmal die Eingebornen kannten sie. Selbst die nächsten Umgegenden der Hauptstädte waren noch unvollkommen bekannt. Kein Reisender besuchte z. B. von Florenz aus das wenig entfernte Fiesole, und noch weniger wußte man damals etwas von dem Maler, dem dieser Ort seinen Ruhm verdankt. Von Rom aus wurden allerdings Ausflüge in die Albaner- und Sabinerberge gemacht, auch beschreibt Volkmann Cori und Palestrina, aber noch spannte kein Landschaftsmaler in Olevano oder Subiaco seinen Schirm auf, noch untersuchte kein Antiquar die cyklopischen Mauern der alten Volskerstädte. Um Neapel wurden allerdings die Orte, die Ruinen enthielten, gewissenhaft durchwandert: aber von Pompeji, wo die Grabungen 1755 begonnen hatten, war nur ein Theil der Gräberstrecke nebst dem Stadtthor und ein geringer Theil der Stadt aufgedeckt (II. 318). Die Tempel von Pästum wurden erst 1752 von einem neapolitanischen Maler entdeckt, dessen Skizzen einige Engländer sahen und dadurch veranlaßt wurden den Ort zu besuchen. „Von der Zeit an wurden die Neapolitaner, welche bisher nicht wußten, daß die Ueberbleibsel einer ganzen Stadt in ihrer Nachbarschaft standen, aufmerksam" (II. 332). Noch unvollkommener waren die Naturschönheiten dieser wundervollen Küste bekannt. Von Sorrent spricht Volkmann gar nicht, von Capri*) weiß er weiter nichts, als daß Tiber dort abscheuliche Ausschweifungen begangen, von Ischia, daß es herrliche Schwitzbäder hat und von Procida, daß dort die Fasanen des Königs von Neapel gehalten wurden. „Vor funfzehn Jahren war den Einwohnern deshalb verboten worden Katzen zu halten; in Folge dessen vermehrten sich die Ratten so, daß nichts mehr sicher war, nicht einmal neugeborne Kinder. Sie bestreuten deshalb bei einer Anwesenheit des Königs den Weg mit vielen hundert erschlagenen Ratten, und stellten ihm ihre Noth fußfällig vor, worauf die Katzen wieder erlaubt wurden" (III. 260). Gewesen ist Volkmann, wie es scheint, auf keiner von all diesen Inseln. Uebrigens dürften im zwanzigsten Jahrhundert die heutigen Reisen in Italien in dieser Beziehung ebenso unvollständig gefunden werden, als wir die des achtzehnten finden.

Italien ist das einzige Land, in dem man noch heute vielfältig so reist wie vor hundert Jahren, nämlich mit Vetturinen; nur waren die zweirädrigen Sedien, in denen sich auch Goethe noch fortschleppen ließ, unbequem genug und die Fahrt eine leidige, während sie jetzt, in bequemen Wagen meist eine sehr angenehme ist. Wesentlich verändert hat sich die Communication nur in Oberitalien durch die Eisenbahn (die wenigen Strecken auf der eigentlichen Halbinsel wollen noch nicht viel bedeuten); sodann die Uebergänge über die

*) Die blaue Grotte ist bekanntlich erst von dem Maler und Dichter Kopisch entdeckt.

Alpen (im vorigen Jahrhundert passirte man gewöhnlich entweder den Mont Cenis oder den Brenner); am meisten die Verbindungen zur See, die auf der Westküste durch die schönen und prächtig eingerichteten englischen und französischen Postdampfer, auf der Ostküste durch die weniger eleganten, aber viel billigern Schiffe des östreichischen Lloyd unterhalten werden, von den verschiedenen italienischen nicht zu reden, die meist nur bei gutem Wetter fahren und selten zuverlässig sind. Keyßler machte die Fahrt von Genua nach Livorno in sogenannten Feluken oder Brigantinen, kleinen Ruderschiffen ohne Verdeck zu zehn bis zwölf Personen, die sich aber nicht auf die hohe See wagen konnten, erstens wegen ihrer leichten Bauart und dann weil man vor den Corsaren aus den Barareskenstaaten auf der Hut sein mußte. In den Briefen über Sicilien und Malta vom Grafen Borch 1777 glaubt man sich in die Zustände der Schiffahrt zurückversetzt, wie sie etwa die Odyssee schildert. Die Reisenden bedienten sich einer maltesischen Speranara, eines kleinen Fahrzeugs von sechs Rudern, von der Größe einer halben Felukke, ohne Bodenverdeck; ihr Schiff, das 36 Schuh Länge maß, war eins der längsten dieser Art. „Die Schiffleute sind so bewandert in diesem Element, daß sie den Tag über bevorstehende Veränderungen der Luft vorherzusagen wissen, und sobald sie Gefahr wittern, wagen sie sich nie auf das hohe Meer, sondern bestreichen immer die Küsten. Da diese Schiffe sehr klein, leicht und platt sind, so suchen sie bei dem kleinsten Sturm Sicherheit und werden mit Hilfe einer doppelten Zugrolle ans Land gezogen“ (I. 5). Ein Sirocco bannte den Reisenden oft wochenlang an die unwirthbare Küste von Calabrien (I. 13). Auf der Ueberfahrt von Syrakus nach Malta schreibt der Verfasser an seinen Freund: „Wenn uns die Türken unterwegs nicht wegnehmen, so werden Sie sicher bald etwas von mir erfahren, sollten Sie aber aus meinem Stillschweigen ein Unglück ahnden, so denken sie auf meine Erlösung, wenn ich inzwischen mit dem Grabscheit in der Hand in dem Garten des Serails von irgend einem afrikanischen Fürsten arbeiten werde“ (I. 127). Bei diesen Schneckenfahrten brauchte man von Palermo bis Neapel zwölf Tage! (II. 103.)

Der erste namhafte deutsche Reisende, der sich über Pästum hinauswagte, war der Baron von Riedesel, an den Winckelmann von Rom aus zahlreiche Briefe gerichtet hat; er nennt ihn den einzigen Reisenden, mit dem er einen beständigen Briefwechsel unterhalte, rechnet ihn unter seine besten Freunde (ein anderer war Mengs) und schreibt aufs zärtlichste an ihn. Wie man von einem Mann erwarten muß, den Winckelmann so schätzte, wird seine kleine Schrift (Reise durch Sicilien und Großgriechenland 1771) von allen Spätern aufs höchste gelobt. Goethe trug sie wie ein Brevier oder Talisman bei sich; der treffliche Mann war ihm ein Mentor, auf den er von Zeit zu Zeit hinblickte und hinhorchte. Das Buch ist fast ausschließlich den

Alterthümern der Insel gewidmet, für deren Herrlichkeit der Verfasser von hoher Begeisterung erfüllt war. Das angeführte Buch des Grafen Borch (ursprünglich französisch geschrieben) liest sich zwar angenehmer als die meisten damaligen Reisebeschreibungen, ist aber etwas cavaliermäßig und oberflächlich geschrieben. Goethe (23, 311) lobt seine Abhandlung über die sicilischen Mineralien, wenn er auch seine Thätigkeit größer findet als seine Kenntnisse und bescheidenen Ernst bei ihm vermißt. Desto gründlicher und gewissenhafter ist der nächste Reisende verfahren, der Sicilien beschrieb, Johann Heinrich Bartels, dessen Briefe über Calabrien und Sicilien 1787 erschienen. Er durchwanderte ganz Calabrien bis Reggio, das noch überall von den Verwüstungen des furchtbaren Erdbebens von 1783 erfüllt war. Durch sein ganzes Buch geht das Bestreben, den gewöhnlichen Vorurtheilen über diesen vielgeschmähten Volksstamm entgegenzutreten und die guten Eigenschaften hervorzuheben, die er auch unter dem Druck einer scheußlichen Mißregierung bewahrte. Ihm fiel die unerschütterliche Treue auf, mit der sie trotzdem an dem Königshause hingen, die sich bald auf eine so außerordentliche Weise bewähren sollte. Durchgängig fand ich die Bemerkung wahr, daß selbst bei dem tiefsten Gefühl des Drucks und bei dem freien Geständniß desselben keiner von den Unterthanen auch nur eine Silbe gegen den König ausstieß. Der Calabrese gleicht hierin völlig dem Franzosen, auch selbst in dem Augenblick, da man ihm die Kehle zuschnürt, ruft er sein Vive le roi! Man suchte unablässig Gründe, den König zu entschuldigen, und wenn gleich, sagten sie, es immer heißt, il rè lo vuolo (der König wills), non è cosi (so ists doch nicht so) (I. 354). Auch in Sicilien ist der Verfasser eifrig und vorzugsweise bemüht, den Nationalcharakter der Einwohner, die Zustände des Landes, Verfassung, Gerichtsverfahren u. s. w. zu studiren. Den Mittelpunkt seiner Inselreise bildet eine Besteigung des Aetna, von dessen Gipfel er so glücklich war der ungetrübtesten Aussicht zu genießen. Uebrigens war er bei einer gründlichen Bildung von dem lebhaftesten Interesse für das classische Alterthum erfüllt. Zu seinen glücklichsten Augenblicken rechnet er die, in denen er am Quell Blandusia Horazens treffliche Ode, oder am trasimenischen See in Gesellschaft seines Freundes Heeren den Polybius und Livius las (I. 253).

Alle bisher erwähnten Beschreibungen Italiens versetzen uns in eine Zeit, die weit hinter uns liegt. Ein neuer Geist weht uns zuerst aus Goethes Italienischer Reise (1786—88) entgegen: ein Geist, den wir unsrer eignen Empfindungs- und Auffassungsweise wesentlich verwandt fühlen, und zwar deshalb, weil unsre ganze Bildung nicht zum geringsten Theil durch ihn bestimmt worden ist. Ueber dies Kleinod unsrer Literatur wollen wir hier nicht wiederholen, was hundertmal gesagt worden ist und was jedermann weiß. Wir betrachten sie hier weder insofern sie uns die Entwicklung dieser wunderba-

ren Natur in ihrem höchsten Stadium von Stufe zu Stufe verfolgen läßt, noch insofern sie uns einen unschätzbaren Einblick in die Werkstatt eines weltumfassenden, rastlos schaffenden Geistes gewährt. Wer hätte nicht die allseitige Kraft bewundert, mit welcher der Dichter zu neuem Leben geboren, Natur und Kunst erfaßte und durchdrang und während der Aufnahme und Verarbeitung der zuströmenden Eindrücke eine Reihe seiner größten Werke zu schaffen und zu vollenden vermochte. Wen hätte nicht die köstliche Frische dieser unmittelbaren Herzensergießungen entzückt, wen nicht mit Liebe und Verehrung für die Tiefe und Reinheit dieses Gemüths erfüllt, das alles Angeschaute, verklärt und gleich einem Zauberspiegel jedes Bild verschönert zurückstrahlt? Hier beschäftigen wir uns nur mit den Zwecken seiner italienischen Reise, wir fragen nur, was Goethe in Italien suchte und fand, erstrebte und erreichte, und was er verschmähte oder unbeachtet ließ. Auch hier erscheint er nicht außerordentlich durch seine eigne Natur, sondern mehrfach durch die Einflüsse seiner Zeit bestimmt, denen kein Lebender sich entziehen kann. Diese Richtungen haben sich zum Theil überlebt und vieles erscheint uns heute als werthlos, was damals eifrig erstrebt wurde, vieles als wichtig und bedeutend, was damals als nichtig galt. Aber auch wo wir Goethe auf Irrwegen zu sehen glauben, bleibt uns der heilige Ernst, mit dem er überall nach Wahrheit strebte, verehrungswürdig.

Was von den ältern Reisen in Italien gesagt worden ist, daß Rom ihr eigentliches Ziel war, gilt noch mehr von der Göthes. Sein Aufenthalt in Rom dauerte vom 1. November 1786 bis zum 22. April 1788, unterbrochen durch die Reise nach Neapel und Sicilien, auf der er vierthalb Monate abwesend war. Rom war der einzige Ort in der Welt, der ihm die Begriffe geben konnte, die ihm als die höchsten galten. Bei seiner Reise bis dahin denkt man an die Sage vom Magnetberg, der die Schiffe unaufhaltsam an sich reißt, sobald sie in den Bereich seiner Anziehungskraft gerathen, so daß die Geschwindigkeit ihres Laufs mit der zunehmenden Nähe des Ziels immer wächst. In Oberitalien reiste er nicht nur ohne Uebereilung, sondern auch mit der ganzen Gewissenhaftigkeit eines sorgfältigen Reisenden, theils weil seine heiße Sehnsucht nach dem Süden hier eine vorläufige Befriedigung fand, theils weil ihn die Fülle der antiken Reste und neuern Kunstwerke in den Städten Oberitaliens fesselte. In Venedig war er vom 28. September bis 14. October. Kaum hatte er es aber verlassen, so war auch seine Ruhe verloren und er fühlte sich mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts gezogen. In Bologna verweilte er drei Tage, dann aber eilte er unaufhaltsam weiter; weder Naturschönheiten ersten Ranges, noch historisch bedeutende Punkte, noch merkwürdige Denkmäler vermochten ihn aufzuhalten. Er war in Terni, ohne den weltberühmten Wasserfall zu sehn, kaum begreift man, daß er Florenz in wenigen Stunden durchlief. Endlich in Rom wagte er dem Vollgefühl des

Entzückens, daß der Wunsch seines Lebens nun endlich erfüllt war, Worte zu leihen. Die nähere Umgegend von Rom sah er oft und gründlich, die entferntere gar nicht, er kam weder in die abgelegenern Gebirgsstädte, noch an das latinische Ufer; ebenso sah er um Neapel mit Ausnahme von Pästum nur das Nächste. Desto ausgedehnter war seine Reise in Sicilien, wo er mit Ausnahme von Syrakus alle bedeutendern Punkte berührte. Italien ohne Sicilien machte ihm kein Bild in der Seele. „Für meine Sinnesart", sagte er, (23,275) „ist diese Reise heilsam, ja nothwendig. Sicilien deutet mir nach Asien und Afrika, und auf dem wundersamen Punkt, wohin so viele Stadien der Weltgeschichte gerichtet sind, zu stehen ist keine Kleinigkeit." Doch in der That haben ihn historische Erinnerungen dort so wenig als sonst beschäftigt, es war vielmehr der exotische Charakter der Vegetation, die Wunder des Aetna, die insularische Abgeschlossenheit und die griechischen Bautrümmer, die seine ganze Aufmerksamkeit dort in Anspruch nahmen, und der Wunsch, durch diese Eindrücke die Reihe der geschauten Bilder zu vervollständigen und abzuschließen war es, der ihn nach Sicilien zog. Mit der Abreise von Rom schließt sein Bericht, und er hat offenbar nach dieser Trennung ebenso wenig Sammlung gefunden, die Lücken seiner Reise auszufüllen, als bevor er Rom betrat.

Es ist bekannt, wie wenig Sinn Goethe für alles Geschichtliche hatte, aber dieser Mangel an Interesse tritt nirgend so hervor, wie in Italien, wo man sich auf Schritt und Tritt auf die Vergangenheit hingewiesen fühlt und grade die historischen Erinnerungen überall belebt und aufgefrischt werden, die uns unsre Erziehung am tiefsten eingeprägt hat. Aber das Alterthum beschäftigte ihn nur als die Zeit, die das Höchste in den Künsten hervorgebracht hatte, das Mittelalter und die neuere Zeit gar nicht. Ihm war es durchaus zuwider, das Gegenwärtige mit dem Vergangenen zu vermischen, und das Hervorrufen abgeschiedener Gespenster fatal. Als ihm sein Führer bei Palermo von Schlachten erzählen wollte, die an dieser Stelle geschlagen worden, verwies er es ihm: „Es sei schlimm genug, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elephanten, doch von Pferden und Menschen zerstampft werden müßten. Man solle wenigstens die Einbildungskraft nicht mit solchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traume schrecken" (23, 288). Er, der überall bemüht war, sich von den geologischen Processen Rechenschaft zu geben, die den Gegenden ihre Gestalt gegeben, fragte nie nach der Entwicklung und Folge der Culturperioden, die eine nach der andern dem Boden ihr Gepräge aufgedrückt haben. In Sicilien, wo Griechen, Römer, Mauren und Normannen bedeutende Reste ihres Daseins zurückgelassen haben, die den Wanderer dringend auffordern, sich die verschiedenen Weltalter heraufzurufen, hat Goethe eine solche Nöthigung nicht empfunden; es findet sich nicht einmal ein Wort über die so höchst merkwürdigen Bauten der Normannen und Sarazenen in

seinem Tagebuch, so ausschließlich beschränkte er sich auf das Alterthum. Aber auch in diesem, wie gesagt, zog ihn nur die Kunst an. Erst auf der Rückreise nach Neapel fand er Muße, die Vergangenheit Siciliens zu überdenken, und im seekranken Zustand erschien sie ihm wie ein trostloses Einerlei eitler Bemühungen. „Die Karthager, Griechen und Römer und so viele nachfolgende Völkerschaften haben gebaut und zerstört. Selinunt liegt methodisch umgeworfen, die Tempel von Girgenti niederzulegen waren zwei Jahrtausende nicht hinreichend, Catania und Messina zu verdecken, wenige Stunden, wo nicht gar Augenblicke“ (23, 396). Mitunter hatte er eine Anwandlung von historischem Interesse, aber sie ging schnell vorüber. „Mit dem, was man classischen Boden nennt, schrieb er in Terni (23, 143), hat es eine eigne Bewandtniß. Wenn man hier nicht phantastisch verfährt, sondern die Gegend real nimmt, wie sie daliegt, so ist sie doch immer der entscheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt, und so habe ich immer bisher den geologischen und landschaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken, und mir ein freies, klares Anschauen der Localität zu erhalten. Da schließt sich denn auf eine wundersame Weise die Geschichte lebendig an und man begreist nicht, wie einem geschieht, und ich fühle die größte Sehnsucht, den Tacitus in Rom zu lesen.“ Aber diese Sehnsucht muß sich nachher gelegt haben; wenigstens findet sich keine Andeutung, daß er in Rom sich mit römischer Geschichte beschäftigt hat. Er war zufrieden, sich von einem Dilettanten wie Moritz des Abends beim Spaziergange erzählen zu lassen, was er in den Autoren gelesen, „und so füllt sich auch diese Lücke aus, die ich bei meinen übrigen Beschäftigungen lassen müßte und nur spät und mit Mühe nachholen könnte“ (24, 85).

Ebenso wenig Theilnahme als für die Geschichte Italiens zeigt sich in Goethes Tagebuch für die Zustände des Volks, in dessen Mitte er lebte. Daß dies nicht Gleichgiltigkeit gegen Menschenwohl war, braucht wol nicht erst gesagt zu werden; man weiß, wie er zu Hause sich bis zur Selbstaufopferung thätig erwies, um gemeinnützige Zwecke zu fördern; in Italien wies er consequent alles ab, was ihn von seiner Concentration hätte abziehen können und deshalb ist er anders Empfindenden so oft als ein kaltherziger Egoist erschienen, der das Treiben der Menschen nur als bunte Staffage einer malerischen Scene betrachtete und dem der allgemeine Verfall willkommen war, weil er harmonisch zu den Ruinen des Alterthums stimmte. Am meisten hat wol diesen Eindruck der scherzhafte Beifall unterstützt, den er (in Winckelmann und sein Jahrhundert) dem berufenen Ausspruch A. v. Humboldts gab, daß es nur zwei gleich schreckliche Dinge geben könnte, nämlich Rom zu einer polizirten Stadt zu machen, in der niemand von Messerstichen wüßte und die Campagna anzubauen, wodurch der Raum für die Schatten verloren gehen würde, deren

einer mehr werth sei als dies ganze Geschlecht. Immerhin mag man erstaunen, daß ihm der Carneval zuwider war und blieb, in dem sich die Festfreude der Südländer auf eine so harmlose, liebenswürdige und graciöse Art äußert. Trotz aller künstlerischen Ansicht machte die verkappte Menge ihm oft einen widerwärtigen, unheimlichen Eindruck. „Der Geist, an die würdigen Gegenstände gewöhnt, mit denen man das ganze Jahr in Rom sich beschäftigte, schien immer einmal gewahr zu werden, daß er nicht recht an seinem Platze sei" (24, 253).

In seinem Verhältniß zur bildenden Kunst war Goethe am meisten von den herrschenden Ansichten jener Zeit bestimmt, die uns größtentheils fremd geworden sind. Er empfand auf der Reise mehrfach, daß seine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt, daß er in diesen Kenntnissen weit zurück war, daß Wissen und Urtheil ihm abging. Um so williger scheint er sich den Belehrungen hingegeben zu haben, die ihm die in Rom und Neapel lebenden deutschen Künstler und Kunstfreunde zu bieten wetteiferten, und dies waren leider ohne Ausnahme impotente Mittelmäßigkeiten, Tischbein, Heinrich Meier, Philipp Hackert, Angelika Kaufmann, Hirt, Reiffenstein. Das aus der Antike abstrahirte Princip der Formvollendung als oberstes Gesetz aller Kunst, verleitete ihn nur zu oft zur Bewunderung eines äußerlichen, geist- und charakterlosen Schematismus. Sein Enthusiasmus für Palladio ist bekannt; wenn er diesen und die bologneser Maler über Gebühr preist, so waren es wenigstens bedeutende Talente, wenn er sich aber freut, einen der schalsten und abgestandensten Manieristen Karl Maratti „schätzen und lieben" zu lernen (23, 151), so ist man doch befremdet von diesem ungeheuern Abstand zwischen der damaligen und heutigen Art zu sehen. Es ist thöricht, wie hin und wieder geschehn ist, Goethe wegen solcher Aussprüche des Kunstsinnes baar zu erklären, wenn man auch von einer gewissen Einseitigkeit seinen Idealismus nicht frei sprechen kann. Heute ist es nicht schwer, sich zu einer unbefangenen Würdigung der neuen Kunst zu erheben, damals aber war das Mittelalter, man kann sagen, noch völlig unentdeckt, und seine Erscheinungen konnten einzeln betrachtet dem Schüler Winckelmanns und seiner Nachfolger kaum anders als seltsam roh und widerwärtig erscheinen. Wäre es ihm vergönnt gewesen, sie in ihrem Zusammenhang zu übersehn, so würde er ihren Werth ebenso gut erkannt haben, als den Unwerth der von ihm bewunderten Afterkunst.

Zur Musik hatte Goethe bekanntlich gar kein Verhältniß. Er ließ es sich zwar in Italien und daheim sauer werden, zum Verständniß auch dieser Kunst zu gelangen. Mit Hilfe Kaysers hoffte er den Ostermusiken in der sixtinischen Kapelle etwas abzugewinnen, aber ohne Erfolg, und er äußerte später gegen Eckermann, der seine Bewunderung über die Menge und Vielartigkeit seiner

Zwecke auf dieser Reise aussprach, die Musik habe außerhalb des Kreises seiner Beschäftigungen gelegen.

Charakteristisch ist, welche Gegenstände er bis zu seiner Abreise von Rom zu sehn verschoben hatte, die cloaca maxima und die Katakomben! Sowol der Riesenbau aus der römischen Königszeit als die unermeßlichen Grüfte aus der Zeit des Urchristenthums werden heute (und wir denken mit vollem Recht) zu den merkwürdigsten Monumenten nicht blos Roms, sondern der ganzen Welt gerechnet, aber freilich war das eine älter, das andere jünger als die Periode, die Goethe ausschließlich interessirte. Die Cloake fand er allerdings noch über dem kolossalen Begriff, auf den ihn Pironesi vorbereitet hatte. „Der Besuch des zweiten Locals gerieth jedoch nicht zum Besten, denn die ersten Schritte in diese dumpfigen Räume erregten mir alsobald ein solches Mißbehagen, daß ich sogleich wieder ans Tageslicht hervorstieg und dort im Freien in einer ohnehin unbekannten fernen Gegend der Stadt die Rückkunft der übrigen Gesellschaft abwartete, welche gefaßter als ich die übrigen Zustände getrost beschauen mochte" (24, 290). Auch bei einer starken Antipathie gegen den düstern Charakter des ältesten Christenthums muß man über diese Indifferenz erstaunen.

Die „Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786—1788, in Briefen von Karl Philipp Moritz" (1792, drei Bände) können gegenwärtig kaum ein anderes Interesse beanspruchen, als daß der Verfasser mit Goethe in Verbindung stand. „Dieser Geist," sagt er, „ist ein Spiegel, in welchem sich mir alle Gegenstände in ihrem lebhaftesten Glanze und in ihren frischesten Farben darstellen. Der Umgang mit ihm bringt die schönsten Träume meiner Jugend in Erfüllung, und seine Erscheinung gleich einem wohlthätigen Genius in dieser Sphäre der Kunst ist mir, so wie mehren, ein unverhofftes Glück" (2, 148). Uebrigens erfährt man über Goethes Aufenthalt in Italien so gut wie nichts aus diesem Buch. Es ist angefüllt mit Reminiscenzen aus der alten Geschichte und Literatur, die einen ziemlich dillettantischen Anstrich haben. Hier eine Probe. „Mit meinem Livius in der Hand sitze ich unter den Bäumen der alten Via sacra; und dicht vor mir liegt das enge Thal zwischen dem capitolinischen und palatinischen Berge. — Vor dritthalbtausend Jahren ereignete sich in diesem Thal die Scene, die mein Geschichtschreiber so rührend schildert, daß bei dem Anblick dieser Gegend das Auge sich der Thränen kaum enthält" u. s. w. (1, 219). Eine Anekdote ist der Mittheilung nicht unwerth, als Seitenstück zu der Erzählung Goethes, daß er in Caltanisetta in Sicilien die Honoratioren auf dem Markt von den Thaten Friedrichs des Großen habe unterhalten müssen. Bei Philipp Hackert meldete sich, als er in einem sicilianischen Städtchen anhielt, eine Deputation des Magistrats, „welche, um ihre Ehrfurcht für den großen König an den

Tag zu legen, dessen Unterthan gern mit einigen Körben Wein und Früchten beschenken wollte, die sie ihn als einen kleinen Zoll ihrer Ehrfurcht anzunehmen dringend baten" (2, 21).

Bilder aus Venezuela.

1.

Von La Guaira nach Caracas.

Hoch und steil erhebt sich aus den Fluten der blauen caraibischen See der Theil der Nordküste des südamerikanischen Continents, der sich von Puerto Cabello östlich bis zum Cap Codera hin erstreckt. Zwar erreichen ihre Gipfel, die Sella de Caracas (8100 F.) und der Naiguata (8500 F.), nicht die Schneegrenze, aber doch schauen sie, stolz und mächtig, weit hinaus dem Schiffer entgegen, fest gegründet in ihrem Fundament, das die andringenden Meereswogen umbranden, und in der Klarheit tropischer Atmosphäre scheint dem Auge fernhin nach links und rechts der imposante Gebirgszug ins Unendliche sich zu verlieren. Sanfte Winde bestreichen diese Küste; wenn nicht mehrtägige lästige Windstille den Lauf der Schiffe aufhält, werden sie sicher und mäßig schnell ihrem Ziel entgegengeführt. Stürme sind eine große Seltenheit, wol aber tobt und wüthet die Brandung, wenn als Nachwirkung eines Antillensturmes die aufgeregten Wogen ihren Lauf Hunderte von Meilen fortsetzen, bis sie an den unbeugsamen Bergen trotzigen Widerstand finden. Dann spricht man in La Guaira von hoher See und manches Schiff dieser Rhede, dessen Ankerketten brachen, ist vom empörten Element gegen die Felsen geschleudert worden. Doch selbst bei sanfter Brise ist die Brandung immer stark genug, daß sie überwältigend auf die Sinne wirkt. Fast übertäubt ihr Brausen und Toben die menschliche Stimme und weckt den nächtlichen Schläfer; staunend horcht selbst auf Höhen von mehr denn 4000 F. der Bergbewohner ihrem dumpfen Gebrüll und auf den höchsten Gipfeln kündet der schaumige Rand dem weit umherschauenden Auge ihre unbesiegete Gewalt. In stetem Kampf mit dem festen Lande hat sie sich im Lauf der Jahrhunderte die Küste entlang liebliche Buchten ausgespült, die mit gering hervortretenden Landspitzen abwechseln und oft bleibt zwischen Felsen und Meer nur ein schmaler Steig für den Fußtritt des Menschen.

Für volkreiche umfassende Städte bietet diese Küste keinen Raum. An

einzelnen zwischen Gebirg und See mäßig sich erhebenden Stellen trifft man Städtchen und Dörfer, über deren Hütten hoch und luftig die Cocospalme rauscht, oder ganze Palmenwälder heben sich aus dem sandigen Boden, lieblich abwechselnd mit der melancholischen Cacaopflanzung; an andern Orten, wo der Boden allmälig steigt oder eine Bergvertiefung Anbau ermöglicht, ist terrassenartig eine Stadt erstanden. Dahin gehört La Guaira, der wegen Nähe der Hauptstadt bedeutendste Hafen der Küste und Venezuelas überhaupt. Indeß ist er nur eine offne Rhede. In ziemlicher Entfernung vom Strande müssen die Schiffe ankern und bleiben ein Spielball der schwankenden Wogen, daher das Löschen sowol wie das Befrachten viel Mühe und Zeitverlust bereitet.

La Guaira ist ein Städtchen von 4—5000 Einwohnern. Von der See aus bietet es einen freundlichen Anblick. Die niedrigen Häuser sind hellgetüncht, zum Theil an die Felsenrücken angebaut und erscheinen mit dem Hintergrund der majestätischen Bergkette ganz winzig. Die Mitte der langgestreckten Stadt bildet eine wenig vorspringende Landspitze, deren aufsteigender Boden mit unregelmäßigen Häusermassen besäet ist. Zwei Flügel erstrecken sich vom schattigen Marktplatz rechts und links in krummer Linie die Buchten entlang; ein dritter aufwärts in die Bergvertiefung hin, wo in enger Schlucht zwischen schroffen Felswänden ein Gebirgsbach sein tiefes Bett gegraben. Steinerne Geländer fassen es ein und die nach hinten allmälig sich zusammenschließenden beiden Häuserreihen verbinden massive Brücken. Eine Hafenmauer mit wenigen Geschützen zieht sich bogenförmig um die Landspitze herum bis in die Nähe des geräumigen Zollhauses. Hoch und schmuck zeigt dieses freundlich mahnend dem Schiffer seine hellgetünchte Vorderseite und öffnet das weite Thor nach der Straße, welche von der nahen Landungsbrücke aufwärts führt. Letztere, auf eingerammten Pfählen ruhend, geht ein Stück in die See. Ein künstlicher Steinwall davor, an dem die Wogen schäumend sich brechen, schützen sie vor der drohenden Brandung.

Hier betritt der Ankömmling mit kühnem Sprung aus dem heftig schaukelnden Schiffsboot den langvermißten festen Boden. Noch unter den Eindrücken des unsteten Elementes, dem er sich nur durch eine immerhin beschwerliche und fast riskante Ausschiffung entwunden hat, entbehrt er der innern Ruhe, um sofort das mannigfaltige neue Leben, das ihn umgibt, zu erfassen. Unter dem Tosen der Brandung und der Glut der tropischen Sonne sind kräftige Negergestalten, halb nackt, beschäftigt, die auf dem Land liegenden Kaffeesäcke in das Boot zu befördern; gemüthlich fluchend und Schwänke reißend langen sie sich gegenseitig die Lasten zu; zwei andere nehmen mit herkulischer Kraft eine 4—5 Centner schwere Kiste auf ihre Schultern und tragen sie schweißtriefend nach dem Zollhaus. Beamte und Commis reden und laufen

dazwischen; braune Jungen springen nackt im Wasser herum, andre schieben mit einer rücklaufenden Welle ihr Canoe vom Sande ins Wasser, in einem Nu sitzen sie drin, lassen sich von der Welle fort- und wieder zurücktreiben und wiederholen dasselbe in unermüdlicher Heiterkeit. Links in dem Schatten niedriger Palmen verzehrt ein andrer in Ruhe eine Ananas, die er von der Höferin unter dem Zelte erhandelt, nahebei kühlen sich Leute aller Farben unter einem bedeckten Gange, und rings umher füllen unangenehme Düfte von getrockneten Fischen und Rindshäuten die ohnedies schwüle Atmosphäre. Weiterhin liegt ein langes Fischerboot auf dem Sand, eine Beute herrlicher Seefische bringen mehre Mulattenjungen in Gefäße, ein Alter mit breitkrämpigem Hut, kurzen weiten Unterhosen und Hemd darüber trägt mehre Fische an einem Stabe über die Schulter gehängt hinweg, neben ihm trabt im bloßen Hemd, einen Kübel auf dem Kopf, ein kleiner Zambo, dessen schmuzig dunkle Farbe und kurzes krauses Haar den in der Kreuzung dem Indianer überlegenen Neger verräth, und die Uebrigen richten die Netze wieder ins Zeug. — Das fortwährende Tosen der Brandung bildet gewissermaßen den Grundton des durcheinanderklingenden vielstimmigen Lärmes; das reiche Geberdenspiel des Negers und die gemächliche Geschäftigkeit der Arbeitenden erhöhen das Eigenthümliche des Eindrucks. Es bleibt selbst dem Eingebürgerten von Interesse, unter dem Schatten des Bretterganges diesem Treiben zuzusehen.

So anmuthig das an die Felsen angelehnte kleine La Guaira von der See sich ausnimmt, so verschwindet doch jede Illusion in der Stadt selbst. Die meisten Straßen sind krumm, eng und bergig, das Pflaster schlecht. Die meisten Häuser haben blos Parterres, sonst sind sie einstöckig, mit Balcon; die hohen Gitterfenster reichen bis unter das Dach. Die untern Straßen bestehen fast nur aus Kaufläden, Werkstätten, Lagerhäusern, Comptoirs. Hier drängt sich das geschäftliche Leben auf einen engen Raum zusammen — eine große Annehmlichkeit bei der furchtbaren Hitze. Durch die offne hohe Thür sieht man Kisten und Waaren bis in die Tiefe hinter aufgeschichtet, dazwischen oder vorn steht das Schreibpult; in Hemdärmeln arbeitet man und geht auch so über die Straße. Das Leben ist sehr ungenirt. Die Weißen sind größtentheils Fremde, meist Deutsche, dann Engländer, Franzosen, 2c.; die Farbigen theils Eingeborne, theils Eingewanderte von den benachbarten Inseln. Das Geschäftsleben beginnt 6 Uhr; 9½ Uhr folgt Gabelfrühstück bis gegen 11 Uhr, Schluß des Comptoirs 4 Uhr; Bad, Toilette; zur Tafel 5 Uhr; darauf Spazierritt oder — Gang am Meeresgestade. Die Langweile des Abends sucht man durch geselliges Zusammensein, Musik, Kartenspiel zu vertreiben. Wer nicht eignen Hausstand hat, frühstückt und ißt in der Posada; in einem langen luftigen Saal eine Treppe hoch sind Gerichte im Ueberfluß aufgetischt, nach

Belieben langt man zu; nach Tisch geht man gern auf den der See zugekehrten Balcon, und späht durch ein gutes Fernrohr nach ankommenden Schiffen. Der Opulenz der Speisen entsprechend zahlt man für Kaffee, Frühstück und Mittag nicht weniger als 30 Thaler monatlich. Die fremden Handlungsdiener miethen sich meist zu dritt oder viert ein Häuschen mit drei bis vier Gemächern. Im Salon werden Hängematten ausgespannt, Schaukelstühle stehen umher, jeder hat seine kleine Bibliothek, Piano oder Guitarre fehlt selten. Verschiedene artige Landsleute sprechen englisch. Abends oder Sonntags besucht man sich gegenseitig; das Erste, was dem Eintretenden angeboten wird, ist ein Glas Brandy und Wasser, erstrer fehlt in keiner Haushaltung. Die Meisten sind Theilhaber des Clubs. Dieser besteht für alle Nationen, hat ein geräumiges Local und Buffet, Billard, Lesezimmer mit Bibliothek und allerhand europäischen Zeitungen, die die allvierzehntägige Post bringt.

Die Deutschen und Engländer bilden weitaus die Mehrzahl der Kaufleute. Die bedeutendsten Häuser gehören ihnen. Sie unterhalten die Postverbindung mit Europa, welche durch einen eleganten Schnellsegler von St. Thomas aus, wo die englisch-westindischen Dampfboote landen, bewerkstelligt wird. Auch haben mehre Häuser, da die Nationalschiffahrt höchst unbedeutend ist, eine Dampfschiffahrt zwischen den drei Haupthäfen dieser Küste ins Leben gerufen, zwischen La Guaira, Puerto Cabello und Maracaibo. Puerto-Cabello ist ein ausgezeichneter Hafen. Es liegt 12—15 Meilen weiter westlich ganz flach auf einem Landvorsprung; sein Name „Haarhafen" soll von der Stille des Gewässers kommen, welche die Schiffe ganz ans Land heranläßt und sie an einem Haar zu befestigen verstattet. Der Verkehr ist hier nicht viel geringer, als in La Guaira, nur in andrer Weise. Das größte Importgeschäft hat La Guaira, hier sind die ersten merkantilischen Häuser, Capitalien und Lagerstätten, häufig mit Zweiggeschäften in Puerto Cabello. Im Exportgeschäft dagegen ist es nur Speditionsplatz, denn die Producte des Innern werden schon in Caracas sortirt, verpackt und verkauft. Umgekehrt Puerto Cabello. Es ist Stapelplatz der zu exportirenden Producte. Die reichsten Provinzen des Landes, die Thäler von Aragua mit ihrem Mittelpunkt Valencia versenden dahin ihre Erzeugnisse, zumal seitdem die Spedition durch Dampfschiffahrt auf dem See von Valencia bedeutend erleichtert ist. Hier sind die Lagerhäuser für die Producte, hier wird der Kaffee erst sortirt, die Ballen Indigo oder Baumwolle geöffnet und nach der zweiten Verpackung erst das Geschäft abgeschlossen. Jeder von den zwei Häfen hat bestimmte Provinzen, die er mit Importen versorgt; gewöhnlich legen die Schiffe erst in La Guaira an und gehen dann nach Puerto Cabello. Endlich Maracaibo liegt ganz isolirt. Sein Handel, gleichfalls meist nur von fremden Häusern unterhalten, hat bedeutend zugenommen; es dient außer den Provinzen Trujillo und Merida

auch den zumal an Cacao reichen Thälern von Cucuta im östlichen Theil Neugranadas als Ausfuhrplatz und führt eben dahin nordamerikanische und europäische Kunstproducte ein.

La Guaira und Puerto Cabello sind aber nicht die einzigen Häfen des kurzen Küstenstriches, wo die Cordilleren in der Ausdehnung der Provinzen Carabobo und Caracas hart am Meere aufsteigen. Diese reich gesegnete Küste zählt außerdem gegen zehn Häfen, zwölf Buchten und eine Anzahl trefflicher Ankergründe, mit dem schönsten Schiffsbauholz in unmittelbarer Nähe. Nur die zwei erstgenannten Häfen dienen der Aus- und Einfuhr, die übrigen sind deshalb von großer Wichtigkeit, weil sie in der Nähe der Gebirgsthäler, der Sitze des tropischen Ackerbaus gelegen, den Productentransport dahin abkürzen und die Weiterbeförderung nach den Haupthäfen erleichtern. Die Milde der Gewässer, die ohne Stürme zu kennen das ganze Jahr hindurch von dem immer gleichen sanft wehenden Nord-Ostpassate bestrichen werden; der dichte Urwald, der, das immergrüne Kleid der schroffen Bergesrücken, stumm und schweigsam auf das bewegliche Spiel der Meereswogen niederschaut; die in der Hitze des Sandbodens am Gestade gedeihenden Palmenwälder mit den nährenden Cocosfrüchten; die dichtbuschigen Cacaopflanzungen in den Thalgründen und Bergspalten, über welchen in lieblichen Cascaden schäumende Gebirgsbäche herabstürzen, drücken dieser imposanten Küstenkette mit all diesen unversieglichen Segensquellen den Stempel strotzenden Lebens, üppiger Fülle, jugendlicher Vollkraft auf, und die tiefe Bläue des Himmels, die Heiterkeit der Atmosphäre, der Strahlenglanz der Berge in der festlich geschmückten Landschaft vereinigen das alles zu einem Gesammtbild, das in würdiger, erhabener Weise die Stimmung des staunenden Fremdlings von Norden her vorbereitet zu dem Eintritt in den großen weiten Continent des Südens, welchen die gigantischen Formen der Gebirge sowol als der Vegetation ankündigen. Verlassen wir das enge schwüle La Guaira, wo bei ausbleibender Seebrise alles nach Kühlung lechzt, welche die Nacht selbst versagt, wo in gleichförmigem Wechsel der Geschäfte und Einförmigkeit des Lebens der Geist stumpf wird, und der erschlaffende Körper alle Sorge für sich in Anspruch nimmt, besteigen wir ein rüstiges Saumthier und suchen den Pfad nach den Bergen! Wir vermeiden aber den sogenannten „neuen Weg", die weniger anziehende, seit 1842 angelegte Fahrstraße. Noch bleiben uns drei Reitwege: zunächst der sogenannte „alte Weg", den die Spanier gebaut haben. In zahlreichen Windungen schlängelt er sich bald zwischen Felsen, bald am Saume jäher Abgründe nach den Höhen hinan und das aufgerissene Pflaster, auf dem die Hufe der Pferde und Esel viel leiden, gibt Zeugniß, wie die trefflichen Arbeiten der Spanier unter den Händen der jungen Republik in Verfall gerathen sind. In der That, schon im Vorhofe des Landes kündigt sich mit betrübender Wahrheit

der Schlendrian einer schlaffen Verwaltung an. Eine öde Ruine seit dreißig Jahren schaut das Fort von La Guaira, einige hundert Fuß über der Stadt, nach der weiten See hinaus und wahrt nur noch die Signalstange, welche ankommende Schiffe anzeigt. Im Zollhaus herrscht polnische Wirthschaft. Selbst energische Klagen der Kaufleute vermögen beim Gouvernement nicht einen geordneten Geschäftsgang und prompten Dienst durchzusetzen. Und wer sich überzeugen will, wie bei Mangel an Pflege das Beste verwildert, reite nur auf dem alten Wege nach Caracas. In breiten tiefen Wasserrinnen querüber zeichnen Regengüsse ihre Spur; ganz weggespült sind hier und da die Pflastersteine. Aengstlich das Ausrutschen auf dem schlüpfrigen Boden vermeidend, trägt das schweißtriefende Roß seinen Reiter, vorsichtig meidet das herabkommende Lastthier einzelne umherliegende spitzige Steine, Schritt vor Schritt bemißt es genau, um sicher aufzutreten, die Weite des Ganges und trippelt bei steileren Stellen mit eingezogenen Hinterbeinen langsam herunter, bald links sich wendend, bald rechts sich bessere Fährte suchend und ermüdet weit schneller in dem Gefühl beengter Scheu vor einem Fehltritt auf dem unebnen Wege, als unter dem Drucke der schwankenden Last. Und dabei fühlt es noch häufig genug den harten Stab des Maulthiertreibers, der in munterem Gespräche mit seinen Kameraden hinterdrein trollt und sich seiner Esel nur erinnert, um auf zurückbleibende zu schlagen und auf alle zu fluchen.

Die Steigung des Weges beginnt erst in Maiquetia, einem Dorfe eine Viertelstunde westlich von La Guaira. Fast netzt der Schaum der Brandung den Wanderer, zu dessen Linker Hütten mit einfacher Thüröffnung, ohne Fenster, dem Meere zugekehrt stehen. Kinder treiben sich mit Kugeln spielend herum, nackt wie sie der Herr erschaffen, farbige Frauen mit schlecht verhüllter Brust tragen ihre Kleinen rittlings auf der Hüfte, so daß die Beinchen sich spreitzen, und gruppiren sich auf ebner Erde vor dem Hause zu traulichem Schwatzen. Der Ort selbst ist nett und anständig, zählt recht ansehnliche Häuser nebst einer neuen schmucken Kirche und genießt wegen freierer Lage mehr von der kühlenden Seebrise. Rechts auf dem Landvorsprunge, der sich bis zu dem nahen weißgrauen Felsen des Cap Blanco ausdehnt, wiegen sich die Wipfel schlanker Cocospalmen, die urwüchsig schief aus dem Boden entsprossen sich zu einem Wäldchen gruppiren und der Landschaft echt tropischen Anstrich geben. Links versteckt sich nach hinten zwischen den Hitze ausstrahlenden dürren Felsen eine liebliche Thalschlucht; eine üppige Vegetation, kräftige Bäume und dichtes Gebüsch verrathen dort einen Gebirgsbach, der unter ihrem Schatten bald wild rauschend, bald anmuthig plätschernd sich dahin schlängelt. In diesem klaren kühlen Wasser und zwischen glatt gespülten Felsstücken im Schatten der ineinanderverschlungenen Laubkronen unter heimlicher Stille dieser großen Natur sich einsam zu baden, ist in diesem Klima wahre Götterlust.

Die Region des Cactus ist es zuerst, die uns empfängt, wenn wir auf einem der drei Wege von Caracas reiten, von denen nächst dem eben genannten breiteren der eine nur ein schmaler steiler Pfad ist, der Indianersteg genannt, der andere und längste in gleicher Steile über den 6000 F. hohen Galipan führt. Die Glut der Sonne lastet mit aller Macht auf diesen untersten Felsrücken und gibt der Vegetation einen kahlen trocknen Anstrich. Hoch aufstrebende Cactussäulen stehen gruppenweise umher in eintöniger Stimmung und Farbe, untermengt mit andern Gewächsen, die einen dürren Boden lieben. Wir befinden uns in dem heißen Strich der tierra caliente der heißen Zone. Die Temperatur am Meeresufer beträgt im Durchschnitt 26° R. Sehr allmälig vermindert sie sich nach den Höhen hin. Doch wechselt sie nach örtlichen Einflüssen, und mit ihr auch die Vegetation. Kahl und eintönig, selbst dürftig stellt sie sich dar, wo wegen offner und freier Lage die Glut der Sonne von früh bis spät thätig ist und die von den Felsen ausstrahlende Hitze die Feuchtigkeit der Wolken schnell absorbirt. Da schützt kein Laubdach den Reiter und der steinige trockne Boden glüht unter den Hufttritten des Thieres. Wo aber die allezeit erfrischende Seebrise Zugang hat, da ist das Klima frischer, die Pflanzenwelt belebter, und in Klüften und Schluchten, wo Gebirgswasser sprudeln und die Sonne nur wenige Stunden eindringt, da ziehen sich in Schlangenlinien aufsteigend grüne Laubgewölbe längs des verborgenen Baches hin und kräftige Stämme entwachsen dem feuchten Boden.

Mit Lust fühlt sich der Wandrer nach einer Steigung von weniger denn 2000 F. von milderen Lüften umfächelt, doch ist der Uebergang nicht so fühlbar, als wenn er aus den kühlen Gebirgsregionen nach dem Meere herabsteigt. Die Vegetation wird mannigfaltiger, die Farben frischer, der Wuchs großartiger, reicher und üppiger. Aus der Tiefe des Abhanges, an dem er hinreitet, ragen mächtige Bäume mit dichten Laubkronen herauf, welche ihn beschatten und die Aussicht sperren. In fröhlichem Grün umschwanken ihn leichte schlanke Halme zarter Gräser und den Saum des Weges zieren in der Luft schwebende saftstrotzende Lauben — das neckische Kinderspiel lieblicher Schmarotzerpflanzen, die in flüchtigem Wuchs sich geschwisterlich umwinden und von Baum zu Baum dicht sich verweben, ihren Schmuck zu erhöhen und zu verdunkeln denjenigen der ihnen als Träger dienenden Bäume. Kostbare Blumen mit allem Farbenschmelz, dessen die Natur fähig ist, prangen mitten im grünen Laube, und gleich Strängen und Schnuren schaukeln die Endfäden im Winde einher. Aber noch mehr betrifft den Wanderer der Anblick hoher kräftiger Riesenstämme, um deren Peripherie sich schwächere Stämme förmlich hinanwinden — wie es scheint, ein Baum umschlungen vom Baume. Aber in Wahrheit sind es Lianen, mit baumähnlicher Rinde und Stärke, von jenem gefährlichen

Parasitengeschlecht, das ohne eigne selbstständige Triebkraft auf Kosten andrer sein Leben fristet. In verrätherischer Umarmung winden sie sich um den unteren Theil des Stammes, erreichen gierig die Zweige und streben von Ast zu Ast schief in die Höhe, also daß sie sich dem Blicke entziehen, und senden schwächere Triebe wieder nach unten, die steif und starr quer durcheinanderhängen. Der Kampf würde gar nicht so ernsthaft scheinen, starrten nicht an einzelnen Stellen Baumstümpfe mit entblätterten Aesten, Gespenstern gleich, kahl in die Wildniß hinaus. — Nur langsam setzt hier der Fremdling seinen Weg fort, seine Aufmerksamkeit wird allenthalben gefesselt, er fühlt sich in einer neuen schönen Welt, und seine Stimmung erhöht der Zauber, welchen der tiefblaue Himmel, durch das in der Sonne goldblitzende Laub hindurch sichtbar, hervorbringt. Und nähert er sich erst in der Tiefe der Schlucht einer Cascade, deren oberste Wasserschicht von der Frühsonne beschienen, „gleich Diamantenfunken blitzt" (Worte der Bewunderung von einem einfachen treuherzigen Bergbewohner, der uns auf einem Ausfluge als Führer diente), so erschließen sich auf einmal alle die geheimsten Reize einer tropischen Halbwildniß. Unter dem Zusammenwirken aller Bedingungen größtmöglicher Fruchtbarkeit entfaltet sich dort das Kleid der Natur in allen Farben und Tinten, in allen Formen von der zarten Mimose bis zum seidenartigen Riesenblatt des segensreichen Pisang. Hier ruht er im Schatten eines immer noch jugendkräftigen Veteranen, gestützt auf einen Felsen am Rande des Wassers, in dessen Klarheit die Farbenpracht der Pflanzen sich spiegelt, und horcht dem Rauschen des Sturzes und lauscht dem Geschwirr der lebensfrohen Insekten, indeß sein ermattetes Thier sich an der frischen Quelle labt. Wunderbar schöne und große Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume, und fremdartige Käfer mit tausendfach schillernden Flügeldecken nähren sich mit Behagen an saftreichen Blättern. Nichts stört die Harmonie seiner Empfindung, eine tiefe lautlose Stille umgibt ihn, und in stummem Entzücken weilt sein Auge auf der engen und doch so unerschöpflich reichen Naturscene.

Voll von diesen Eindrücken, setzt er den Fuß wieder in den Steigbügel, unmerklich hat er schon mehr denn 3000 F. Höhe erreicht, der beschattete Pfad führt ihn immer in Windungen weiter hinan, kühlende Nebelwolken, die flüchtig vorüberziehn, umfangen ihn auf kurze Momente — da auf einmal sieht er sich aus dem Waldesdunkel in den hellen Schein des Tages versetzt, und dem erstaunten Blicke öffnet sich das weite, weite Meer, dessen Wellenschlag ihm die schäumende Brandung verräth; geblähte Segel führen seinen Geist wieder hinaus in die Ferne, von wannen er gekommen, und in stolzem Bewußtsein sagt er sich: Du bist in der That auf dem festen Boden der neuen Welt. Sein Blick verfolgt die Buchtenkrümmungen des Meeres, als kleine Häusergruppen erscheinen ihm La Guaira und

Maiquetia, aus der flimmernden Atmosphäre der Küste ahnt er die Schwüle des Gestades, der er sich glücklich enthoben weiß, und zu seinen Füßen ziehen Wolken, die in fortwährend sich wandelnder Gestalt bald plötzlich verschwinden in schnellem Zersetzungsproceß, bald zu dichten Ballen sich zusammenziehn. Zu beiden Seiten erheben sich jenseit schroffer Abgründe wellenförmig grüne Bergrücken und lenken seinen Blick wieder zu den waldigen Höhen, die er noch vor sich hat. An einzelnen Stellen ist die Waldung ziemlich gelichtet, die Bäume sind gefällt, und der Boden trägt hie und da Spuren von Feuer an sich, das man zur Urbarmachung angewendet hat. Auf dem „alten Wege", dem gewöhnlichen Reitwege und der immer noch benutzten Communicationsstraße für Waaren, kann der Reisende sich und sein Thier erquicken in einer Hütte unterhalb der von Humboldt besuchten Venta. Aber auf dem Indianersteig erfrischt ihn höchstens der Trunk, den ihm einer von jenen gefälligen Bergbewohnern reicht, die mit geringen Bedürfnissen zufrieden und harmlos unter ihren Familien leben. Eine einfache Hütte mit Pisangblättern gedeckt ist ihre Wohnung. Zerstreut umher liegend zeigen sich mehre solcher Ranchos, oft auf steilen Abhängen. Das vorgestreckte Dach, auf Holzpfosten ruhend, spendet Schatten; einige große Steine dienen als Herd, und eine bescheidene Pflanzung von Gemüsen und Pisang umgibt das Häuschen. Dies und ein paar Esel nebst Federvieh sind der ganze Reichthum dieser Glücklichen, und doch spenden sie gern dem Fremdling von ihrer geringen Habe.

Schon empfangen den Reisenden kleine Kaffeepflanzungen, die in Gebirgshöhe von mehr denn 4000 F. an freier Sonne gedeihen, ohne des schirmenden Schattens des hohen Bucare zu bedürfen; und selbst mehr denn 5000 F. hoch bewundert er Palmenwälder, die mit andern Bäumen untermischt diese überragen und frei und luftig ihre stolzen Kronen zur Schau tragen. So ist der Wanderer aus der heißen Zone in die gemäßigte eingetreten, die schon unter 2000 F. beginnt, und hat sie beinahe bis zu ihrer oberen Grenze durchschritten. Die Milde der Mittagswärme läßt ihn auf nicht zu kühle Nächte schließen, europäische Gemüse und ein einzelnes Nadelholz, das er zu seiner Ueberraschung hier entdeckt, lassen ihn ahnen, daß so gesunde Luft, so gleichförmige Atmosphäre und so ergiebiger Boden die wahre Segensstätte für den nordischen Ansiedler ist.

Und so hat er, auf der Höhe angelangt, schon im Vorhof dieses großen Landes, gleichsam compendiarisch die Oberfläche desselben, bis auf die südlich jenseit des Gebirges gelegenen Ebenen des Orinoco mit ihren reichen Viehweiden, überschaut, seinen Charakter in großen allgemeinen Zügen erkannt, und rüstet sich, seinen Schritt abwärts zu lenken. Aber auf günstigem freigelegenen Punkte macht er noch einmal Halt: da steht er und erblickt sich auf freiem Gebirgsscheitel, von reinen, ätherklaren Lüften umweht, die seine

Brust heben und seine Seele erquicken, mitten in tropischer Zone, unter einem blauen südlichen Himmel, wo die Sonne hoch steht im Zenith; die Fesseln irdischer Kleinlichkeit entfallen ihm, er empfindet groß und tief. In gehobener Stimmung schaut er noch einmal zurück: unter ihm breitet sich das weite Antillenmeer, das Meer des Columbus aus. Große geschichtliche Erinnerungen tauchen im Grunde seiner Seele auf — und im Gesammtgefühl dessen, was seine mehrstündige Wanderung ihm erschlossen, mehr noch dessen, was sie ihm von diesem reichen Lande hat vorahnen lassen, wendet er seinen Blick nach vorn — und welch ein Anblick öffnet sich ihm da: zu seinen Füßen tief unten quervor ein lachendes Thal, am westlichen Ende von großen Häusermassen besetzt, es ist die Hauptstadt Venezuelas, Caracas und jenseits hintereinander sich aufthürmende Bergketten, theils kahl, theils mit Vegetation, in massenhaften Formen, mit wellenförmigen Fronten und rundlichen Granitkuppeln. Der erstaunte Blick schweift nach allen Seiten weithin über einen beträchtlichen Theil des Binnenlandes, ein Lichtmeer ergießt sich über die Landschaft, die erhobenen Stellen glühen im Schein der sich neigenden Sonne, kühle blaue Schatten unterbrechen sie in den Vertiefungen, und unsagbar schön umfängt die majestätischen Berggipfel ringsumher die feuchte Klarheit des blauen Horizontes, in dessen Tiefen das trunkene Auge sich nimmer satt zu sehen vermag.

Dies ist der Gruß, mit dem die Natur den europäischen Ankömmling bewillkommt. Glücklich der Sohn des Nordens, der, nach den Paradiesen des Südens einen empfänglichen Sinn, ein offenes Herz mitbringt. Ungekannte Reize weihen ihn zum Genuß einer höhern, schönern, jungfräulichen Natur, die in ewig neuem Gewand lebenathmend in tausend Sprachen zu ihm redet und ihn im Geiste das Jugendalter der Menschheit nachfühlen läßt, zu dessen Ahnung die blos traditionelle Idee ihn nie aufzuschwingen vermocht hat.

Der französisch-portugiesische Streit.

Das Benehmen der französischen Regierung in dem Streit mit Portugal über die Aufbringung des Charles Georges hat die allgemeinste Entrüstung hervorgerufen; man sieht in dem Zwang, den die Großmacht einem kleinen Staat anthut, einen Act brutaler Gewalt, wo das stat pro ratione voluntas seine volle Anwendung findet. Wir sind nicht geneigt, das Verfahren der kaiserlichen Regierung in Schutz zu nehmen. Wie auch die Streitfrage liegen mag, die Behandlung derselben ist un-

verantwortlich und die hastige Entschiedenheit, mit der jede Vermittlung einer dritten unbetheiligten Macht abgelehnt wurde, zeugt nicht für reines Gewissen. Man wird nach diesem Beleg ungefähr wissen, was man von dem Amphiktyonengericht zu halten hat, das Graf Walewski auf dem pariser Congreß angeblich im Interesse des Friedens und der Humanität vorschlug; der Einwand, daß die Ehre Frankreichs im Spiele sei und deshalb kein Schiedsgericht angenommen werden könne, ist offenbar windig; denn bei welcher internationalen Differenz ist die Ehre der Staaten nicht mehr oder weniger im Spiel? Ist dies also nur ein Vorwand, höchstens für das Publicum der französischen Soldpresse gut genug, so muß ein anderer Grund da sein, weshalb die kaiserliche Regierung sich scheute, die Frage vor das Licht eines Schiedsgerichtes ziehen zu lassen, und dieser Grund ist, daß die sogenannte Anwerbung freier Schwarzen für die Colonien ganz einfach der Wiederanfang des Sklavenhandels ist. Der Fall des Charles Georges ist dem der Regina Coeli vollkommen analog, man bedeckt die Sache mit einem euphemistischen Namen, grade so wie die südlichen Plantagenbesitzer der Vereinigten Staaten von einer afrikanischen Einwanderung sprechen, während Jeder weiß, daß damit Kauf und Verkauf der Schwarzen gemeint ist. Wir wollen diese Verhältnisse weiter unten etwas näher beleuchten und zuerst suchen uns über den speciellen Fall des Charles Georges klar zu werden. Sehen wir von der gewaltthätigen Art, womit die französische Regierung die Sache behandelte, ab, geben wir ihr schlechtes Gewissen zu und nehmen an, das Schiff sei ein Sklavenfahrer gewesen, war die portugiesische Regierung berechtigt, dasselbe wegzunehmen? Zu unserm Bedauern können wir vom völkerrechtlichen Standpunkt die Frage nicht so unbedingt bejahen, wie es in der englischen und deutschen Presse geschieht. Die Aufbringung eines fremden Privatschiffes und die Verurtheilung durch einheimische Gerichte ist in Friedenszeiten nur in einem Fall erlaubt, wenn nämlich das Schiff sich im Frieden eines Actes schuldig gemacht hat, der nur im Kriegszustand gerechtfertigt ist, solche Acte, die im Kriege für Kaper nicht völkerrechtswidrig gelten, sind im Frieden Seeraub. Daß dieser Fall nicht beim Charles Georges vorlag, ist klar. Nun hat man aber durch Verträge gewisse völkerrechtliche Contraventionen dem Seeraub gleichgestellt, es war dies eine unglückliche Idee, da die Assimilirung zweier verschiedenartiger Sachen immer Verwirrung hervorbringt. Jedenfalls sind solche Acte nur kraft specieller Verträge in dieser Weise zu bestrafen, nicht kraft allgemein völkerrechtlicher Satzung, und also die Strafandrohung nur von den Staaten und gegen die Unterthanen derjenigen Staaten, welche jene Verträge geschlossen haben, in Anwendung zu bringen. Zu diesen Acten, welche durch gewisse Verträge dem Seeraub gleichgestellt sind, gehört der Sklavenhandel, aber eben nur in speciellen Fällen. Der bedeutendste ist der Quadrupelvertrag zwischen Oestreich, England, Preußen, Rußland vom 20. Decbr. 1841, der in seinem ersten Artikel sagt: „Ihre Majestäten machen sich verbindlich, allen Sklavenhandel zu verbieten und solchen Handel als Seeraub zu erklären.“ Der deutsche Bund trat dem durch Beschluß vom 13. Juni 1845 bei. Aber ein solcher Vertrag besteht nicht zwischen Frankreich und Portugal, der französische Gesandte hatte jenen Quadrupelvertrag gleichfalls unterzeichnet, aber seine Regierung ratificirte denselben nicht, Portugal aber lehnte diese ausdrückliche Gleichstellung des Sklavenhandels mit dem Seeraub in den Verhandlungen ab, welche zum Vertrag mit England zur

Unterdrückung jenes Handels führten (3. Juli 1842); Lord Palmerston brachte darauf einseitig eine Bill ein, welche die englische Regierung ermächtigen sollte, portugiesische Schiffe, die verdächtig, auf hoher See anzuhalten, zu durchsuchen und durch englische Gerichte abzuurtheilen. Sie ging durch das Unterhaus, ward aber von den Lords verworfen, gegen Brasilien dagegen setzte Lord Aberdeen ein derartiges Gesetz durch, das überall verdammt wurde. Nach allen Verträgen, die Portugal über den Sklavenhandel geschlossen, ist derselbe ein verbotnes und höchst strafbares Verbrechen, der Vertrag mit England geht einen Schritt weiter und erklärt, daß die abscheuliche und seeräuberische Praxis (usage infame et propre à la piraterie) die Eingebornen Afrikas über See zu führen, um sie der Sklaverei zu überliefern, immer ein streng verbotenes Verbrechen sein solle, aber jene einfache und ausdrückliche Gleichstellung mit dem Seeraub, wie sie der Quadrupelvertrag enthält, findet sich nicht. Worauf es aber hier vor allem ankommt, zwischen Frankreich und Portugal besteht kein Vertrag, der die respectiven Sklavenschiffe als Seeräuber durch Kreuzer aufzubringen erlaubte. Die Times verwirrt daher ihre Leser, wenn sie sagt: „Wir hatten immer gedacht, daß der Sklavenfahrer dem Seeräuber gleich sei — gute Prise, wo immer man ihn aufbringen kann." Nicht das allgemeine Völkerrecht, sondern die Verträge gestatten dies, welche namentlich auch erst gegenseitig das Recht der Durchsuchung feststellen müssen. Mag man daher über das Treiben des Charles Georges denken, wie man will, mochte die portugiesische Behörde in Mozambique vollkommen Recht haben, das Schiff für einen Sklavenfahrer anzusehen, die sofortige Confiscation war nicht gerechtfertigt. Wenn keine vertragsmäßigen speciellen Bestimmungen mit Frankreich vorlagen, so mußte sie nach Analogie des englischen Vertrages handeln, der für solchen Fall das Richteramt einer gemischten Commission und nicht den eignen Gerichten zuweist. Freilich gibt die würdig und anständig gehaltene portugiesische Erklärung im Diario de Governo (24. Octbr.) als ersten Grund der Aufbringung an, daß das Schiff an der Insel Quitengonia in der den ausländischen Kauffahrern untersagten Bai von Conducia, vor Anker gefunden wurde. Aber das Schiff, welches für den Eintritt in verbotene Gewässer strafbar sein mag, wird deshalb doch noch nicht grade einfach confiscirt werden können, zumal der Grund jenes Verbotes offenbar ist, daß an der Küste von Conducia leicht Sklavenhandel getrieben werden kann. Auch gibt der Artikel des Diario als zweiten Grund an, daß der Charles Georges 110 Neger an Bord hatte, welche erklärten, mit Gewalt eingeschifft zu sein, und da es Gegenstände bei sich führte, die als Anzeichen des in den Gesetzen untersagten Sklavenhandels zu betrachten sind. Das Schiff ward demnächst wegen Uebertretung der Zollverordnung und wegen Ankaufs von Sklaven verurtheilt. Nach diesem Sachverhalt konnte bei den bestehenden Verträgen das Schiff nur angehalten und den französischen Behörden übergeben werden, damit es von französischen Gerichten abgeurtheilt werde. Wir bedauern, daß Portugal dies übersehen und dadurch seine im Grunde so gute Sache geschwächt hat. Der Artikel des Moniteur, welcher die französische Regierung rechtfertigt, ist darum freilich nicht weniger sophistisch. Der Moniteur kann diesen Unterschied von Seeraub und Sklaverei natürlich nicht betonen, weil er damit zugäbe, daß der Charles Georges, der einen Delegirten der Regierung an Bord hatte, ein Sklavenfahrer gewesen. Er beschränkt sich auf den Versuch, zu be-

weisen, daß dies nicht der Fall gewesen, was wir dennoch glauben müssen, und vertheidigt das spätere diplomatische Austreten gegen Portugal, das wir unverantwortlich nennen müssen. Abgesehen von jenem ersten Fehler ist das Benehmen des lissaboner Cabinets durchaus würdig gewesen, es schlug, als England zögerte, ihm Unterstützung zu gewähren, das einzige Verfahren ein, das für einen kleinen aber unabhängigen Staat möglich war. Es wandte sich, eingedenk des Protokolls vom 14. April, wo Frankreich selbst die Vermittelung durch dritte Staaten vorgeschlagen, an die britische Regierung und bat sie, eine solche Vermittelung bei Frankreich zu befürworten. Dies geschah, das pariser Cabinet aber lehnte ab und drohte, die diplomatischen und consularischen Beziehungen sofort abzubrechen und den Tajo zu blockiren. Der Uebermacht gegenüber mußte Portugal weichen und erklärte 1) da die portugiesische Regierung sich außer Stand sieht, der Gewalt Frankreichs Widerstand zu leisten, so gibt sie das Schiff heraus; 2) nachdem die französische Regierung die schiedsgerichtliche Entscheidung einer dritten Macht über die Rechtsfrage verwirft, lehnt die portugiesische auch das Schiedsgericht über die Entschädigung ab; 3) die französische Regierung möge nun ihre Rechnung einreichen, sie wird sofort bezahlt werden. Das ist es, was die französische officielle Presse nennt, Portugal habe sein Unrecht eingesehen. Grade das Gegentheil ist der Fall. Portugal läßt der Sache den rein thatsächlichen gewaltthätigen Charakter durch diese Erklärung und mag Frankreich auch freiwillig seine Forderung von 400,000 auf 40,000 Fr. herabsetzen, es gilt vor der Welt doch als erpreßtes Geld. — Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß es ungeschickt war, diesen Fall mit dem des Cagliari zu vergleichen, bei letzterem lag das vom König von Neapel behauptete Unrecht nicht vor; hätte es aber vorgelegen, so wäre das Schiff mit Recht confiscirt, beim Charles-Georges lag das Unrecht des Sklavenhandels so gut wie offen vor, aber dies Unrecht ermächtigte nicht zur Wegnahme.

Daß aber jene Operationen, welchen sich jetzt französische Schiffe mit Unterstützung der Regierung widmen, und jene Einwanderung freier Neger in die westindisch-französischen Colonien nur verdeckter Sklavenhandel sind, ist uns unzweifelhaft. Die französische Regierung hat in diesem Fall wie bei der Regina Coeli die größte Entrüstung gezeigt, daß man ihr eine Begünstigung derartiger Verdrehung der Verträge zutraut; wenn ihr Gewissen aber so rein war, weshalb hat sie die Karten nicht auf den Tisch gelegt und durch das Licht der Oeffentlichkeit die Tadellosigkeit der von ihr begünstigten Operationen bewiesen? Die Engländer, früher die größten Sklavenhändler, später die eifrigsten Verfolger des Handels, haben zuerst eine Einführung freier Schwarzen in ihre westindischen Colonien versucht, wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob sie erst dann abgestanden, als sie sahen, daß die Franzosen erfolgreicher in ihren Anwerbungen waren. Betrachten wir nur, wie letztere zu Werke gehen. Die Regierung schließt mit gewissen großen Handlungshäusern einen Contract ab, wonach sie pro Kopf eine bestimmte Prämie zahlt, danach ist die Sache also ein Geschäft, wobei der, dem die Prämie in Aussicht gestellt ist, suchen muß, den höchstmöglichen Gewinn zu machen. Wie findet nun aber die freie Anwerbung statt? Dadurch, daß die Schiffe jener Handlungshäuser einen Vertrag mit afrikanischen Stammhäuptlingen schließen, ihnen eine bestimmte Zahl Neger zu liefern. Diese Häuptlinge sind also ihrerseits wieder interessirt, mög-

lichst viele liefern zu können, glaubt man etwa, daß sie die Neger fragen werden, ob sie wollen oder nicht? Die Erfahrung hat gezeigt, daß jene schauderhaften Menschenjagden, welche, als der Sklavenhandel blühte, an der Tagesordnung waren, wieder angefangen haben — wer will die Freiwilligkeit der Anwerbung controliren? wird man dem Delegirten glauben, der Interesse vor allen daran hat, daß das Geschäft zu Stande kommt? Beim Charles Georges erklärten alle Neger, mit Gewalt auf das Schiff geschleppt zu sein. In den französischen Vorschriften mag auf dem Papier alles sehr in der Ordnung sein, in der Wirklichkeit ist es anders, die Schwarzen mögen, wenn sie erst in den Colonien angekommen sind, besser als Sklaven behandelt werden; die Art, wie sie dorthin gebracht werden, ist nicht besser als offener Sklavenhandel.

Von der preußischen Grenze.

Die Wahlen in den größeren Städten, die einzigen, die wir bis jetzt übersehn können, sind, wie man voraussehn konnte, überwiegend liberal ausgefallen; gelang es doch schon vor drei Jahren dem vorigen Ministerium nur durch das Aufgebot aller erdenklichen Mittel, hier seinen Candidaten einige Geltung zu verschaffen. Das Resultat auf dem platten Lande bleibt zweifelhafter, da sich bei der Vereinzelung der Gemeinden die veränderte Luftströmung nicht so schnell mittheilen läßt, und da es für die Landleute und Bewohner der kleineren Städte schwieriger sein wird, auszumitteln, wer die Regierung ist und was sie will. Die reactionären Beamten haben alles aufgeboten, die Sache so darzustellen, als habe man es noch mit der alten Verwaltung zu thun und als bestehe die wahre Loyalität der Preußen noch immer darin, den Herrn v. Westphalen und den geheimen Regierungsrath Hahn für die besten Staatsmänner der Monarchie zu halten. Das merkwürdigste Actenstück in dieser Beziehung ist das Circular des Grafen Krassow in Stralsund; es wird ein ewig denkwürdiges Zeugniß dafür bleiben, daß mit der Veränderung des Ministeriums noch lange nicht alles gethan ist, um die Verwaltung wirklich zu ändern.

Dieser Umstand muß bei den eigentlichen Wahlen, die in der nächsten Woche bevorstehn, die Wahlmänner darauf aufmerksam machen, daß ihr Geschäft noch immer kein leichtes ist, daß, wenn sie wirklich dem Ministerium zu Hilfe kommen wollen, sie sich nicht mit bloßen „ministeriellen" d. h. gutgesinnten Wahlen begnügen dürfen. Wir halten das Stichwort „ministeriell" für ein recht unglückliches. Das Ministerium ist bis jetzt nur ein Ministerium des Wunsches und der Hoffnung. Die Namen seiner Mitglieder lassen voraussetzen, daß es die Verwaltung besser führen wird als seine Vorgänger, aber eine bestimmte Physiognomie hat es noch nicht. Ueber seine Maximen und Entwürfe hat es sich noch nicht ausgesprochen und für seine Energie ist es vorläufig kein schlagendes Zeugniß, daß hohe Staatsbeamte es wagen dürfen, angeblich im Namen der Regierung die Wähler gegen die voraussichtlichen Ideen des neuen Ministeriums aufzuregen. Die Wähler haben hier keinen

festen Halt, es ist daher besser sich auf eigne Füße zu stellen; und statt den Deputirten die Verpflichtung aufzulegen, immer mit dem Ministerium zu gehn, von welchem man doch noch nicht weiß, wohin es geht, ist es zweckmäßiger, von ihnen eine positive Erklärung zu begehren über den Inhalt und Umfang der Reformen, die sie für nöthig halten.

Wahrscheinlich waltet bei diesem Stichwort „ministeriell" ein Mißverständniß ob: man meint damit nicht Anhänglichkeit an das Ministerium, das sich erst zu bewähren hat, sondern Anhänglichkeit an den Regenten, dessen edle, ebenso besonnen als entschieden durchgeführte Beschlüsse den allgemeinen Jubel des Volks hervorgerufen haben. Aber diese Anhänglichkeit und diese Verehrung bewährt man nicht dadurch, daß man in echt französischer Weise eine Herde zusammentreibt, die entschlossen ist, im voraus alles gut zu heißen, was seine Rathgeber für gut finden, sondern dadurch, daß man selbstständige, einsichtsvolle und charakterfeste Männer wählt, welche die Einsicht seiner Räthe heilsam ergänzen.

Es ist ein häufig mißverstandener Spruch, den aber jeder echt monarchisch gesinnte Bürger sich immer vor Augen halten muß: le roi regne mais il ne gouverne pas. Der Servilismus hat darin ein Attentat gegen das Königthum von Gottes Gnaden finden wollen, aber der Abscheu wird gelinder werden, wenn man den Satz etwa so ins Deutsche übersetzt: der König regiert, aber er administrirt nicht, d. h. er gibt die allgemeinen Grundsätze an und wählt diejenigen Männer, denen er die beste Einsicht und den besten Willen zutraut, zu den Leitern der Verwaltung, er sorgt auch für eine Controle derselben, aber er mischt sich nicht in die Details der Verwaltung ein, weil es nicht möglich ist, es folgerichtig zu thun. Friedrich der Große, eine Kraft, wie sie in Jahrhunderten kaum einmal auftaucht, hat es unter viel einfachern Verhältnissen wirklich versucht, aber es wird unter allen Parteien wol nur eine Stimme darüber sein, daß es für den unmittelbaren Vortheil des Staats und namentlich für seine Zukunft segensreicher gewesen wäre, wenn er sich darin mehr beschränkt hätte. Die früher von ihm ausschließlich geleitete kolossale Maschine ging dann ihren eignen Gang fort, und in späterer Zeit erlebte man das wunderliche Schauspiel, daß in der Regel alles nach der bloßen Routine ging, daß aber dann durch ein persönliches Eingreifen, bald in diesem bald in jenem Fach die Geschäfte aufgehalten oder gar verwirrt wurden. Die Maschine ist nach allen Seiten hin unpopulär geworden, aber man konnte sie nicht entbehren, und so hat man denn in den letzten Jahren das Mittel angewandt, die Routine durch die Tendenz zu ersetzen, und indem man die alten Hebel beibehielt, sie den Händen der Partei anzuvertrauen. Wir hatten zuletzt eine Parteiregierung im „constitutionellsten" Sinn des Worts, und diese Regierung wußte auch einen Landtag ihrer Farbe zu Stande zu bringen.

Nun denke man sich in die Lage des Prinzen, der klar durchschaut, daß in dieser Weise der Verwaltung vieles nicht in Ordnung ist, und der nun zunächst das richtigste Mittel ergreift, dem Geist und dem Wortlaut der Verfassung gemäß, die er beschworen hat, zunächst dem Lande Luft zu machen, daß es seine Bedürfnisse klar an den Tag legen kann. Dazu war vorher nöthig, die Spitzen der Verwaltung zu verändern, weil man sonst Gefahr lief, daß das Schauspiel von 1855 sich erneuen würde. Das Ministerium mußte schnell zusammengesetzt werden, weil

die Zeit der Wahlen drängte, aber nichts sagt uns, daß die Besetzung in allen Stellen eine definitive sein soll; ja es scheint, als ob die Beibehaltung des alten Handelsministers neben dem neuen Finanzminister entschieden dagegen spricht; denn es ist bekannt, daß beide in allen Cardinalfragen ausgesprochene Gegner sind.

Was soll der Regent nun dazu denken, wenn das Land als Antwort auf sein Vertrauen durch seine Wahlen Folgendes ausspricht: wir sind ministeriell gesinnt d. h. wir wollen dasselbe, was Herr v. d. Heydt und Herr v. Patow wollen, obgleich beide das Entgegengesetzte wollen, und wir sind auch gern bereit, alles mögliche Andere gut zu heißen, falls man uns nur mit den Leuten der Kreuzzeitung verschont.

Der Regent würde denken: ein Land, welches diese Antwort gibt, ist weder würdig noch fähig, frei zu sein; ich werde mich zwar an die Verfassung halten, die ich beschworen habe, aber ich werde mir auf eine Unterstützung meiner Regierung von jener Seite keine Rechnung machen, weil die Kraft, die keinen Widerstand leisten kann, auch nicht das Gewicht einer Feder in die Wagschale wirft.

Eine solche Stimmung würde für das Gedeihen unseres politischen Lebens sehr gefährlich sein. Mit den Ermahnungen zur Mäßigkeit und Besonnenheit ist es noch nicht gethan. Auch wir sind der festen Ueberzeugung, daß ein gedeihliches Zusammenwirken der verschiedenen legislativen Gewalten nur denkbar ist, wenn das Haus der Abgeordneten ebenso entschieden der Demokratie als der Aristokratie Widerstand leistet, beide Worte in der ursprünglichen Bedeutung gebraucht: aber noch einmal, es kann nur dann Widerstand leisten, wenn es selbst etwas will.

Die Wähler sollen also den Candidaten ein bestimmtes politisches Glaubensbekenntniß abfordern, wobei das schlesische Programm zu Grunde gelegt werden mag. Aber damit ist es noch nicht genug: sie müssen zugleich eine ausführliche Erklärung über die zunächst vorliegenden wichtigeren Gesetzvorschläge verlangen, um zu sehn, ob sie auch eine wirkliche Einsicht in die Sache haben. Die Abneigung gegen parlamentarisches Wesen rührt zum großen Theil davon her, daß man häufig in den Kammern mehr declamirt, als erwägt und urtheilt. Man glaube nicht etwa, daß durch das selbstständige Urtheil jedes einzelnen Abgeordneten das schließliche Einverständniß erschwert wird; im Gegentheil wird eine wahre Verständigung nur unter Einsichtsvollen möglich sein, während die bloße gute Gesinnung alles dem Zufall in die Hand spielt. Das Haus der Abgeordneten wird die wohlthätigen Absichten des Regenten und seiner Rathgeber gegen die Tendenzen des Feudalismus und der Anarchie am besten dadurch unterstützen, wenn es durch eigene Kraft ihm in geordneter und zugleich entschiedener Weise das durchführen hilft, was die rechtliche Ordnung des Staats kräftigt und den Egoismus der Classen ebenso in ihre Schranken zurückweist als die Unruhe der Menge. Ein Haus der Abgeordneten, welches sich selbst im Lande und bei dem Regenten Achtung zu verschaffen weiß, ist die sicherste Schutzwehr nach beiden Seiten hin. Diese Achtung wird es sich aber nur dann erwerben, wenn es den Schwerpunkt seines Willens in sich selbst findet.

† †

Kunstliteratur.

Geschichte der Architektur. Von Wilhelm Lübke. 2. stark vermehrte Auflage. Köln, Seemann. — Das Buch verdient die allgemeine Anerkennung, die es gefunden hat, in reichstem Maß. Aus der Fülle gründlichster und umfassendster Kenntniß heraus hat der Verfasser sein Material geschöpft, aber mit umsichtiger Auswahl nur dasjenige zusammengestellt, was dem größeren kunstliebenden Publicum einen deutlichen Umriß zu geben geeignet ist. Durch die Vermehrung der Illustrationen, deren technische Ausführung alle Anerkennung verdient, hat die neue Ausgabe außerordentlich gewonnen. —

Deutsches Kunstblatt redigirt von Fr. Eggers in Berlin. Stuttgart, Ebner Seubert. — Diesmal wollen wir von dieser allgemein anerkannten Zeitschrift nur die Zugabe erwähnen, das von Paul Heyse in München redigirte Literaturblatt, das in seinen letzten Nummern eine Reihe vortrefflicher Abhandlungen enthält. Darunter eine Charakteristik Dav. Straußs von Vischer, eine Recension der Gedichte von Hebbel und Dingelstedt, des Columbus von Mende, und, was uns besonders angezogen hat: „Die Gefahren für die wahre Sittlichkeit durch die falsche Sittlichkeit in der Poesie" von Löbell. — Wir wünschen den beiden Zeitschriften — denn daß sie zusammengeheftet sind, ist doch nur ein Zufall — ein recht fröhliches Gedeihn.

Neue Romane.

W. Heinses sämmtliche Schriften, Originalausgabe, zweite Auflage. Leipzig, Graul (Volksbibliothek deutscher Classiker). Von dieser Ausgabe haben wir bis jetzt sieben Lieferungen erhalten; wir behalten uns vor, bei Vollendung derselben auf den Charakter des Dichters und seinen Einfluß auf unsere Zeit zurückzukommen. —

Der Chevalier Sarti oder musikalische Zustände Venedigs im 18. Jahrhundert. Ein Roman von P. Scudo. Aus dem Französischen übersetzt und mit musikalischen Anmerkungen begleitet vom Cantor O. Kade in Dresden. Dresden, Kuntze. — Eine Reihe von Feuilletonartikeln aus der Revue de deux mondes im Stil Heinses und Hoffmanns, geistvoll geschrieben, mit sehr reichhaltigen musikalischen Notizen und Urtheilen und Phantasiestücken verwandter Art ausgestattet. Ob die Verbindung des Belehrenden und des Unterhaltenden einen correcten Geschmack befriedigt, wollen wir dahingestellt sein lassen. Die Zusätze des Uebersetzers sind wahre Bereicherungen; es ist schade, daß er nicht noch mehr gegeben hat. Dem Verfasser könnten wir für die warme, ja begeisterte Vertretung der deutschen Musik dankbar sein, wenn ihm nicht Meyerbeer so ziemlich neben Mozart stände. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Neue Geschichtswerke.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Geschichte Frankreichs von 1814—1852 von August L. von Rochau. In 2 Theilen. 1 Theil. Leipzig, S. Hirzel 1858. —

Das angezeigte Werk ist der Anfang eines großen Unternehmens, dessen Haltung und Tendenz durch die geachteten Namen des Herausgebers und Verlegers empfohlen wird. Es ist Plan, in einzelnen selbstständigen Ländergeschichten darzustellen, wie sich das Staatenleben insbesondere seit dem wiener Congreß entwickelt hat. Für die einzelnen Staaten sind tüchtige Persönlichkeiten gewonnen, vorzugsweise solche, welche aus eigner Anschauung und durch nähern Verkehr mit den politischen Leitern der zu behandelnden Staaten befähigt sind, nach unmittelbaren Eindrücken oder nach dem Urtheil der Besten zu schildern und zu charakterisiren. So hat nach dem Prospect des Herausgebers und Verlegers Professor Arendt in Löwen die Geschichte Belgiens, Doctor A. D. Mordtmann die Geschichte der Türkei, Professor Wurm in Hamburg die Geschichte Englands übernommen. Ebenso soll die Geschichte Oestreichs und Preußens einen gebornen Schriftsteller der beiden Länder zum Verfasser haben. Das Unternehmen wird alle Culturstaaten Europas, außerdem die vereinigten Staaten von Nordamerika und Südamerika umfassen. Die einzelnen Geschichten sollen den Vorzug haben, compendiös, übersichtlich und lebendig erzählt zu sein. Kein Zweifel, daß dieser Plan einem wirklichen Bedürfniß der Gebildeten entgegenkommt. Denn die neuere Zeit ist von unsern Historikern besonders stiefmütterlich behandelt, und der Deutsche lebt immer noch in der Nothwendigkeit, seine Kenntniß neuer politischer Zustände in dem Conversationslexikon u. s. w. suchen zu müssen.

Nun versteht sich, daß eine Geschichte der neuesten Zeit nicht selten in der Lage sein wird, Charaktere, Verhandlungen, selbst Thatsachen nach unvollkommenem Material zu beurtheilen. Auch dem besonnensten Mann drängt die Parteistimmung seiner Zeit sich mächtig in die Schilderung der nächsten Vergangenheit; der beste Beurtheiler der Menschennatur kann in der bedenk-

lichen Lage sein, die höchstgestellten Führer einer politischen Action mehr nach der unsichern öffentlichen Meinung, als nach eigner Kenntniß ihres Charakters zu richten; der genaueste Forscher wird den innern Verlauf eines politischen Dramas bei noch mangelndem oder noch nicht gesichtetem Material vielleicht unvollständig übersehn und wichtige Zwischenfälle, stille Motive, charakteristische Schwankungen werden seinem Blick ganz entgehn, weil die Documente noch nicht veröffentlicht, die Eingeweihten zur Discretion verpflichtet sind. So wird eine Geschichtschreibung der neuesten Zeit manches nicht haben, was dem gelehrten Historiker leicht als das Werthvollste erscheint, nicht die souveräne Uebersicht über das gerettete Material, nicht die parteilose Unbefangenheit, und gar nicht den Vorzug, daß der Erzähler wenigstens relativ am besten unterrichtet ist. Dagegen findet der Geschichtschreiber seiner Zeit in der Fülle eines fast unübersehbaren Stoffes und in der Nähe seines Standpunktes auch einige Vortheile. Wenn es ihm schwer wird, das richtige Urtheil über einzelne Menschen und Ereignisse zu finden, so kann er um so besser unterrichtet sein über den gesammten geistigen Inhalt der nahen Zeit, über die Culturverhältnisse, Neigungen und Stimmungen des Volkes, über das Zusammenwirken der zahllosen kleinen Ereignisse, welche in vielen Fällen die Handlungsweise der Politiker und den Ausgang großer Affairen beeinflussen. Wenn es ihm schwer wird, die letzten Resultate politischer Wandlungen, Segen und Fluch, Fortschritt und Rückfall unbefangen zu würdigen, so hat er dafür das Glück, daß sein Urtheil geregelt und controlirt wird, durch die starken Ueberzeugungen seiner eignen politischen Partei, d. h. der Besten und Weisesten, mit denen er lebt; und ferner, daß sein Volk in der eignen Vergangenheit, wie in der anderer Culturvölker sich selbst mit Wärme und innigem Antheil wiederfindet und verstehn lernt. Bei jedem Historiker legen wir mit Recht auf seinen politischen Charakter hohen Werth, aber bei einem Geschichtschreiber der nächsten Vergangenheit sind die eignen politischen Ueberzeugungen so wichtig, daß sie uns, den Mitlebenden, eher als jede andere seiner Eigenschaften zum Maßstab für die Beurtheilung seines Werkes werden. Auch von ihm fordern wir Gerechtigkeit für die Gegner, Ruhe in der Erzählung, Würde im Charakterisiren, auch bei ihm verurtheilen wir Animosität, Gereiztheit und alle die subjectiven Stimmungen, welche dem Lesenden den Glauben an die Wahrheit des Erzählten beeinträchtigen, aber wir suchen in seinem Werk auch vorzugsweise unser eignes Urtheil, unsere Bildung, unsere Methode, das Walten des Göttlichen zu verstehn. Die Geschichte Frankreichs von August von Rochau reicht in dem ersten Bande von der Restauration Ludwigs 1814 über die hundert Tage, die Ministerien Richelieu, Decazes, Villèle, den Congreß von Verona und den spanischen Krieg, den Regierungsantritt Karl X., die Ministerien Martignac und Polignac und die

Eroberung von Algier bis zu der Julirevolution, der Thronbesteigung Louis Philipps, den Unruhen und Kämpfen seiner ersten Regierungsjahre und dem Attentat Fieschis. Der zweite Band wird noch Napoleon III. als Kaiser begrüßen. Keine Staatengeschichte umfaßt in diesem kurzen Zeitraum so viel welterschütternde Begebenheiten, gewaltsame Wandlungen, furchtbare Katastrophen, aber bei keiner ist es so schwer, hinter den imponirenden Thatsachen die Continuiät der politischen Entwicklungen zu erkennen und das, was wir rationalistisch Fortschritt zum Bessern nennen. Wir mögen vertrauen, daß in entfernter Zukunft alle Kreuz- und Quersprünge französischer Metamorphosen als nothwendige Uebergänge und Vorbedingungen eines glücklicheren Zustandes gelten werden, aber unser Auge vermag in der gewundenen Linie noch kaum den Weg zu erkennen, auf welchem Frankreich zu einer sichern und friedlichen Gestaltung seiner Freiheitsideale und seines sittlichen Lebens kommen soll. Denn die Nation, in deren neuester Geschichte das celtische Volkselement viel deutlicher zu Tage getreten ist als das germanische, lebt gegenwärtig noch mitten in den Krisen einer großen Revolution. Seit der ersten Ausstoßung des Königthums trat es in eine Periode unfertiger und haltloser Bildungen, deren Folge zur Zeit noch unabsehbar ist. Bei der gewaltsamen Auflösung des alten Feudalstaates verlor das Volk nicht nur seine Dynastie, sondern in vielen wichtigen Lebensbeziehungen den Zusammenhang mit der Vergangenheit, welcher dazu hilft, dem Einzelnen das Leben im gesetzlichen Gleise zu erhalten, und schwer beeinträchtigt wurde ihm die Achtung vor fremden Rechten und fremdem Eigenthum. Wüste Begehrlichkeit und rücksichtsloser Egoismus, früher vorzugsweise die Fehler der privilegirten Stände, ergriffen die Masse auf dem Lande nicht weniger, als in den Städten. Auf ein unbehilfliches Regiment, das die vernünftige Entwicklung der Volkskraft zurückgehalten hatte, folgte die schnellwechselnde Herrschaft socialer Theorien, welche nicht weniger vernunftwidrig, gewaltthätig und tyrannisch waren. So verschieden auch die Phasen sind, welche Socialismus und Communismus in Frankreich seit den Jahren 1789 durchgemacht haben, bis heut haben sie ihren mächtigen Einfluß auf die untern Volksschichten nicht verloren. Es war — für unser Auge — nur ein scheinbarer Fortschritt, als aus dem Staate des sechzehnten Ludwig der Polizeistaat Napoleons und die Charten der Bourbonen und Louis Philipps herauswuchsen; denn die letzte Bedingung der Dauer fehlte jeder dieser Bildungen. Trotz aller wirklichen oder fingirten Volkssympathien existirten die wechselnden Regierungen, wie auch ihre Form war, unter Mißtrauen und Intriguen gegen das Volk, und wenige kurze Zeiten ausgenommen betrachteten sie sämmtlich die Nation als einen stillen Gegner ihres Bestandes. Ursache dieses größten nationalen Unglücks war nicht die mangelhafte Legitimität oder die unpopuläre Persönlichkeit der Herrscher, sondern der Umstand,

daß jede Regierung seit 1789, um sich zu behaupten, das höchste Interesse des Landes dem der Hauptstadt nachzusetzen genöthigt war. Jede hat die Centralisation Frankreichs verstärkt und das politische Aufblühen der Provinzen, Distriete, Gemeinden niedergehalten. Der Mangel an communaler Freiheit und dem daraus hervorgehenden Selbstgefühl verhinderte nicht nur die Provinzen, eine zuverlässige Stütze der populären Regierungen zu werden, sondern er gab auch der Hauptstadt Paris eine gesellschaftliche und politische Wichtigkeit, welche das Verhängniß von Frankreich geworden ist. Alle Begehrlichkeit, alle Kraft, aller Ehrgeiz der Einzelnen verfiel dem unruhigen Treiben der Hauptstadt, wo sie fern von ihrer Familie, fern von der Stütze und Controle ihres heimathlichen Kreises von dem abenteuerlichen Streben ergriffen wurden, ihr „Glück zu machen". Der Erwerb hörte auf eine Pflicht zu sein, welche das Leben befestigt und weiht, er wurde ein Mittel, Einfluß oder Genuß zu gewinnen. Die Zielpunkte des Ehrgeizes wuchsen nicht langsam, zugleich mit Tüchtigkeit und Kraft in wohlbeschränktem Kreise, durch plötzlichen Glückswechsel, durch schnelle Carrière, durch die flüchtige Ausbildung einzelner Virtuositäten wurden die größten Erfolge erreicht. Zwar entfaltete sich unter solchen Verhältnissen schnell die materielle Kraft der Nation, immer größer wurde die Anzahl der Wohlhabenden, und Reichthum ward von Einzelnen massenhaft aufgehäuft, aber es war in der Industrie selbst kein durchaus gesundes Verhältniß. Neuen, vielverheißenden Unternehmungen strömten die Capitalien im Uebermaß zu, und die Fabrikindustrie, welche sich zudringlich geltend machte, wurde durch hohe Schutzzölle groß gezogen, vorzugsweise in den Richtungen, welche von der Mode und den wechselnden Bedürfnissen des Luxus am meisten abhängen, aber die conservative Kraft des Ackerbaues kam den Regierungen wenig zu gute. Die größern Grundeigenthümer waren bei dem schnellen und gewaltsamen Wechsel der Eigenthumsrechte ihrer Scholle fremd geworden. In Paris zu leben wurde sowol den Geldmännern als der restaurirten Aristokratie übermäßig lockend. Wer auf dem Lande vegetirte, fühlte sich isolirt, vergessen, einflußlos. Er galt dem Staate weniger als jeder Journalist, der von Paris aus die öffentliche Meinung beherrschen half. Zwar war schon unter Napoleon I. das quantitative Verhältniß des großen Grundbesitzes zu dem bäuerlichen nicht grade nachtheilig für das Aufblühen der Landwirthschaft, aber in den meisten Departements waren die großen Güter in den Händen abhängiger Pächter und die Güter mittler Größe, welche in Deutschland die höchste politische Wichtigkeit haben, weil sie einer gebildeten Familie bei intelligenter Arbeit Wohlstand und kräftiges Selbstgefühl erhalten, waren in Frankreich weniger zahlreich, jedenfalls weniger einflußreich. Der alte Adel war nach der Restauration in der großen Mehrheit seiner Mitglieder ein unnützes, ja schädliches Element des Staatskörpers geworden. Durch die

Emigration dem Vaterland entfremdet, kalt und feindselig gegen alles, was seit der ersten Revolution im Lande Geltung gewonnen hatte, zum großen Theil verarmt und in der Fremde verwildert, bildete er eine lärmende, gesetzlose, an Capacitäten arme, aber festgeschlossene Opposition gegen alles, was seinen vermeinten Standesinteressen nachtheilig erschien. So kam es, daß schon unter den Bourbons und noch mehr unter Louis Philipp neben wenigen Aristokraten mit hohem Titel und neben einigen alten Generalen Napoleons vorzugsweise pariser Berühmtheiten, Gelehrte, Journalisten, Geldleute, Leiter der Regierung und der Opposition wurden. Der unruhige, rücksichtslose Egoismus des pariser Lebens zerfraß deshalb auch die Regierung des Staates und die größten Interessen wurden in einem Spiel persönlicher Intriguen verdorben.

Dazu kamen eigenthümliche moralische Schäden, welche keine Regierung zu heilen vermochte. Die Schreckensherrschaft und ein fast fünfundzwanzigjähriger Krieg, der die Blüte der männlichen Jugend unter den Fahnen hielt, hatten das Familienleben noch ärger verdorben, als die Frechheit des höfischen Adels unter den alten Bourbonen. Die Hetärenwirthschaft zu Paris wurde unter jeder der folgenden Regierungen noch schamloser, von dem Wirbel der genußsüchtigen Hauptstadt aus verbreitete sich die geschlechtliche Unsitte tief in das Land. Die sogenannte schöne Literatur füllte sich an mit einer widerwärtigen und schlüpfrigen Darstellung dieser socialen Schäden, und verdarb noch mehr als das schlechte Beispiel der Hauptstadt. Luxus und Genußsucht erzeugten Käuflichkeit der Beamten und niedrige Speculationen selbst in den höchsten Kreisen. Der Volksunterricht kam zu keinem Gedeihen, mit den Bourbonen restaurirte sich auch das Pfaffenregiment, und die sehr weltliche Regierung Philipps hat den Vorwurf verschuldet, daß sie für den Elementarunterricht weit weniger gethan hat wie ihre Pflicht war. Dagegen gewann die Tagespresse, welche Napoleon mit eiserner Hand niedergehalten hatte, gleich nach der Restauration den wichtigsten Einfluß; aber die souveräne Herrschaft der Hauptstadt veranlaßte schnelle Entwicklung eines eigenthümlichen Journalismus, der den Franzosen ebenso viel schadete als nützte. Denn es waren nur selten die wesentlichen und realen Interessen der Menschen und Landschaften, sondern vorzugsweise die leidenschaftlichen Parteihändeldebatten, Klang der Phrasen, Gezänk der Ehrgeizigen, an welches die Leser sich gewöhnten, wie an einen berauschenden Trank. Der sittliche Ernst und die Wahrhaftigkeit der Schreibenden wurden bei solcher Behandlung der Tagesfragen immer geringer, große Einnahmen, plötzlicher Einfluß verzogen den Tagesschriftsteller, Redacteure und Abbonnenten corrumpirten einander gegenseitig. Wol durfte man Paris das Herz von Frankreich nennen, aber die Nation wurde herzkrank, und lange und heftig arbeitete das Leiden, bevor nur wenige den

Grund desselben erkannten. Zu helfen aber hat bis jetzt kein Staatsmann versucht, nach zahlreichen Verschwörungen, Mordversuchen und Hinrichtungen, nach den furchtbarsten Straßenkämpfen und Emeuten, nach einem Revolutionsleiden von sechzig Jahren ist Frankreich in seiner Staatsbildung kaum um einen Schritt weiter gekommen. Ein Polizeistaat in der raffinirtesten Form, eine argwöhnische, das Volk belauernde Regierung, die größte Unselbstständigkeit und Unfreiheit der einzelnen Volkskreise, das sind, so scheint es, die Resultate alles vergossenen Blutes, aller leidenschaftlichen Kämpfe auf der Tribüne, aller Concentration des Talentes einer geistvollen Nation. Nicht als wenn grade die gegenwärtige Form des napoleonischen Regimentes für Frankreich nothwendig wäre, es mag über kurz oder lang eine Zeit kommen, wo das grade herrschende System humaner mit dem Volke verkehrt, wo nach französischer Ausdrucksweise irgend eine Charte wieder zur Wahrheit wird. Aber mit oder ohne Charte und Kammern ist nach menschlichem Ermessen noch für lange Zeit das Schicksal Frankreichs, durch Paris und dessen Abenteurer, Geldmänner, Beamte, Generale, Journalisten, Priester und geheime Gesellschaften souverän regiert zu werden. Und dabei fehlt dem Volk die nothwendigste Bedingung eines monarchischen Staates, die Gewöhnung und Neigung zu einer regierenden Familie, und ebenso sehr fehlt ihm die nothwendigste Grundlage jeder republikanischen Staatsform: Gewöhnung und Fähigkeit zum Selbstregiment.

Und doch wird es eine Aufgabe des Geschichtschreibers, zu erforschen, daß auch für Frankreich die politischen Kämpfe von mehr als einem halben Jahrhundert nicht vergeblich waren, und er wird versuchen, auf wenig betretenen Wegen zu erkennen, ob schon jetzt die Anfänge solcher Bildungen vorhanden sind, welche diesem Staate Genesung und eine kräftige Entwicklung in besserer Zukunft verheißen. Dazu gehört freilich eine genaue Kenntniß des Details, welche aus Büchern nicht zu entnehmen und selbst in Frankreich weniger zugänglich sein dürfte. Wir in der Ferne vermögen nur Unsicheres zu erkennen. Daß Wohlstand und praktische Intelligenz in Frankreich, trotz aller politischen Leiden in schnellem Fortschritt begriffen sind, vermag man leicht zu erkennen. Die Forderung der Decentralisation ist wenigstens von Einzelnen: Tocqueville, Raudot u. a. laut ausgesprochen worden. Die sogenannte romantische Schule Frankreichs, die große Verderberin des Geschmacks und der Bildung, ist im Untergange, und eine starke Ernüchterung ist ihr gefolgt, freilich noch nicht mehr. Sodann wird der Zusammenhang der Culturvölker mit jedem Jahr inniger und die Wandlungen des einen üben immer größere Wirkungen auf die andern aus. Noch steht Frankreich und das System Napoleon III., grade wie Deutschland bis zu den letzten Wochen, unter dem Einfluß einer leidenschaftlichen Reaction gegen das Jahr 1848. Es ist un-

zweifelhaft, daß die Aenderung der innern und äußern Politik Preußens eine unwiderstehliche Wirkung auf die kleineren Staaten Deutschlands ausüben muß, und es ist wahrscheinlich, daß die neue Entwicklung deutscher Verhältnisse, wie unsicher und schwankend sie auch in den nächsten Jahren sein mag, auch in Frankreich entsprechende Erscheinungen unterstützen wird. Das System des Kaisers wird den Franzosen niemals die Freiheit der Bewegung geben, welche die gegenwärtige Opposition für sich fordert, aber es ist nicht unmöglich, daß dasselbe wenigstens so weit den unabweisbaren Forderungen der Zeit nachgibt, um der Opposition neue Kräfte zu erwecken und auf einem gesetzlichen Kampfplatz zu üben.

Wie Rochau diese letzte Bedeutung der politischen Wandlungen Frankreichs darstellt, ist aus dem vorliegenden ersten Band noch nicht zu erkennen; was er aber gibt, verdient lebhafte Anerkennung. Einfache und doch interessante Erzählung, besonnenes und gerechtes Urtheil, feines Verständniß der wechselnden Situationen. Ueberall erfreut ein richtiges Maß, von den Wandlungen der Gesetzgebung, den Verhandlungen der Kammern, der Politik der Ministerien ist grade genug gegeben, um den Leser zu orientiren, ohne ihn zu ermüden. Die Staatsactionen und wichtigsten Tagesereignisse sind unbefangen erzählt und so viel Detail zugefügt, um den Bericht anschaulich zu machen. Sehr hübsch macht der Verfasser verstehn, wie die Restauration der Bourbonen auch bei gutem Willen und bei zuweilen nicht gemeiner Geschicklichkeit der Regierenden doch nur Unhaltbares ins Leben rufen konnte, weil mit ihr ein unversöhnbarer Gegensatz in das Leben des Staats eingepflanzt war. Durch ihre Zurückberufung wurde Frankreich in zwei Lager getheilt, von denen das kleinere, legitime alles verabscheute und angriff, was dem andern Ehre, Stolz und Bestimmung Frankreichs war. Und durch diese Gegensätze, von denen jeder relative und keiner unbedingte Berechtigung hatte, mußte die innere und äußere Politik trotz der patriotischen Einsicht Einzelner vergiftet werden. Darnach erscheint die Julirevolution als eine nothwendige Krise, durch welche die große Majorität des Volkes sich von der herrschenden Minorität zu befreien suchte. Die Darstellung der Julirevolution selbst bietet zwar nichts Neues, aber grade hier verdient der Verfasser Dank für manches, was er im Gegensatz zu französischen Erzählern nicht berichtet hat. Die Kopflosigkeit der liberalen parlamentarischen Opposition in dieser Krisis ist dagegen in gutes Licht gestellt, und mit Recht wird hervorgehoben, daß der auffallende Unwille der Straßen von Paris viel mehr als irgend eine planvolle Leitung die Katastrophe herbeigeführt hat. Und wieder ist gut nachgewiesen, wie die Regierung Louis Philipps gegenüber den egoistischen und maßlosen Parteimanövern des herrschenden Liberalismus und der launischen öffentlichen Meinung vereinsamte und zu derselben politischen Unred-

lichkeit gedrängt wurde, welche die ministeriellen Gegner so häufig charakterisirte. Es ist eine Eigenthümlichkeit des Verfassers, daß er sein eignes Urtheil eher zurückhält als aufdrängt. Man vermißt nicht Gesinnung und nicht Herrschaft über den Stoff, aber er liebt es, in kurzen Bemerkungen am Ende seiner Absätze den Leser mehr zu leiten als zu bestimmen. Wenn bei solcher verständigen und bescheidenen Erzählung etwas zu wünschen übrig bleibt, so ist es eine größere Fülle im Charakterisiren der wichtigeren Persönlichkeiten. Zumal Louis Philipp hätte da, wo er Leiter der Geschicke Frankreichs wird, eingehende Besprechung wol verdient. Im Ganzen aber macht das Werk den günstigsten Eindruck, es ist zu hoffen, daß dasselbe ein richtiges Urtheil über Frankreich bei den Deutschen fördern wird, und mit warmem Antheil begrüßt d. Bl. ein großes deutsches Unternehmen, welches unter so günstigen Auspicien beginnt.

δ

Savonarola.

Hieronymus Savonarola. Nach Originalurkunden und größtentheils ungedruckten Schriften von F. T. Perrens. Eine von der französischen Academie gekrönte Preisschrift. Nach der zweiten Auflage des französischen Originals übersetzt von J. F. Schröder. Braunschweig, Schulbuchhandlung. —

31 Jahr vor Luther, den 21. Sept. 1452, wurde Savonarola zu Ferrara geboren. Sein Vater, ein angesehener Arzt, bestimmte ihn zum medicinischen Beruf, aber er entfloh am 23. April 1466 dem elterlichen Hause und trat zu Bologna in das Dominicanerkloster ein. Seinen Entschluß motivirte er später folgendermaßen: „ich liebte über alles zwei Dinge, Freiheit und Ruhe; sie sind es, welche mich in den Hafen geführt haben. Um frei zu sein, wollte ich keine Frau haben, und um Ruhe zu erlangen, habe ich die Welt geflohen und bin in den Hafen des geistlichen Standes eingelaufen." Wahrer drückt das Schreiben, welches er zugleich mit einem Manuscript über die Verachtung der Welt seinem Vater zurückließ, seine Beweggründe aus. Er schildert den entsetzlichen Eindruck, den die allgemeine Schlechtigkeit der Menschen auf ihn gemacht habe, ein Eindruck, der im Zeitalter der Borgia wol verständlich ist. „Darum flehte ich tagtäglich zu meinem Heiland Jesus Christus, er möge mich aus diesem Sündenkothe ziehn." Ich bereue wahrhaftig nicht, was ich gethan habe; ich würde nicht in die Welt zurückkehren, wenn ich selbst glaubte größer werden zu können als Cäsar Augustus, indessen ich habe

Fleisch und Blut wie ihr, und meine Sinnlichkeit streitet wider die Vernunft. So muß ich grausame Kämpfe bestehen, um zu verhindern, daß der Teufel mir nicht über die Schultern wachse, vorzüglich in solchen Augenblicken, wo ich von euch reden höre. Bald jedoch wird diese erste so schmerzliche Zeit vorüber sein."

Savonarola war ins Kloster getreten, um ungestört über Gott nachzudenken, aber die Dominicaner waren ein lehrhafter Orden, und der junge fein gebildete Mann wurde wieder auf philosophische Studien hingewiesen, und da er als Kanzelredner kein besonderes Glück machte, zum Jugendunterricht benutzt. In dieser Eigenschaft wurde er 1482 an das Kloster San Marco in Florenz deputirt. Bescheiden und zurückgezogen erfüllte er die Pflichten seines Amtes. Andere seiner Collegen wuchsen ihm über den Kopf, da sie schöne Phrasen anzuwenden wußten. Savonarola konnte nicht reden, wenn ihm nicht etwas auf dem Herzen lag. Bald sollte sein Herz ihn drängen. Er hatte sich von der Welt zurückgezogen, um der allgemeinen Sündhaftigkeit zu entfliehen; er fand die Sünde im Kloster wieder. „Er sah, wie die Prälaten sich nicht mehr um ihre Herden bekümmerten, sondern sie durch ihr böses Beispiel verdarben, wie die Priester die Kirchengüter verschleuderten, wie die Prediger nichtiges Geschwätz trieben und die Geistlichen sich allen Ausschweifungen hingaben." Statt also das Christenthum den Ungläubigen zu verkündigen, war der Klerus der Mittelpunkt dieser von Gott verlassenen Welt. „Sünden und Missethaten," sagt ein Zeitgenosse, „hatten sich in Italien vervielfältigt, weil dieses Land den Glauben an Christus verloren hatte. Man glaubte allgemein, daß alles in der Welt ein Werk des Zufalls wäre. Gewisse Männer meinten, daß die menschlichen Dinge von dem Einfluß der Gestirne regiert würden. Man leugnete das zukünftige Leben und verhöhnte den religiösen Glauben. Die Weltweisen hielten ihn für gar zu einfach, und höchstens für Weiber und Unwissende gut genug. Einige sahen in ihm nur eine Lüge von Menschen erfunden, kurz ganz Italien und vor allem die Stadt Florenz war in Unglauben versunken. Sogar die Weiber leugneten Christus und alle Männer und Weiber kehrten zum Heidenthum zurück und beschäftigten sich eifrig mit den Dichtern, Astrologen und allem möglichen Aberglauben."

Für ein wahrhaftes Gemüth war es ein entsetzliches Gefühl, im Dienst der Lüge zu stehn. Daß einer allgemeinen Weltverbesserung die Wiedergeburt des Klerus vorangehen müsse, war ihm klar, aber wie mochte ein schwacher Mönch so große Dinge unternehmen? Er wandte sich im inbrünstigen Gebet zu Gott, und endlich wurde ihm ein Zeichen: er hörte eine Stimme des Herrn, die ihm verkündete, daß in kürzester Frist Italien von einem furchtbaren Strafgericht heimgesucht werden würde. Dieses Gesicht erstickte alle Zweifel. Er betrachtete sich nun als einen Propheten, an welchen ein ähnlicher Ruf ergangen war

wie einst an Amos und Ezechiel: „denn es ist die Pflicht desjenigen, welcher das Wort Gottes vernimmt, dasselbe den Menschen zu überbringen", und Savonarola gab sich ohne Rückhalt seinen Inspirationen hin. Schon seit 1486 verkündigte er seine Offenbarung in verschiedenen Städten; in Florenz zuerst am 1. August 1490. Nun hatte er etwas zu sagen und nun fand er dafür das mächtige Wort. Die Kirche von San Marco zeigte sich bald zu klein für die Tausende von Zuhörern; bei der Unsträflichkeit seines Lebenswandels verbreitete sich der Ruf der Heiligkeit, und sein Leben wird seitdem von einer Legende umschleiert, deren Spuren man nur mit Mühe von den beglaubigten Thatsachen zu sondern vermag.

Aber wenn in Savonarolas Gemüth der Keim der Mystik lag, so trieb ihn sein energischer Charakter, was er als Wahrheit schaute, zu Wahrheit zu machen. Es genügte ihm nicht, die Wiedergeburt zu verkündigen, er mußte unmittelbar dafür arbeiten. Das Kloster wählte ihn 1491 zum Prior, der Beschützer desselben, **Lorenzo de Medici**, suchte ihn zu gewinnen, aber Savonarola sagte dem Boten: „gehe und melde Lorenzo, daß er für seine Sünden Buße thue; denn Gott will ihn züchtigen, ihn und die Seinigen." Lorenzo hatte Gefühl für das Große und Starke, er achtete den kühnen Mönch und ließ sich von ihm die Sterbesacramente ertheilen, April 1492. Gleich darauf starb der Papst; Alexander VI. Borgia, der Vater Cäsars und Lukrezias wurde das Oberhaupt der Kirche, Lorenzos Sohn Pietro, ein wüster haltloser Mensch, regierte in Florenz. Bald bedrohte man den Prior wegen seiner Predigten, und er hatte jetzt in der That ein anderes Geschäft: er setzte seine Reformen zunächst in seinem Kloster unmittelbar ins Werk. Mit eiserner Hand, trotz des Widerspruchs der Mönche. Das Wohlleben und die Trägheit hörten auf, jeder wurde zur Arbeit angewiesen, die Ordensregel auf das strengste durchgeführt. Aber er ging noch darüber hinaus. Er gebot Einsamkeit und Schweigen, er befahl, daß die Betten nur aus einem Strohsack, mit einem einzigen Tuch bedeckt, bestehen sollten; er schaffte die Bücher mit Bildern und die reichen Buchzeichen ab, und endlich, damit seine Mönche ihr Herz nicht an irdische Güter hängen möchten, ließ er sie oft ihre Kleider, Bücher und Zellen wechseln. Er gründete drei Lehrstühle für Prediger und eine Schule für die orientalischen Sprachen, damit die Mönche mit desto größerem Nutzen die heilige Schrift in den Originalsprachen studiren und die Wahrheit in entfernten Ländern ausbreiten könnten. In seiner Sittenstrenge ein leuchtendes Vorbild, verlangte er viel von seinen Untergebenen und setzte sein Verlangen durch. „Die Ordensleute müssen Gehorsam üben," sagte er, „man muß wie der Esel sein, welcher sich rechts und links führen, hinter sich herschreien, sich schimpfen und Stockschläge geben läßt, ohne zu murren."

Das Kloster war reformirt; nun drängte es ihn nach einer größeren Wirk-

samkeit. Es gelang ihm, durch seine Verbindungen beim Papst durchzusetzen, daß die Dominicanerklöster in Toscana, die bisher unter dem Pater Provincial der Lombardei standen, selbstständig organisirt wurden. Gleich darauf wurde er einstimmig zum Generalvicar derselben erwählt, und konnte nun seine Reformen in größerem Maßstabe durchsetzen. Der Papst, von allen Seiten auf den talentvollen Mann aufmerksam gemacht, suchte ihn unter der Hand durch das Versprechen des Cardinalhuts zu gewinnen. Savonarola antwortete in einer öffentlichen Predigt: „ich will keinen anderen Hut als den des Märtyrers, roth gefärbt mit meinem eigenen Blut."

Unablässig hatte Savonarola das kommende Strafgericht über Italien verkündigt, und es kam wirklich. Karl VIII. von Frankreich begann 1494 seinen abenteuerlichen Zug, und Pietro Medici, der ihn erst durch trotziges Verhalten gereizt, schloß eigenmächtig einen schimpflichen Vertrag mit ihm ab. Die erzürnten Florentiner vertrieben in einem echt italienischen plötzlichen Entschluß ihn und seinen Anhang, und Savonarola wurde von dem Volk berufen, an der neuen Ordnung der Dinge thätigen Antheil zu nehmen.

Höchst wahrscheinlich war er durch dieses Ereigniß außer Fassung gesetzt und wußte anfangs nicht, wie er es dem Cyklus seiner Prophezeihungen einreihen sollte. Seine ersten Predigten waren schwächer als gewöhnlich; in seiner Gesandtschaft an den König benahm er sich sehr ungeschickt. Aber bald hatte er sich gefaßt und seine Inspirationen mit der Wirklichkeit in Uebereinstimmung gebracht. Seine Vorschläge, als der König endlich abzog und die Stadt in großer Noth zurückließ, waren Fasten und Gebet, Sammlungen für die Armen allenfalls mit Aufopferung der Kirchengeräthe, Verringerung der Steuern, die auf den untern Classen lasteten, Herstellung einer guten Rechtspflege für alle. Savonarola war nicht im Princip Republikaner, er glaubte mit den Theologen des Mittelalters, daß die vollkommenste Regierung die Monarchie wäre, weil sie mehr als jede andere der Regierung Gottes gleiche; vorausgesetzt jedoch, daß der Eine, welcher berufen würde, über seines Gleichen zu herrschen, der Beste unter den übrigen wäre. Aber als praktischer Mann erkannte er bald, wie schwer es sei, den Besten zu finden, und warf sich nun mit dem ganzen Eifer seiner Natur in die Demokratie. Die Staatsreform mußte sich nach seiner Ueberzeugung auf eine vorhergehende Sittenreform gründen. Die Wiederherstellung der Religion sei das Erste, dann die Verbesserung der Finanz- und Gerichtsverwaltung, eine allgemeine Amnestie und schließlich eine Verfassung, nach welcher die höchsten Aemter durch Wahl, die weniger wichtigen durchs Loos verliehen werden. „Wenn ihr dies alles ohne Widerstreben thut, so verspreche ich euch im Namen Gottes die Vergebung eurer Sünden und einen großen Preis im Paradiese."

Wenn auch die Verfassung einen demokratischen Zuschnitt hatte, so war sie in der Form doch keineswegs eine reine Demokratie; im Gegentheil waren die Rechtsbefugnisse der verschiedenen Classen auf eine ziemlich verwickelte Weise geordnet. Indessen auf diese Formen kam wenig an, da in allen ernsthaften Fragen der Wille der Volksmasse den Ausschlag gab, und diese unbedingt von ihrem Propheten geleitet wurde. Was mit Revolutionen gewöhnlich verbunden zu sein pflegt, Schuldenerlaß, Einkommensteuer, selbst ein Maximum für die Lebensmittel, fand auch diesmal statt. Weit entfernt, dem individuellen Belieben Freiheit zu geben, spannte Savonarola die Zügel sehr straff an: da Christus selbst an der Spitze der Republik stehe, so werde jede weitere Kritik der Regierung zu einer Gotteslästerung. — Man sieht, es geschieht nichts Neues unter der Sonne.

Ganz anders als Luther, der nach seiner Lossagung von Rom in den Schoß des Volks zurücktrat, blieb Savonarola als Reformator der alte Mönch. Aller Luxus und alle Festlichkeiten wurden von Polizei wegen untersagt, fast die Hälfte des Jahres wurden Fasten gehalten, in den Straßen hörte man nur geistliche Gesänge erschallen. Der Unterricht in den alten Sprachen wurde nicht mehr aus den Schriften des Horaz, Cicero und Virgil, sondern aus dem heiligen Leo, dem heiligen Hieronymus und dem heiligen Ambrosius geschöpft. Man sah die Frauen und öfters auch die Männer auf den Straßen in ihren Gebetbüchern lesen. Während der ganzen Dauer der Predigt blieben die Schulen und die Verkaufsläden geschlossen. Wollten diese neuen Christen einmal eine Ergötzlichkeit haben, so vereinigten sich etwa ihrer dreißig Männer und Weiber an einem angenehmen Ort in der Stadt oder auf dem Lande; nachdem sie zuvor communicirt, brachten sie den Tag unter Lobpreisungen Gottes und dem Absingen von Psalmen hin. Bisweilen nahmen sie das Jesuskindlein in ihre Mitte und richteten an dasselbe unter Thränen Gebete. Sie hielten fromme Reden und trugen in Procession das Bild der Madonna herum. Savonarola billigte es, wenn Frauen, die von ihren Gatten nicht die Bewilligung erhalten konnten, ins Kloster zu treten, den Entschluß faßten ihre Lebenstage fortan so zu verleben, als wenn sie nicht verheirathet wären, ja er mischte sich in das innere Leben des Hauses in einer Weise, wie es noch nie ein Despot gethan. Noch unerhörter war das Mittel, welches er dazu anwendete. Er warb die Kinder für seine Predigten und übertrug ihnen die Sittenpolizei, sie mußten überall in der Stadt umherwandern, um die Gotteslästerer und Spieler zu verfolgen, und den letztern ihre Karten, Würfel und selbst Geld wegzunehmen, welches sie dann den Armen gaben. Wenn sie junge Mädchen zu prächtig geschmückt antrafen, so richteten sie an dieselben wie ein Anhänger des Propheten erzählt, „mit einer Sanftmuth und Einfachheit, daß man Thränen dabei vergoß.“ Worte wie etwa: „im Namen

Gottes, des Königs unsrer Stadt, und der heiligen Jungfrau Maria, unsrer Königin, ermahnen wir dich, all diesen eiteln Schmuck abzulegen; thust du es nicht, so wirst du von Krankheit heimgesucht werden." Sie begnügten sich nicht, ihr Amt auf den Straßen zu verwalten, sondern ließen sich die Häuser öffnen, nahmen daselbst Karten, Schachbreter, Harfen, Lauten, die wohlriechenden Essenzen, Spiegel, Masken, Dichterwerke und andere zum Verderben gereichende Dinge weg. In allen Häusern war Zwiespalt ausgebrochen, Mann und Frau, Vater und Kinder, kurz alle lagen miteinander in Streit, die Schwiegermutter jagte ihre Schwiegertochter aus dem Hause, der Mann seine Frau, und die Frauen schrieben heimlich an Savonarola, ihm die Anschläge ihrer Männer zu verrathen.

Schon zu Anfang 1496 hatte der Reformator eine Leihanstalt errichtet, in welcher den Bedürftigen zu unerhört billigen Zinsen Geld ausgeliehen wurde. Also auch Proudhon hat nichts Neues erfunden. Natürlich konnte die Leihanstalt nur durch Zwangssteuern erhalten werden, die man den Reichen auflegte.

Es versteht sich von selbst, daß gegen dies Treiben in der Stadt eine starke Opposition bestand, die aber nicht laut zu werden wagte. Sie wandte sich unter der Hand an den Papst, der auch einige Schritte that, aber nicht darauf bestand, da ihm vorläufig die Sache nicht nahe zu liegen schien. Erst als der Herzog von Mailand, damals der Vormund der conservativen Sache, ihn drängte, ließ er sich im September und October 1495 zu strengern Verboten herbei, aber auch diese hatten keine Wirkung, da die Zeitströmung noch entschieden für den Propheten war. Bald geschah etwas, was in solchen Fällen fast nie ausbleibt: man fürchtete für das Leben des guten Volksfreundes und gab ihm eine Leibwache. Schon wurde seine Sprache gegen den Papst dreister. „Wenn der Papst sich von den Pharisäern fälschlich bereden ließe und mir beföhle, nicht mehr zu predigen, so würde ich, da ein solcher Befehl dem Anbau des Weinbergs des Herrn zuwider wäre, nicht in Worten aber in Absichten gehorchen. So lautet die Meinung des heiligen Thomas. Wenn er mir beföhle, während der Fasten Fleisch zu essen, während ich doch gesund bin, so würde ich nicht gehalten sein, ihm zu folgen, weil ein solcher Befehl sich mit unsrer Ordensregel und Verfassung nicht vereinbaren ließe."

Der Papst berief darauf April 1496 ein Capitel von den Dominicanern, die einstimmig den Bruder Hieronymus für einen Ketzer erklärten, doch dauerte es noch bis zum 12. Mai 1497, ehe sich der Papst entschloß, den Bannfluch auszusprechen.

In der Zeit hatte Savonarola mehrfachen Anstoß gegeben. Bei einer Procession, bei welcher 8000 Kinder die Hauptrolle spielten, tanzten die Do-

minicaner, das Haupt mit Kränzen geschmückt, auf dem freien Platz eine Runde, indem sie dabei Hymnen und Psalmen sangen. In einem feierlichen Autodafé wurden die von den Kindern confiscirten Luxusgegenstände verbrannt, darunter mehre berühmte Gemälde und Dichtungen. Schon fing man an, gegen den Reformator zu predigen und was schlimmer ist, Spottgedichte zu machen. Die Medici hatten einen Handstreich versucht, infolge dessen ein Proceß eingeleitet wurde: fünf der angesehensten Edelleute wurden hingerichtet und ihre Güter confiscirt August 1497. Die Erbitterung stieg, aber noch immer war sein Anhang zu mächtig, als daß der Bannspruch des Papstes hätte durchgeführt werden können.

Seit dem Februar 1498 fing er wieder an öffentlich zu predigen und zwar diesmal in offnem Widerspruch gegen den Papst.

„Als Grundsatz nehme ich an, daß jeder Mensch sich täuschen kann; der Papst selbst ist nicht untrüglich. Es wäre Unsinn, das Gegentheil zu behaupten. Wie viele schlechte Päpste hat es gegeben, welche sich geirrt haben! Wenn es wahr wäre, daß der Papst von allem Irrthum frei ist, so würden wir, wenn wir das thäten, was die Päpste thun, sicher sein, selig zu werden. Ein Papst, werdet ihr sagen, kann irren, inwiefern er ein Mensch ist, aber nicht als Papst. Gleichwol sind die Entscheidungen, welche sie treffen, voller Irrthümer. Leset alle Verordnungen eines Papstes, ein andrer hat sie wieder vernichtet. Die Meinungen der Päpste stehen untereinander im Widerspruch. Es gibt für sie eine doppelte Art sich zu irren, erstens wissen sie nur, da sie in Rom sind, vom Hörensagen, was außerhalb vorgeht, und man belügt sie oft; zweitens können sie boshaft und gegen ihr Gewissen handeln. Nichtsdestoweniger dürfen wir ihnen aber niemals eine böse Absicht unterschieben. Gott allein kann die Herzen erforschen; die Menschen aber müssen annehmen, daß der Wille des Papstes gut, daß er aber hintergangen worden ist."

„Man sagt, daß der Papst als Papst untrüglich ist, und glaubt etwas recht Schönes gesagt zu haben. Allein das ist nur so eine hergebrachte Redensart. An und für sich jedoch ist es wahr; allein was nicht recht ist, ist das, daß man den Satz gegen mich anwendet. Es ist auch wahr, daß ein Christ, inwiefern er Christ ist, nicht sündigen kann, und dennoch sündigen so viele Christen, insofern sie Menschen sind, und jeder Mensch kann irren. Ich selbst kann, insofern ich Christ bin, nicht irren, und als Geistlicher kann ich nicht gegen meine Ordensregel handeln. Fraget die Philosophen! Der schwächste Logiker wird euch sagen, daß dieser Satz wahr ist. Also ist der Papst, inwiefern er Papst ist, untrüglich, denn dann geht er den Weg der Pflicht. Wenn er irrt, ist er nicht mehr Papst, und wenn er Böses befiehlt, so ist es nicht der Papst, welcher es befiehlt."

Der Krieg war jetzt offen erklärt, und der letzte Ausgang konnte nicht

zweifelhaft sein. Der Papst erließ an die Behörde die strengsten Befehle, den Ketzer auszuliefern, März 1498, und wenn diese im Anfang noch zögerte, so gab ihr bald ein sonderbarer Zwischenfall Gelegenheit, sich des lästigen Neuerers zu entledigen.

Savonarolas Ansehn beruhte zum großen Theil darauf, daß man ihn für einen Propheten und Wunderthäter hielt. In solchen Fällen wird man zuletzt, sobald der fantatische Enthusiasmus verraucht ist, nach wirklichen Zeichen verlangen. Ein leidenschaftlicher Anhänger Savonarolas hatte sich erboten, für die Wahrheit seiner Lehre die Feuerprobe zu bestehn. Ein Franziskaner wollte das Gegentheil auf demselben Wege beweisen. Das Volk freute sich auf das neue Schauspiel, die Schranken waren überfüllt, der Holzstoß angeschürt, aber bald merkte man, daß es den beiden Parteien unheimlich wurde; die unsinnigsten Vorwände wurden herbeigesucht, die Probe zu beseitigen, bis es endlich zu regnen anfing und Savonarola feierlich erklärte, daß Gott die Prüfung nicht wolle. Das Volk, das ein Wunder erwartet, war im höchsten Grade aufgebracht, auf die Sache des Propheten fiel das Gepräge des Lächerlichen, er war verloren. Wenige Tage darauf brach ein Volksaufstand aus, man stürmte das Kloster San Marco, Savonarola lieferte sich aus, und dieselbe Pöbelmasse, die ihn früher vergöttert, war nahe daran, ihn in Stücke zu zerreißen. Den 9. April wurde der Proceß gegen ihn eingeleitet, er gestand auf der Folter alles, was man wollte, erklärte aber gleich darauf, nur durch den Schmerz bestimmt worden zu sein. Den 23. Mai 1498 wurde er gehängt, seine Anhänger verbannt oder zu starken Geldstrafen verurtheilt, unter den letztern war ein damals noch unbekannter Mann Nicolo Machiavelli.

Reisen in Italien.

2.

Seit dem Jahr 1789 kam auch in die deutschen Beschreibungen Italiens ein neues Element. Von der gewaltigen Gährung, welche die französische Revolution in dem geistigen Leben von ganz Europa hervorbrachte, ist fortan auch hier etwas zu spüren. Bisher hatte man sich entweder in das friedliche Studium der Natur und der Vergangenheit, der Kunst und des Alterthums versenkt, ohne sich die daraus erwachsenden Genüsse durch einen Blick auf die

Gegenwart Italiens zu stören, oder wenn man sich doch um die sittlichen, religiösen und politischen Zustände des Landes kümmerte, so wurden sie in der Regel mit der objectiven Ruhe betrachtet, mit der der Antiquar oder der Naturforscher seinen Gegenstand zergliedert. Höchstens machte sich hin und wieder das protestantische Bewußtsein gegenüber den Mißbräuchen des Katholicismus geltend. Aus diesem behaglichen Zustand wurden die Gemüther durch die welterschütternden Umwälzungen in Frankreich aufgeschreckt. Ein grelles Licht war nun plötzlich auf Gebiete gefallen, auf die man früher die Augen zu richten theils verschmäht, theils nicht gewagt hatte. Die Bedeutung der Vorgänge im politischen und religiösen Leben der Völker drängte sich nun mit Gewalt auch dem widerwilligen Blick auf, und wenn die Auffassung je nach dem Standpunkt des Betrachters verschieden, ja entgegengesetzt war, so traten nun die Gegensätze, die früher kaum bemerkbar waren, um so schroffer und schärfer hervor. Die früher mit Gleichgiltigkeit betrachteten oder geflissentlich übersehenen Zustände wurden nun Gegenstände des lebhaftesten sittlichen Antheils, man suchte und fand ihre Gründe, nahm für und wider Partei, entschuldigte oder verdammte. Seitdem auch Italien von der allgemeinen Weltbewegung ergriffen war, der classische Boden von französischen Waffen wiederhallte, war es vollends nicht mehr möglich, sich gegen die Gegenwart abzuschließen. Bald wurde auch Neapel der Schauplatz von Greueln, die die furchtbarsten Scenen der Septembertage an Scheußlichkeit unendlich übertrafen.

Die Reise Friedrich Leopolds von Stolberg (in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien 1791 und 1792, erschienen 1794) ist die erste, die in diese Periode fällt. Es ist bekannt, wie sein edles aber schwaches Gemüth, von den Stürmen der Revolution aufs tiefste erschüttert, nach einem Halt suchte, den es endlich in dem Dogma der alleinseligmachenden Kirche fand. J. H. Voß hat diese Bekehrung ohne Nachsicht, aber wahr in der Schrift „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier“ geschildert. In den italienischen Reisen des Grafen fehlt es nicht an Aeußerungen, die den Zustand seiner Seele verrathen. Er betont zwar mehrmals seinen Protestantismus, aber wenn er sich mißbilligend über einen katholischen Aberglauben äußert, so geschieht es nie ohne eine noch stärkere Verdammung des Voltairischen „Köhlerglaubens“ (ein Lieblingsausdruck) hinzuzufügen. Auf der Hinreise sah er die Gebeine des heiligen Apollinaris zweimal, zuerst in Düsseldorf, dann in Rheinmagen (Remagen). „Mögen doch wol die beiden Gemeinen sich besser um die Ehre den Heiligen zu besitzen vertragen, als neulich zwei Municipalitäten in Frankreich, welche blutigen Krieg um Voltaires Ueberbleibsel würden geführt haben, wenn nicht die eine seinen Leib, die andere sein Herz — Voltaires Herz! — davon getragen hätte. O ihr, die ihr hohnlachen

würdet über die Einfalt der rheinischen Landleute, wenn sie mit geselliger Andacht Lieder zum Andenken eines frommen Mannes singen, ihr verstehet es Mücken zu saigen und Kameele zu verschlucken, wenn ihr nur der mißleiteten Andacht spottet, und keine Hohnlache für den Fanatismus des Köhlerunglaubens habt, keine für die Versammlung von Gesetzgebern, welche den Mann durch ein Decret, durch eine Stelle im neuen Tempel aller Götter apotheosiret, den, als er lebte, ein Land nach dem andern ausspie, dem weder Religion noch Sitte heilig war, der im Candide die Vorsehung Gottes lästerte, dem jede Tugend ein Gespött war!" (I. 27) Bei der Beschreibung des Reliefs auf der Säule Marc Aurels, wo das verschmachtende Heer durch einen Regenguß gerettet wird, erklärt er die Legende, daß dieses Wunder durch das Gebet christlicher Soldaten bewirkt sei, für ebenso glaubwürdig, als eine andre Legende, daß Kaiser Julian an dem Wiederbau des Tempels zu Jerusalem durch ein übernatürliches Ereigniß verhindert worden. Diese Geschichten zu bezweifeln oder natürlich auszulegen, scheint ihm ein ziemliches Maß von Köhlerunglauben unsrer Zeit zu erfordern (II. 240). Bei einem Sommeraufenthalt zu Sorrent auf der Rückreise besingt Stolberg bereits selbst ein Wunder, wie nämlich die Richtung eines Lavastroms durch eine Procession abgeleitet wird (IV. 299). Auch in Bezug auf die Klöster wird der Modegesinnung eines leichtsinnigen, kurzsichtigen, hochfahrenden Jahrhunderts entgegengetreten.

„Wer um sich zu veredeln, wer um Gottes willen Selbstverleugnung übet; wer um das Unsichtbare zu ergreifen den heißesten Freuden des Lebens entsagt, wer bei Beobachtung strenger Vorschriften und Uebungen demüthig vor Gott und freundlich gegen Nebenmenschen bleibt, der verdient unsre Hochachtung, unsre Ehrerbietung" (IV. 255). Mit dieser katholisirenden Richtung geht sehr natürlich eine schiefe und ungerechte Auffassung der griechischen Religion Hand in Hand, „die durch der Götter Beispiel jedes Laster empfahl" (III. 268) — was ungefähr ebenso richtig ist, als wenn Seume von der Unsittlichkeit der Helden, Erzväter und Könige des alten Testaments die Demoralisation der Völker herleitete, die an die göttliche Inspiration des Bibeltextes glauben. Trotz seiner überchristlichen und antirevolutionären Gesinnung schwärmte Stolberg übrigens für die Schönheit des antiken Lebens, seine Kunst und Poesie, und die republikanischen Tugenden der Griechen. Sein Buch ist mit enthusiastischen Beschreibungen der Ueberreste des Alterthums und mit weitläufigen Auszügen aus der alten Literatur angefüllt. Dies waren die Ansichten, die er aus der damaligen Bildung und ganz besonders aus der Richtung der ihm Nahestehenden sich angeeignet hatte; jenes angeborne, mit der Muttermilch eingesogene Empfindungen, die scheinbar unterdrückt, nun durch den Eindruck der Revolution mit neuer Stärke erwachten und in den Vordergrund seiner Seele traten. Dasselbe hat sich 1848 bei Aristokraten, die bis dahin zu den

Führern des Liberalismus gehört hatten, wiederholt. Außerdem, daß Stolbergs Reise die erste ist, die mit Vorliebe für den Katholicismus geschrieben ist, unterscheidet sie sich von den frühern auch durch ihre Ausdehnung; sie umfaßte Calabrien und Apulien.

Ein ganz entgegengesetzter Ton geht durch Seumes „Spaziergang nach Syrakus im Jahr 1802". Die brutale Gewalt, deren Opfer der wackere Mann gewesen war, die harten Schicksale, die er erduldet, hatten seinen männlichen Geist weder gebeugt noch abgestumpft, noch verbittert, aber allerdings sein Gefühl für menschliches Elend, seinen Abscheu gegen Unterdrückung geschärft. Den an „Milchspeise", wie es Seume genannt hat, gewöhnten Aesthetikern und Literaturfreunden konnte die derbe Kost, die hier geboten wird, nicht zusagen. Man erinnert sich der überschwenglichen Phantasiegemälde Italiens von Jean Paul (der nie dort war) im Titan (1797—1802): ein größerer Contrast gegen Seumes Buch ist nicht denkbar. Tieck hat das Buch (im Däumling) so ledern genannt, als die berühmten Stiefel, die den ganzen neunmonatlichen Spaziergang aushielten, ohne vorgeschuht zu werden; heutzutage werden wenige dies schnöde Urtheil unterschreiben wollen. Seume war der erste deutsche Reisende, dem die Kunst und das Alterthum in Italien Nebensache war, er wanderte, um das Land und die Leute kennen zu lernen. Es ist wol kein Zufall, daß er Goethes Aufenthalt in Italien gar nicht erwähnt; auf dem Rückweg in Weimar besuchte er ihn nicht, aber Wieland und die Herzogin Mutter. Er nennt sich selbst in gelehrten Dingen und Sachen der Kunst saumselig und sorglos, einen Laien im Heiligthum. In Dresden sah er die Galerie nicht, weil er dazu noch einmal hätte Schuhe anziehen müssen, und den Antikensaal nicht, weil er den Inspector das erste Mal nicht traf. Uebrigens fehlte es ihm nicht an Sinn für Kunstschönheit, aber dieser Sinn war ungebildet. Canovas Hebe ging ihm über alle Antiken und begeisterte ihn sogar zu Versen (S. 101). Im Louvre, wo damals die Juwelen der italienischen Museen vereint waren, interessirten ihn die Porträtköpfe am meisten und sie waren ihm überhaupt lieber als Ideale (S. 450). Was also den nordischen Wanderer am meisten fesselt und entzückt, das hatte für ihn zum Theil gar keinen Reiz; dagegen häuften sich die abstoßenden und empörenden Eindrücke in dem ohnehin unglücklichen, nun von Aufruhr, Krieg, Plünderung völlig erschöpften Lande mehr zusammen, als in irgend einer andern Zeit. Noch war die Erinnerung an die neapolitanischen Greuel lebendig. „Was die Demokraten in Paris einfach thaten, haben die royalistischen Lazaronen und Calabresen in Neapel zehnfach abscheulich sublimirt. Man hat im eigentlichsten Sinn die Menschen lebendig gebraten, Stücke abgeschnitten und ihre Freunde gezwungen, davon zu essen; der andern schändlichen Abscheulichkeiten nicht zu erwähnen. Ein wahrhafter, durchaus rechtlicher Mann sagte mir, man sei mit einer Tasche

voll abgeschnittener eingesalzener Nasen und Ohren zu ihm gekommen, habe aufgezählt, wer die Eigenthümer derselben gewesen, und er habe seine ganze Standhaftigkeit und Klugheit nöthig gehabt, nicht zu viel Mißbilligung zu zeigen, damit er nicht selbst unter die Opfer geriethe. Das ist unter Ruffo geschehen, dessen Menschlichkeit sogar noch hier und da gerühmt wird. — Die rechtlichsten Leute wurden gezwungen der Revolution beizutreten, um sich zu retten, und wurden nachher wegen dieses Zwanges hingerichtet. Vorzüglich traf dies Schicksal die Aerzte. Es wurden Beispiele mit Umständen erzählt, die Schauder erregen. Filangieri war zu seinem Glück vorher gestorben. Die Regierung nimmt bei ihrer gänzlichen Vernachlässigung noch alle Mittel, die Gemüther noch mehr zu erbittern; ist saumselig, wo rechtliche Strenge nöthig wäre, und grausam, wo weise Mäßigung frommen würde. In Sicilien treibt das Feudalsystem in den gräßlichsten Gestalten das Unheil fort; und obgleich mehr als die Hälfte der Insel wüste liegt, so würde doch kein Baron einen Fuß lang anders als nach den strengsten Lehnsgesetzen bearbeiten lassen" (S. 428 ꝛc.). „Nie habe ich solch eine Armuth gesehen und nie habe ich mir sie so entsetzlich denken können. Die Insel (Sicilien) sieht im Innern furchtbar aus. Hier und da sind einige Stellen bebaut; aber das Ganze ist eine Wüste, die ich in Amerika kaum so schrecklich gesehen habe. Zu Mittag war im Wirthshause durchaus kein Stückchen Brot zu haben. Die Bettler kommen in den jämmerlichsten Erscheinungen, gegen welche die römischen auf der Treppe des spanischen Platzes noch Wohlhabenheit sind; sie bettelten nicht, sondern standen mit der ganzen Schau ihres Elends nur mit Blicken flehend in stummer Erwartung an der Thüre. Erst küßte man das Brot, das ich gab, und dann meine Hand. Ich blickte fluchend rund um mich her über den reichen Boden, und hätte in diesem Augenblick alle sicilianischen Barone und Aebte mit den Ministern an ihrer Spitze vor die Kartätschen stellen können" (S. 211). „Die Amnestie des Königs hat die Armeen und die Provinzen mit rechtlichen Räubern angefüllt. Er nahm die Banditen auf, sie waren brav, wie ihr Name sagt, er belohnte sie königlich, gab Aemter und Ehrenstellen, und jetzt treiben sie ihr Handwerk als Hauptleute der Provinzen gesetzlicher. Dieses wird in der Residenz erzählt, auf den Straßen und in den Provinzialstädten, und es werden mit Abscheu Personen und Ort und Umstände dabei genannt (S. 350). Nicht besser als in Neapel war es im Kirchenstaat. „Die Hierarchie wird wieder in ihrer größten Ausdehnung eingeführt, und was das Volk eben jetzt darunter leiden müsse, kannst du berechnen. Die Klöster nehmen alle ihre Güter mit Strenge wieder in Besitz, die eingezogenen Kirchen werden wieder geheiligt, und alle Prälaten behaupten fürs allererste wieder ihren alten Glanz. Da mästen sich wieder die Mönche, und wer bekümmert sich darum, daß das Volk hungert? Die

Straßen sind nicht allein mit Bettlern bedeckt, sondern diese Menschen sterben wirklich daselbst vor Hunger und Elend. Ich weiß, daß bei meinem Hiersein in einem Tage fünf bis sechs Personen vor Hunger gestorben sind. Ich selbst habe einige niederfallen und sterben sehen. Rührt dieses das geistliche Mastheer? Der Ausdruck ist empörend aber nicht mehr als die Wahrheit. Jedes Wort ist an seiner Stelle gut, denke und sage ich mit den Alten. Als die Leiche Pius VI. prächtig eingebracht wurde, damit die Exequien noch prächtiger gehalten werden könnten, erhob sich selbst aus dem gläubigen Gedränge ein Fünkchen Vernunft in dem dumpfen Gemurmel, daß man so viel Lärm und Kosten mit einem Todten mache und die Lebenden verhungern lasse. Rom ist oft die Kloake der Menschheit gewesen, aber vielleicht nie mehr als jetzt. Es ist keine Ordnung, keine Justiz, keine Polizei; auf dem Lande noch weniger als in der Stadt, und wenn die Menschheit nicht noch tiefer gesunken ist, als sie wirklich liegt, so kommt es blos daher, weil man das Göttliche in der Natur durch die größte Unvernunft nicht ausrotten kann. Du kannst denken, mit welcher Stimmung ein vernünftiger Philanthrop sich hier umsieht" (S. 365). Auch im übrigen Italien fehlte es nicht an Scheußlichkeiten aller Art. In Siena hatte der Pöbel dreizehn Juden nach dem Abzug der Franzosen lebendig verbrannt, und der Erzbischof, den man bat sich ihrer anzunehmen, hatte sich dessen geweigert (S. 387). Im Dom zu Mailand sagte ein Italiener vor der berühmten Statue des geschundenen heiligen Borromäus von Marco Agrate: das sind wir, die Augen hat man uns gelassen, damit wir unser Elend sehen können (S. 404). Trotz seines gerechten Zorns über die heillosen Zustände des Landes war Seume übrigens weit entfernt, gegen die Nation ungerecht zu sein. „Man sagt wol, Italien sei ein Paradies von Teufeln bewohnt: das heißt der menschlichen Natur Hohn gesprochen. Der Italiener ist ein edler, herrlicher Mensch; aber seine Regenten sind Mönche oder Mönchsknechte; die meisten sind Väter ohne Kinder; das ist Erklärung genug. Ueberdies ist es der Sitz der Vergebung der Sünde" (S. 367).

Einen interessanten Contrast zu Seumes Spaziergang nach Syrakus bilden Kotzebues Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel 1805, drei Bände. Statt des männlichen Zorns über das Schlechte, haben wir hier jenes Schwelgen in Mitgefühl mit dem Unglück, das der Verfasser von Menschenhaß und Reue ebenso sehr zur Schau trägt, als seine Helden und ersten Liebhaber. Der Hungertod einer Frau in Neapel auf offner Straße (ein leider damals alltägliches Ereigniß) wird zu folgendem Theatereffect verwerthet. „Und ich denuncire nunmehr diese Greuel vor ganz Europa. Ich sage laut: Am 4. December 1804 ist zu Neapel in der Straße Giacomo, einer der volkreichsten der Stadt, ein Mensch Hungers gestorben!!! — Der König fuhr heute auf die Jagd. Ich sah zwanzig bis dreißig seiner

Hunde vorbeiführen — sie waren alle wohlgenährt" (II. 117). Gelegentlich wird dem Leser auch mitgetheilt, wie der Verfasser, nachdem er sich in der Stille der Nacht über die beleuchteten Bergzacken hinüber mit seinen Lieben unterhalten, mit nassen Augen das Fenster verläßt (I. 145). Wahrhaft ekelerregend ist die cynische Art, in der Ehren-Kotzebue mit seiner aufgeklärten Verachtung des Christenthums bei passenden und unpassenden Gelegenheiten renommirt; wo ein antikes Monument einen christlichen Zusatz erhalten hat, da ist es verunreinigt, wie die Trajanssäule durch die Statue des heiligen Petrus, die Marc Aurelssäule durch die des heiligen Paul (III. 22). „Die herrliche Pinakothek (in den Bädern des Diocletian) ist durch eine Marienkirche entweiht worden, die Michel Angelo erbaut hat" (III. 204). Eine Säule aus dem Friedenstempel trägt eine Madonna vor Maria Maggiore: „seltsam, daß eine Säule des Friedenstempels vom eigensinnigen Schicksal bestimmt wurde, die Mutter des Mannes zu tragen, dessen Lehre einen endlosen blutigen Krieg veranlaßte" (I. 196). Daß die ersten Christen — die damals schon begannen, was sie Jahrtausende hindurch fortgesetzt haben, nämlich Staaten verwirren und überall die Fackel der Zwietracht schütteln — daß sie im Colosseum bisweilen mit wilden Thieren kämpfen mußten, wird eine gerechte Strafe genannt (I. 181). Konstantin heißt der Abtrünnige, in seiner Zeit ist die Kunst „wie alles Uebrige" in Verfall gerathen (I. 193). Zuletzt wird man durch die Entdeckung überrascht, daß Christus eigentlich nur eine Nachahmung von Wischnu ist (III. 17).

Doch diese Reisebeschreibung hat noch ein andres Interesse, als daß sie uns die Auffassung und Terminologie der damaligen Aufklärung vom reinsten Wasser in Erinnerung bringt. Es ist die erste dreiste Opposition gegen den traditionellen Enthusiasmus für Kunst und Alterthum, gegen den Idealismus und das Princip der Formvollendung in der Kunst. Seume hatte sich um diese Dinge wenig gekümmert, er bekennt seine Indifferenz, aber er sucht keinen Ruhm darin; Kotzebue pocht auf seine natürliche ungebildete Empfindung gegenüber dem gebildeten Sinn der Kenner. Mit der ganzen Dreistigkeit, die Leuten dieses Schlages eigenthümlich ist, lobt und tadelt er, ohne zu ahnen, daß ihm irgend etwas unfaßlich sein könnte, und seine Urtheile zeigen eine seltene Vereinigung von Oberflächlichkeit, Stumpfheit und Ignoranz. Statt der Vorrede gibt er ein Verzeichniß aller derer, die sein Buch nicht lesen müssen. Dazu gehören vor allem „alle Künstler und sogenannte Kunstkenner; es wäre denn, daß es ihnen Vergnügen machte, alle Augenblicke mitleidig die Achseln zu zucken. Denn weil sie die Kunst als etwas Fertiges betrachten, ich als etwas täglich Neues — sie als die Schöpfung einer Form, ich aber als den Aushauch eines Geistes — sie als eine Prüfung geübter Augen, ich als eine Beschäftigung der Seele — weil ihnen die Form das Erste und mir das Letzte

ist, so können wir nie zusammentreffen; ich werde sie nicht belehren und sie mich nicht; wir bleiben ewig weit auseinander." — „Ich reise weder als Gelehrter noch als Kunstkenner, ich reise blos als Mensch, überlasse mich meinem Gefühl. — Wem das so recht ist, der schlendre sorglos neben mir her, und lasse sich den Strauß von Wiesenblumen gefallen, den ich ihm wandelnd zu pflücken gedenke. Wem das nicht genügt, der bleibe zurück und gehe meinetwegen spazieren im nächsten Treibhause" (I. 6). Gelegentlich stichelt er auch auf die weimarer Kunstfreunde: in der Akademie von St. Luca in Rom kommt es Einem so vor als ob man zu Weimar in den Saal der Preisausstellung von Goethe träte, so sehr schlecht sind sie alle" (III. 32). Sein Selbstbewußtsein wurde gewiß nicht wenig dadurch gesteigert, daß er auf den italienischen Bühnen mehrmals seine Stücke aufführen sah. In Neapel spielte man seinen Opfertod, hatte aber die Scene weggelassen, wo der hungernde Vater die Semmel in seines Kindes Hand gewahr wird, und vom Hunger überwältigt einigemale im Begriff steht, sie ihm zu entreißen, allein sein Bedürfniß bekämpft, als er hört, daß sein guter Knabe selber halb verschmachtet ist. — „Ich rechne die Scene doch immer unter die besten, die ich jemals geschrieben, oder vielmehr empfunden habe, und wer weiß, was man davon sagen würde, wenn sie in einem Stück von Shakspeare vorkäme, dessen Lear übrigens weit gräßlicher ist" (III. 80). Hier einige Proben von seinen Kunsturtheilen. Beim Anblick der Niobe war er sehr enttäuscht. „Es ist doch eine vermaledeite Sache um das Nachbeten. Warum muß denn immer alles dem Winckelmann nachgebetet werden?" u. s. w. (I. 162) An dem Moses von Michel Angelo fand er nichts Großes als die Größe. „Man denke sich die Figur einmal verkleinert, so wird sie sehr unbedeutend sein. So schmal geschultert und so breitbäuchig bildeten die Griechen keinen starken kräftigen Mann. Der abscheulich bis auf den Gürtel herabreichende Marmorbart ist vollends unausstehlich" (III. 581). Sasso Ferrato war sein Lieblingsmaler (III. 67). — Das Buch schließt mit einer Vergleichung Rußlands und Italiens, die natürlich sehr zum Vortheil des erstern ausfällt. Nach Goethes Reise erscheint die Kotzebues wie die Grimassen des Satyrs nach der erhabenen Erscheinung des Heroen in der griechischen Tragödie.

Auch das Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und Italiens in den Jahren 1804—1806 von Elise von der Recke, 4 Bände (herausgegeben 1815—1817 von Böttiger) enthält im vierten Bande ausführliche Abschnitte über Regierungsverfassung, Volkscharakter und Religionszustand der Römer. Von der Sentimentalität, die man vielleicht bei der Freundin Tiedges (der auch auf dieser Reise ihr Begleiter war) erwartet, ist das Buch frei. Die Verfasserin ist von derselben hohen Begeisterung für Italiens Natur, Kunst und Alterthum erfüllt, die man in den Reisebeschreibungen des achtzehnten

Jahrhunderts zu finden gewohnt ist, aber sie bringt zugleich einen warmen Antheil an den sittlichen, religiösen und politischen Zuständen des Landes mit, den man dort vermißt und ihre Auffassung ist durchaus gesund und vernünftig und ohne Leidenschaft. Auch hier wie bei Seume wird der italienische Nationalcharakter lebhaft in Schutz genommen und die Entartung des Volks von seiner Lage abgeleitet; wie bei jeder unbefangenen Vergleichung der Römer und Neapolitaner fällt das Urtheil zum Vortheil der erstern aus. Es ist beiläufig gesagt charakteristisch, daß Goethe grade die letztern gegen einige herrschende Vorurtheile in Schutz nimmt; das lustige, bunte Treiben dieser halbwilden Bevölkerung ergötzte ihn, die auch in ihrer Gesunkenheit noch unendlich edlere Nationalität scheint ihn nicht angezogen zu haben. Daß und wie Frau von der Recke Rom und Berlin miteinander vergleicht, zeigt schon allein, daß die Betrachtung Italiens in eine neue Phase getreten war. „Was Regierungsverfassung bewirkt, läßt sich bei der flüchtigen Vergleichung zwischen Rom und Berlin wahrnehmen; die Regsamkeit der erstern Stadt verhielt sich zur Thätigkeit der letztern, wie das schleichende Dasein des Greises zu der lebhaften Behendigkeit des frischen Jünglings, der muthig und rasch dahinschreitet durch das reizende Leben; und gleichwol liegt in dem Zahlenverhältniß der Volksmenge beider Städte höchstens ein Unterschied von zehn- bis funfzehntausend Menschen, die Berlin mehr haben kann. Man lasse den Fremden durch die Straßen gehn und er wird kein reiches Waarengewölbe voll thätiger Menschen bemerken. Anstatt der Betriebsamkeit, an die sein Auge gewöhnt ist, sieht er das müßige Volk am Wege stehn; keine rührige Bewegung eiliger geschäftiger Menschen erblickt er, aber Reihen von Processionen ziehn langsam an ihm vorbei, überall zerstreutes, verzetteltes Dasein, Industrie und Betriebsamkeit nirgend. Einige Antiken- und Bilderhändler, einige Mosaikarbeiter und andre Künstler fristen von einem Tage zum andern zum Theil sehr kümmerlich ihr Leben. Die Handwerker sind Ausländer, die Bäcker besonders sind Schwaben. Der Handelsverkehr ist unbedeutend, von Buchhandel ist gar nicht die Rede. Die Regierung scheint vor allen diesen Mängeln die Augen zu schließen; sie muntert nichts auf, sie begünstigt nichts, mit einem Worte, sie thut nichts, was eine nützliche Thätigkeit herbeiführen könnte. Die Erziehung der Jugend und der öffentliche Unterricht sollen, wie mir Kenner versichern, auf die alte herkömmliche unfruchtbare Weise betrieben werden. So ist es im Innern der Stadt; der Beobachter gehe zum Thore hinaus, und er tritt in eine menschenleere todte Wüste, von fruchtlosen, unbewohnten Hügeln umgeben; auf den schönen Landstraßen wird ihm hin und wieder ein Karren mit Oel- oder Weinfässern beladen begegnen. Genistenstauden blühen, wo Kornähren sich drängen könnten, und sehr selten wird er ein wohlbestelltes Getreidefeld antreffen. Auch über dieses Hauptgebrechen ist

wiederum, nicht sowol die gegenwärtige Regierung, als das auf sie vererbte System anzuklagen. Seit 160 Jahren besteht ein Gesetz, welches den Alleinhandel mit Getreide der päpstlichen Kammer zuspricht. Jeder Einwohner ist diesem Gesetz zufolge gezwungen, das Korn, welches er erzeugt, an die päpstliche Kammer gegen einen von ihr willkürlich bestimmten Preis abzuliefern, und die Kammer versorgt die Bäcker, von denen das Publicum das Brot kaufen muß. Dieselbe Bewandtniß hat es auch mit dem Oel, wobei überdies noch, wie mir von glaubwürdigen Personen gesagt wurde, Vermischungen des guten Oels mit schlechtem gewöhnlich sein sollen" (IV. 63 ff.). Ebenso vernünftig spricht die Verfasserin über den Volkscharakter und die religiösen Uebelstände; auch hier treffen ihre Bemerkungen fast durchweg noch buchstäblich zu. Sie war ebenso weit von dem Indifferentismus Seumes als von dem Kryptokatholicismus Stolbergs entfernt; sie wurde dem Papst vorgestellt und nahm warmen Antheil an seiner edlen Persönlichkeit und an seinen Schicksalen.

Wir fassen nochmals die Hauptmomente kurz zusammen, durch welche sich die italienischen Reisebeschreibungen dieser Periode von denen der frühern unterscheiden. Zunächst ist es die Theilnahme für das Volk, das Mitgefühl mit seinen Leiden, die Indignation über die Mißregierung und den Verfall des Landes, die hier nach der Individualität der Verfasser sich verschieden ausspricht. Während die meisten sich dem Katholicismus gegenüber negirend verhalten oder seine Ausartungen verhöhnen, erscheint in Stolberg bereits ein Vorläufer der Richtung, die bald der alleinseligmachenden Kirche so zahlreiche Gläubige zuführen sollte. Auf der andern Seite fängt der unbedingte Idealismus die etwas unterschiedslose Verehrung der Antike und der (man erlaube uns den Ausdruck) doctrinäre Enthusiasmus für Kunstschönheit an weniger allgemein zu werden. Auch in der Kunstbetrachtung macht sich das gegenständliche Interesse neben dem formalen geltend, das ungeschulte Gefühl des Laien wird für untrüglicher erklärt als die in traditionellen Vorurtheilen befangene Anschauung des Kenners. Auch die bornirte philisterhafte Gemeinheit hat bereits in Kotzebue einen würdigen Repräsentanten gefunden, und dies Geschlecht von Reisenden ist später am zahlreichsten geworden.

Bilder aus Venezuela.

2.

Physiognomie von Caracas.

Das Gebirgsthal von Caracas, welches, etwa 2800 F. hoch, parallel dem Lauf der Cordilleren östliche Richtung hat, liegt, obgleich nur zwei gute Stunden in gerader Linie vom Meere entfernt, doch wie vereinsamt und abgeschlossen von allem Weltverkehr. Nur von Nordwesten her, wo die Berge eine offne Flucht gewähren, sendet zuweilen die See ihre rauhen Nordwinde herauf, um den ewigen Frühling zu necken. Von derselben Seite kommt auch die sechs Stunden lange, in vielfachen Krümmungen auf- und absteigende Fahrstraße von La Guaira, und eben da, wo die sich ausweitende Schlucht in das Thalbecken verläuft, liegt die Hauptstadt.

Um die Physiognomie von Caracas zu gewinnen, schauen wir uns erst die Umgebung an und besteigen den westlich gelegenen Calvarienberg, an den sich ein Theil der Stadt anlehnt. Wir gehen zwischen ärmlichen Hütten am kahlen Rücken hinan etwa 300 F. hoch bis an die Kapelle, hinter welcher die allmälig steigenden Höhen erst in ziemlicher Ferne am westlichen Horizont ihren Abschluß und zugleich ihre Vereinigung mit den südwestlichen Bergketten finden. Die einsame dürftige Kapelle zur Seite, wenden wir den Blick nach Osten. Ein mehr denn drei Stunden weithin gedehntes und gegen Dreiviertelstunden breites Gebirgsthal öffnet sich, ein tiefes Becken, rundum mit hohen aber ungleichen Kanten. Vor allem links die mächtig emporragende, alles beherrschende Küstenbergkette, die auf ihrem Scheitel meist mit dunklem Urwald gekrönt für das Auge ihren Höhepunkt in der gastlich nahen Felsenkuppe der Silla de Caracas (8,100 F. hoch) erreicht. Eine riesige Vormauer des Landes fällt sie wie auf der Meeres-, so auf der südlichen Seite schroff ab und engt in großen, kühn gewundenen Linien den aufwärts gerichteten Blick in schmale Grenzen ein. Wellenförmig zieht sich der Abhang hin gen Osten, meist mit kahler dürrer Oberfläche, indeß wenigstens mit einem hohen Grase bewachsen, das im Schein der Sonne gleich Sammet und Purpur glänzt. Dagegen in den vielfachen Vertiefungen winden sich saftig grüne Waldgruppen hinauf, die dunkle Einfassung silberhell glitzernder Cascaden. Das ferne östliche Querjoch schließt sich nur mit einer kleinen Lücke an die Berge der Meeresküste an und verbindet sich rechts hin unmittelbar mit den in vierfach hintereinander terrassenförmig aufsteigenden Bergreihen, welche nach Süden hin das Thal von Caracas einschließen und jenseits nach dem Thale des Tuy abfallen, um auf dessen rechtem Ufer nochmals

aufsteigend sich ganz in die unabsehbaren Ebenen (Llanos) des Orinoco zu verlieren. Das vom freieren rechten Horizont zurückkehrende Auge gewahrt auch hier wellenförmige kahle Rücken und ruht endlich nach unten gesenkt am Fuße derselben, dicht an der Stadt, wo sich dieselbe südwestlich in das enge Thal von Antimano verläuft, welches unsern Calvarienberg von der ersten niedrigen Bergkette trennt.

So wäre denn der Rahmen des Bildes geschlossen: die Verzierung desselben bilden die Wolken, welche sich mit Vorliebe selbst in trockner Sommerszeit um die Küstenberge lagern, bald den Kamm bedeckend, bald auf der Breite des Abhanges sich hindehnend, so daß die kahle Kuppe der Silla einer Luftinsel gleich in die tiefe Bläue des Himmels hinausragt —, in stetem Wechsel bald auf- bald nieder ziehend, bald dicht sich ballend, bald flüchtig zerstiebend: das gaukelnde Widerspiel der alten ewigen Berge. — Ungestört weilt nun das Auge auf dem reizenden Thal. Gegen 2,600 F. hoch über dem Meere fällt es von der Nordseite her allmälig nach dem südlichen Goaireflüßchen ab, um welches herum die ganze Länge des Thales eine üppige Vegetation in allen Farben wuchert, während die kahle Nordhälfte meist einen eintönigen Charakter hat. Desto freundlicher lachen von fernher die weich verfließenden Farben der Landschaft dem Blick entgegen. Dunkle Kaffeepflanzungen, hellgrüne schlanke Weiden und Bananen, dichtes Rohr und Schilf am Rande des Baches, dazwischen verstreut friedliche Dörfer mit weißgetünchten Häusern ziehen sich in immer schärfer sich trennenden Conturen bis hart an die Stadt heran, die unmittelbar zu unsren Füßen, im Umkreis etwa 1½ Stunde einnimmt; und rechts unten im verengten Thale nach Antimano hin prangt das zarte Smaragdgrün des Zuckerrohres neben dem wenig dunkleren Grün der caña amarga, des venezuelanischen Bambus. Dieses harmonisch geschlossene Rundgemälde, von dem hellblauen Morgenhimmel überwölbt, oder in der ernsteren Abendbeleuchtung mit ihren warmen Farben, ihren dunklen Reflexen, ihren gesättigten Tinten übt einen überaus befriedigenden Eindruck auf den empfänglichen Beschauer und zwingt ihm geheime Zustimmung zu der oft gehörten Behauptung ab, daß das hoch umfriedete Gebirgsthal von Caracas ein Paradies sei. In einfacher primitiver Größe redet auch jetzt noch hier die Mutter Natur zum Menschenkind, mit der Milde, die der in sich sicheren gesammelten Kraft entstammt; in der Großheit eines Herrschers, der das Füllhorn seiner Schätze öffnet und aus dem Vollen austheilt, ohne fürchten zu müssen, daß er arm werde: mit tiefem Schweigen umhüllt redet sie doch die lauteste Sprache, nach der Art ihres ewigen Schöpfers, aus dessen Hand sie jeden Tag neu und ursprünglich und immer groß hervorgeht: wollte nur das Menschengemüth in Sabbathstille dieser Sprache lauschen!

Und nun einen Blick auf die Stadt. Das Rechtwinkelsystem derselben

ist das Generalgesetz für das spanische wie englische Amerika. Wie die Felder eines Schachbretes kreuzen und theilen sich die Straßen, lange schnurgerade Streifen, ohne Schatten, ohne Baum und gleichmäßige Gevierte (Cuadras) von niedrigen Häusern, die Quadratfelder zwischen den vielen Lang- und Querstreifen. Genau nach den vier Weltgegenden ziehen sich letztere hin, so daß die Stadt von Ost nach West fast ebenso ausgedehnt ist, wie von Nord nach Süd. Aber anziehend ist der Anblick doch; zwar heben sich nur zwei Thürme von Bedeutung heraus, der hohe dickleibige Thurm der niedrigen Kathedrale und etwas nördlicher der von Alta Gracia, aber weit stolzer ragen mitten aus den Hofräumen in jugendlicher Schöne einzelne Königspalmen, mit geradem blattlosen Schaft, der sich nach oben verjüngt bis zu der eleganten Blätterkrone, die wie ein Federbusch den kolbigen Fruchtbüschel überschattet; und Bananen, Dattelpalmen nebst andern Fruchtbäumen, selbst dunkle Cypressen, deren hoher Wuchs ihren Ernst erhöht, reizen nach allen Seiten hin das Auge und beleben die sonst so einförmige Physiognomie der Stadt.

Doch steigen wir herab, um sie näher kennen zu lernen, und lassen nach alledem unsre Ansprüche auf Kunst bei Seite, sie sind hier nicht am Ort. Desto frischer und eigenthümlicher wird uns die anspruchslose Natürlichkeit, die ungezwungene Einfachkeit und der gemüthliche Schlendrian ansprechen. Unebene Straßen nehmen uns auf. Das durchgängig schlechte Pflaster macht uns nach dem Innern der Stadt die hohen Trottoirs sehr willkommen, selbst wenn dieselben durch Regengüsse ausgespülte Löcher zeigen. Diese innern Straßen gewähren einen anmuthigen Anblick. Sonnig und heiter zeigt jede Seite des Quadrats zwei bis drei hellgetünchte Parterres —, wenige einstöckige Wohnungen, mit breiten, hohen, bis hart unter das Dach reichenden Fensteröffnungen, die durch Eisengitter verpallisadirt sind. In diesen saubern, netten Häusern wohnt die fashionable Welt. Aber schweigsam kehren sie ihre Fronten heraus. Denn anstatt der Glasfenster dienen Laden oder Jalousien, die ganz geschlossen sind oder höchstens durch schmalen Spalt in flüchtiger Begegnung das dunkle Auge einer neugierigen Creolin durchblicken lassen. Der Sitte gemäß lebt die Familie abgeschlossen von der Straße im Innern des Hauses, bis nach der Mahlzeit gegen Abend die hohen Flügelthüren und Fenster des Salons sich öffnen, um die Damen auf die bequemen Sitze im Fenster zur ersehnten wenn auch nur passiven Theilnahme am öffentlichen Verkehr einzuladen, der durch die nach außen vorhängenden Gitter weithin bequem zu beobachten ist.

Ueber den freien Platz von San Pueblo hinweg gelangen wir um die Börsenecke in der calle de comercio (Handelsstraße) nach der Ecke von San Franzisco, wo vor nahe 300 Jahren mit einem Kloster der Grund zur Stadt

gelegt worden ist, und eine Cuadra weiter aufsteigend haben wir den Marktplatz mit der Kathedrale östlich, das Universitätsgebäude nebst erzbischöflicher Wohnung südlich und das schmucke Regierungsgebäude westlich vor uns. Nördlich und östlich mit einer Freitreppe und eisernem Geländer ausgestattet, wird der Platz an den andern Seiten durch Verkaufsboutiken verunziert. Dieses Centrum der Stadt mit den nahe anliegenden Straßen ist auch das Centrum des Verkehrslebens, welches wir uns nun flüchtig anschauen wollen.

Ein buntes Gemisch von Menschen aller Farben, von beladenen Eseln und Maulthieren, von zweirädrigen Karren und stattlichen Reitern wogt hier in den Vormittagsstunden durcheinander. Fleischbuden füllen die südliche Seite des Marktes, weiter herauf gruppiren sich die farbigen Hökerinnen und breiten vor sich eine reiche Fülle tropischer Gemüse, Garten- und Feldfrüchte und trefflichen Obstes aus. Da liegt die feine Ananas neben den groben Nuameskuollen, Welschkohl, Apio, süße und gemeine Kartoffel, Hülsenfrüchte aller Art, Oliven und Quitten, Mispeln und nährende Cambures — ein Bild des Reichthums südlichen Bodens. Rings umher stehen Esel, beladen mit Kübeln voll frischer Seefische; Hühner, Calicuten, Fasanen und andres Geflügel fehlen nicht; rechts in der Nähe der Kathedrale dampft und brodelt es aus irdenen Gefäßen. Breitschultrige Negerinnen sitzen davor und schöpfen daraus in rundliche Totemas, das echt nationale Trinkgefäß, aus der dicken Rinde einer kolossalen Frucht bereitet, ein dunkelbraunes Gebräu: es ist der berühmte Montongo, wer kennte ihn nicht im spanischen Amerika? Thiereingeweide, Knochenmark, Muskeln, zerstampfte Rindspfoten, Gewürz, Kartoffeln und allerhand Zuthaten sind seine Elemente. Dem hungernden Aethiopier daneben gilt es gleich, ob die Hökerin ihre dunklen Speckfinger mit in die Kraftbrühe taucht, mit Wohlbehagen verzehrt er stehend sein Frühstück. Junge Zambas, hübsche Mulattinnen drängen sich durch mit Körben oder Gefäßen auf dem Kopf, um dem Frühstückstisch ihrer Herrschaft Proviant zu liefern, nur hier und da zeigt sich in diesem Markttreiben ein weißes Gesicht: die Neger und Farbigen beherrschen das Volksleben. Es geht munter und lustig her: da wird gehandelt, wie anderwärts, geneckt und geschraubt, geschäkert und gelacht, geflucht und geschimpft. Geschwätzig und beweglich winden sich die Leute durcheinander, mitten in den Tumult schreien Esel jammervoll hinein, dazu noch die Disharmonien der verstimmten Orgel, welche aus den offenen Thüren der Kathedrale herüberklingen, und schlimmer als alles, das fortwährende Gebimmel der Glocken, die in unrythmischen Intervallen mit Stäben geschlagen werden, erzeugen einen sinnebetäubenden Wirrwarr. — Und doch breitet sich über das Ganze, dem heitern Himmel entsprechend, ein gefälliger anmuthiger Ton. Helle Farben der dünnen leichten Kleidung, natürlicher Anstand in den Formen, Grazie in den Bewegun-

gen, gemüthliches Sichgehenlassen, Lebhaftigkeit im Ausdruck, Biegsamkeit und muntrer, aufgeweckter Sinn kennzeichnen die Südländer und beleben den Verkehr. Hier schreitet gravitätisch eine dicke Mulattin die Straße entlang, in sauberem Hemd, buntem Rock, kattunenem Tuch über die Brust, das im Genick zu einem Knoten geschürzt ist, und langem weißen Schleiertuch, das über Kopf und Schulter gebreitet lang durch den innern Ellenbogen herabhängt. Dort geht langsam auf dem Trottoir ein Mädchen mit einem Korb oder Kübel auf dem Kopf. Hellbraune Farbe, langes glattes Haar, breites Gesicht und matte Augen lassen die Indianerin erkennen. Hier hält an die Mauer gelehnt ein echter Aethiopier Maulaffen feil. Seine Kleidung — die Hosen über dem Hemd und Sandalen — zeigt den dienenden Stadtbewohner. Am zahlreichsten vertreten sind aber zur Marktzeit Farbige mit calzoncillos und camisa, d. h. deren Kleidung sich nächst dem breitkrämpigen Strohhut nur auf Hemd und Hosen reducirt, und zwar so, daß letztere unter dem Hemd befestigt sind. Kurz und weit flattern sie um die dürre Wade und lose hängt das Hemd am Leibe bis oberhalb des Knies. Hieran erkennt man den Landbewohner, der auf seinem Esel Gemüse und Früchte zu Markte bringt. Aber kurios präsentirt sich der höhere, feinere Neger, welcher den Gentleman spielen will. In reinem Hemd mit gesteppter Brust, feinen Drellhosen, reichgestickten bunten Hosenträgern, weißem Röckchen, seidenem Halstuch und Schuhen geht er, die Cigarre im Mund und in der Hand ein Stöckchen, selbstgefällig einher. Weiterhin balgen sich zwei Negerjungen, ein kleiner Zambo daneben saugt an einem Stück Zuckerrohr oder thut sich mit braunem Cocosconfect gütlich. Unweit ist die Passage auf Minuten gehemmt. Eine Caravane von Eseln, durch Stricke aneinander gebunden, mit Kaffeesäcken beladen, die Treiber zur Seite mit halb zerschlagenem Stab, stehen vor einem Magazin quer über die Straße, und harren der Abladung. — Doch fehlt es in den unteren Straßen auch nicht an Kaufleuten aller Nationen, Deutschen zumal und Engländern. Bis zur Frühstückszeit, zehn Uhr, ist überhaupt der Verkehr am lebendigsten, und die Mode- und Putzladen füllen sich mit schönen Creolinnen. Aber bei aller Geschäftigkeit und Regsamkeit waltet doch in allem ein friedlicher freierer Geist. Da herrscht in der Kleidung kein Zwang der Etikette, auch in den Ernst der Geschäfte mischt sich in jenem gütigen Klima heitre Laune. Der im Norden Mienen verzerrende, hastig eilende Speculationsgeist des Kaufmanns fügt sich unter den Strahlen der tropischen Sonne allgemach einer behaglichen Weise, einer gefälligen Form, eingedenk des Wortes: Eile mit Weile. Und wie im Ganzen das übrige Leben in Caracas zwischen den hohen Bergen still und geräuschlos dahingeht, so auch der Straßenverkehr und das öffentliche Leben. Dazu gesellt sich große Leichtigkeit des Anschlusses, die vom heißblütigen Creolen schnell

auch auf den kühleren Nordländer übergeht, milde Sitten und offnes, aufgeschlossenes, nach außen gehendes Wesen. Daher kennt man sich gegenseitig, begrüßt sich in flüchtiger Begegnung, die einen gehen, die andern reiten in Geschäften durch die Stadt, man bleibt stehen, man plaudert viel und lange über Tagesgeschichten und findet dabei immer noch Zeit, das Seine abzumachen. Die hohen Thüren der Kaufladen stehen immer offen, und ungehindert reitet man hinein, kauft hoch zu Roß ein, man geht wol auch in Hemdärmeln quer über die Straße, der Schuster nimmt Maß halb im Freien, der bewegliche Ellenbogen des Schneiders streift fast an den Vorübergehenden, und sollte etwa eine Naht am Rock geplatzt sein, so wartet man in der Thür ungenirt, bis der Künstler ihn ausgebessert. Werden erst gegen Abend die Fenster der Privathäuser geöffnet, so kann man, ohne deshalb neugierig zu sein, im flüchtigen Vorbeigehen einen ganzen Familienkreis und durch die offnen Innenthüren weit hinten das Innere der Gemächer übersehen. Oeffentlichkeit ist dort in allem die Losung.

Nach zehn Uhr fängt der Markt an sich zu leeren. Die Sonne beginnt schon drückend zu werden und jeder sucht Stärkung am reichbesetzten Frühstückstisch. Da packt der Landbewohner seine zwei leeren Tröge wieder auf den Esel, setzt sich noch selbst dahinter und klammert sich, um nicht herunterzurutschen, mit gebeugtem Nacken nach vorn fest. Ist er lang und schmächtig, so erreichen seine dürren Beine beinahe den Erdboden und machen den Aufzug um so possirlicher. Lieblich dagegen nimmt sich das Landmädchen aus, welches in Strohhut mit bunter Schleife seitwärts auf dem Esel sitzend gemächlich nach ihrem friedlichen Dorfe reitet — dieses, wie so vieles andre, eine herrliche Ausbeute für den Genremaler. Die glühende Mittagssonne hat den Markt ganz geleert und auch von den Straßen die meisten Menschen verscheucht.

Wählen wir zu unsrer ferneren Wanderung durch die Stadt die späteren Nachmittagsstunden. Eine laulich-milde Luft umfächelt uns, die Sonne sinkt, es neigt sich der Tag, ein Lichtmeer gießt sich über Stadt und Landschaft; aber die warmen Tinten wechseln mit tiefblauen melancholischen Schatten und die Klarheit des Horizontes ringsum auf den Gipfeln der Berge leuchtet hehr und mild hernieder. Wir überlassen die Fensterschau in den fashionablen Straßen, wo in tändelndem Zwiegespräch mit vorübergehenden Freunden die weiß gekleideten Creolinnen ihre zweifelhaften Triumphe feiern, den geputzten jungen Söhnen des Landes, und durchschreiten die ärmeren peripherischen Straßen der Stadt: auch hier begegnet uns Liebenswürdigkeit, Natur, Leben, Poesie. Wir kreuzen mehre Ecken nach unten hin, dem Goaire zu; das Terrain senkt sich zuweilen erheblich, und tiefe Löcher mitten in der Straße bekunden, wie hier, wo die Verwaltung der Stadt alles

gehn läßt, wie es geht, ungezügelt die Regenströme hausen. Rechts reiht sich Häuschen an Häuschen, links zieht sich eine Mauer hin, die einen Garten umschließt. Dattelpalmen, dunkelbelaubte Mangos mit großen gelben Früchten, Bananen ragen darüber hervor und treten wir durch das Gitter, so empfangen uns die Wohlgerüche der Orangenblüte, Citronen und süße Limonen prangen zwischen saftigen Blättern, aus hellgrünem Laube schaut am Spalier die wunderbare Passionsblume hernieder, und der Cambure entrollt über den gurkenähnlichen langen Früchten, deren Gewicht und Fülle den schwachen krautartigen Stamm zur Seite neigt, seine riesenhaften Blätter. Aber wir suchen vergebens die ordnende Hand des Menschen, die rührig und einsichtsvoll mit der allzu freigebigen Natur im Bunde ginge. Die halbverwilderten Gemüsebeete und dichten Sträucher verrathen eben, daß sie einmal da gewesen. Das Haus im Hintergrund mit säulengetragenem Dach verkündet die Wohnung des säumigen Besitzers.

Verarmte weiße, zumeist aber farbige Familien bewohnen diese Stadttheile. In engem Raume zusammengedrängt empfinden sie das milde Klima als doppelte Wohlthat. Bei offenen Fenstern und Thüren leben sie mehr draußen als drinnen, bei geringen Bedürfnissen gibt ihnen gemächliche Arbeit das Allernöthigste, und die Jugend bis zu sechs, acht Jahren führt Natur am leichten Gängelband: fasernackt treiben sich die kleinen dunklen Weltbürger auf der Straße umher, selten beschränkt ein Hemd die freie Bewegung der Gliedmaßen. — Ganz unten trennen üppige Maisfelder die Stadt von der nahen Hügelkette, an deren Fuß der geschwätzig murmelnde Bach zwischen haushohem Schilf und schlanken hellgrünen Weiden sich hinschlängelt. Nach Osten grenzt hart an die letzten Lehmhütten, nur durch den mit dem Goaire sich verbindenden Anauco von Norden her getrennt, eine Kaffeepflanzung. Das dichte dunkle Laubdach des hohen Bukare schützt die Schatten suchende Kaffeestaude vor den glühenden Strahlen der Sonne und gibt der Plantage ein ernstes, ruhevolles Gepräge. Dieselbe jenseits zur Rechten schlendern wir bald zwischen Häusern, bald zwischen Sträuchern und Hecken, bald an grünem Wiesengrund hin.

Den Zaun dazu bilden unzählige Rindshörner, aus der nahen Stadtschlächterei nutzlos dort aufgehäuft; denn die rindernährenden Ebenen des Orinoco senden ja Tausende von Rindern nach der Hauptstadt, ein Ochs kostet in Venezuela nur so viel als seine Haut in Hamburg, wenige Thaler in seiner Heimath, im Gebirge wegen der beschwerlichen Führung etwas mehr; da braucht man also nicht zu sparen und auch noch aus den Hörnern Nutzen zu ziehn, denkt der sorglose, wenig haushälterische Sinn.

Wohin wir blicken, zeigt sich gemüthlicher Schlendrian, harmloses Sichgehenlassen; der gemessene Gang der Leute, die anmuthig und still, den

braunen Wasserkübel auf dem Kopf, dahinwallende Mädchen mit ihren vollen, dunklen Augen und dem mildbeschaulichen ruhigen Blick, haben etwas Orientalisches und erinnern an die Frauen des alten Testamentes, an Rebecca und Rahel.

Bald gelangen wir, immer nördlich gewandt, an die steinerne Brücke des Anauco, welche im östlichsten Theil die Stadt mit der erwähnten Kaffeepflanzung des Herrn Mosquera und den nahen Dorfschaften verbindet. Machen wir in unsrer Wanderung einen Augenblick Halt und setzen uns auf die bequeme Brüstung der Brücke. Dieselbe stammt aus der spanischen Zeit und ist, wie alle Bauten jener Periode, solid und massiv.

Der Bach unter uns hat an dieser Stelle ein breites flaches Bett, in dessen klaren Gewässern eine lange Reihe farbiger Frauen wäscht. Auch hier gewahren wir das Land der Blößen. Im Wasser stehend haben sie ihre Röcke hoch aufgeschürzt und das weiße Hemd hebt sich scharf vom dunklen Nacken ab. Neben den mit Wäsche gefüllten Mulden sitzen ihre Kinder plätschernd im Wasser oder tummeln sich umher, den Saft des Zuckerrohres begierig saugend. Eben reitet eine schöne Creolin mit ihrem Cavalier an uns vorüber, in dunklem Reitkleid und graziöser Haltung. Ein wenig weiter vom Dorfe her kommen wandelnde Büsche ihnen entgegen — es sind Esel mit malojo beladen, dem langen Maishalme, welcher das Thier so über und über bedeckt, daß man nicht einmal Kopf und Beine sieht. Die Treiber in „Unterhosen und Hemd" mit Strohhut und Stab bringen eben ihre Ladung Pferdefutter nach der Stadt zum Verkauf.

Aus der nahen pulperia an der Ecke, einem Kramladen für die untere Classe des Volks, deren wir schon vielen, immer an der Ecke der Straßen, begegnet sind, dringen verworrene Stimmen heftig gesticulirender Neger und Zambos, die ein Spielball ihrer Leidenschaft, in vollen Zügen dem Branntwein huldigen.

Unterdessen sind die Schatten der Bäume länger und länger geworden und gern weilten wir noch hier auf der Bank von Stein, um das erhabne Schauspiel eines tropischen Sonnenunterganges zu genießen; aber eilen wir lieber hinauf nordwestlich nach dem hochgelegenen freien Platz der stattlichen Kirche San Trinidad. Nur können wir jetzt nicht mehr unsern Weg nach Belieben wählen. Zwei Flüsse, gleich dem östlichen Anauco, durchziehen von Norden her die Stadt. Steile, selbstdurchbrochene Wände, barocke Windungen und kräftige Ausbiegungen zeichnen ihren gewaltsamen Pfad — wilde Söhne des Küstengebirgs, die bei den fast täglichen Regengüssen des Winters zwischen April und October ganz plötzlich anschwellen und die auf dem abschüssigen Boden in furchtbarem Brausen sich überstürzenden Gewässer nach dem südlichen Goaire entladen. Kleinere und größere

Brücken verbinden die getrennten, vom Rechtwinkelsystem jetzt nothgedrungen abweichenden Straßen. Was im Ganzen die Kunst der Stadt versagt hat, ersetzt hier die Natur reichlich durch pittoreske Scenen, welche der Blick von den Brücken eröffnet. Hier ragen gefahrdrohend über das hohe steile Ufer kühne Wohnungen der Menschen, spottend des Abgrundes; dort weitet sich das Bett aus und die schiefen Wände überwuchert ein junges Geschlecht von feingefiederten Mimosen, deren Zweige sich oben schirmartig abrunden, und von üppigen Schlingpflanzen, die sich neckisch um eine kahle Ruine ranken. In trauter Nachbarschaft gesellen sich dazu die weit verstreuten Trümmer des Erdbebens von 1812. Halb verfallene blinde Mauern, hinter denen die goldgelben Blumen der Baumwollenstaude neugierig hervorgucken, hohe Stein- und Schutthaufen um ein verödetes Gitterfenster, über denen der stachlichte Cactus seine Blüten entfaltet — zum Zeichen des Lebens, welches der Tod gebiert — und zahlreiche Ruinen, zwischen denen ein nachgebornes Geschlecht wieder seine Wohnungen, ja ganze Straßen gebaut hat, kennzeichnen den oberen Theil der Stadt von der Kathedrale an bis hinauf zu den langen einsamen Mauern der alten, jetzt im Wiederaufbau begriffenen Kaserne nahe den Bergen.

Unweit letzterer erhebt sich die kleine neue Kirche von San Trinidad. Sie ist schmuck und nett, aber wie die niedrige Kathedrale und alle übrigen Kirchen, ohne Stil erbaut. Auf erhöhtem freien Platz gelegen beherrscht sie die Stadt. Dorthin strebt unser Fuß. Schon haben wir die alte Brücke von San Trinidad erreicht. Sie ist allabendlich der Sammelplatz von Jung und Alt und bis spät stummer Zeuge der Possen und Schwänke, in denen ein muntres, lebenslustiges Volk von Negern, Mulatten, Mestizen und Zambos sich ergebt.

Noch wenige Schritte hinauf an den Häusern hin, und wir stehen vor der Kirche. Ein glutrother Schein lagert sich bereits auf Stadt und Thal. Goldne Wolkenberge thürmen sich über dem westlichen Horizont. Beflügelten Schrittes eilt die Sonne hinab dem Meere zu. Noch ist heller Tag, ein Feuermeer in allen Mischungen der Farben entzündet der Wolken bizarre Gebilde. Noch wenig Minuten, der Held hat den Lauf durch seine Lieblingszone von Pol zu Pol vollendet, und Stadt und Thal umfängt mit Riesenarm der kühle Schatten. Aber noch flammen die Berge in Tagesschein. Mit dem uralten Recht, nach welchem sie der erste Strahl der Morgenröthe küßt, bannen sie auch den scheidenden Tag länger und gestatten der Nacht nur allmälig ihre Schwingen über das schutzbefohlene Thal zu breiten. Von himmlischer Klarheit umflossen leuchten die urwaldgekrönten Scheitel der Küstenbergkette hoch oben vor uns, keine Wolke verhüllt die kühn geschwungenen Linien; aber höher und höher steigt die scharfe Schattenlinie, sonder Rast und unauf-

haltsam. Endlich steht sich auch die Felsenkuppe der Silla vereinsamt, einer sonnigen Insel gleich, mitten im dunkeln Luftocean.

Einsam stehen auch wir, kühle Schauer in der Brust, aufwärts gerichtet den Blick nach dem leuchtenden Berge. Noch ein schmaler Streifen Licht umstrahlt sein ehernes Haupt. Noch einmal wie auf Nimmerwiedersehn, sendet uns der Freund seinen Scheidegruß. Aber bald schwindet auch der letzte Schimmer, und allmälig bricht die Nacht über die Hauptstadt herein.

Sch.

Von der preußischen Grenze.

Unter den Freunden der freien Entwicklung Preußens hat sich in der letzten Woche eine große Verstimmung ausgedrückt; ein desto größeres Behagen im Lager der Kreuzzeitungspartei. Wenn das Organ der letzteren noch vor wenig Tagen den Ton einer Kassandra anschlug und den Untergang der Welt als ein Ereigniß bezeichnete, welches wenigstens nicht ganz außerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit liege, so reibt es sich jetzt vergnügt die Hände und hat sogar seinen alten Humor wiedergefunden. Die Gründe dieser Umstimmung sind leicht zu begreifen. Der bekannte Erlaß aus dem Ministerium des Innern, der höchst sonderbare Artikel, mit welchem das ministerielle Organ aus der „Zeit" in die preußische Zeitung überging, die Veröffentlichung der Ansprache, welche der Prinzregent an das Gesammtministerium gehalten haben soll, die Antwort desselben auf eine Treubundsadresse, endlich das wieder ausbrechende Gezänk zwischen Constitutionellen und Demokraten: — das alles mußte das Publicum in Verwirrung setzen, welches schon von einem Frieden zwischen allen Parteien, von einem neuen Völkerfrühling träumte. In der That sehn jene Umstände, wenn man sie im Zusammenhang sieht, verhängnißvoll genug aus; betrachtet man aber mit Ruhe jeden einzelnen, so findet man nichts, was mit dem bisherigen Gang der Politik in entschiedenem Widerspruch stände. Was aber die constitutionelle Partei betrifft, so kann und soll sie aus dem Wechsel dieser Stimmung folgendes lernen.

Es ist den neuen Ministern im höchsten Grade daran gelegen, den Namen eines constitutionellen, eines liberalen Ministeriums, eines Ministeriums der Linken zu vermeiden. Es kann ihm kein größeres Mißgeschick widerfahren, als wenn die bisherige Opposition, die liberale, die constitutionelle Partei sich jetzt ministeriell nennt. In der gerechten Scheu, mit dieser Partei verwechselt zu werden, vernimmt die neue Regierung durch ihr Organ die extremsten, ungerechtfertigtsten Forderungen, Forderungen, die kein anderer Mensch vernimmt. Der gewöhnliche Menschenverstand findet vielmehr die Haltung des gesammten preußischen Volkes sehr mäßig, nüchtern, gesetzt, busiess like, wie der Engländer sagt.

Wenn man aber die officiellen Kundgebungen ansieht, so sollte man meinen, hier und da in einem verborgenen Winkel sei wieder die blutrothe Fahne der Republik aufgesteckt worden.

Und woher diese seltsame Gespensterscheu? — Mögen unsere Freunde, die Constitutionellen, nicht etwa glauben, es gelte nur den Demokraten, mögen sie sich nicht beeilen, mit einem Eifer, der doch immer etwas Unschönes hat, sich von der Demokratie loszusagen, die sich in ihren augenblicklich hervortretenden Repräsentanten, einiges unnütze Gekeife abgerechnet, sehr rücksichtsvoll betragen hat.

Die Gespensterscheu gilt vielmehr uns, den Constitutionellen. Wir sind es, deren extreme Wünsche dem Ministerium zur Last fallen. Die officiösen Organe, deren Stil sich noch nicht geklärt hat, drücken sich ungeschickt aus; eigentlich wollen sie uns nicht wegen unserer Wünsche tadeln, *sondern nur deswegen, daß wir uns so ausdrücken, als seien diese Wünsche auch das Programm des Ministeriums.*

Woher kommt auch dieser plötzliche Eifer, uns als ministeriell zu geberden, da die Thatsachen entschieden dagegen sprechen? Freilich stehn wir zu der neuen Regierung ganz anders als zu der alten, wir hoffen von ihr, den Mitgliedern des Ministeriums Hohenzollern, das Beste, wir schenken ihnen auch da ein großes Vertrauen, wo wir sie nicht verstehn; wir glauben, daß sie überall nach Pflicht und Gewissen der Krone Rath ertheilen werden.

Wenn aber berliner Blätter daraus die Folgerung ziehn, die constitutionelle Partei solle, um dem Ministerium keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten, mäuschenstill sein, nichts für zweckmäßig halten, als was das Ministerium für zweckmäßig hält, und bei jedem Wunsch genau vorher überlegen, ob er auch diesem oder jenem Herrn aus dem Ministerium bequem sein werde, so ist dieser Rath nicht blos unwürdig, sondern absurd; ja es wäre ein vollständiger Selbstmord der Partei.

Statt dessen gibt es ein viel einfacheres Mittel, dem Ministerium jede Unannehmlichkeit zu ersparen: wir dürfen nur nicht Anspruch darauf machen, in seinem Namen zu reden. Was die Rathgeber der Krone zu thun gedenken, wollen wir abwarten und danach unser Verhalten einrichten; gegen die feudale Partei und auch gegen die Anarchisten, wenn sie wieder auftreten sollten, werden wir sie natürlich aus allen Kräften unterstützen; aber wir wollen nicht bei ihnen in die Schule gehn. Was für den Staat für nützlich zu halten sei, haben wir schon früher gewußt und wenn die ehemalige Zeit wieder von beschränktem Unterthanenverstand murmelt, so soll uns das nicht abhalten, auch ferner unsre Principien innerhalb des Kreises unsrer Befugniß in den Kammern und in der Presse ungescheut auszusprechen.

Der preußischen Zeitung aber gegenüber, die nicht blos officiös, sondern auch Zeitung ist, haben wir den Wunsch auszusprechen, daß sie mit ihren Neuigkeiten etwas zeitiger käme. Es ist z. B. gar nicht gleichgiltig, ob der Wähler zur rechten Zeit erfährt, daß die Regierung in ihrem Wahlerlaß sich nicht blos gegen die Extreme der Linken, sondern auch gegen die Extreme der Rechten ausgesprochen hat, denn wenn nur die erste Seite veröffentlicht wird, während die andere sich auf eine unverständliche Andeutung beschränkt, so kommt das den Herren Landräthen zu gute, die für die Partei des Herrn v. Gerlach gegen die Mitglieder des neuen Ministeriums agitiren.

Vielleicht wäre es die richtigste Taktik des neuen Ministeriums gewesen, die officiösen Blätter ganz abzuschaffen und sich mit den officiellen zu begnügen d. h. mit dem Staatsanzeiger und mit der preußischen Correspondenz; auf keinen Fall wird die Gründung der preußischen Zeitung die unabhängige liberale Partei der Verpflichtung überheben, in Berlin ein eignes Organ zu gründen, denn sie ist bis jetzt in der unbequemen Lage, an die bestehenden Blätter Wünsche und Zumuthungen zu richten, die diese einfach zurückweisen könnten, da sie kein Interesse daran haben, eine Partei zu vertreten, die nicht die ihrige ist. ††

Neue Gedichte.

Wir haben im vorigen Jahrgang (1857, 2. Q. S. 3) über die Gedichte von Prutz (4. Aufl., Leipzig, J. J. Weber) berichtet, wir sagten u. a.: „In einzelnen Strophen der letzten Lieder vernehmen wir einen Schrei des Herzens, dessen Realität sich nicht bezweifeln läßt, und der daher einen poetischen Eindruck macht. Aber freilich ist dieser Eindruck kein erfreulicher. Während in den politischen Liedern von 1840 die Hoffnung und der Glaube überströmt, herrscht in den Gedichten von 1854 eine Hoffnungslosigkeit, deren niederschlagender Eindruck nur selten durch ein künstliches Aufraffen unterbrochen wird. Dort spottet der gläubige jugendliche Dichter der Weisheit des Alters, die sich dem Enthusiasmus entzieht und alle Illusionen durch Vernunftgründe auflöst; hier ist er selten in diesem Stadium des Alters, nur daß an Stelle der Lebensweisheit eine unheimliche Verstimmung sich seiner bemächtigt hat." — In der Sammlung, die uns jetzt vorliegt: „Aus der Heimath. Neue Gedichte von Robert Prutz" (Leipzig, Brockhaus), finden wir zwar noch einige Lieder, in denen die alte Stimmung fortklingt; namentlich wird man durch den Cyklus „Magdalene" auf eine sehr peinliche Art an den Ernst des Lebens erinnert; dagegen herrscht in den übrigen, vor allem in dem Cyklus „Zweite Liebe", ein Feuer, das weit über alles hinausgeht, was Prutz in seiner Jugend gedichtet hat. Es ist nicht blos das Beste, was Prutz geschrieben, es ist überhaupt das Beste, was in den letzten Jahren in der Lyrik geleistet ist. In einem dieser Gedichte sagt Prutz.

Ach ihr zuckersüßen Jungen,
Frommgescheitelt zarte Seelen,
Deren Herz in Aengsten bebt,
Hält ihr Arm ein Weib umschlungen!
Ja, ich darf es nicht verhehlen:
Wahrheit ist, was ich gesungen,
Diese Lieder sind gelebt.

Prutz hätte nicht nöthig gehabt, das zu sagen; in jeder Strophe empfindet man, daß sie aus dem Herzen kommt.

O Stern der Liebe, längst versunken,
Verloschen hatt' ich dich geglaubt;
Was wirfst du heute deine Funken
Noch einmal auf mein alternd Haupt?
Aus Wetterwolken mitternächtig
Nahst du voll finstrer Majestät,
Wie ein Komet, verderbenträchtig,
Sein flammend Haupt zur Erde dreht.

Ich aber steh' und fühl' erschrocken
Und selig dennoch deinen Strahl:
O nicht auf mich, auf braune Locken
Gieß deiner Gluten süße Qual!
Hab Mitleid mit dem müden Herzen,
So viel geprüft von Gram und Noth,
Es hat verlernt, wie lang! zu scherzen,
Und wenn es liebt, so liebt's zum Tod.

Umsonst, umsonst! Schon nah' und näher
Wälzt sich das gier'ge Element,
Und höher steigt und immer höher
Die holde Glut, die mich verbrennt.
Ich will entfliehen, kann nicht wenden
Den Fuß, gebannt von Qual und Lust,
Und drücke selbst mit beiden Händen
Den Flammenpfeil mir in die Brust!

Aber einen Fehler haben diese Gedichte: sie drängen dem Leser die Realität zu handgreiflich auf. Man wird, von dieser Seite wenigstens, an Bürger erinnert, und an Schillers vielgeschmähte Kritik, die, wenn auch in ungeschickten Ausdrücken, sehr richtig darauf hinwies, daß die Dichtung, die ganz in der subjectiven Wahrheit stehn bleibt, den Leser peinigt, statt ihn zu erheben. Der Zauber der Poesie liegt darin, daß wir uns an die nächste Noth nicht erinnern; das Meer ist ein erhabener Anblick, aber nicht für den, der darin umhertreibt, im Begriff zu ertrinken. Auch die Lyrik wirkt nur dann wohlthuend, wenn sie uns die Stimmung: wie wird das enden? fern hält. Hier werden aber über alle betheiligten Personen so viel Details erzählt, daß der Eindruck fast noch beklommener ist, als in den frühern Liedern. — In einem polemischen Sonett sagt Prutz:

Wir leben im Zeitalter des Realen,
Das, sagt ihr, muß für manches uns entschuld'gen;
Es will die Welt auf einmal sich entled'gen
Von allen unfruchtbaren Idealen.
Nicht länger wolln wir nur auf Wolken malen;
Wir sind der Götter müd', davon sie pred'gen,
Der zürnenden sowol als auch der gnäd'gen;
Wer Schulden macht, der soll sie auch bezahlen.

Es ist doch nicht ganz so. Wer uns eine wirkliche Welt des Ideals auszumalen versteht, die uns dem Staub dieser verworrenen Erde ganz enthebt, den wollen wir freudig als Propheten begrüßen; die Welt ist nicht der Götter müde, sie harrt ihrer mit größerer Sehnsucht als je, nur die Erscheinungen bleiben aus. Der Dichter dagegen, der uns in den Staub dieser Erde vertieft, uns an alle die

kleinen ängstlichen Sorgen und Nöthe erinnert, denen wir im Ideal entfliehn, von diesem verlangen wir, daß er des einzigen Compasses mächtig sei, der in diesen Wirren leitet: des Gewissens; dem rufen wir zu: „Wer Schulden macht, der soll sie auch bezahlen!" Denn sonst büßt man nicht blos den äußern Frieden ein, man ist auch in Gefahr, die innere Würde zu verlieren. Und es gibt auch geistige Schulden, d. h. Pflichten, die den Dichter ebenso binden, wie jeden andern Sterblichen. Am strengsten muß man sein, sobald nicht die Unmittelbarkeit, sondern die Reflexion uns entgegentritt, sobald man aus dem einzelnen Fall, der vielleicht so arg nicht ist, eine Regel macht, z. B.

Dichterfrauen müssen manches dulden,
Manchen Irrthum, manch Verschulden,
Wenn die stürmischen Gedanken
Niederwerfen fromme Schranken.
Soll der Aar das Fliegen nicht verlernen,
Muß er aufwärts zu den Sternen
Seinen Fittig lenken dürfen,
Reinen Thau des Himmels schlürfen u. s. w.

Was das heißt, hat Dickens sehr richtig in der Figur des Harald Skimpole geschildert.

Wenn Prutz die Mysterien der Liebe in feurigen Dithyramben besingt, so faßt Karl Heinzen, der berühmte Demagog (Gesammelte Schriften, erster Band; Newyorck, Selbstverlag), die Sache kühler auf:

Ein Narr ist, wer sich quält zu lieben,
Wird er nicht gleich dafür geliebt.
Mich ziehst du nicht vor deine Füße,
Ich gebe dir nur, was du mir —
Zum Teufel, sind denn meine Küsse
So gut nicht wie ein Kuß von dir?

Seine Phantasie erhitzt sich nur, wenn der Haß gegen die Tyrannen ins Spiel kommt; die „loyalen Phantasien" 1840 und 1846 sind das Scheußlichste, was uns in der Ausmalung blutdürstiger Visionen vorgekommen ist. Auch seine Ansicht von der Zukunft tröstet uns nicht über diese Hallucinationen:

Es ist ein zweck- und folgeloses Streben,
Für deutsche Freiheit dich zu mühen,
Und in dir selbst verglühen,
Das wird dein Loos sein — ein verfehltes Leben!
Drum laß dies faule Stroh sich gährend blähen!
Es wird, wenn nicht entflammt zum Lichte,
Zum Miste der Geschichte —
Und kannst du zünden nicht, so kannst du säen.

Uebrigens hat ihn seine demokratische Gesinnung nicht bestimmt, in Amerika die Freiheit zu finden; er spricht sich vielmehr über dies Land folgendermaßen aus:

Das Urtheil der Erfahrung spricht:
Hier ist die beste Probeschul' auf Erden,
Wer hier nicht kann zum Vieh und Schwindler werden,
Der wirds in seinem Leben nicht. —

Die Freiheit verdeutlicht durch „menschliches Vieh;"
Durch Menschenjäger die Republik,
Durch Kneipenregenten die Demokratie —
Das ist die herrschende Politik. —

Zwei Gedichtsammlungen: „Blüthen meiner Mußestunden, gewidmet dem deutschen Volk von Heinrich Lenz" (Jena, Hochhausen), und „Gedichte von Wilhelm Schuster" (Schäßburg, Habersang), übrigens beide wohlgesinnt und nicht ohne Talent, wollen wir hier einfach erwähnen; ebenso eine modernisirte Uebersetzung des Catull von Theodor Stromberg (Leipzig, Brockhaus). Ein wirklicher, nicht unbedeutender Werth dagegen ist in den „Zeitlosen, Gedichte von Moritz Hartmann" (Braunschweig, Vieweg); meistens poetische Erzählungen in sinnigen Melodien und von guten Gedanken durchflochten. Möchte es dem Dichter noch mehr gelingen, durch größere Reife der Kunst die Kunst zu verstecken. Das Schwächste in der Sammlung sind die „Symphonien". Fast noch angenehmer ist die Prosa, die derselbe Dichter in den „Mährchen und Geschichten aus Osten und Westen" (Braunschweig, Westermann) entwickelt; die Auswahl der Volkssagen ist ebenso geschickt als die Bearbeitung. — Eine dankenswerthe Gabe sind auch die „alten Bergmannslieder", herausgegeben von Reinhold Köhler (Weimar, Böhlau), eine Ergänzung der Sammlungen von Mosch und Moritz Döring. — In der „Nordlandsharfe" (Elberfeld, Bädeker) hat P. J. Willatzen die besten lyrischen Dichtungen der modernen skandinavischen Poesie sehr geschickt ins Deutsche übertragen.

Neue historische Schriften.

Christian III. König von Dänemark. Ein historischer Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts, insbesondere der Kirchenreformation. Vom Pastor C. H. Clauß. Zum Säcularandenken an den 1. Jan. 1559, den Todestag Christians. Dessau, Baumgarten. — Neues, sagt der Verfasser, bringe ich nicht; dagegen habe ich versucht, den benutzten Stoff pragmatisch neu zu ordnen und nichts wegzulassen, was zur richtigen Würdigung des Charakters und der Handlungen Christians III. beitragen könnte. Die Aufgabe, die ich im Auge hatte, war, ein möglichst vollständiges und klares, dabei historisch wahrhaftes Lebensbild von ihm herzustellen. —

Die Anfänge der Restauration der Kirche im elften Jahrhundert. Nach den Quellen kritisch untersucht von Cornelius Will. Marburg, Elwert. Erste Abtheilung. — Nach dem vorliegenden Heft, welches die Jahre 1046—1054 umfaßt, darf man eine sehr bedeutende Leistung erwarten; wir behalten uns vor, nach Vollendung des Werks darauf zurückzukommen. —

Aufzeichnungen eines Amsterdamer Bürgers (Joh. Christ. Cuno) über Swedenborg, nebst Nachrichten über den Verfasser, vom Bibliothekar Scheler. Hannover, Rümpler. — Es sind Auszüge aus der sehr inhaltreichen Selbstbiographie Cunos, der 1708 zu Berlin geboren, seit 1722 Hofmeister, 1724 in die preußische

Soldatenjacke gesteckt wurde, und 1733—1740 in verschiedenen Gegenden, auch in Italien, als Werbeoffizier fungirte, bis er endlich entlief und durch eine reiche Heirath an die Spitze eines Handelshauses in Amsterdam gestellt wurde. Die Bemerkungen über die seltsame Mischung in Swedenborgs Charakter, halb Tollheit, halb feinster Menschenverstand, sind sehr interessant und ergänzen **Kants Träume** eines Geistersehers (1766) aufs glücklichste. —

Die Nichten Mazarins. Studien der Sitten und Charaktere im 17. Jahrhundert, von **Am. Renée**, nach der dritten Auflage übersetzt von **Fr. Szarvady**. Dresden, Kuntze. — Es ist hauptsächlich Cousin, der eklektische Philosoph, der in Frankreich das Interesse für die berühmten Frauen des 17. Jahrhunderts geweckt hat; unter den zahlreichen Arbeiten, die durch sein Vorbild hervorgerufen sind, gehört die vorliegende zu den am besten ausgeführten und zu den interessantesten. Wenn auch der Verfasser weder in der Auswahl der Thatsachen noch in der Form der Darstellung seinen Hauptzweck verleugnet, das Publicum zu unterhalten, so geht er doch von sehr tüchtigen Vorarbeiten aus und gibt für das Verständniß Mazarins nicht unwichtige Beiträge. Auch lernen wir aus diesen Erzählungen sehr gründlich den Begriff der **Fronde** kennen, der sich keineswegs auf das 17. Jahrhundert beschränkt: jener Opposition, der es im Grund auf nichts Anderes ankommt, als in das einförmige Leben durch unerhörten Scandal einige Abwechselung zu bringen. — Einige Proben von der Spielwuth jener Tage. — Gourville erleichtert die Börse von Fouquet in einer halben Stunde um 55,000 Fr.; Herr v. Crequi verliert an einem Abend 300,000 Fr.; der Marschall von Estrées 100,000; Monsieur 300,000: um zu bezahlen, verkaufte er sein goldenes Geschirr und seine Edelsteine. Ein Abbé de Gordes ist nur dadurch bekannt geworden, daß er 150,000 Fr. an den König verlor. Die Herzogin de la Ferté ließ ihre Lieferanten, Schlächter, Bäcker u. s. w. zusammenkommen, hieß sie sich um einen Tisch setzen und spielte mit ihnen eine Art Landsknecht. Sie sagte Fr. v. Stael ins Ohr: ich betrüge sie, aber nur darum, weil sie mich bestehlen. Die vornehmsten Leute nahmen keinen Anstand, im Spiel zu betrügen. In allen Schriften jener Zeit ist von des Cardinals Leidenschaft fürs Spiel bis zu seinem Tode die Rede; so erzählt man, er habe während seiner Krankheit die Pistolen gewogen, die er gewonnen, um die leichtesten davon wieder beim Spiel zu verwenden. Ein Spottlied sagt zu ihm:

> Que si tu veux que tes parentes
> Epousent les parents du roy,
> Tu les peux bien rendre contentes;
> Car mesme dans ton désarroy
> Les roys de carreau et de pique,
> Qui sont tes amis domestiques,
> Donneront à ces belles soeurs
> Des valets de trèfle et de coeur. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Die Theologie der Thatsachen.

Zur neuesten Culturgeschichte Deutschlands. Zerstreute Blätter, wiederum gesammelt von A. F. C. Vilmar. 2. Bde. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. —

Wie in der junghegelianischen Bewegung der Jahre 1835—1845 der Eine immer den Andern in der sogenannten Ueberwindung der Vorurtheile zu übersteigern suchte, so geschah es auch in der gleichzeitigen theologischen Reaction. Seitdem Hengstenberg die evangelische Kirchenzeitung gründete, hat immer ein Standpunkt den andern abgelöst, viele Rechtgläubige von damals sind bereits in die Reihe der Ketzer geworfen, und Hengstenberg selbst gilt bei den am weitesten vorgeschrittenen Kennern der alleinseligmachenden Religion als lauwarm. Unter diesen Kennern ist nur eine Stimme darüber, daß Vilmar die höchste Staffel des Glaubens erstiegen hat, und wir freuen uns daher, in diesen Schriften seine nähere Bekanntschaft zu machen. Vilmar hat vor der Mehrzahl seiner geistlichen Amtsbrüder den großen Vorzug, im Ganzen ein gutes Deutsch zu schreiben und zugleich verständlich und unterhaltend zu sein.

Vilmar ist 1800 in Kurhessen geboren, wurde als Gymnasiallehrer 1830 Mitglied der kurhessischen Ständeversammlung, 1833 Gymnasialdirector in Marburg, wo er 1843 bis 1844 die bekannten Vorlesungen über deutsche Literaturgeschichte hielt, und redigirte 1848—1851 den hessischen Volksfreund, dessen Hauptartikel hier wieder abgedruckt sind. Seit 1850 ist er Consistorialrath.

In den vorliegenden Blättern ist auch viel von Politik die Rede, aber man kann beim besten Willen nicht viel daraus lernen. Ganz abgesehn von seinem theologischen Standpunkt, begeht er den Fehler, Fragen entscheiden zu wollen, über deren Material er sich vorher gar nicht unterrichtet hat, und über Männer zu urtheilen, die er nur dem Namen nach kennt. Es macht einen ganz wunderlichen Eindruck, wenn er einmal Gelegenheit hat, die Dinge mit eignen Augen zu sehn und dann entdeckt, daß sie doch ganz anders sind, als er sie sich vorgestellt hatte. Wenn man aber seine politischen Ideen als ein leeres Gerede bezeichnen kann, so ersetzt er die mangelnde Einsicht durch die Kraft der Ausdrücke. So schildert er einmal den Zustand der Paulskirche

nach den bekannten Septemberunruhen (2. B. S. 94), und meint, daß „kaum das roheste Heidenthum einzelne schwache Beispiele von ähnlichen Scheußlichkeiten aufweist, wie sie unsre gebildete Zeit in reichlicher Zahl aufgewiesen hat.“ Den christlichen König Clodwig, die christliche Bartholomäusnacht und andres hat er wahrscheinlich vergessen. Er fährt dann folgendermaßen fort.

„Mit hündischem Gebelfer wurden die Mordthaten in Frankfurt als Acte der Gerechtigkeit, und mit gleich hündischem Gebelfer der an Robert Blum vollzogne Act des Gesetzes und der Gerechtigkeit als Mordthat ausgeschrieen; mit den wuthschnaubenden Stimmen höllischer Geister riefen schmutzige Rebellen die rechtmäßigen Herrscher als Rebellen, sich als die rechtmäßigen Landesherren aus, und aus der heiser brüllenden Kehle eines Teufels (freilich eines dummen, aber doch eines sehr boshaften) kam das Wort des Abgrunds: wir wollen kein Gesetz, sondern wir wollen volle, blanke Anarchie. Denn Ludwig Simon hat dies nicht aus sich gesprochen; ein ganz Anderer sprach es aus ihm: er war nur die Zunge, der Mund, das Werkzeug dieses Andern.“

Es ist also der leibhaftige Teufel, der in der Paulskirche gesessen hat. Man halte das nicht etwa für einen vereinzelten Zornausbruch, ähnliche Kraftsprüche finden sich auf jeder dritten Seite. Wir heben nur noch den einen hervor, der sich durch seine bündige Logik auszeichnet (1. Bd. S. 319, geschrieben 1850).

„Haben wir gelernt, daß die Demokratie, mit allem, was darum und daran hängt, nichts anders ist, als Dummheit, Schande, Lüderlichkeit, Raub Diebstahl und Mord? — Hier gilt kein „Ja, aber —“ kein „doch“, kein „indeß“, kein "freilich" und dergleichen elende Ausflüchte der Schwachköpfe. Wer mit solchen Ausflüchten jetzt noch kommen kann, der ist nicht allein ein verächtlicher Schwachkopf und ein Narr, sondern auch selbst ein Diebsgeselle und Schandengenosse. Wer aus den Jahren 1848 und 1849 wirklich etwas gelernt hat, der antwortet auf diese Frage mit einem einfachen und tüchtigen Ja. Wer an das Ja irgend etwas anzuhängen Lust hat, der antwortet eben damit Nein. Halb-Ja ist ein Nein in der Sprache der Träumer, der entmannten Schwächlinge und der verächtlichsten Feiglinge. Und wer jetzt noch auf diese Frage mit Nein oder mit dem halben Ja der Jämmerlinge antworten kann, der wird in seinem ganzen Leben nichts weiter lernen, denn solche Jahre der Erkenntniß, der Augenöffnung und Verständigung auch für den Unverständigsten, Kurzsichtigsten, Blindesten, kommen in einem Menschenalter nicht zum zweiten Mal.“

Das ist handgreiflich gesprochen, und für das Publicum, welches der Consistorialrath Vilmar im Auge hat, vollkommen geeignet. Aber er verliert sich zuweilen auch in die Mysterien der Metaphysik, und gibt über die geheim-

sten Motive der menschlichen Sünde Aufschlüsse, die selbst sein Publicum in Erstaunen setzen werden. Eine der interessantesten Auseinandersetzungen finden wir 2. B. S. 278.

„Wer entwickelt einmal aus den dunkelsten Tiefen des Menschenbewußtseins heraus die Bedeutung der mosaischen Speisegesetze? Abgesehen von den seltsamen Appetiten der Spinnenverzehrer und Maikäferfresser, von denen die ersteren, so viel ich beobachtet habe, meistens in geistiger Verzerrung, die andern in Trunksucht endigen, gibt es immer manche, welche Füchse und Ratten gern essen; nach meiner Erfahrung zugleich Menschen, welche von den Sitten und von dem Verkehr der Welt sich auch sonst fast völlig absonderten, zuweilen solche, welche noch dazu leiblich und geistig ganz herabgekommen waren. Und eine Gesellschaft Pferdefresser, welche vor einigen Jahren zusammentrat, jetzt aber sammt und sonders nach Amerika ausgewandert ist, zeigte sich — bisher wenigstens leidlich umgänglich und vernünftig — von da an als ganz besonders unzugänglich gegen jede nur einigermaßen geistige Berührung, die Meisten als roh, brutal, fast bestialisch. Als ich ein Jahr später einer Versammlung von Deutschkatholiken und Lichtfreunden beiwohnte, wurde ich alsbald und unwillkürlich an den Ton der Stimme und an das Gebahren jener Pferdefleischfresser erinnert, und dieselbe Erinnerung tauchte 1848 bei dem ersten Erscheinen der Demokraten mit ihren rothen, rollenden Branntweinaugen und ihren wilden Bierstimmen, wieder auf. Das Eine wie das Andere, das Wesen der Pferdefresser und der Demokraten, war ja freilich rohes Gelüste nach dem Fremden und Unbekannten, zügellose Probiersucht; aber es war wol auch mehr, und der Verbindungspunkt liegt noch tiefer."

Das ist ein unerwarteter Aufschluß: um so unerwarteter, da im Wesentlichen die Ansicht des Consistorialrath Vilmar mit der des Philosophen Feuerbach zusammenfällt, der in seinen Fragmenten den Satz aufstellt: der Mensch ist, was er ißt. Nur ein Punkt ist uns nicht ganz verständlich. Warum ist es grade das Pferdefleisch, in dem wir den Teufel essen? im Mosaischen Gesetz ist doch hauptsächlich das Schweinefleisch verboten, und es steht geschrieben, daß der Teufel in eine Herde Schweine getrieben wurde. Nun hat aber die gesammte Christenheit ein Jahrtausend hindurch mit schrecklicher Ausdauer Schweinefleisch gegessen, und man müßte daher annehmen, daß sie recht vom Satan besessen gewesen ist, mehr als die Juden, denen das rohe Gelüst nach dem Fremden und Unbekannten, die zügellose Probiersucht weniger innewohnte, die noch immer Schinken und Wurst verschmähen. Oder sollte es wirklich daran liegen? sollte die Bluthochzeit und die französische Revolution daraus zu erklären sein, daß Katharina v. Medici dem wilden Schweinskopf nicht abhold war und daß Mirabeau an Saucischen Vergnügen fand? Vielleicht gibt uns der Herr Consistorialrath Vilmar darüber Auskunft.

Wenn übrigens in diesen Stellen immer nur die Demokraten als die echten „Sündenlümmel" dargestellt werden, die aus dem „Gnadenhimmel" verbannt sind, so geht es an andern Stellen den Gothaern nicht besser, und wenn bei einem Besuch in der Paulskirche (1. B. S. 113 u. ff.) die Persönlichkeiten Gagerns und anderer Gothaer auf Vilmar gradezu einen imponirenden Eindruck machen, so spricht das mehr für die Fähigkeit seines Auges, zu sehn, wenn es aufgemacht wird, als für die Consequenz seiner Einsicht und seiner Ueberzeugung.

Lassen wir indeß die unerquickliche Politik bei Seite und wenden uns zur Religion. Eine der interessantesten Predigten ist „der gekreuzigte Christus, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit, 1851." Den Juden ist Christus ein Aergerniß gewesen, weil seine Weltreligion den jüdischen Patriotismus zerstörte; den Griechen dagegen „erschien der gekreuzigte Christus als ein unfertiges und ungeschicktes Religionsexperiment auf einem ganz untergeordneten Standpunkt. Er erschien ihnen, die schon alles, was ihnen Religion war, besaßen oder vielmehr besessen hatten (denn ihre schönen Götter waren ihnen selbst bereits zum Spott geworden), nichts weniger als gefährlich (wie er den Juden erschienen war), sondern nur lächerlich: wenn sie über ihre schönen Götter längst herausgekommen, wie sollte ihnen der häßliche gekreuzigte Gott irgend etwas anders abgewinnen, als ein mitleidiges Lächeln?"

So wie in der Periode der Apostel, so ist es gewesen und so wird es sein zu allen Zeiten. „Wie paßt — sagen unsre neumodigen Griechen ganz grade so, wie die Griechen zu des Apostels Zeiten — der gekreuzigte Christus mit seinen seltsamen Wundern in unsre fortgeschrittene Bildung? Entweder er muß sich nach uns bequemen und zu einem gebildeten Griechen werden, wie wir das sind, oder wir wollen nichts von ihm wissen. und können ihn in unsre Welt der Wissenschaft und Kunst, in unsre Politik, in unsre geselligen Freuden und Genüsse hinein nicht brauchen. Solche Leute stellen sich an und für sich gar nicht feindlich an gegen Christus; sie bekennen mit dem heitersten Gesicht: freilich, die Religion fehle ihnen, bedauern auch wol, daß sie nun einmal nicht christlich werden könnten, und erklären mit scheinbarer großer Toleranz, jedem seine Ueberzeugung lassen zu wollen. Kunst, Wissenschaft und in der neuern Zeit Tagespolitik ist ihnen das Höchste im Leben." — Das sind die Griechen. — „Eine andere, in den letzten 60, besonders aber in den letzten 10—20 Jahren immer stärker angewachsene Menschenmasse fühlte, ganz ähnlich den Juden zur apostolischen Zeit, daß der gekreuzigte Christus ihnen in ihrem rein nationalen Bestreben, in ihrem blos auf das Diesseits gerichteten Treiben ein unübersteigliches Hinderniß ist. Jene kennen Christum nicht, und verachten ihn; diese kennen Christum, und fluchen ihm". — „So steht es jetzt; massenhaft sind die Griechen, denen Christus eine Thorheit

ist, in unsern abgelebten sogenannten gebildeten Ständen, massenhaft sind die Juden, denen Christus ein Aergerniß ist, in unsern Demokraten und Communisten auf den Schauplatz getreten. So ist es seit fast 1800 Jahren in der Welt nicht gewesen." „Und was soll nun daraus werden?"

„Die Griechenweisheit unsrer Tage wird ein klägliches Ende nehmen, wahrscheinlich blos durch sich selbst, ein Ende der Zerkrümelung und Vermoderung; freilich unter der Mitwirkung großer Weltstürme. Bekehrt werden diese Massen neumodiger Griechen nicht werden." „Wie damals durch den Einbruch unsrer Altväter in das römische Reich eine sogenannte, von den griechischen Schwachköpfen bejammerte, aber in der That wohlthätige Barbarei an die Stelle der griechischen, kindisch gewordenen Cultur gesetzt wurde, so wird auch unser Culturzeitalter von dem Zeitalter einer wohlthätigen Barbarei abgelöst werden, innerhalb deren sich, vielleicht ungesehen, vielleicht aber auch gerettet in ein sichtbares Zoar, die Kirche des Gekreuzigten bereitet, um den Herrn zu empfangen, der da kommt." „Die, welchen Christus neuerdings in alter Judenweise ein Aergerniß ist, diese dagegen werden untergehn durch ein Gericht, vielleicht erst, nachdem sie den Antichrist ausgeboren haben werden; durch das Weltgericht, das einzige, dessen wir noch zu warten haben. Diese werden fort und fort nach ihrem Communisten-Messias rufen und schreien, und sich am Ende auch unter einem solchen zu allgemeiner Auflehnung gegen göttliche und menschliche Ordnung scharen. Wir unsrer Seits werden nicht berufen sein, Hand an sie zu legen; im Gegentheil werden wir, nachdem wir vorher reichliche Verfolgung von ihnen werden erlitten haben, aus dem entscheidenden Kampf, welchen Gott heraufführen wird, herausgenommen und gleichsam in einem zweiten Pella geborgen werden."

Dies sind die Aussichten, welche der Prophet des Herrn unsrer Zukunft eröffnet. Auch hier hat er im radicalen und ultramontanen Lager Verbündete, er hat sie wenigstens gehabt. Herr von Lassaulx in München und Bruno Bauer in Berlin haben Deutschland den Beruf prophezeit, den Dünger für die Naturkraft der russischen Barbaren zu bilden. Da wir keine Propheten sind, so halten wir uns an die Gegenwart und versuchen die Anschauungsweise Vilmars in unsrer Sprache verständlich zu machen.

Der Gegensatz zwischen Christen, Juden und Griechen d. h. zwischen denen, die ihr Ideal im Himmel suchen, denen, die es im öffentlichen Leben, und denen, die es in Kunst und Wissenschaft finden, ist ein vollkommen richtiger; er geht mit naturgemäßer Nothwendigkeit aus der Geschichte unsrer Bildung hervor. Wir haben eine dreifache Schule durchgemacht: unser germanisches Blut, welches sich doch nie ganz verleugnet hat, wurde erst durch das christianisirte Römerthum, dann durch die wieder aufgefundene Antike modificirt. Es ist aber unrichtig, diese Gegensätze äußerlich zu sondern.

Freilich überwiegt bei der einen Classe die christliche, bei der andern die germanische, bei der dritten die griechische Bildung, aber es gibt keinen Einzigen, bei dem nicht eine Mischung aus allen drei Elementen nachgewiesen werden könnte. Auch Vilmar ist nicht blos Christ, er hat die classische Schule durchgemacht und zeigt mitunter sogar nationale Anwandlungen. Derjenige Dichter, den man den großen Heiden zu nennen pflegt, der mehr als irgend ein anderer auf den Namen eines Griechen Anspruch machen dürfte, hat doch in seinem schönsten griechischen Gedicht, der Iphigenie, die Seele des Weibes mit den Augen angeschaut, die ihm das Christenthum geöffnet hat. Es ist eine völlig ungerechtfertigte Gutmüthigkeit, wenn wir dem böswilligen Vorgeben der sogenannten Rechtgläubigen, die uns vom Christenthum ausschließen möchten, Folge geben. Wir sind keine Griechen, so viel wir auch den Griechen verdanken, sondern Deutsche und Christen, so wenig wir uns auch in der Lage befinden, alle Artikel des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses zu beschwören. Die Sorte, die Vilmar Christen nennt, wird freilich voraussichtlich das Schicksal haben, das ihr Vilmar prophezeit, sie wird sich in ein Zoar oder Pella flüchten d. h. in einen Conventikel oder in eine Sekte, und das Weltgericht wird mit ihr nichts zu thun haben; denn vor sein Forum gehören nur die Lebendigen und Existirenden.

Vilmars Christenthum unterscheidet sich wesentlich von dem Hengstenbergischen. Er sucht das Heil der Welt nicht in der Theologie, sondern im Priesterthum. „Die Geltung, welche die theologische Wissenschaft bisher in der Kirche gehabt hat als letzter Ausläufer der Lehrzeit, muß und wird nicht allein sinken, sondern gänzlich aufhören. In der Zukunft, der wir entgegengehen, ja in der Zeit, in die wir bereits eingetreten sind, gilt nur der Wille und die That, die Kraft der Seele, welche die Kraft des Gebetes ist und die Macht des Amtes, welches des Herrn ist. Von der alten rationalistischen oder rationalisirenden Theologie kann schon jetzt nicht mehr die Rede sein; sie ist bereits der Christenkinder Spott. Aber hüte man sich auch, selbst von der gläubigen Theologie Erfolge zu erwarten. Wer beten kann, wer auf das Amt vertraut und auf die Zukunft des Herrn Christi hofft, der hat Muth, vollen Muth, der hat Thatkraft, Zuversicht, Freudigkeit, — er hat einen unermeßlichen Wirkungskreis und eine überreiche Ernte von Erfolgen." „Damit wir aber nicht mißverstanden werden, so wollen wir ausdrücklich wiederholen, daß die gesammte Lehre der Kirche, wie sie vom heiligen Geist geleitet in den 1800 Jahren zum Erlebniß der Christenwelt geworden ist, in eines jeden Bewußtsein und Ueberzeugung hell und klar stehen müsse, vom apostolischen Symbolum herab bis zur augsburger Confession, wenn die Zukunft uns ein neues Erlebniß gewähren, wenn die Zukunft uns als ihre Kinder anerkennen soll. Alle diese Lehren sind nicht dazu da, als Antiquitäten und Reliquien

im hintersten Kirchenschrein aufbewahrt und nur zu gewissen Zeiten den Neugierigen gezeigt zu werden; sie gehören zum innersten Leben und Beruf der Kirche, und es wird keine Kirche der Zukunft sein ohne eine Kirchenlehre der Vergangenheit, ohne eine Kirche der Geschichte, in welcher der heilige Geist ohne Unterlaß regiert und persönlich gewaltet hat. Zum Maße des vollkommenen Alters unsers Herrn Jesu Christi wird nur der gelangen, welcher mit Seinem Leibe hat wachsen wollen und gewachsen ist durch alle Jahrhunderte."

Wo ist aber für den Suchenden in der protestantischen Kirche der Leitstern, der ihm die „Erlebnisse" des Christenthums deutlich macht?

„In der Welt steht allerdings nichts mehr fest für uns, und der Greuel der Verwüstung scheint sogar weiter zu schreiten, scheint das Leben unsrer Kinder und Kindeskinder noch tiefer zerrütten zu wollen, als er das unsrige zerrüttet hat. Müssen wir aber darum gen Himmel steigen, Christum herabzuholen? Er wird nicht kommen, wenn wir ungeduldig nach ihm rennen und laufen. Er braucht auch gar nicht geholt zu werden, er ist noch da. Er ist noch selbst gegenwärtig in seinem Amte des Worts, des Sacraments und der Zucht, um seine Gemeinde von neuem zu sammeln. Das geistliche Amt, dem allein Wort und Sacrament und Zucht und die Kräfte dieser erlösenden und heiligenden Mittel überwiesen sind, das geistliche Amt allein hat noch göttliches Mandat. Sonst niemand; nicht die Welt, nicht die gläubigen Individuen in den Gemeinden, nicht die Gemeinde, und wäre sie auch eine Gemeinde der Heiligen. Sie wäre selbst dies nicht ohne das geistliche Amt, in welchem die Kraft des Gesetzes und des Evangeliums, die Kraft der Sacramente, die Kraft zu binden und zu lösen liegt." „Der, welcher das Wort des Herrn zu verkündigen, den Leib des Herrn zu spenden und im Namen des Herrn Sünde zu behalten und zu vergeben hat, der Träger des geistlichen Amtes, der Geistliche, welcher mehr ist und sich mehr weiß als einen Prediger, wird nicht zagen noch schwanken, auch als Grundstein und Mittelpunkt der äußern Gestaltung der Kirche sich darzustellen." „Wer den gegenwärtigen Herrn noch bekennt, der bekenne sich jetzt zu seinem noch gegenwärtigen Amt." „Es ist nicht die Rede von dem Geschäft eines Religionslehrers, eines bloßen Predigers, eines bloßen Administranten und Vorlesers von Formeln. Wer sich als bloßen Religionslehrer, Prediger, Verkündiger, und nicht als einen mit der bindenden und lösenden Kraft Christi ausgestatteten Diener Christi betrachtet, der ist kein Mann unsers Bedürfnisses. Wir wollen nicht an den Herrn erinnert sein und nichts von ihm erzählt haben; wir wollen ihn selbst sehen und als Sündenvergeber mit seiner die Todten erweckenden Kraft im innersten Mark unsers Lebens fühlen. So aber bringt ihn uns nur das Amt, welches Er selber eingesetzt hat als Träger seiner

Kraft." „Das geistliche Amt also empfange das Kirchenregiment der evangelischen Kirche; zumal im hessischen Lande, wo es noch unverkümmert dasteht wie vor dreihundert, ja wie vor tausend Jahren." „Ist nun der lebendige Herr Christus lebendig und gegenwärtig in euch und mit euch, die ihr Sein Amt durch Handauflegen auf eure Häupter empfangen habt?" „Die Zeit der Lehre ist abgelaufen; es beginnt die Zeit der That und des Amts."

Wir denken, das ist deutlich. Vielleicht der wichtigste Gegensatz der Reformation gegen den alten Katholicismus ist die Aufhebung der Scheidewand zwischen Priestern und Laien; die Aufhebung des sacramentalen Charakters der erstern: diese Scheidewand soll wieder aufgerichtet werden, wir sind im vollsten Katholicismus.

Es bleibt noch übrig, zu untersuchen, welcher Instinct einen Gebildeten in diese Richtung hineintreiben kann. Einen sehr bedeutenden Fingerzeig finden wir 1. B. S. 91. „Niemand bilde sich ein, daß er ein Volk blos dadurch lenken und regieren könne, daß er es belehrt, ihm vernünftig zuredet und es überzeugt; auf die Dauer wird die Menschheit nur von demjenigen regiert, der ihren Willen zu bewegen und zu binden versteht. Und das geschieht nur auf zweierlei Wegen: durch die Leidenschaft, welche aus der finstern Tiefe des Herzens aufsteigt auf der einen, und durch Gottes Wort auf der andern Seite. Zwischen diesen zwei Dingen hat der, welcher die Menschen lenken will, zu wählen."

Das ist die Lösung des Räthsels: wer die Menschen lenken will und eigne Leidenschaft nicht besitzt, wendet sich an den Fanatismus; er thut dieselben Dienste und ist sicherer; denn es ist ein äußerer Halt für einen in sich selbst nicht sichern Charakter.

Der General von Grumbkow.

Ein Charakterbild aus der Staatengeschichte des vorigen Jahrhunderts.

Nicht leicht wird man in dem ganzen Gebiet der Weltgeschichte einen Zeitraum finden, der ärmer an Aufschwung wäre, als die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Nichts von den weltbewegenden Kämpfen der Reformationszeit klingt hier nach, nichts deutet auf die geistige Sturmflut der

folgenden Jahrzehnte, als höchstens die innere Morschheit und Zerrüttung. Mit Wilhelm von Oranien war der letzte Staatsmann zur Gruft getragen worden, der noch mit umfassendem Blick ein größeres Ziel erstrebte. Seitdem blieb die Politik, wie die Männer, die sie leiteten, klein; selbst der furchtbare spanische Erbfolgekrieg wurde bald zum niedrigen Cabinetskrieg. Andern Staaten Verlegenheiten zu bereiten, sich selbst in undurchdringliches Dunkel zu hüllen, galt den Cabineten als vollendete Staatskunst, und das Rüstzeug dazu bestand in den gewöhnlichen Künsten der Hinterlist, Verstellung und Bestechung. Kein Wunder, daß die politische Wetterfahne so veränderlich war, daß kaum geschlossene Bündnisse im Handumdrehen aufgelöst wurden, um neue entgegengesetzte zu bilden, die kein besseres Schicksal hatten. In den Memoiren von Brandenburg wirft Friedrich II. den Ministern seines Vaters vor, daß sie jenen funfzig und mehr Verträge in seinem Leben hätten schließen lassen, von denen kaum einer oder der andre Folgen gehabt hätte. Aber freilich, wie die Höfe untereinander und gegeneinander intriguirten, so waren auch die einzelnen wieder in sich selbst in Parteien zerrissen, denen der eigne Sieg und Vortheil mehr galt als das Vaterland. Dennoch kann man grade diesen gänzlichen Verfall jeder gesunden Staatspolitik als das Anzeichen einer neuen Erhebung betrachten. Einem kräftigen und ausdauernden Mann — erstehe er, wo er wolle — schien das Glück lächeln zu müssen. Ein wohlthätiger Sturm mußte die Stagnation aufrütteln, die schwere Luft wieder reinigen. Ganz besonders in Preußen zeigten sich die Vorboten einer frischeren Zeit. Ein geregelter Staatshaushalt und Sicherheit der Finanzen sowol, als eine zur lebendigen Maschine abgedrillte Armee gaben dem aufstrebenden Staat das Gefühl der Kraft, und mit ihm das Verlangen nach größerem Einfluß und größerer Wichtigkeit. So mußte eine Vergrößerung an Umfang ein Hauptaugenmerk der preußischen Staatsmänner werden. Friedrich Wilhelms I. Dichten und Trachten war unablässig darauf gerichtet, und wer von den fremden Mächten ihm eine Erweiterung seiner Grenzen versprach, und ihn in seinem Streben darnach zu unterstützen verhieß, der konnte sicher auf ihn rechnen. Fast die ganze damalige Politik Preußens wird hierdurch erklärt, und Friedrichs II. spätere Kriege sind nur die folgerichtigen Ergebnisse der vorhergehenden Periode.

Die Verbindung dieser Begebenheiten ist enger, als man gewöhnlich annimmt. War doch der Günstling Friedrich Wilhelms, der General von Grumbkow, lange Zeit auch der Vertraute des Kronprinzen, auf den er bedeutenden Einfluß besaß. Die Familie derer von Grumbkow ist eines der ältesten Adelsgeschlechter aus Pommern, wo sie im Besitz großer Güter war, die jetzt freilich in andre Hände übergegangen sind. Friedrich Wilhelm von Grumbkow wurde den 4. October 1678 zu Berlin geboren. Sein Großvater war kur-

brandenburgischer Oberst gewesen, während sein Vater, Joachim Ernst von Grumbkow, obwol als Chef der Leibdragoner auch Militär, doch mehr sich zur staatsmännischen und Hofcarriere hinneigte, und eine Reihe von Aemtern bekleidete, unter welchen die eines wirklichen Geh. Staatsministers und Hofmarschalls die ansehnlichsten waren. So fiel die Jugend des Knaben in die Zeit des prunkvollen, verschwenderischen Hofhalts König Friedrichs I., der 1688 als Kurfürst Friedrich III. die Herrschaft antrat. Dem Vater rühmte man Scharfsinn und umfassenden Ueberblick in den Zweigen seiner Verwaltung nach, doch tadelte man an ihm die allzugroße Rücksichtsnahme auf seine Familie. Beides scheint sich, wie wir sehen werden, auf seinen Sohn vererbt zu haben. Dabei war er ein Lebemann, welcher der Aufgabe und der Würde seines Hofamtes wohl gewachsen war. Er starb 1690 auf einer Reise in der Nähe von Wesel an den Folgen eines Trunks, also, wie der boshafte Pöllnitz sagt, gleich dem Soldaten auf dem Schlachtfeld in Ausübung seiner Pflicht.

Jugendeindrücke sind immer entscheidend für das ganze Leben, und der junge Grumbkow konnte sich dem Einfluß der Sphäre, in der er lebte, nicht entziehen. Der französische Hof galt bekanntlich damals in Berlin für das Ideal, das man oft bis in das Kleinlichste nachäffte, und nichts fehlte in dieser kleinen Copie, als der französische Esprit. Ihn zu erlangen, ging mancher junge Herr nach Frankreich, gleichsam auf die hohe Schule, und so wurde auch der junge Grumbkow nach dem jähen Tod seines Vaters zur ferneren Ausbildung nach Frankreich geschickt. Die pommersche Natur war freilich viel zu zäh und derb, als daß sie dem französischen Einfluß so ganz erlegen wäre. Nur der leichte Firniß gewandten Benehmens und einer gewissen Bildung, so wie die leichtfertigen Lehren der französischen Jugend blieben bei dem Junker haften. Er brachte indessen gute Zeugnisse mit nach Hause, hatte jedenfalls die Welt gesehen und seinen Witz im Umgang mit den Franzosen geschärft. Bei seiner Rückkehr ernannte ihn König Friedrich zum Kammerjunker und gab ihm eine Compagnie. So trat er wieder in das geräuschvolle Leben zurück, das er schon in seiner Jugend hatte kennen lernen. Grumbkow hatte gewiß viele Gönner und stand auch hoch in seines Fürsten Gunst, denn er rückte rasch bis zum Brigadier vor. Als solchen finden wir ihn im Feldzug in den Niederlanden, bei der Belagerung von Tournay und der Schlacht bei Malplaquet, wo sich überall die preußischen Truppen durch ihre ungestüme Tapferkeit auszeichneten. Diesen letzten Ruhm hat man Grumbkow ganz absprechen wollen; doch stammen die betreffenden Angaben hauptsächlich aus den Erzählungen der Markgräfin von Baireuth, die in ihrem Haß gegen ihn jede Verleumdung glaubte und noch vergrößerte. Weiß sie doch selbst von einem Graben zu erzählen, in dem er sich während der Schlacht geborgen

habe. Auch Pöllnitz wirft in seinen Memoiren mehrmals spöttische Seitenblicke auf Grumbkows Muth. Dennoch darf man wol nicht zu viel Gewicht darauf legen.

Grumbkow war kein militärisches Genie und noch viel weniger ein Haudegen, wie Leopold von Dessau, „der alte Schnurrbart", und seine Feinde mögen deshalb gern solche Gerüchte verbreitet haben. In dem flandrischen Feldzug des Jahres 1709 war er häufig in Gesellschaft mit dem Prinzen Eugen und Marlborough, die gewiß einen Feigling nicht um sich geduldet hätten. Die Ehre solchen Umgangs hatten dem noch jungen Offizier seine schon früher bei Hof bewiesene Feinheit und diplomatische Fertigkeit erworben; denn er war als Militärbevollmächtigter des Königs den beiden Feldherrn beigeordnet, und als solcher oft genug in einer schwierigen Stellung. Wichtiger für Preußen als die Kriegserfolge, wurden die Bekanntschaften und freundschaftlichen Verhältnisse, die sich hier entspannen. Nicht nur, daß Grumbkow mit den östreichischen Generalen, dem Prinzen Eugen und dem Grafen Seckendorff genauer bekannt, mit letzterem, einer verwandten Natur, wol schon damals vertraut wurde, auch der preußische Kronprinz, Friedrich Wilhelm, der an dem Feldzug als Freiwilliger Theil nahm, schloß sich eng an diesen Kreis an, und Grumbkows späterer Einfluß datirt von dieser Zeit her.

Der Prinz stand in Opposition gegen den Luxus seines Vaters, liebte aber ein heitres Sichgehenlassen bei der Tafel. Beides konnte der schlaue Grumbkow benutzen, um sich in die Gunst des zukünftigen Herrschers einzuschmeicheln. Einladungen zu Gastmahlen erfolgten häufig im Lager, und der Kronprinz und die Feldherren erwiesen Grumbkow mehrmals die Ehre solchen Besuchs, bei welchen Gelegenheiten dessen Witz und sprudelnde Laune sich genugsam geltend und angenehm machte.

Grumbkow hatte sich nicht verrechnet. Kaum war Friedrich I. 1713 gestorben, als er von Friedrich Wilhelm zum Generallieutenant und Staatsminister ernannt wurde. Bei den großen Reformen und Veränderungen, die den Thronwechsel begleiteten, war er mit der bedeutendste Rathgeber, und diese Stelle behauptete er auch bis zu seinem Tod, wobei er alle möglichen Intriguen und niedrigen Künste anwandte. Von nun an bewegte er sich in den diplomatischen und Hofkreisen, in denen er sich am meisten heimisch fühlte. Bald genug wurde er auch in die ärgerlichen Streitigkeiten derselben verwickelt. Schon zur Zeit Friedrichs I. hatten die Schweden im Krieg gegen Rußland und Polen, die preußische Neutralität nicht achtend, die brandenburger Grenzen offen verletzt. Karl XII. weilte in der Türkei, während seine Länder immer mehr bedroht wurden. Die eignen Besitzungen vor solchen Wirren zu schützen, schloß Friedrich Wilhelm 1713 den bekannten Vertrag mit den Schweden, wonach er im Verein mit dem Administrator von

Holstein-Gottorp Stettin und Vorpommern bis zum Friedensschluß unter Sequester nehmen und jede Streitigkeit verhindern wollte. Die Kosten übernahmen beide Fürsten, Friedrich Wilhelm legte sie aber ganz vor. Zar Peter und König August von Polen genehmigten diese Auskunft, ja sie hatten dieselbe durch Grumbkows Einfluß, wie man erzählte, selbst veranstaltet. Als aber die Holsteiner später ihren Theil an der Schuld nicht bezahlen konnten, ließ Friedrich Wilhelm ihre Truppen in Stettin durch einen Handstreich entwaffnen, und setzte sich in alleinigen Besitz der Stadt. Darüber beschwerte sich der holsteinsche Gesandte, Baron von Görz, sehr heftig. Er ging so weit, in seiner Erbitterung dem Grafen Dohna zu erzählen, wie er von Grumbkow schmählich verrathen worden sei, dem er doch 4000 Thaler gegeben habe, um ihn zu Gunsten Schwedens und Holsteins zu stimmen. Graf Dohna benutzte die Gelegenheit und theilte dem König diese Entdeckung mit. Aber Grumbkow stand zu fest. Er betheuerte dem König seine Treue und Unbestechlichkeit, und sandte sowol an Dohna als an Görz eine Ausforderung. Mit ersterem wurde der Streit auf dem Kampfplatz beigelegt, hauptsächlich durch Grumbkows Secundanten. Görz aber erklärte höhnisch, es sei zu hart, Freund und Geld zugleich zu verlieren. Er würde sich also erst schießen, wenn ihm Herr von Grumbkow sein Geld zurückgegeben hätte. So zerschlug sich natürlich die Sache, zumal Görz bald darauf nach Schweden abging. Als dann Karl XII. noch 1714 zurückkehrte, und sich der Krieg entspann, weil Friedrich Wilhelm Stettin nur gegen Erstattung seiner Kosten zurückgeben wollte, mußte auch Grumbkow noch einmal sein Regiment in das Feld führen. Er nahm mit dem König lebhaften Antheil an der Belagerung von Stralsund. Bei der kühnen Erstürmung der schwedischen Werke auf der Insel Rügen war die Brigade Grumbkow mit betheiligt und stand im ersten Treffen.

Auch Graf Seckendorff fand sich wieder ein. Er hatte vom Kaiser die Erlaubniß erhalten, einstweilen unter fremden Fahnen zu dienen und führte ein sächsisches Hilfscorps dem König vor Stralsund zu. Hatte er schon früher in lebhaftem Verkehr mit Grumbkow gestanden, so befestigte das enge Lagerleben dieses Verhältniß der Freundschaft und Vertraulichkeit natürlich noch mehr. Nach der Eroberung der Festung ging der König nach Berlin zurück und Grumbkow begleitete ihn. Damit schloß dessen, so wie Friedrich Wilhelms, kriegerische Laufbahn. Zwar folgte der General dem letztern immer auf die Paraden und Revüen und zu den Lagern, aber an eigentlichen Kriegsoperationen haben sie beide keinen Antheil mehr genommen.

Die nun folgenden Jahre des Friedens geben ein sehr unerquickliches Bild der Ränke und Pfiffe am berliner Hof, in denen sich die feindlichen Parteien einander überboten, in denen aber dem alten Dessauer und Grumb-

kow der endliche völlige Sieg verblieb. Friedrich Wilhelm war ein Charakter von der merkwürdigsten Mischung, der darum die verschiedensten Beurtheilungen erfahren hat. Ein Autokrat im vollsten Sinn, aber immer für das Wohl des Landes thätig, heftig bis zum völligen Vergessen seiner selbst, und doch im entscheidenden Augenblick schwankend und unentschlossen; gewaltthätig bis zum eigenmächtigen Umändern der gerichtlichen Urtheilssprüche, doch nur durch ein starkes Rechtsgefühl zu solchen Befehlen angetrieben; mißtrauisch und argwöhnisch und dabei von hingebendem Glauben und offner Gutmüthigkeit gegen die, die er für seine Freunde hielt; roh, und doch der Bildung die Wege anbahnend, — so erscheint er als ein schwer verständliches Bild aus der Uebergangsperiode vom Mittelalter in die neue Zeit. Mit der ganzen Anlage seines Willens, und dem ehrenfesten, nicht weiter grübelnden christlichen Glauben gehört er in die frühere, mit seinen Thaten, seiner vortrefflichen Verwaltung und seiner Vorliebe für die Soldaten in die neue Zeit. Trotz seines scharfen Blicks in die Einzelheiten war er in der sogenannten großen Politik doch völlig unbewandert und unsicher. Friedrich Wilhelm glich hierin einem soliden Bürger, der für seinen Hausstand trefflich zu sorgen weiß, und sich für die praktischen, kleinen Interessen gar sehr auf seinen Vortheil versteht, außerhalb seiner vier Wände aber gänzlich rathlos erscheint. Aufbrausend im Zorn, ließ er sich in dem ersten Augenblick oft von seiner Laune hinreißen; wer ihn aber, wie Grumbkow, kannte, und ihn wieder ruhig werden ließ, setzte dann gewöhnlich seine Absicht durch, wenn er sie mit gefälligen Gründen vorbrachte. Grade bei einer solchen Natur ist den Intriguen freier Spielraum gelassen. Um die Herrschaft zu erringen und zu behalten, verbanden sich zwei Männer, von ganz verschiednem Charakter, aber in ihrem Streben nach Herrschaft sich gleich, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau und Grumbkow. Leopold war nur Soldat, Grumbkow nur Höfling und Staatsmann, und ein jeder wollte nur in seiner Sphäre das Scepter führen. So standen sie sich nicht im Wege, und ihrer vereinten Macht war niemand gewachsen, selbst nicht die Königin, die sich höchstens durch kleine persönliche Beleidigungen rächen konnte.

Es ist nicht unsere Absicht in die Details einzugehn, und zu zeigen, auf welche Art der Kampf geführt wurde, er war schmählich genug. Der alte Dessauer besonders hatte hochstrebende Gedanken. Er wollte die älteste Prinzessin seinem Neffen, dem Markgrafen von Schwedt, vermählen, und diesem dadurch den preußischen Thron sichern, im Fall der schwächliche Kronprinz Friedrich vor der Zeit sterben sollte. Die Geburt späterer königlicher Prinzen ließ Leopold von diesem Plan absehn, aber die Königin bewahrte ihm seit jener Zeit einen tiefen Groll. Das einfältige Gerücht, daß Anhalt und Grumbkow sich verschworen hätten, den König und den Kronprinzen bei einer

Theatervorstellung ermorden zu lassen, beweist, welche Mittel man damals zum Sturz der Gegner anwandte. Der König kannte zum Theil diese Gerüchte, legte aber kein Gewicht darauf, und die beiden Alliirten behielten ihren vollen Einfluß. Erst als 1717 der Same des Argwohns durch den Betrüger Clement in ihm groß gezogen wurde, schien ihre Herrschaft geendigt. Die Geschichte ist zu bekannt, als daß wir sie hier anders denn andeutend behandeln dürfen. Von 1717—1720 hielt Clement den König umgarnt und peinigte und quälte ihn durch gefälschte Briefe. Der Monarch verlor allen Glauben und alle Ruhe, als er von den finstern Plänen las, wie man ihn in Wusterhausen überfallen und gefangen nehmen wolle, und wie tief Leopold von Dessau und Grumbkow in dieses Complot verwickelt seien, das in Wien und in Dresden seinen Ursprung habe. Mitten in diesen Gemüthsbewegungen wurde er 1718 auf einer Inspectionsreise in Brandenburg gefährlich krank, und bestimmte unter dem Eindruck jener Entdeckungen in einem Testament die Königin zur alleinigen Regentin mit völligem Ausschluß des Fürsten von Dessau, der nicht einmal, so wenig wie Grumbkow, an das Krankenlager vorgelassen wurde. Die Königin gönnte sich den niedern Triumph, ihre beiden Gegner selbst mit Hohn aus dem Vorzimmer wegzuweisen. Hinter den Grund der Ungnade zu kommen, war für diese jetzt eine Lebensfrage. Der König wurde wieder gesund, und es gelang Leopold, der in dieser Sache am meisten betheiligt war, und auch den Hauptkampf führte, den König endlich zur offenen Mittheilung über die Ursache seiner Gemüthsstimmung zu bringen. Clements Betrügereien zu enthüllen, war schwer, und die Untersuchung, an der der König den lebhaftesten Antheil nahm, zog sich lang hin. Endlich aber legte Clement ein offenes Geständniß ab, und Leopold wie Grumbkow standen nicht blos gerechtfertigt, sondern fester als zuvor da. Die rücksichtslosen Sieger benutzten ihren Erfolg, eine Menge ihrer Gegner mit in den Proceß zu verwickeln, sie zu stürzen und in Spandau bereuen zu lassen, mit ihnen um die Herrschaft gekämpft zu haben. Selbst Frau von Blaspiel, die Vertraute der Königin, wurde auf die Festung geschickt, und eine Zeit lang auf das härteste behandelt. Die Freude Leopolds zeigte sich bei dem Unglück dieser Frau in der gemeinsten Art. Ueberhaupt sieht man hier, wie viel Leopold von Dessau zum großen Mann fehlte. Er war ein guter General und ein vorzüglicher Soldat, aber die wahre Größe verlangt mehr. Sie verträgt wol Rauhheit und Wildheit, nimmermehr aber Gemeinheit. Solch mächtige Günstlinge zu gewinnen, sparten die fremden Höfe keine Mittel. Grumbkow erhielt um jene Zeit den russischen Andreas- und den polnischen weißen Adlerorden, beide Ehrenzeichen wahrscheinlich auch mit klingenderen Beweisen der Huld begleitet. Indessen lag die Stärke der beiden Männer nicht nur in der Kunst ihrer Intriguen, sondern auch in ihrer Fä-

bigkeit. Vor allem galt der Fürst von Dessau als ein Orakel in der Kriegskunst; seine Verbesserungen in der Bewaffnung, der Taktik, der Manövrirfähigkeit sind anerkannt, und es war niemand in Preußen, der ihm in seinem Fach gleich gekommen wäre. Ebenso geeignet war Grumbkow für die Verwaltung. Er war hierbei des Königs beste Hilfe. Zehn Jahre lang machte sich Friedrich Wilhem erst mit dem Zustand seines Landes bekannt, ehe er es unternahm, eine neue Ordnung in dem Staatshaushalt einzuführen. In dem neuen General-Finanz- und Domänendirectorium nahm Grumbkow die erste Stelle ein und gab in allen wichtigen Fällen maßgebenden Rath. Für dieses Colleg wurde, zum großen Theil von des Königs eigner Hand, eine Instruction ausgefertigt, die von dem sorgsamen Sinn des hohen Herrn das beste Zeugniß ablegt und so sehr in das Einzelne eingeht, daß selbst die Aufsicht über die nöthige Anlage von Mistpfützen in den Bauerhöfen nicht vergessen ist; wie denn auch dem Directorium darin vorgeschrieben wird, auf den Domänen einen tüchtigen Butterhandel anzufangen. Ein Einfluß, der sich auf solchen Grund stützt, ist immer schwer zu brechen, selbst wenn er sich sonst schwere Uebergriffe erlaubt. Darum blieben beide selbst dann in Macht und Ansehn, als sich ihr Bund lockerte und sie endlich sogar in offne Feindschaft geriethen. Grumbkow besaß nicht die Energie des Charakters, einen Feind bis zum Tod zu verfolgen; seine schlaue Besonnenheit zeigte es ihm als vortheilhafter, wenn er die einmal Gedemüthigten wieder etwas erheben und sich so ihren Dank verdienen könnte. Wir werden diesen Charakterzug noch öfter, besonders in seinem Verhältniß zum Kronprinzen antreffen. So schloß er sich bald etwas näher an die Königin an, und als die Fragen auswärtiger Politik um das Jahr 1724 mehr in den Vordergrund traten, war Grumbkow ganz von der Königin gewonnen und auf englischer Seite. Leopold von Anhalt blieb seinem Leben und seinen Grundsätzen getreu; er hatte im Verein mit den kaiserlichen Adlern, im Interesse des kaiserlichen Hauses und unter dem kaiserlichen Feldherrn, dem Prinzen Eugen, seine schönsten Siege errungen, war vom kaiserlichen Hof geehrt und geschätzt worden; er mußte die östreichische Sache vertheidigen und somit war der Zwiespalt zwischen den beiden Günstlingen offen. Bald genug sollte er sich offenbaren. Friedrich Wilhelm, von dem kaiserlichen Hof sehr gereizt, und von seiner Gemahlin dazu angetrieben, schloß zu Herrenhausen mit England und Frankreich eine Allianz, die direct gegen Oestreich gerichtet war, und die, wenn sie auch ohne praktische Folgen blieb, doch für das Verhältniß einzelner Fürsten zum Reich höchst charakteristisch ist. Leopold von Anhalt wüthete und schalt laut auf Grumbkow, der sich von England habe bestechen lassen. Der letztere blieb nichts schuldig, sondern erging sich in den beißendsten Stichelreden, die den Marschall so aufbrachten, daß eine Ausforderung auf Leben und Tod die

Folge war. Auf dem bestimmten Kampfplatz zog Grumbkow indessen nur den Degen, um Seine Durchlaucht um Beilegung des Streits zu bitten. Die Durchlaucht aber warf ihm einen verächtlichen Blick zu und wandte ihm den Rücken. Die Sache machte den größten Lärm, und der König, der anfangs dem Handel seinen Lauf lassen wollte, berief endlich ein Ehrengericht von zweiundzwanzig Generalen. Dieses Tribunal erklärte das Benehmen des Generals von Grumbkow für völlig ehrenhaft, und nach langem Sträuben mußte sich der Fürst von Dessau zu einer Abbitte verstehn. Dennoch konnte ihm Grumbkow die Beleidigung nie vergessen. In Herrenhausen hatte man auch eine Doppelheirath zwischen der preußischen und englischen Familie in Aussicht genommen. Beide Verabredungen, der Vertrag und die Heirath, sollten aber geheim gehalten werden. Dennoch war der erstere kaum geschlossen, als der wiener Hof schon Nachricht davon hatte, — so gut war er bedient. Der Graf Seckendorff hatte schon früher als Spion gedient, stand noch immer mit Friedrich Wilhelm in Briefwechsel, kam öfters nach Berlin zum Besuch und lieferte stets genaue Berichte nach Wien. Auf ihn, der die sächsischen Dienste verlassen hatte, und auf seinem Gut Meuselwitz in Thüringen wohnte, fiel daher der Blick des Prinzen Eugen als den richtigen Mann, das Nähere zu erkunden.

Seckendorff war ein stolzer Diplomat, kalt und herzlos, der alles seinen politischen Zwecken nachsetzte; ohne Verständniß einer höhern Regung, besaß er die tiefste Kenntniß der schlechten Seiten des menschlichen Charakters, die er sich auf die feinste Weise dienstbar zu machen wußte. Sehr bald war er im Stand, den Hauptinhalt des herrenhäuser Bündnisses nach Wien zu berichten, denn er hatte auch in Hannover seine guten Freunde. Er schrieb, es drehe sich hauptsächlich um Jülich und Berg, auf das Preußen Anspruch machte, und wenn diese Frage auch im eigentlichen Vertrag nicht erwähnt war, so hatte der Graf doch Recht, so weit es Preußen anging. Denn nur in dieser Hinsicht hatte sich Friedrich Wilhelm gewinnen lassen.

Das Genauere zu erfahren, begab sich Seckendorff selbst nach Hannover, wo die Könige aufs neue eine Zusammenkunft hatten. Der schlaue Graf schützte seine Bewerbung um die Reichsfeldzeugmeisterstelle als Grund seiner Aufwartung am kurfürstlichen Hofe vor, und erhielt auch die gütigsten Zusicherungen. Insgeheim gelang es ihm, durch Schmeichelei, Vertraulichkeit und Bestechung das ganze Gewebe zu durchschauen. In ausführlichen Berichten schrieb er an den Prinzen Eugen, und ging dann mit dem König Friedrich Wilhelm nach Berlin, wo er, dem Anschein nach als Privatmann lebend, sogleich die besten Anstalten traf, den König vom neugeschlossenen Bündniß abzuziehn.

Mit dem scharfen Blick eines kalten Politikers fing er seine Operationen

von der richtigen Seite an, er gewann sich Grumbkow, was ihm, der schon vom Feld mit ihm bekannt war, gewiß nicht schwer fiel. Der König selbst kam ihm entgegen, er fühlte sich von England getäuscht, das ihn zum Einfall in Schlesien hätte bereden, und ihn dadurch nur unheilbar mit dem Kaiser hätte veruneinigen wollen. Außerdem zögerte es mit der Zustimmung zu den Heirathen und hatte preußische Werbeübergriffe nicht geduldet. Grumbkow schürte und der König erging sich in den feurigsten Betheuerungen seiner Treue gegen den Kaiser.

Es war das Gefühl der falschen politischen Stellung und der Isolirung trotz aller Bündnisse, was ihn so schnell wieder zu Oestreich trieb. Denn der Standpunkt Friedrich Wilhelms I. war noch durchaus der eines Reichsfürsten seinem Kaiser gegenüber, und die preußischen Minister und Generale sahen alle noch mit ehrfurchtsvoller Scheu nach Wien. Wenn Friedrich der Große später mit kühnem Griff die Größe seines Landes dadurch erreichte, daß er sich in directe Opposition gegen Oestreich und das angestammte Kaiserhaus setzte, so finden wir von Friedrich Wilhelm an bis herab zu seinem niedersten Beamten die Idee vorwalten, daß nur der innigste Anschluß an Wien zum dauernden Glück ausschlagen könne. Das Gefühl der Selbstständigkeit war überhaupt in Preußen noch nicht so rege, und Worte, wie sie Grumbkow später einmal dem Baron von Seckendorff gegenüber äußerte, Preußen müsse sich immer von einem andern Staat leiten lassen, enthielten keine vereinzelte Anschauungsweise. So ward es für Seckendorff nicht schwer, den König ganz zu gewinnen. Der Entwurf des viel besprochenen Vertrags zu Wusterhausen war sein Werk. Dem König wurden darin die guten Dienste des Kaisers zugesichert, um ihm die Erbfolge in Jülich und Berg zu verschaffen, und dafür ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen. Binnen sechs Monaten sollte die jülich-bergsche Erbfolge regulirt sein, widrigenfalls der Vertrag keine Giltigkeit bekommen sollte. Das Ausführliche darüber bietet Försters „Friedrich Wilhelm I.“. Für unsern Zweck genügt es, daß der östreichische Hof nicht im mindesten an die Erfüllung seines Versprechens dachte, sondern zu gleicher Zeit der pfälzer Linie die nämliche Zusicherung gab. Freilich schickte Eugen die wärmsten Versprechungen nach Berlin; doch arbeitete man heimlich gegen den König, und suchte, da man es im Großen nicht konnte, ihn im Kleinen zu ärgern. Seckendorff kannte den König und war mit Grumbkow einverstanden, daß man dem Wunsch des Königs diesmal Genüge leisten müsse. Er schrieb dringend nach Wien, wenn man den König jetzt täusche, werde man ihn für immer zum Feind haben. Aber man verstand es dort nicht, durch eine freie Politik den preußischen Fürsten und dessen Sohn für immer an sich zu fesseln. Man wollte ihn beim Bündniß fest-

halten und ihm doch nichts gewähren. Es war eine harte Aufgabe für Seckendorff und Grumbkow, den König bei Laune und im Vertrauen zu erhalten. Grumbkow bekam von Wien einen jährlichen Gehalt von tausend Ducaten, und erwies sich dafür als die beste Stütze.

Schmählicher ist noch kein Fürst betrogen worden, als Friedrich Wilhelm in jener Zeit. Um den Entwurf des wusterhauser Vertrags vergessen zu machen, schloß Seckendorff 1728 den sogenannten geheimen berliner Vertrag mit ihm, der in Betreff Jülich-Bergs so gut wie nichts versprach. Aber der König war doch damit an den Kaiser gebunden und um ihn noch fester zu gewinnen, wollte man sich des königlichen Hauses auch durch Heirath versichern. Zu dem Ende mußte der Haß Friedrich Wilhelms gegen seinen Schwager Georg von England verstärkt werden, damit die Heirath mit der braunschweigischen Familie, aus der die Kaiserin stammte, ins Werk gesetzt werden konnte. So geschah es. Es ist kaum glaublich, und doch unzweifelhaft erwiesen, daß der preußische Resident in London, von Reichenbach, Jahrelang sechshundert Thaler von Wien bezog, um die Feindschaft zwischen seinem und dem englischen Hof zu vergrößern, so daß 1731 der Prinz Eugen ihm wegen besonderer Zufriedenheit des Kaisers mit seinen Diensten eine Pension von zwölfhundert Thalern zusicherte, im Fall die Umstände es erforderten. Die schmähliche Politik gelang nur zu gut. Zwietracht und Zerstörung zog in die königliche Familie ein, und grade die Männer, bei denen der König, der fast bis zum Wahnsinn gereizt war, Trost suchte, waren es, die ihn kalten Bluts in diese Lage immer tiefer verwickelten. Grumbkow war der Vertraute des Königs, dem er die geheimste Correspondenz besorgte. Alle seine Briefe gingen zuerst durch Seckendorffs Hände, und kein Wort des Königs blieb unverrathen.

Kein Wunder, daß man endlich siegte. Der persönliche Einfluß, den die beiden Männer übten, triumphirte über alle Gegenanstalten der Königin. Seckendorff heuchelte Offenherzigkeit und treue Ergebenheit und war mit Rathschlägen bei der Hand. Vergebens legte der englische Gesandte einige Briefe Grumbkows an Reichenbach vor, in denen auf die unehrerbietigste Weise vom König selbst die Rede war, — Seckendorff brauchte nur an den Betrug Clements zu erinnern, und die Briefe wurden verbrannt. Ueberhaupt sagte, abgesehn von Grumbkows Geschicklichkeit in der Verwaltung, dessen ganze Persönlichkeit dem derben Sinn des Königs sehr zu. Sein Witz, sein kecker Humor, sein Freimuth gaben ihm solch festen Boden. In dem Tabakscollegium war er einer der Lautesten, der Unterhaltendsten, der auch Gemeinheiten nicht scheute, se inen König zu vergnügen.

Zur Zeit, da der König mit am heftigsten erregt war, und eine seiner wildesten Schimpfrede n im Tabakscolleg loslassen wollte, unterbrach ihn Grumb-

kow, indem er plötzlich einen Brummkreisel auf dem Tisch losließ, der schnurrend umherfuhr und die Gläser umwarf und zerbrach. Der König ließ sich diese derbe Zurechtweisung gefallen. Es ist hierbei schwer, die Grenze zwischen vertrautem Günstling und frechem Spaßmacher zu ziehen. Fand doch auch Seckendorff für nöthig, vom Kaiser eine Ehrenbezeugung für den gelehrten Hofnarren Gundling zu erbitten.

Noch höher stieg der östreichische Einfluß, als der Kronprinz durch seinen unseligen Fluchtversuch den König noch mehr gegen England anreizte, und die englische Partei am berliner Hof ganz darniederlag. Jetzt war es Zeit, den Haupttrumpf auszuspielen. Bisher hatte Grumbkow den Prinzen gedrückt und verfolgt, denn er hatte ihm im Wege gestanden. Nun mußte er nach unserer obigen Andeutung seines Charakters, dem Gestürzten aufhelfen. Nur höchst ungern war er Mitglied der Untersuchungscommission, und gegen die Folgen in der späteren Zukunft suchte er sich durch eine Verwahrung zu schützen, die er zu Protokoll gab. Er ertrug bei der Untersuchung geduldig den anfänglichen Hohn Friedrichs, zeigte sich streng, rieth aber dem König zur Gnade und dem Prinzen zur Unterwerfung. Seckendorff ließ den Kaiser auf das angelegentlichste sich verwenden und theilte dem König in einem ausführlichen Brief seine Meinung über die Maßregeln mit, die man gegen den Kronprinzen ergreifen müsse. Friedrich Wilhelm befolgte genau Seckendorffs Rath; er schrieb dem Prinzen, daß er ihn aus Rücksicht für den Kaiser begnadige, und befahl ihm, einen demüthigen Danksagebrief nach Wien zu schreiben. Das geschah, und als Friedrich wieder freier wurde, bekam er jährliche Summen durch Seckendorff vom Kaiser, um durch Tilgung seiner heimlichen Schulden das gute Einvernehmen mit dem König zu erhalten, wie man sagte, — genauer, um den künftigen König ebenso lenken zu können, wie den jetzigen. Fordert doch Prinz Eugen den Grafen Seckendorff auf, in des Kronprinzen „Passiones" einzugehn, damit er ihn um so sicherer fessele. Aber fast war die Politik zu fein; Friedrich durchschaute sie und die aufgedrungne Dankbarkeit mußte ihn grade mit den entgegengesetzten Empfindungen erfüllen.

Der Fürst Leopold von Dessau hielt sich von allen diesen Umtrieben ziemlich fern. Obgleich im Herzen kaiserlich, mochte er mit Grumbkow nicht zusammenarbeiten, zumal er doch bei mehren Gelegenheiten von dem Kaiser empfindlich gekränkt worden war. Um so inniger hielten die beiden Verbündeten zusammen, und das Zugeständniß Englands, es wolle in die Heirath willigen, wenn man Grumbkow entlasse, stellte diesen nur um so fester. Die Verlobung des Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern ward den 10. März 1732 officiell verkündigt. Grumbkow, der seit

den Tagen von Küstrin in geheimem Briefwechsel mit Friedrich stand, suchte diesem die Aussicht auf die zukünftige Heirath so angenehm wie möglich zu machen; nicht durch übertriebene Lobpreisungen, sondern durch prosaische Darstellung ihrer Annehmlichkeiten, ihrer Fehler und der noch zu hoffenden Entwicklung. In seiner Ergebenheit und Dankbarkeit wünschte Friedrich Wilhelm eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser. Aber mit allen möglichen Gründen suchte man diesen Plan von Wien aus zu hintertreiben. Die dortigen Herren des Hofamts befürchteten eine Verletzung der dem Kaiser schuldigen Würde und Etikette, und erachteten besonders einen Händedruck zwischen beiden Monarchen für höchst unpassend. Dennoch ließ sich Friedrich Wilhelm nicht abweisen. Grumbkow begleitete ihn, eilte ihm in Böhmen voraus und meldete ihn an. Bei der Trennung erhielt er, so wie der General Borck, ein anderer Günstling des Königs, des Kaisers Bildniß mit Brillianten, im Werth von sechstausend Thalern, gewiß auch nicht blos für schon geleistete Dienste. Denn man gedachte sie bald noch mehr als bisher zu benutzen.

War die wiener Politik bisher nur eine kalte und hinterlistige, so steigerten jetzt die glücklichen Erfolge die Sicherheit der kaiserlichen Minister bis zu höhnischem Uebermuth. In dem unbeständigen Strom damaliger Politik hatten sich England und Oestreich wieder genähert, und man hielt nun in Wien eine Heirath des preußischen Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin für vortheilhafter und den König mehr an das kaiserliche Bündniß fesselnd. Demnach erhielt Seckendorff gegen Ende 1732 vom Prinzen Eugen die Weisung, dem König eine Aenderung in dieser Art vorzuschlagen. Grumbkow erschrak über die thörichten Befehle; zum ersten Mal verweigerte er die Mitwirkung, wenn er auch alles thun wolle, den König bei guter Laune zu erhalten. Aber er riskire alles, wenn er mit solchem Vorschlag käme. Seckendorff schickte seine Einwände nach Wien, allein die gemessensten Befehle nöthigten ihn zum Vorgehen. Wie er vorausgesehen, ward der König wüthend, daß man ihm einen Wortbruch zumuthe und einen Schurken aus ihm machen wolle. Grumbkow berichtete genau über die heftigen Scenen im Tabakscolleg und verlor ganz den Muth. Von neuem erhob die Partei der Königin ihr Haupt, um wenigstens, da an eine englische Heirath nicht zu denken war, Grumbkow und Seckendorff zu stürzen. Es war nahe daran, aber Seckendorff behielt den Kopf oben. Er erlangte durch seinen Freund eine nochmalige Audienz, in welcher er sich noch glücklich aus der Gefahr ziehn und dem König vorstellen konnte, wie er ganz unschuldig an jenen Vorschlägen wäre, die ihm von Wien aus anbefohlen worden seien, und daß der Kaiser dabei nur das Wohl Seiner preußischen Majestät im Auge gehabt habe. Der König wurde milder, und Grumbkow that das Uebrige. In jener Zeit aber war es, daß der letztere von Wien vierzigtausend Gulden als

geheimes Geschenk mit dem Versprechen erhielt, daß er im Fall der Noth eine sichere Zufluchtsstätte in Oestreich finden solle.

Aber noch war man in Wien nicht zufrieden. Selbst am Tag der Hochzeit, im Juni 1733, mußte Seckendorff sein Ansinnen wiederholen. Diesmal entledigte er sich aber seines Auftrags so fein und klug, daß der König wenigstens nicht dergestalt erbost wurde. Aber das Zutrauen und die Freundschaft zum Kaiser war dahin, zumal er immer klarer erkannte, daß man ihn in Bezug auf Jülich-Berg getäuscht habe.

Grumbkows Stellung war zu jener Zeit höchst schwierig und unbequem. Er mußte Front nach drei Seiten machen, um sich zu schützen. Er war des Königs Günstling und Freund, ein Vertrauter des Kronprinzen, und der gehorsame Diener des Kaisers, dem er die beiden ersten verrieth. Besonders das Verhältniß zu Friedrich ist merkwürdig genug, und für dessen spätere Entwicklung von Bedeutung geworden. Vor der Flucht hatten sich Grumbkow und der Kronprinz feindselig einander gegenübergestanden. Gewiß war die politische Stellung das Hauptmotiv dazu; denn Friedrich mußte in ihm und Seckendorff die Unheilstifter erkennen. Doch war auch die Antipathie der Naturen groß genug, und die französische Bildung beider himmelweit verschieden, die ohnehin bei Grumbkow nicht viel haften geblieben war. Das feine Wesen des jungen Prinzen, dessen Vorliebe für die Wissenschaft behagte dem General gewiß nicht, der derb in seinen Aeußerungen, und auf den Gehorsam sehend, als ein Hauptmitglied des Tabakscollegs sich von der Verachtung und dem Spott hauptsächlich getroffen fand. Aber die Katastrophe des Jahres 1730 veränderte viel. Grumbkows Politik zeigte ihm den versöhnlichen Weg als den besten, durch Zureden und klares Auseinandersetzen der Verhältnisse bewog er Friedrich zum Nachgeben. Dieser dagegen wurde fester in seinem Charakter, in seinem Benehmen männlicher, er wurde mehr Soldat und bekümmerte sich um die Verwaltung. Das waren Anknüpfungspunkte, die Grumbkow zu benutzen wußte. Indem er ihm Rathschläge gab, wie er sich dem König gegenüber benehmen sollte, meldete er ihm dessen Gesinnungen, verschaffte ihm heimlich große Rekruten oder das Geld dazu und unterstützte ihn hinter dem Rücken des Königs in seinen Arbeiten in dem Verwaltungs- und Finanzwesen des ihm zugewiesenen Bezirks. Dazu kam noch die Vorliebe beider für die Freuden des Mahls, für Witz und Satire, so daß der junge Prinz bald seine Zurückhaltung mehr fahren ließ. Grumbkow wurde allmälig auch wärmer. Zwar ließ er sich, besonders anfangs aus Küstrin, von des Prinzen Umgebung noch besondere Berichte erstatten, als dieser aber geheirathet hatte, bildete sich das gezwungene und unwahre Verhältniß allmälig zu einem angenehmen Briefverkehr aus. Immer jedoch blieb Grumbkows Hauptabsicht auf den künftigen Einfluß gerichtet, und alle Freundschaft

hinderte ihn nicht, den Hofstaat des neuvermählten Paares ganz aus seinen Creaturen zu bilden, und die einflußreichsten, so die Oberhofmeisterin Frau von Katsch, dem östreichischen Sold zu empfehlen.

So lange Seckendorff in Berlin war, was bis zum polnischen Successionskrieg 1734 währte, zeigte ihm Grumbkow getreulich alle eingegangenen Briefe des Kronprinzen, so wie seine eignen Antworten, woher es denn kommt, daß sich in Seckendorffs Papieren dieser erste Theil des interessanten Briefwechsels gefunden hat. Zu dem Nachfolger und Neffen des Grafen, dem Baron Seckendorff, stand Grumbkow aus naheliegenden Gründen auch zwar sehr freundschaftlich, doch berichtete er nicht mehr so getreulich den Inhalt der Briefe. Auch war das bei dem hergestellten Einverständniß zwischen Vater und Sohn nicht mehr nöthig; wichtige Bemerkungen über des Kronprinzen Ideen und Pläne fielen deshalb doch. Nun sind die uns vorliegenden Briefe nicht in der Art wichtig, daß sie, wie Preuß in der Geschichte Friedrichs meint, diesen in der Staatskunst und Verwaltung heimisch gemacht hätten. Auch werden die späteren Briefe diesen Charakter nicht angenommen haben,*) allein die ganze Persönlichkeit eines solchen Mannes, wie Grumbkow, war auch ohne das einflußreich genug. Er trat dem Prinzen mit Freundlichkeit entgegen, konnte ihm aber auch derb seine Meinung sagen, weil er wußte, daß Friedrich auf ihn hörte. Sie schickten sich, wie es damals Mode war, Delicatessen für ihre Tafel, feierten auch bei Zusammenkünften ihre Leckerei, und Friedrich durfte oft dem Unmuth über seinen Vater, den Hof, das Tabakscolleg und manche andere Einrichtung freien Lauf lassen. Ja, er schrieb seinem „lieben, werthen General" von seinen verpönten Beschäftigungen mit Musik und Wissenschaften, er erzählte ihm von Theateraufführungen, und Grumbkow — antwortete mit witzigen Bemerkungen, ließ hier und da sentimentale Redensarten von seinem Ueberdruß an dem Hofleben und der Schönheit ländlicher Ruhe einfließen, erzählte von den übeln Folgen lustiger Abende und schwang sich sogar bis zu Versen auf.

Aber trotz dieses eifrigen Verkehrs blieb der Argwohn und ein gewisses Mißbehagen zwischen ihnen deutlich. In den spätern Jahren wurden die Briefe seltner, und Seckendorffs geheimes Journal bemerkt die Kälte und das steife Benehmen beider gegeneinander. Grumbkow erkannte, daß trotz aller seiner Bemühungen sein Einfluß bei einem Thronwechsel sehr schwinden würde, und sprach sich öfters gegen den Baron Seckendorff dahin aus, daß, so weit Friedrich bei seiner Verstellungskunst zu durchschauen sei, Leopold von Dessau einmal der Hauptrathgeber sein werde. Wer den Prinzen überhaupt näher kannte, der wußte zum voraus, daß ein kühner Kriegszug eine seiner ersten Regie-

*) Noch 1738 erwähnt das Journal secret des Baron Seckendorff diesen Briefverkehr.

rungsmaßregeln sein werde. Freilich dachten dabei die Meisten an Jülich-Berg. Nicht umsonst, meinte Grumbkow, habe der jetzige König eine starke Armee und einen reichen Schatz gesammelt. Es müsse nun Einer kommen, der diese beiden Stützen benutze. So wußte man auch, daß der Prinz zu dem Grafen Schulenburg, der ihm beigegeben war, geäußert hatte, man müsse mit einem Hauptschlag beginnen, wenn man den Schauplatz betrete — alles Anzeichen genug, daß der junge König mehr die Krieger als die Verwaltungsmänner brauchen werde. Solche Gedanken und Aussichten in die Zukunft schienen völlig gerechtfertigt. Friedrich Wilhelm war sehr kränklich und versprach kein langes Leben. Dabei wurde er immer schwerer zu behandeln und Grumbkow fühlte allmälig den Boden unter seinen Füßen schwinden. Zwar ehrte ihn der König noch 1733 durch seine Ernennung zum General der Infanterie und verlieh ihm 1737 sogar die Würde eines Feldmarschalls und Erbjägermeisters des Herzogthums Pommern, doch trafen ihn auch manche Kränkungen. Sein jüngerer Bruder, der Oberpräsident von Pommern war, erhielt den schwarzen Adlerorden, er selbst aber trachtete vergebens nach dieser höchsten Auszeichnung. Den König mochte das richtige Gefühl leiten, daß der beste Gesellschafter und schlauste Rathgeber nicht immer der größten Ehre würdig sei. Dazu kam, daß er 1733 von einer heftigen Krankheit in Folge eines Wetttrinkens mit dem König von Polen befallen wurde, zu dem er geschickt war, um über eine Theilung dieses Landes zu verhandeln. Jeder wollte dem andern im Rausch seine Geheimnisse entlocken, doch erreichten sie beide bei gleicher Befähigung ihre Zwecke nicht. Wol aber starb der König bald darauf an den Folgen und Grumbkow kränkelte seitdem immer.*)

Vielleicht hätte er sich gern zu jener Zeit zurückgezogen, aber er konnte nicht mehr. Wenn alle jene Hofintriguen auch stets mehr und mehr in's Kleinliche fielen, so waren sie doch sein Lebenselement, denn er schöpfte aus ihnen die Mittel, in seiner ewigen Geldverlegenheit von Zeit zu Zeit aufzuathmen. Der Gegenstand der Intriguen war in den letzten Lebensjahren Friedrich Wilhelms der Kampf des östreichischen und französischen Einflusses. Seit Seckendorffs Weggang war Grumbkow zu vereinzelt, um die östreichischen Interessen noch vollständig wahren zu können. Zwar hatte er sich mit der Königin und der Prinzessin von Baireuth wieder auf einen erträglichen Fuß gestellt, allein sowol die steigende Macht seiner Rivalen, als auch der nicht mehr zu besänftigende Unwille des Königs erschwerten ihm die Aufgabe zu sehr. Da nun zu gleicher Zeit die kaiserliche Pension bei weitem nicht für seine Bedürfnisse ausreichte, verschmähte er nicht, sich vom französischen Gesandten überzeugen und gegen die anständige Summe von 14,000 Thalern

*) s. Friedrich II. mem. de Brandeb. v. Jahr 1733.

allmälig seinen Widerstand fallen zu lassen. Mit diesem Aufgeben seiner bisherigen Politik verlor er aber den Rest seines Einflusses. Niederlagen kamen ihm nun öfters vor, selbst auf dem Verwaltungsgebiet. Eckert, der berüchtigte und von Friedrich II. bei seiner Thronbesteigung allein von allen entlassene Beamte, war über die Verwaltung Pommerns mit Grumbkows Bruder in Streit gerathen. Trotz des Generals Verwendung behielt Eckert bei dem König Recht, bei dem er überhaupt in der letzten Zeit das meiste Gewicht in den Geschäften der Verwaltung hatte. Auch trat zu jener Zeit der als außerordentlicher Gesandter Oestreichs nach Berlin geschickte Fürst Lichtenstein offen gegen Grumbkow auf, drohte mit Enthüllungen und klagte ihn mit mehren andern an, von den Franzosen bestochen zu sein. Friedrich Wilhelm fertigte zwar diese Beschuldigung leicht mit den Worten: „Gucke durch die Finger" ab, allein die Entfremdung wuchs dadurch doch, und Grumbkow, der dies fühlte, zog sich öfters und auf längere Zeit nach Pommern zurück. So erweiterte sich die Kluft immer mehr. Der König wurde förmlich gegen seinen früheren Günstling eingenommen, und hätte ihn zuletzt verhaften lassen, wenn nicht der plötzliche Tod Grumbkows dieses betrübte Ende seiner Laufbahn verhindert hätte. Er starb in Berlin im März 1739 im 61. Jahre. Und so tief war sein Ansehn gesunken, daß Pöllnitz, von ihm an sein Sterbelager gerufen, nur heimlich zu kommen wagte.

Als man dem König den Todesfall meldete, blieb er ernst und nachdenklich; erst am dritten Abend nachher ließ er sich im Tabakscollegium heftig gegen den Verstorbenen aus. Wahrscheinlich hatte er aus den hinterlassenen Papieren genauere Kenntniß von der Unredlichkeit Grumbkows geschöpft, die er vorher nur geahnt hatte. Indessen ließ er das Begräbniß mit allen einem Marschall gehörenden Ehrenzeichen veranstalten. Was die Höflinge zu Lebzeiten Grumbkows nicht gewagt hatten, das gönnten sie sich nun um so mehr, und ein jeder wußte seinen Stein auf ihn zu werfen. Auch Friedrich mußte auf Verlangen des Königs eine Grabschrift auf ihn dichten, welche er — charakteristisch für ihn und sein Verhältniß zu Grumbkow — seinem Freund Jordan mit der Bemerkung mittheilt, daß er sich bestrebt habe, so wenig wie möglich Bitterkeit hineinzulegen. Diese Grabschrift lautet:

Ci-gît un maréchal, un ministre, et, de plus,
Un grand financier, un chanoine laïque.
Passants, qui connaissez sa fourbe politique
Laissez dans l'oubli confondus
Et ses vices et ses vertus.

Heftiger, wie hierin, spricht sich Friedrich in den Memoiren von Brandenburg über ihn aus.

Vermählt war Grumbkow mit einem Ehrenfräulein der Königin Sophie

Charlotte, Fräulein de la Chevallerie, mit der er funfzehn Kinder, vier Söhne und elf Töchter, erzeugte. Seine Söhne traten wol meist zum Militär, einer seiner Schwiegersöhne war Herr von Podewils, der durch seinen Einfluß zum Minister aufstieg. Einen jüngeren Bruder haben wir bereits als Minister und Oberpräsidenten von Pommern erwähnt, und dessen Sohn war bis 1757 Flügeladjutant Friedrichs II., wo er in Schweidnitz gefangen genommen und seitdem nicht mehr im Krieg verwandt wurde.

Haben wir das Leben des Generals verfolgt, so weit es uns möglich war, so wird uns, wenn wir alle Züge zusammenfassen, zwar kein angenehmes, aber doch ein merkwürdiges Bild entgegentreten. Denn wir sehen in ihm mehr, als den an und für sich nicht einmal so bedeutenden Mann; wir erkennen durch ihn die ganze Zeit. So streng wir nun auch urtheilen müssen, wenn wir den allgemeinen Charakter einer ganzen Periode ins Auge fassen, so werden wir grade deshalb bei dem Urtheil über einen Einzelnen, der doch nur das Kind seiner Zeit ist, eine billige Rücksicht auf den Einfluß derselben nehmen müssen. Grumbkow stand aber mitten in seiner Zeit, die nur auf das Praktische und Materielle gerichtet war und jeden Gedanken an ein Höheres verloren hatte. Dieselben Künste der Bestechung, mit denen Walpole die ersten Männer Englands und des Parlaments gewann, wurden auf dem ganzen Festland als Hauptwerkzeug einer glänzenden Staatskunst benutzt. Grumbkow dachte nicht anders. Er ergriff mit unbedenklicher Hand die Gelegenheit und beutete sie nur schlauer als andere aus. Wir haben das zur Genüge hervorgehoben, aber zum richtigen Verständniß muß dabei noch erzählt werden, wie weit sich diese Falschheit und niedere Treulosigkeit damals erstreckte. Friedrich Wilhelm selbst leitete seine Staatsmänner dazu an. In der Instruction für das Generaldirectorium befahl er den einzelnen Vorständen, Spione in ihren Bezirken zu halten, die ihnen geheime Berichte erstatten sollten; ja er führte in seiner eigenen Familie dieses System ein, wie wir aus Seckendorffs Bericht an den Prinzen Eugen vom 29. März 1732 ersehen. Der Graf erzählt darin, daß die Diener des Kronprinzen beauftragt seien, alles Auffallende in dem Betragen und der Umgebung desselben dem König unverzüglich mitzutheilen. Kein Wunder, wenn die Minister und Beamten auch für die eignen Zwecke die krummen Wege betraten. Seckendorff konnte den ganzen Hof bestechen, und seinen Zweck zu erreichen, fehlte es ihm nie an Geld. Vom Kronprinzen und der Prinzessin von Baireuth, die bedeutende Zuschüsse erhielten, ging es herab bis zum Kammerdiener des Königs, Eversmann, dem man eine jährliche Pension von hundert Ducaten zusicherte, und dem Kammermohr, der über die Laune und das Befinden des Königs berichtete. Friedrichs Lehrer und Freund Duhan bekam nur deshalb vom Kaiser einen kleinen Gehalt, weil man sich seinen Einfluß für die Folgezeit sichern

wollte. Vom preußischen Gesandten war schon oben die Rede, aber auch für die andern Minister fielen reichliche Geschenke ab, theils offen, wie es damals Sitte war, theils geheim. Nur der alte Minister Ilgen widerstand dem kaiserlichen Gold und den kaiserlichen Plänen mit gleicher Zähigkeit, und wurde dafür freilich von Seckendorff als im englischen Sold stehend beschuldigt. In einem einzigen Monat hatte der Herr Graf von seinem Gut in Meuselwitz für über hundert Thaler Lerchen an seine Freunde nach Berlin geschickt, und wer von den Generalen und Offizieren nicht grade baares Geld annehmen wollte, dem schenkte er von Zeit zu Zeit schöne große Rekruten aus Oestreich, für die der König dann die vermeintlichen Auslagen erstatten durfte. Treue, ja selbst der Begriff der Treue schien verloren. Grumbkow paßte als vortrefflicher Finanzmann gut in diese Verhältnisse. Alle Berichte, selbst die ihm sonst so feindlichen der Markgräfin von Baireuth stimmen darin überein, daß er für die Geschäfte eine ungemeine Befähigung bewiesen habe. Er hatte auf die Finanzverwaltung wohlthätigen Einfluß, und sehr bald wünschte man ihn nach seinem Tod zurück, als sein Nachfolger Bode die Accise und die Zölle stark erhöhte.

Der Grundzug in Grumbkows Charakter war Selbstsucht und Genußsucht. Er war ein Epikuräer, der alles, was er that, auf sein Wohlsein bezog. Hätte ihn einfach Herrschsucht gereizt, so hätte er sich in den Tagen des Glücks weit höher heben können. Aber er war klug genug, sich mit einer weniger hervortretenden Rolle zu begnügen, wenn sie ihm nur die nämliche Macht gab, sich und seiner Familie das gewünschte Wohlbefinden zu verschaffen. Darum war er ein Feind aller durchgreifenden Maßregeln, darum verfolgte er seinen Sieg nicht bis zum Ende und zeigte gegen niemanden unversöhnlichen Haß; denn auch der Feindschaft gegen den alten Dessauer gab er wenigstens keinen besondern Ausdruck. Aber ebenso wenig war er wirklicher Freundschaft fähig; für solches Gefühl war die Region, in der er lebte, nicht geeignet. Friedrich Wilhelm hat überhaupt nie wahrhafte Freunde gehabt. Auch Grumbkow liebte den König nicht, und hat niemals besondere Anhänglichkeit an ihn bewiesen. Die Freuden der Tafel waren ihm sein Höchstes. Er liebte ein gutes Essen und noch mehr einen guten Trunk. Hierauf verwendete er große Summen, und hier fühlte er sich in seinem Bereich. Sein Spottname unter den Hofleuten war deshalb auch „Biberius". Einen französischen Koch hielt er sich für vierhundert Thaler. Darum besuchte ihn der König oft und gern bei den Gastmahlen, die er veranstaltete, um so mehr, als er in seinem Wirth einen Mann fand, der ihm getreulich Bescheid that, und nicht blos aushielt, sondern ihn in dieser Fähigkeit noch weit übertraf. Ueberhaupt war Grumbkow dem König ein sehr angenehmer Gesellschafter und darum ein nicht so leicht fehlendes Mitglied des Tabakscollegiums. In seinem Speise-

saal hatte er ein eignes Katheder erbauen lassen, von welchem herab Gundling zur Unterhaltung des Königs und der andern Gäste seine Witze vorbringen mußte. Dieser bekannte Hofnarr war von Grumbkow in einer gemeinen Schenke, wo er als Zeitungsvorleser perorirte, gefunden und an den Hof gebracht worden. Grumbkow verschmähte, wie man sieht, auch Wirthshäuser solcher Art nicht. In der damaligen Hauptstraße, der Königsstraße, hatte er sich ein hübsches, großes Haus gebaut, das zu den schönsten der Stadt gezählt wurde. Seine ganze Lebensweise kostete ihn viel Geld, dabei liebte er das Spiel, und so war er trotz seines reichen Einkommens oft in Verlegenheit. Seine verschiedenen hohen Aemter so wie der Ertrag seiner pommerischen Güter Möllen, Liebasch und Loist ließen seine jährliche Einnahme auf 36,000 Thaler steigen, ungerechnet die vielen Geschenke, die er von fremden Höfen erhielt, und doch hinterließ er kein Vermögen. Seine Neigung zum Wohlleben, seine Bedürfnisse waren es also zum guten Theil, die ihn jenes verrätherische Spiel mit Ehre und Treue spielen ließen. Seine Rolle zu behaupten, bedurfte er oft einer ehernen Stirn und der rücksichtslosesten Unverschämtheit. Er wußte dies vortrefflich mit der offnen Derbheit zu vereinigen, mit der er jedermann, auch dem König, gegenübertrat und starke Wahrheiten sagte. Wenn er indessen wollte, konnte er ebenso fein und liebenswürdig, reg in der Conversation und geistreich sein. Denn er hatte einen raschen Verstand, der besonders schnell das Lächerliche auffaßte, und rasch die verschiednen Charaktere zu durchschauen und zu behandeln verstand. Daher sein Hang zu den Intriguen, daher sein Glück in denselben. Je nach den Umständen erschien er als ein ganz andrer. In dem Tabakscolleg war er der derbe, satirische Deutsche, während er im Umgang und im Briefwechsel mit dem Kronprinzen die französische Erziehung bewies, französisch schrieb, die Rückberufung Wolfs, des Philosophen (1733), befürwortete, und die frivolen Aussprüche und Entschuldigungen Friedrichs in Betreff seiner sinnlichen Ausschweifungen ganz ruhig und wohlgefällig entgegennahm. So war auch wol das oft hervortretende religiöse Gefühl Grumbkows nur eine Nachgiebigkeit gegen die damalige Mode, der man am berliner Hof huldigte, weil der König streng religiös und bibelfest war. Ein solcher Mann war zu keinem geistigen Aufschwung geschaffen, wozu ihm vor allem die nöthige Energie abging. So wird ihm auch bei all seinem Verstand und seiner Geschäftskenntniß eigentlicher Fleiß abgesprochen. Schwer nur mag er die strengen, für Friedrich Wilhelm so charakteristischen Anordnungen befolgt haben, wonach die Sitzungen des Generaldirectoriums zur bestimmten Stunde früh Morgens anfangen und so lange dauern sollten, bis alle Geschäfte erledigt seien, wobei der König gastfreundlich ein Mittagessen von vier Schüsseln aus

seiner Küche zu liefern befahl, wenn die Sitzung etwa über zwei Uhr dauern sollte.

Mit Grumbkow starb ein Hauptvertreter jener morschen Staatskunst, die ihm bald selbst folgen sollte. Es war nothwendig, daß ein energischer, geistig regsamer Fürst das Scepter in Preußen ergriff. Niemand, der die Geschichte vor 1740 genauer kennt, wird bestreiten können, daß Friedrichs II. rascher Kriegszug eine ebenso nothwendige, wie wohlthätige Unternehmung war. Mit den Worten des sterbenden Königs an Leopold von Dessau: „Ich denke zu sterben und habe meinem Sohn alles gesagt,“ begann für Preußen und Deutschland eine neue Periode, — eine Periode des Kampfes und der Verwirrung, aber auch eine Periode des Fortschritts und der Cultur.

F. L.

Der deutsche Büchermarkt.

Soeben hat Dr. Karl Klüpfel seinem: „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen“ einen dritten Nachtrag folgen lassen, welcher die Erscheinungen der Jahre 1856—1858 bespricht und in derselben Einrichtung auftritt wie das erwähnte Buch und die frühern Nachträge. Wenn wir nicht allen Urtheilen des Verfassers beistimmen können (Otto Ludwigs „Heiterethei“ ist nach ihm „ein vielfach als originell gerühmtes, aber gänzlich verzwicktes Charakterbild“), so verdient das Buch doch im Allgemeinen als ein guter Führer für Laien Empfehlung. Besonders lesenswerth ist die als Einleitung vorangeschickte Abhandlung über Schriftstellerei und Buchhandel in der Gegenwart, der wir die folgenden Beiträge zur Statistik des deutschen Büchermarktes entnehmen:

Was den literarischen Verkehr in Deutschland betrifft, so gilt es für ausgemacht, daß in Norddeutschland viel mehr Bücher geschrieben und gekauft werden als in Süddeutschland; besonders Sachsen und die Mark sind wol am schreib- und kauflustigsten. In Deutschland ist das in geistigen Interessen grade nicht voranstehende Oestreich ein von den Buchhändlern besonders geschätztes und berücksichtigtes Absatzgebiet, während auffallenderweise das benachbarte Baiern für den schlechtesten Büchermarkt gilt. Ein Grund dieser Erscheinung möchte darin zu suchen sein, daß das Interesse für die Literatur

in Oestreich noch neu und frisch ist und weniger Büchervorräthe aus früherer Zeit dort vorhanden sind, und daß in Baiern nach dem Vorgang der Hauptstadt der Sinn für bildende Kunst mehr entwickelt ist, als der für die Literatur. Der wohlhabende Bauer oder Gewerbsmann in Altbaiern denkt in der Regel nicht daran, außer einigen Gebetbüchern und etwa den „Fliegenden Blättern", weitere Geistesnahrung ins Haus zu schaffen, während der reiche Landwirth in Norddeutschland seine kleine Bibliothek hält und selbst der minder bemittelte Bürger und Handwerker sich das Geld am Munde abspart, um sich ein unterhaltendes oder belehrendes Buch zu verschaffen. Schon günstiger als in Baiern stellt sich die Sache in Würtemberg; Stuttgart ist ein Hauptplatz für die literarische Production, weniger freilich für den Absatz. Das umgekehrte Verhältniß findet in Baden und in der Rheinpfalz statt, wo schon der allgemeine Wohlstand des Volkes dem Bücherkaufen günstig ist, während die Productionslust zurücktritt. Zum Beleg des eben Gesagten fügen wir einige Notizen aus dem Geschäftsbetrieb einer leipziger Verlagsbuchhandlung bei, die uns das Verhältniß des Absatzes nach den verschiedenen Ländern folgendermaßen angibt:

Die Procente des Absatzes von 1857 vertheilen sich so:

Preußen mit	30 Proc.		
Königreich Sachsen und die Herzogthümer	20 „		
Das übrige Norddeutschland	23 „		
Also in ganz Norddeutschland			73 Proc.
Süddeutschland	5 „	} 11 „	
Oestreich	6 „		
		Deutschland	84 Proc.
Rußland	5 Proc.	} 16 „	
Schweiz	4 „		
andere Länder	7 „		
			100 Proc.

Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß der Absatz nach Oestreich grade bei dieser Buchhandlung unverhältnißmäßig schwach ist, und daß von den 20 Proc. Absatz nach Sachsen 6—8 Proc. auf Bezüge der leipziger Commissionäre für auswärtige Rechnung fallen dürften.

Eine noch detaillirtere Anschauung gibt die Berechnung vom Jahr 1844, in welcher die Procente des Absatzes in Beziehung gesetzt sind zu der Zahl der Buchhandlungen in den einzelnen Ländern und Städten. Es ist dabei besonders bemerkenswerth, daß bei Oestreich und Preußen das Absatzver-

hältniß ganz dieselben Procentsätze darbot, wie das Verhältniß der Buchhandlungen zur Gesammtsumme derselben.

	Proc. des Absatzes.	Städte mit	Buchhandlungen.	Gruppe
Oestreich, Bundesst.	14	41	159	69 Städte mit 118 Buchhandlungen oder 12 Proc. der gesammten deutschen Buchhandlungen.
— andere Staaten		28	59	
Preußen, Bundesst.	37	166	632	195 Städte, 698 Buchhandlungen oder 37 Proc.
— andere Staaten		29	62	
Baiern	4	39	146	205 Städte, 928 Buchhandlungen oder 51 Proc.
Sachsen	10	37	265	
Hannover	2	22	59	
Würtemberg	2	26	108	
Baden	2	14	52	
Hessen	3	8	24	
— Darmstadt . . .		6	41	
Holstein	$1^1/_2$	8	25	
Sächs. Herzogth. .	2	18	52	
Braunschweig . . .	$^1/_2$	5	22	
Mecklenburg	2	14	26	
Oldenburg	$^1/_2$	3	7	
Freie Städte	6	4	100	

Ebenso wie Sachsen durch das leipziger Commissionsgeschäft eine verhältnißmäßig zu große Zahl Procente hat, so ist auch bei Hamburg, welches in dieser Rechnung allein $3^1/_2$ Proc. abnimmt, der Bedarf für den Norden (Skandinavien) und Amerika eingerechnet.

Wie sehr der buchhändlerische Verkehr seit den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, zeigt sich an der steigenden Zahl der Buchhandlungen. Im Jahre 1831 existirten in Deutschland nur etwa 300 Städte mit 1011 Buchhandlungen; besonders auffällig ist die Zunahme

in Berlin	1831	80	Buchhandlungen	1855	195	Buchhandlungen
in Leipzig	1831	79	„	1855	156	„
in Stuttgart	1831	17	„	1855	55	„

Vom Jahr 1831 an war der Buchhandel im Wachsen, bis zum Jahr 1846, dann trat in Folge der Theuerung und noch mehr der politischen Ereignisse im Jahr 1848 eine Abnahme ein, die sich mit der hergestellten politischen Ruhe allmälig wieder ausglich. Die Absatzverhältnisse der Verlagshandlungen sind natürlich durch die Art der Bedürfnisse der verschiedenen Bildungs- und Berufsclassen vielfach modificirt. Die meisten Bücher wissen-

schaftlichen Gehalts werden (abgesehn von den öffentlichen Bibliotheken) in den Kreisen gekauft, welche den Universitäten angehören oder nahe stehen. Hauptsächlich sind es die Universitätslehrer selbst, sodann solche, die eine Universitätsbildung genossen haben und durch ihren Beruf darauf angewiesen sind, ihre Studien fortzusetzen, besonders Lehrer, Geistliche und Aerzte. Leider vermindert sich nun in neuerer Zeit diese Classe von Käufern immer mehr, da die schmalen Besoldungen nicht mehr zureichen, um neben den gesteigerten Ausgaben für die täglichen Lebensbedürfnisse einen Bücheretat zu erübrigen. Dieses unnatürliche Verhältniß ist um so mehr zu bedauern, als mit der größeren Einnahme in den höheren Kreisen der Gesellschaft keineswegs der Aufwand für Bücher verhältnißmäßig steigt, indem der Luxus in andern Dingen das Bücherbudget auf eine unglaublich kleine Summe herabdrückt. Während in England und theilweise auch in Frankreich auf den Familiensitzen des Adels eine Bibliothek zur Ausstattung des Hauses gehört, und es auch bei deutschen Familien der adeligen und bürgerlichen Aristokratie früher Sitte war, eine Büchersammlung zu halten, ist es jetzt eine große Seltenheit geworden, daß in einem Hause alljährlich eine bestimmte Summe für Bücher verwendet wird. Zu dem allgemeinen Gebrauch der Familie wird etwa außer den Schul- und Kinderbüchern noch eine Ausgabe von Schiller und Goethe, ein Conversationslexikon, eine Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung und, wenn es hoch kommt, eine Weltgeschichte angeschafft. In dieser Beschränkung geht die Literatur wol auch in die Kreise des städtischen Handwerkerstandes herab. An die Stelle der Familienbibliothek tritt die Theilnahme an einer Lesegesellschaft, das Abonnement bei einer Leihbibliothek, und diese Institute sind es, auf welche der Verleger von Werken für die Unterhaltung vorzugsweise zu rechnen hat. Der größere Theil des Etats der Lesegesellschaften wird in der Regel für Zeitschriften verwendet, für Bücher bleibt nur ein kleiner Theil übrig. In den Leihbibliotheken bilden die Romane, welche ein unterhaltendes Lesefutter darbieten, den Grundstock, an den sich populäre naturwissenschaftliche Schriften, Reisebeschreibungen und Memoiren anschließen.

Am meisten Erfolg haben seit einigen Jahren die Zeitschriften, welche allerlei zur Unterhaltung und Belehrung darbieten und durch eingedruckte Holzschnitte der Anschauung zu Hilfe kommen. Das verbreitetste Journal dieser Art ist die „Gartenlaube“, deren Abonnenten bis über 60,000 gestiegen sind. Große Mannigfaltigkeit und geschickte Auswahl zeitgemäßer Stoffe in populärer Zubereitung zeichnen das Blatt aus, dabei ist der Preis von 2 Thlr. für 80—90 Bogen unterhaltender Lectüre unglaublich niedrig und anlockend. Die ungeheure Zahl von Abnehmern setzt andererseits den Verleger in den Stand, durch Anbietung reichlicher Honorare gute Schriftsteller zu gewinnen. Die Gartenlaube ist in ganz Deutschland verbreitet, am wenigsten im süd-

westlichen; dagegen wird eine eigene Auflage von 14,000 Exemplaren mit etwas verändertem Inhalt für die Schweiz gedruckt. Ein ähnliches Blatt, das „Illustrirte Familienjournal", noch billiger im Preise, setzt 70,000 Exemplare ab, steht aber der Gartenlaube darin nach, daß es wenig Originalartikel, meistens übersetzte Novellen und Reiseerzählungen, mit Benutzung alter Holzstöcke, enthält. Zu den verbreitetsten Zeitschriften gehören ferner die in Stuttgart erscheinende „Musterzeitung" mit 40,000, die „Illustrirte Zeitung" mit 12,500, die „Fliegenden Blätter" mit 12,000 Exemplaren.

Von der preußischen Grenze.

Noch immer scheint uns die Situation von der Art, daß wir uns vor nichts so sehr zu hüten haben, als vor einem verfrühten Enthusiasmus; je kühler und geschäftsmäßiger wir die Dinge auffassen, desto sicherer können wir sein, in keine neuen Illusionen zu verfallen. Freilich sind wir in den letzten Tagen wieder um einen bedeutenden Schritt vorgerückt. Durch die vollständige Veröffentlichung der Rede, in welcher der Prinzregent dem Ministerium seine Absichten auseinandergesetzt, sind wir überführt worden, wie grundlos die Befürchtungen waren, welche die Veröffentlichung einiger Fragmente daraus von Seiten der reactionären Presse bei allen Gutgesinnten hervorgerufen hatte. Die Rede enthält nicht blos die besten und edelsten Ideen, die wir bei einem Fürsten voraussetzen dürfen, sondern sie athmet zugleich jenen Ton ruhiger und klarer Sicherheit, die sich durch keine Widersprüche, von welcher Seite sie auch kommen mögen, irren läßt. Wie wir schon einmal gesagt: auf der Persönlichkeit des Prinzen beruht das ganze Vertrauen des Volkes, das sich seine Rathgeber erst werden verdienen müssen. Für ihre Geschicklichkeit spricht es keineswegs, daß sie ruhig zusahn, wie die Reaction in einer Zeit, wo jeder Augenblick wichtig war, jene schönen Worte heimtückisch ausbeutete, um die Wähler vor der neuen Regierung zu warnen.

Nachträglich können wir wol mit dieser Nachlässigkeit zufrieden sein, da sich um so schlagender gezeigt hat, wie tief die liberalen Sympathien im Volke wurzeln. Eine kleine Fraction des vorigen Landtags hat sich diesmal in eine starke Majorität verwandelt. Ja um der Regierung nur keinen Anstoß zu geben, hat man mit ängstlicher Scheu jeden Namen vermieden, der irgend unbequeme Erinnerungen hervorrufen könnte. Nicht blos die wirklichen Demokraten haben auf jede Wahl verzichtet, sondern auch Männer wie Rodbertus und andere, die man nur deshalb Demokraten nennt, weil sie die Auflösung der constituirenden Versammlung für gesetzwidrig hielten. Selbst Grabau durchzusetzen hat einige Mühe gekostet, blos weil er Präsident jener übel berufenen Versammlung war, obgleich er innerhalb derselben

entschieden der rechten Seite angehörte. Weiter kann man die Rücksichten wirklich nicht treiben, und wir möchten sogar zweifeln, ob man nicht bereits zu weit gegangen ist. Wir hätten lebhaft gewünscht, einige namhafte Vertreter der gemäßigten demokratischen Partei in dem neuen Landtag zu sehn, damit auch diese Partei sich daran gewöhnte, ihre Reformideen auf ordnungsmäßigem Wege zu verfolgen, und wir wollen offen bekennen, daß wir jene Erklärung unserer schlesischen Freunde, es dürfe niemand gewählt werden, der sich bisher der Wahl enthalten, nur mit Bedauern gelesen haben. Zwar wissen wir sehr wohl, daß jenem Schritt sehr erhebliche locale Motive zu Grunde gelegen haben, aber grade deshalb hätte man die allgemeinen Formeln vermeiden sollen. Es sieht fast so aus, als ob man von den Demokraten verlangte, schwimmen zu lernen, bevor sie ins Wasser gegangen.

Wir haben schon mehrfach erwähnt, daß wir uns des Unterschiedes, der noch immer zwischen beiden Parteien stattfindet, sehr wohl bewußt und fest entschlossen sind, ihn in allen wichtigen Fällen, z. B. in der Frage über die Ausdehnung des Wahlrechts, geltend zu machen. Aber wir wünschen ebenso, daß diese vorauszusehenden Streitigkeiten in schicklicher Form geführt, d. h. auf die Erörterung der Sache beschränkt werden. Die bisherige Verstimmung der demokratischen Presse, die mit Verdruß zusah, wie andere sich auf der gesetzlichen Arena tummelten, zu der sie doch auch ein Recht hatte, war eine selbstverschuldete; sie ist es nicht mehr. Diese Volksschicht hat sich bei den Wahlen so vortrefflich benommen, sie hat zugleich so viel Eifer und so viel Mäßigung gezeigt, daß es von unserer Seite eine schreiende Ungerechtigkeit wäre, ihre Haltung nicht anzuerkennen. Wenn daher die Nationalzeitung theils aus alter Gewohnheit, theils aus begreiflichem Verdruß, daß die parlamentarische Vertretung ihrer Partei noch einmal vertagt ist, noch immer von Zeit zu Zeit in Schmollen verfällt, und während sie sonst über alle politische Materien so verständig discutirt, wie man nur wünschen kann, sobald das Stichwort „Gothaer“ oder „Eigentlicher“ erklingt, zu denken aufhört und dem Mühlrad ihrer Reminiscenzen freies Spiel läßt, so wollen wir darüber nicht ungehalten sein und statt dessen vermeiden, in einen ähnlichen Fehler zu verfallen.

Das Resultat, welches sich aus den gegenwärtigen Wahlen im Vergleich mit den vorhergehenden ergibt, ist folgendes. Das Volk oder das Publicum ist in ungeheuerer Majorität (man denke an das verwickelte Classensystem!) liberal gesinnt und wird dieser Gesinnung Raum geben, sobald es nicht durch Willkürmaßregeln, wie vor drei Jahren, gehemmt wird; es ist aber in seiner Ueberzeugung nicht stark genug, solche Hemmungen zu durchbrechen. In dieser Beziehung können wir von der äußersten Rechten etwas lernen. Es wurde vorher über die Oeffentlichkeit der Abstimmungen, über den Einfluß der Vorgesetzten u. s. w. bitter geklagt. Man verlangte die Straße zur Freiheit nicht blos gepflastert, sondern mit einem Trottoir belegt; jetzt haben die Landräthe und die Regierungsbeamte der Kreuzzeitung, obgleich sie sich denn doch auch allerlei Unbequemlichkeiten aussetzen, mit einer Rücksichtslosigkeit gegen ihre augenblicklichen Vorgesetzten agitirt, die Staunen aber auch Anerkennung erregt. Wenn es für den Apotheker unbequem ist, daß der gnädige Herr ihm seine Kundschaft entzieht, wenn er mißliebig wählt, so müssen denn doch auch die Regierungspräsidenten, Landräthe u. s. w. manche Wünsche aufgeben, um ihren Principien Geltung zu verschaffen. Vielleicht wird die neue Wendung der

Dinge auf die Partei der Ritterschaft einen sehr heilsamen Einfluß ausüben, sie wird vielleicht das werden, was sie bis jetzt zu sein nur vorgab: eine Landpartei in der Art der Tories. Bis jetzt war sie nicht das, sondern eine Hofpartei; ihre Führer waren, wie schon bemerkt, General Gerlach und Herr v. Westphalen, und ihr Werkzeug die Polizei. Jetzt wird sie lernen müssen, auf eignen Füßen zu stehn, und die im preußischen Staat sehr wesentlichen und sehr gerechtfertigten Interessen des großen Grundbesitzes durch die Kraft der Gründe und durch den natürlichen Einfluß einer hervorragenden Stellung zu vertreten; vielleicht wird sie die Gelegenheit benutzen, einige Marotten aufzugeben, die gar nicht zu ihrem Wesen gehören, und die ihr von Irvingianern und ähnlichen Phantasten aufgeschwatzt sind.

Bis jetzt hat sie freilich eine andere Taktik beobachtet: die Taktik, den Regenten vor den blutrothen Gelüsten der Volkschicht, welcher er Freiheit schenkt, zu warnen. Sie führt diese Taktik sehr geschickt, wenn auch nicht immer auf die redlichste Weise durch. Man muß sie nicht etwa ausschließlich aus der Kreuzzeitung kennen lernen, die trotz ihres doctrinären Fanatismus sich doch zuweilen daran erinnert, daß der preußische Adel mit der Ehre Preußens eng verflochten ist, sondern in denjenigen deutschen Blättern, denen es daran liegt, daß Preußen den Namen Friedrich des Großen aus seiner Geschichte ausstreiche. Dieselben Blätter, die noch vor zwei Jahren nicht müde wurden, mit Hohn und Geringschätzung von der preußischen Politik zu sprechen, trauern jetzt über den Verlust jener schönen Zeit. Ihnen liegt gar nichts daran, ob in Preußen das officielle Blatt das Symbol des Kreuzes oder des Adlers vorzieht, sie haben es an Schmähungen gegen die Kreuzzeitung nicht fehlen lassen; ihnen liegt nur daran, daß Preußen schwach bleibt. Und sie haben eine dunkle Idee davon, daß es jetzt mit der olmützer Politik zu Ende geht.

Hüten wir uns indeß, auch nach dieser Seite hin in zu sanguinische Hoffnungen zu verfallen: sowol die Befürchtungen der Bamberger als die Hoffnungen der Gothaer sind übertrieben. Preußen hat vorläufig nicht die Aufgabe, Deutschland zu einigen oder sonst etwas Namenloses zu thun, sondern in seinem Innern aufzuräumen und den guten altpreußischen Geist, der durch mehrjährige Mißgriffe verkümmert ist, wieder herzustellen. Die Fahne Preußens ist nicht die schwarz-rothgoldne, sondern die schwarz-weiße; aber es gilt, sie von den verkehrten Symbolen zu reinigen, mit denen eine phantastische Reaction sie übermalt hat.

„Wenn in allen Regierungshandlungen sich Wahrheit, Gesetzlichkeit und Consequenz ausspricht, so ist ein Gouvernement stark, weil es ein reines Gewissen hat, und mit diesem hat man ein Recht, allem Bösen kräftig zu widerstehn."

„In der Handhabung unsrer innern Verhältnisse sind wir seit 1848 von einem Extrem zum andern geworfen worden. Von einer Communalordnung, die ganz unvorbereitet Selfgovernment einführen sollte, sind wir zu den alten Verhältnissen zurückgedrängt worden, ohne den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen."

„In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist, und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. . . Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist."

„Das Unterrichtswesen muß in dem Bewußtsein geleitet werden, daß Preußen

durch seine höhereu Lehranstalten an der Spitze geistiger Intelligenz stehn soll und durch seine Schulen die den verschiedenen Classen der Bevölkerung nöthige Bildung gewähren, ohne diese Classen über ihre Sphären zu heben. Größere Mittel werden hierzu nöthig werden."

„Preußen muß mit allen Großmächten im freundschaftlichsten Vernehmen stehn, ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich die Hände frühzeitig durch Tractate zu binden. In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist, der indeß einer Reform wird unterworfen werden müssen. Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist." —.

Wir haben im Eingang ausgesprochen, daß in der gegenwärtigen Situation nichts schädlicher sein kann, als ein vorzeitiger Enhusiasmus, und daß namentlich die Presse jeder derartigen Versuchung widerstehn soll, aber wir wollen offen bekennen, daß es uns bei dieser Rede des Prinzen von Preußen schwer fällt. Denn es handelt sich hier nicht um allgemeine gute Wünsche, wie sie jeder neue Regent auszusprechen pflegt, sondern um die Hinweisung nach einem bestimmten Ziel, nach jenem Ziel, welches Preußens Glück und Ehre in sich schließt.

Die ebenso erhabene als schwierige Aufgabe, welche der Prinzregent gegen sehr dunkele Intriguen, welche seine erwählten Rathgeber gegen Hemmnisse von allen Seiten durchzuführen haben, wird von unsrer Seite am besten dadurch unterstützt werden, wenn wir dem Beispiel unseres Fürsten folgen, wenn wir uns in unsrer Sphäre ebenso von unserem Gewissen und unserem Pflichtgefühl bestimmen lassen, als er in der seinigen. Wol haben wir in der frühern Zeit zu oft die Staatsmänner und Diplomaten gespielt, wir haben gekünstelt, wo das schlichte Wort am Platz gewesen wäre. Wir können den Fürsten uud das Ministerium nur unterstützen, wenn wir eine eigene unabhängige Ueberzeugung, wenn wir eiu eigenes Gewicht in die Wagschale zu legen haben. Eine sogenannte ministerielle Partei, d. h. eine Partei, die von den Ministern ihre Stichwörter erwartet, ist keine Partei, sie hat kein eigenes Gewicht, sie kann die Regierung nicht verstärken, sie kann ihren Feinden nicht widerstehn. Es war im Grunde ein Fortschritt, daß die unglückselige „ministerielle Partei", welche 1849—1850 die Majorität bestimmte, einer entschiedenen Rechten Platz machte. Die Partei Geppert-Bodenschwingh, so wohlgesinnt sie war, hat das Ministerium Manteuffel auf seiner abschüssigen Bahn nicht aufhalten können. Die englischen Minister werden darum durch ihre Partei getragen, weil diese Partei eine selbstständige Ansicht vertritt. Wenn auch in dem neuen Landtag sich wirklich eine „ministerielle" Partei bilden sollte, so muß das für die entschiedeneren Liberalen nur noch ein Antrieb mehr sein, sich unabhängig zu constituiren, nicht blos innerhalb der Kammern, sondern auch in der Presse. Das Ministerium hat sich eine officiöse Presse geschaffen, wir zweifeln daran, daß sie ihm etwas nützen wird; bis jetzt hat sie ihm nur geschadet. Und zwar sind das nicht Fehler einzelner Schriftsteller, im Gegentheil flößen uns die Persönlichkeiten das beste Zutrauen ein, sondern die Natur einer officiösen Presse bringt es mit sich, daß sie, wo es nöthig ist, nichts zu sagen wagt, und wo es unnöthig ist, Anstoß gibt. Dem Ministerium Manteuffel hat die „Zeit" nichts geholfen, das neue Ministerium wird in

der Presse um so besser vertreten sein, je schneller es die „Preußische Zeitung" frei läßt. Die Politik der Anspielungen, der dunklen Winke, der Bemerkungen über beschränkten Unterthanenverstand u. s. w. ist vorüber, und auf dergleichen Winke ist die officiöse Presse beschränkt. Will das Ministerium im Volke sprechen, so hat es die Kammern und die officielle Presse. Es ist nicht blos würdiger und schicklicher, sondern auch wirksamer und erfolgreicher, wenn man unmittelbar die Regierung vernimmt und nicht Mittelspersonen, die doch nicht im Brennpunkt der Ereignisse sitzen. Die Principien aber zu vertreten, das überlasse man demjenigen Theil der Presse, der nicht jeden Augenblick befürchten darf, durch das Aussprechen seiner Ueberzeugungen das Cabinet zu binden oder zu compromittiren.*) † †

Der Proceß Montalembert.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die deutsche Presse sehr sorgfältig die Rechtswidrigkeiten registrirt, die jenseit des Rheins vorfallen, und keinen Anstand nimmt, sie moralisch zu brandmarken. Indessen wäre es zweckmäßig, dabei von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen, daß es bei uns an verwandten Erscheinungen nicht gefehlt hat, ja daß man sie hin und wieder noch antreffen kann. Wenn ein deutscher Schriftsteller zwischen den politischen Einrichtungen des Landes, dem er angehört, und denen eines rivalisirenden Staats eine boshafte Parallele zieht, wenn er von seinem Lande behauptet, es sei darin keine Freiheit zu finden, so ist leicht möglich, daß man ihn auch bei uns vor Gericht stellt, daß man die exceptio veritatis nicht gelten läßt und daß irgend ein dienstwilliger Gerichtshof ihn zu sechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt. Das Aufsehn, welches dieser Proceß in Frankreich gemacht, gilt in der That weniger der Sache als der Person. Die Franzosen sind ein Volk der Autorität, es gibt bei ihnen eine mit einem bestimmten Gepräge versehene Classe berühmter Männer, die ungefähr, wenn auch nicht ganz, mit den vierzig Unsterblichen der Akademie zusammenfallen, deren Handlungsweise das Publicum nach einem andern Maßstab mißt als die der übrigen Sterblichen, und bei denen es erwartet, auch die Staatsgewalt werde ein Einsehen haben. Es macht keinen Unterschied, welcher Partei diese Männer angehören; sie gehören zum Stammcapital

---

*) Da bei dem erhöhten Interesse der preußischen Entwicklung jedem Zeitungsleser daran gelegen sein muß, sich auch über die Details der gesetzlichen Zustände dieses Landes zu unterrichten, empfehlen wir zwei sehr brauchbare Handbücher von Max von Oesfeld. „Preußen in staatsrechtlicher Beziehung. Das innere Staatsrecht mit besonderer Bezugnahme auf die preußische Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850", und: „Preußen in kameralistischer und staatswirthschaftlicher Beziehung. Die Finanzwissenschaft, die Polizeiwissenschaft und die Landwirthschaftslehre." (Breslau, Urban Kern.)

des Nationalruhms und jeder Franzose verlangt, daß sie in Ehren gehalten werden. Doppelt werth sind sie ihm, wenn sich mit dem Vorzug eines glänzenden Talents auch der einer hohen Geburt paart. In beiden Beziehungen gehört Montalembert unzweifelhaft zu den ersten Seigneurs Frankreichs, und jeder Franzose empfindet es als frech und unehrerbietig, wenn man ihn ebenso obenhin behandelt, wie einen Schriftsteller ohne Namen. — In diesem Umstand liegt das Bedenkliche für das neue Regiment. Es ist dem Kaiserreich gelungen, das Volk im Großen und Ganzen so zum Schweigen zu bringen, wie es bei den Franzosen immer geschieht, wenn sie eine eiserne Hand über sich fühlen. Aber es ist ihm nicht gelungen, die Grands Seigneurs des Landes für sich zu gewinnen und dadurch den Makel seines Ursprungs vergessen zu machen. Wie sich auch der Hof mit goldenen Stickereien überdecken mag, das Volk empfindet, daß er aus Parvenus zusammengesetzt ist. — Schon für Ludwig Philipp war es empfindlich, daß der Faubourg St. Germain mit ihm schmollte, und wenn ein Deutscher sich vergebens den Kopf darüber zerbricht, was dem Bürgerkönig daran gelegen sein konnte, um die Gunst dieser alten verwelkten Marquisen und Herzoginnen zu buhlen, so liegt die Erklärung in dem angebornen aristokratischen Sinn der Franzosen. Das Kaiserreich hat sich auf das Militär gestützt, es hat die Zügel so straff angezogen, daß den Emeutiers kein Spielraum blieb, aber noch entschiedener als unter dem Julikönigthum zogen sich die Berühmtheiten aller Classen von ihm zurück, es mußte ganz mit neuen Menschen regieren. Die einzige Ausnahme machte der Graf Montalembert, und wenn es bei dem eigenthümlichen Charakter dieses Mannes schwer sein mag, das letzte Motiv seines Schrittes zu ergründen, so wird man doch kaum fehlgreifen, wenn man eine kleine Dosis Eitelkeit darin sucht. Montalembert ist ein Redner vom ersten Range, und wie unbequem es ihm sein mag, hinter halb verschlossenen Thüren zu sprechen, so zeigt ihm doch sein angeborener Sinn für Realität, daß es besser ist, als gar nicht zu sprechen. Als er sich dem Kaiserreich unterwarf, geschah es mit dem geheimen Vorbehalt, Opposition zu machen, und man muß sagen, er hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Schon die bekannte Schrift über England war trotz ihrer vornehm höflichen Formen eine blutige Invective gegen den Imperialismus, der neue Artikel ist es noch in erhöhtem Grade. — Montalembert trat zuerst unter der Fahne von Lamennais im „Avenir" als Vorfechter des Ultramontanismus auf, der sich für verfolgt und unterdrückt ausgab; der geistreiche junge Weltmann verband sich mit den Kapuzinern. Man konnte sich keine glücklicher gewählte Rolle denken; denn sie gab den Nimbus des Vornehmen, des Romantischen, des Weltschmerzlichen und sie gewann zugleich die Sympathien der Menge, denn sie donnerte gegen die Tyrannei; man denke! gegen die Tyrannei des armen Bürgerkönigs. Diesen Thron zu unterwühlen, hat Montalembert redlich das Seine gethan, vielleicht viel mehr als die Socialisten und Demokraten. Als nun der morsch gewordene Thron wirklich zusammenstürzte, glänzte er unter den ersten Führern der conservativen Partei. Es zeigte sich, daß er nur in seiner Symbolik Phantast war, daß er im Uebrigen aber ein sehr gesundes Auge für die Wirklichkeit besaß. Man erinnert sich noch an die wahrhaft zerschmetternde Rede, mit der er einen wirklichen Phantasten — auch einen von den vierzig Unsterblichen — V. Hugo in seiner ganzen Blöße darstellte. Von den Legitimisten immer mehr geschieden, wurde er allmälig auch kälter gegen die Ultramontanen. Und

wenn er gegenwärtig die Phrasen seiner Vergangenheit nicht ganz verleugnet, so haben sie eben nur noch die Bedeutung von Phrasen. Die unbedingte Begeisterung, mit welcher er die constitutionellen Einrichtungen Englands bespricht, ist mit dem ultramontanen Princip unvereinbar, und Montalembert hat Verstand und Bildung genug, das vollkommen einzusehn. Er ist in derselben Weise ultramontan, wie Chateaubriand Legitimist war: dem Wesen nach geht er mit der Menge, das alte Symbol macht ihn interessant. — Diese Gegner sind für den Kaiser sehr gefährlich, denn er kann mit ihnen nichts anfangen. Republikaner und Socialisten kann er zu Tausenden nach Cayenne schicken; mit dem Grafen Montalembert geht es nicht. Nun hat er ihn gar zum Märtyrer gemacht und ihn dadurch auf ein Piedestal gesetzt, das die Tragweite seiner Geschosse verdoppelt. Der Graf hat noch eine sehr glänzende Rolle vor sich. † †

Neue historische Schriften.

Geschichte der dem russischen Kaiserthum einverleibten deutschen Ostseeprovinzen bis zur Zeit ihrer Vereinigung mit demselben vom Staatsrath Dr. A. von Richter. Zweite Auflage. Erster Bd., 1158—1347. Riga, Kymmel. — Die Colonisirung der Ostseeländer durch deutsche Kaufleute und Bauern unter der Aegide eines geistlichen Ritterordens ist culturhistorisch eine der interessantesten Erscheinungen, welche die europäische Geschichte kennt. Für die Aufhellung derselben ist aber noch lange nicht genug gethan. Für Preußen hat Johannes Voigt durch gewissenhafte Durchforschung der Archive eine sichere Grundlage gelegt; neuerdings hat Töppen die Glaubwürdigkeit der Ordensbücher und der bekannteren Stadtchroniken auf eine musterhafte Weise erörtert. Weniger ist durch die gelehrten Forscher für Liefland geschehn, obgleich es mit den Quellen hier im Ganzen besser beschaffen ist; und es wäre für die Specialgeschichte beider Länder ersprießlich, wenn sich die Gelehrten von beiden Seiten mehr in die Hände griffen; die bekannten Zustände der einen Provinz müssen für die unbekannten der andern zur Aufklärung hinzugezogen werden. — Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat sich das große Verdienst erworben, durch strenge Sichtung des Materials einen sichern Boden gewonnen zu haben, namentlich für die Rechtsgeschichte, die bei den complicirten Einwanderungsverhältnissen große Schwierigkeiten bietet. Daß er auf die Darstellung kein Gewicht legt, daß er selbst die Trockenheit nicht vermeidet, um genau zu sein, verargen wir ihm nicht: bei einem Zeitabschnitt, wo es sich darum handelt, erst den Boden zu gewinnen, wird die erste Bedingung des Erfolgs eine ängstliche Umsicht und Gewissenhaftigkeit sein. —

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung unter dem Schutz Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. herausgegeben von Pertz, Grimm, Lachmann, Ranke und Ritter. Berlin, Franz Dunker. — Diese Sammlung, die am meisten dazu beitragen wird, den Sinn und das

Verständniß für das Mittelalter im deutschen Volk zu erwecken, ist in gedeihlichem Fortgang begriffen. Seit unserm letzten Bericht (1856) ist wieder eine Reihe trefflicher Bearbeitungen erschienen. Aus dem achten Jahrhundert: das Leben der Aebte Gallus und Otmar von St. Gallen, von Potthast und Anskars Leben des Bischof Willehad, von Laurent, mit einem Vorwort von Lappenberg; aus dem neunten: Die Annalen von St. Berlin und St. Voast von v. Jasmund; das Leben der Erzbischöfe Anskar und Reinbert von Laurent, Meginhardts Uebertragung des h. Alexander, von B. Richter, Nigellus Lobgedicht auf Kaiser Ludwig und Elegien an König Pippin von Pfund (für den Zweck der Sammlung hätte es der Uebersetzer allenfalls bei der Prosa bewenden lassen können); aus dem zehnten: Die Chronik des Abt Regino, von Dümmler, und die Fortsetzung von Büdinger (dem Geschichtschreiber Oestreichs); das Leben der Königin Mathilde von Jaffé (Mitarbeiter an den Annalen des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause), das Leben des Bischof Adalbert von Prag und das Leben der Kaiserin Adelheid, von Hüffer; aus dem elften: das Leben der Bischöfe Bereword und Godehard von Hildesheim, von demselben; aus dem zwölften: das Leben Kaiser Heinrich IV. von Jaffé; endlich aus dem dreizehnten: die Chronik Arnolds von Lübeck, von Laurent. Von dem Nutzen für das deutsche Publicum abgesehn, ist das Unternehmen auch eine segensreiche Vorbildung für die jüngern Historiker, die sich an demselben betheiligen. Hoffen wir, daß die in München angeregte Gesammtwirkung der deutschen Geschichtschreiber der vaterländischen Geschichte einen neuen Aufschwung geben wird. — — m —

Neue Reiseliteratur.

James Cook drei Reisen um die Welt. Neu bearbeitet von Friedrich Steger. Leipzig, C. B. Lorck. 1858. — Ein guter Gedanke, die Erlebnisse und Beobachtungen des großen Entdeckers aufs neue dem Publicum vorzuführen. Die Bearbeitung ist geschickt gemacht, Unbedeutendes weggelassen, alles Wichtige ausführlich mitgetheilt. —

Reiseskizzen aus Ost- und Westpreußen von Max Rosenheyn. Danzig, Kafemann, 1858. — Anschauliche Schilderungen der auf dem Titel genannten Landstriche und ihrer Bewohner, der Stil bisweilen zu schwung- und blumenreich. Auch möchten wir bezweifeln, daß der Masur, der den Verfasser durch die johannisburger Wildniß fuhr, sich über seine Erlebnisse in der gewählten Weise ausgedrückt hat, in der das Buch ihn sprechen läßt. —

Ein Winter in Venedig und Sechs Monate in Rom, beide Bücher von Friedrich Pecht. Das Riesengebirge, seine Thäler und Vorberge und das Isargebirge. Von K. Fr. Mosch. — Diese drei Schriften gehören der bei J. J. Weber in Leipzig erscheinenden illustrirten Reisebibliothek an. Die beiden ersten sind ein Wiederabdruck der bekannten trefflichen „Südfrüchte", über welche von uns ausführ-

lich berichtet wurde. Die zahlreichen Holzschnitte, mit denen sie geschmückt sind, entsprechen durch ihre ungemein zierliche und feine Ausführung dem Text. Sie sind zum großen Theil kleine Kunstwerke. Das Buch über das Riesengebirge ist ein etwas trockner, aber treuer und praktischer Führer durch das schöne schlesische Bergland, und die beigegebenen 40 Illustrationen machen es zugleich zu einem anmuthigen Andenken für den, der es zuerst als Wegweiser benutzte. —

— R.

Vermischte Literatur.

Das Leben des Meeres von Dr. G. Hartwig. Vierte Auflage. Frankfurt a. M. Meidinger Sohn und Co. 1859. — Diese Auflage des bekannten Compilationswerks ist eine vermehrte und verbesserte. Namentlich ist über Walfische, Robben, Schallthiere und Seesterne Verschiedenes nachgetragen. Was die neue Ausgabe aber wesentlich von den frühern unterscheidet, ist die reiche Ausstattung mit größern und kleinern Illustrationen, die zum Theil recht gut ausgeführt sind. Die Färbung der größern Holzschnitte ist Modegeschmack. Wir hätten dieselben lieber schwarz gesehn. —

Geschichte Friedrich II., Königs von Preußen, genannt Friedrich der Große, von Thomas Carlyle. Deutsch von J. Neuberg. Erster Band. Berlin, Geheime Oberhofbuchdruckerei (R. Decker). 1858. — Eine Uebersetzung des von uns bereits ausführlich angezeigten Werkes, welche nicht blos den Gedankengang des Originals, sondern auch — so weit dies möglich ist — den eigenthümlichen Stil desselben wiedergibt. —

Aus mexikanischen Gefängnissen. Bruchstück aus Eduard Harkorts hinterlassenen Papieren. Herausgegeben von Dr. Gustav Kühne. Leipzig, C. B. Lorck. 1858. — Erlebnisse eines Deutschen, der, ursprünglich Bergmann, sich beim ersten Auftreten Santa Annas der von diesem vertretenen Sache anschloß, als Offizier im Heere des damals liberalen Generals mitfocht, im Treffen bei Tolome verwundet in die Hände der Gegner gerieth und nun einige Monate kennen lernte, wie übel die Gefängnisse Mexikos eingerichtet sind. Später freigekommen, nahm er wieder Dienste unter Santa Anna, stieg bis zum General und endete dann seine an allerlei Abenteuern reiche Laufbahn in Texas. Die Schilderungen von Land und Leuten sind ungemein lebhaft und anschaulich. —

Regierung und Volksvertretung in Bayern. Leipzig. H. Hässel. 1858. — Eine Broschüre, die in ruhiger Entwicklung die Blößen der Logik zeigt, welche die jüngste Kammerauflösung in München aussprach. — — u. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Schiller und der Idealismus.

Schillers Leben für den weitern Kreis seiner Leser, von Karl Hoffmeister. Ergänzt und herausgegeben von Heinrich Viehoff. Dritte Ausgabe, 3 Bd. Stuttgart, Becher. —

Schillers Briefe. Mit geschichtlichen Erläuterungen. Ein Beitrag zur Charakteristik Schillers als Mensch, Dichter und Denker und ein nothwendiges Supplement zu dessen Werken. 2. Bd. Berlin, Allg. deutsche Verlagsanstalt. —

Schiller als Philosoph. Vortrag gehalten in der Rose zu Jena, 10. März 1858, von Dr. Kuno Fischer. Frankfurt a. M., Suchsland. —

Die griechischen Elemente in Schillers Braut von Messina. Von Dr. Baptist Gerlinger, eingeleitet durch Fr. Dingelstedt. Neue Ausgabe. Augsburg, Kollmann. — Fatum und Nemesis in der dramatischen Dichtung. Aesthetische Studien von B. Gerlinger. Neuburg, Prechter. —

Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur, entworfen von A. Koberstein. Vierte Ausgabe. 2. Bd., 2. Abthl. Leipzig, Vogel. —

So unauslöschlich die Züge sind, mit denen der Name Schiller in die deutsche Ruhmeshalle eingegraben ist, so hat doch auch er in der öffentlichen Stimmung manche Schwankungen erfahren. Seit der Vollendung des Wallenstein galt er der Menge als der größte Dichter Deutschlands. Diese Verehrung steigerte sich durch das Mitgefühl über seinen frühzeitigen Tod, sie wurde genährt durch die jüngern Theaterdichter, die, so weit sie im Uebrigen voneinander abwichen, sämmtlich Schillers Schule durchgemacht hatten; sie steigerte sich zum Enthusiasmus durch die patriotischen Lyriker, die in der Periode der Freiheitskriege nach dem Vorbild des Wallensteinschen Reiterliedes die deutsche Jugend gegen die fremden Eroberer in die Waffen riefen.

Aber schon war im Stillen gegen diese Stimmung eine Reaction vorbereitet, die, zuerst von der romantischen Schule hervorgerufen, sich im Anfang auf die ästhetischen Theezirkel der sogenannten feinen Welt beschränkte, dann aber, als die Restauration alle freieren Regungen des Volksgeistes unterdrückte, zur Signatur der Zeit wurde. Dieser Richtung war Schiller nicht vornehm, nicht aristokratisch genug, er ging ihr zu unbesonnen, zu rücksichtslos auf die

Gemeinplätze des Tages ein, und weil seine glühende Beredsamkeit dem Instinct der Menge huldigte, glaubte sie wol gar, ihm den Namen eines Dichters absprechen zu dürfen, da der echte Dichter sich nur in höheren, der Welt unverständlichen Gefühlen bewege. Wenn diese Ansicht während der ganzen Restaurationszeit die tonangebende blieb, so war auch das neue Geschlecht, das nach der Julirevolution die Führung der Literatur übernahm, ihr keineswegs abhold; nur wußte es ihr eine andre Wendung zu geben. War man früher bedenklich gegen den Demagogen Marquis Posa, so zuckte man jetzt über den moralischen Pedanten Max Piccolomini die Achseln; man fand den Dichter zu sehr in den sittlichen Vorurtheilen der Vergangenheit befangen, man vermißte bei ihm jene liebenswürdige Frivolität, die man in der jüngern Schule Frankreichs so sehr bewunderte, und von der Goethes Schriften so erfreuliche Spuren zeigten.

Als nun das Vaterland wieder zu Ehren kam, änderte sich damit die öffentliche Stimmung über den Dichter. Es wurde wieder viel von Freiheit, Tugend und Vaterland gesprochen, man machte darauf aufmerksam, daß Goethe ein Fürstendiener, daß er der Dichter der Philine gewesen sei, und daß er auf die Erhebung des Volks in den Freiheitskriegen nicht viel gegeben habe. Was man früher Schiller zum Vorwurf gemacht, wurde jetzt der Grundstein seines Ruhms. Schriftsteller der verschiedensten Farbe waren darin einig, z. B. Wolfgang Menzel, Börne, und wie es bei Stichwörtern zu geschehen pflegt, die man häufig wiederholt, ohne sie grade näher zu erörtern: zuletzt war die Masse davon überzeugt, daß Schiller der Dichter der Freiheit, der Tugend und des Vaterlandes sei, und je nachdem man für diese Begriffe schwärmte oder nicht, rechnete man sich unter die eifrigen Jünger oder Gegner des Dichters.

Es ist ganz merkwürdig, wie bei einem Schriftsteller, dessen Balladen jeder Quartaner, dessen Trauerspiele jeder Tertianer auswendig weiß, ein solches Vorurtheil sich einem Nebel gleich so weit ausbreiten konnte, daß man seine wirkliche Physiognomie gar nicht wiedererkennt. Wer unsern Dichter ohne Brille liest, wird freilich bald gewahr, daß es sich bei ihm nicht blos um Freiheit, Tugend und Vaterland handelt, daß der Dichter des Marquis Posa nicht blos über die französische Revolution, sondern über das politische Wesen überhaupt in einer Zeit, wo seine Kraft am vollsten blühte, sich sehr geringschätzig aussprach, daß Laura nicht blos früher, sondern auch natürlicher bei ihm auftritt als Thekla, und daß vom Vaterland bei ihm überhaupt keine Rede ist. Aber es war schwer, die Brillen zu vermeiden, da gefeierte Volksredner, wenn sie die politischen Leidenschaften aufstachelten, unablässig auf Schillers Vorbild hinwiesen, während die entgegengesetzte Richtung sich über diesen Dichter sehr bedenklich aussprach.

Schiller war kein abstracter Tugendspiegel, kein einseitiger Patriot, kein blinder Freiheitsenthusiast; er hat, ehe er das wurde, was er war, mit schweren Verirrungen zu kämpfen gehabt; er hat in seinen Ansichten über die wesentlichsten Glaubenspunkte häufiger gewechselt als sein großer Freund, und ihn vom Anfang seines Lebens bis zum Schluß desselben als Vorbild aufzustellen, würde ein gewagtes Unternehmen sein. Aber er war mehr als das, was seine Partei von ihm aussagt, er war eine echt lebendige, starke und gewaltige Natur, die gleich den griechischen Heroen sich immer stärkte und läuterte durch die Ungeheuer, die ein scheinbarer Unstern ihr zu bekämpfen gab; er war nicht blos ein liebenswürdiger Idealist, sondern ein großer Dichter, dessen Größe freilich nicht da liegt, wo man sie gewöhnlich sucht.

An Stelle jener Stichworte, Freiheit, Tugend und Vaterland ist jetzt ein andres getreten, der Idealismus. Man spricht in unsrer jüngsten Poesie von einer Schule der Realisten, und stellt dieser, die angeblich die Poesie an den gemeinen Weltlauf verräth, Schiller als den Dichter des Ideals gegenüber. Wenn man auch ganz davon absieht, daß solche abstracte Gegensätze überhaupt nichts sagen, daß sie sich nach Belieben umkehren lassen, so ist bei dieser Auffassung merkwürdig, daß sie grade das als Schillers Vorzug hervorhebt, was offenbar sein Fehler ist, und ihm das streitig macht, worin seine Größe liegt. Der Punkt ist für das Verständniß unsrer heutigen ästhetischen Streitfragen so wichtig, daß wir näher darauf eingehn müssen.

Bekanntlich haben Goethe und Schiller selbst die Ausdrücke Realismus und Idealismus auf sich angewandt, aber wie das, was sie darunter dachten, von der heute gangbaren Meinung abweicht, zeigt am deutlichsten Goethes Erzählung von ihrem ersten Zusammentreffen.

Goethe trug in Schillers Hause die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Urpflanze vor seinen Augen entstehn. „Schiller vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich grade geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen und sie sogar mit Augen sehe." Goethe fügt hinzu, daß ihn folgender Satz ganz unglücklich gemacht habe: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne." Goethe kann sich nicht genug darüber verwundern, daß, was er als Erfahrung aussprach, Schiller nur für eine Idee galt.

Wer diese Erzählung aufmerksam liest, wird mit einiger Verwunderung

entdecken, daß Realismus hier grade das Gegentheil von dem sagen will, was man heute darunter versteht. Heute nennt man Realisten die verstockten Erfahrungsmenschen, die von der Anschauung des wirklichen Lebens ausgehn und sich nicht daraus treiben lassen; Goethe dagegen nennt sich einen Realisten, weil ihm seine Ideen Realität haben, ja weil sie ihm als das einzig Lebendige erscheinen. Die Urpflanze hatte er nirgend gesehn, er konnte sie auch nicht sehn, weil sie nicht existirt, was man so gewöhnlich existiren nennt; aber das Bild seines Geistes war ihm höhere Gewißheit als das Zeugniß seiner Sinne.

Bekanntlich entspricht diese Begriffsbestimmung dem Gegensatz in der mittelalterlichen Philosophie zwischen Realisten und Nominalisten. Realisten nannten sich diejenigen, denen die Ideen als wirklich vorkamen, Nominalisten diejenigen, die nur abgezogne Gattungsbegriffe oder Namen darin suchten. Heutzutage würde man also (wenigstens in dieser Beziehung) die alten Realisten als Mystiker, die alten Nominalisten als Aufklärer bezeichen. Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß mit bloßen Kategorien gar nichts gesagt ist, wenn man vorher sich nicht darüber verständigt, was sie zu bedeuten haben.

Untersuchen wir den Begriff des Realismus seiner Natur nach, so entdecken wir zwei Momente darin, je nachdem man ihn auf die Beobachtung oder die Darstellung anwendet.

Der wahre Realismus der Beobachtung liegt darin, daß man bei jeder Individualität in der Natur, der Geschichte und im wirklichen Leben schnell die charakteristischen Züge herausfindet, mit andern Worten, daß man Sinn für Realität hat, für den wahren Inhalt der Dinge. Der falsche Realismus der Beobachtung liegt darin, daß man bei dem schärfsten Auge für die einzelnen Züge des Lebens nicht zu unterscheiden vermag, welche charakteristisch sind und welche nicht. In dem bekannten Sprichwort, daß es für den Bedienten keinen Helden gibt, ist der Bediente ein falscher Realist. In seiner Abhandlung über Friedrich den Großen ist Macaulay ein falscher Realist, trotz der glänzenden Virtuosität seiner Beobachtung.

Der wahre Realismus in der Darstellung, oder, allgemein gesagt, in der Kunst, liegt darin, daß man über die nöthige Technik, sei es in Bezug auf Pinsel und Palette oder auf den Meißel, auf den Ton oder auf das Wort, so frei disponiren kann, daß man die zur Charakteristik nothwendigen Mittel, die das Leben nachbilden und das Leben hervorbringen, augenblicklich bei der Hand hat. Der falsche Realismus in der Kunst liegt darin, daß man bei der glänzendsten Virtuosität in der Technik diejenigen Momente, die das Leben hervorbringen, nicht richtig zu wählen weiß: es ist derselbe Gegensatz wie zwischen dem Künstler und dem Virtuosen.

Wenn man nun das, was wir als wahren Realismus bezeichnet haben, Idealismus nennen will, so ist auch nichts dagegen einzuwenden, denn die Idee der Dinge ist auch ihre Realität. Wenn der wahre Idealist mit seiner Idee das Wesen der Dinge trifft, so bildet sich der falsche Idealist eine Idee, die der Wirklichkeit nicht entspricht, weil sie überhaupt keinen Inhalt hat.

Man vergesse nur nicht: der Gegensatz der Realität ist nach der einen Seite hin freilich das Ideal, nach der andern aber die Chimäre, die Lüge, der Unsinn.

Untersuchen wir nun Schillers Talent genauer, so finden wir, daß es viel respectabler nach der realistischen als nach der idealistischen Seite ist; bei Goethe finden wir das Gegentheil. Man wird sich über diesen Ausspruch wundern, weil er gegen das hergebrachte Vorurtheil verstößt, aber eine ruhige Prüfung wird ihn rechtfertigen.

In der bekannten Recension über Egmont hebt Schiller mit großer Umsicht alle realistischen Momente hervor, die Charakterschilderung des niederländischen Volks, der Spanier, und er tadelt dagegen dasjenige, was man heutzutage als idealistisch bezeichnen würde: er tadelt die Traumerscheinung der Freiheit, er tadelt die souveräne Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Held die wirklichen Verhältnisse auffaßt. Freilich geht er in vielen seiner Abhandlungen auf das Gegentheil aus, freilich idealisirt er in manchen Scenen seiner spätern Trauerspiele ganz so ins Blaue, wie Goethe in diesem Traumbild, aber dieser Idealismus war angelernt, der Realismus war ihm angeboren.

Worin liegt denn in den künstlerisch ganz verfehlten drei Erstlingsstücken jener Reiz, der sie noch heute einer ganz veränderten Bildung gegenüber lebensfähig macht? etwa in den idealistischen Mondscheinschwärmereien, in den renomistischen Einfällen über Weltverbesserung und ähnliches?

Wir glauben im Gegentheil, daß diese Tiraden jedem Gebildeten lästig sind. Aber welchen Respect flößt die Naturwahrheit der Genrebilder ein, wie plastisch treten die einzelnen Räuber, wie plastisch tritt namentlich in Kabale und Liebe die Musikantenfamilie hervor! wie tief dringt Schiller in der furchtbaren Scene, wo Franz Moor seinen Traum erzählt, mit seiner Sonde ins menschliche Herz! — Nun gibt es einzelne schärfer blickende Kritiker, z. B. Tieck, die diesen Realismus in seinen Jugendstücken herausfühlen, ihn aber in seinen spätern Dramen vermissen, und deshalb seltsamerweise die ersteren den letzteren vorziehn. Schiller hat seine realistische Kraft aber nie eingebüßt, ja sie zeigt sich im Wallenstein, im Tell, in der Jungfrau u. s. w. viel gewaltiger als in den Räubern. Es gelingt ihm nicht, uns die überspannte Empfindungsweise der Jungfrau, uns den moralischen Idealismus Theklas, uns die Philosophie Tells verständlich zu machen; aber im Lager Wallensteins werden wir zu Hause, bei den Soldaten wie bei den Generalen; jeder Zug

prägt sich unauslöschlich unsrer Phantasie ein. Der Unterhandlung zwischen Wallenstein und Wrangel folgen wir mit athemloser Spannung. Die Noth des guten Königs von Frankreich, den Unmuth und die Verzweiflung seiner Generale erleben wir mit, unser Fleisch und Blut ist bei dem Ausgang betheiligt; und was soll man erst von der prachtvollen Schilderung der schweizerischen Zustände sagen, die in der Poesie nicht ihres Gleichen hat.

Wenn Realismus auf dem Theater so viel heißt, als die Fähigkeit, den Eingebungen der Phantasie reale Gestalt zu geben, namentlich in Bezug auf die äußere Erscheinung, so stehen wir nicht an, in dieser Beziehung Schillers Talent über das Goethes zu stellen. —

Nehmen wir ferner — es kommt uns nur auf einzelne Beispiele an — die lyrischen Gedichte, so wird man freilich das „Ideal und das Leben", „die Künstler" und ähnliches mit hoher Achtung nennen. Es sind nicht blos feine, sondern sehr tiefe Gedanken darin und sie sind so schön ausgedrückt, wie man so etwas nur ausdrücken kann. Aber im Ganzen haben diese Gedichte wenig Leser, und Schiller selbst hielt sich nur kurze Zeit in diesem Reich der Schatten auf. Dagegen sind die Balladen, und unter den didaktischen Gedichten diejenigen, die allgemeine Sentenzen in einer körnigen sprichwörtlichen Sprache ausdrücken, in aller Munde. In jenen Balladen liegt aber das Hauptinteresse in der Schilderung, und hier ist es ganz erstaunlich, mit welcher Anschaulichkeit Schiller die Brandung des Meeres, den Eisenhammer und ähnliches wiedergibt, grade wie im Tell den Vierwaldstädtersee, was er nie gesehen hat. In dieser Beziehung haben wir die schlagendsten Zeugnisse von Goethe, der doch so gut sah wie selten ein Mensch, und der nicht genug Worte finden konnte, sein Staunen über die Naturtreue dieser Schilderungen auszudrücken. Dieses Talent wird man doch wol ein realistisches nennen, während man bei den Idealen im Drama wie im Lied wahrnimmt, daß sie durch Kunst nachträglich hineingetragen sind.

Schiller hat ein Gedicht geschrieben, „die Ideale", das wahrlich nicht für diejenigen spricht, die ihn einen Idealisten nennen. Er ist verschiedenen Idealen nachgegangen, dem Ruhm, der Wahrheit, der Liebe; sie haben sich alle als illusorisch erwiesen, er bleibt bei der Freundschaft stehen und bei der Beschäftigung, die nie ermattet. Ein wunderliches Ideal! aber hüten wir uns ihm aufs Wort zu glauben, das Gedicht ist nichts als ein poetischer Klingklang. Schiller ist dem edlen Trieb des Ruhms stets treu geblieben, er hat der Wahrheit nachgerungen bis an sein Lebensende; andere Ideale, die er hier gar nicht nennt, z. B. die künstlerische Schönheit waren die Glut seines Lebens, und wenn er in den „Idealen" klagt: „allzuschnell nach kurzem Lenze entfloh die schöne Liebeszeit" — grade vier Jahre, nachdem er aufs glücklichste verheirathet war —, so wußte die Hofräthin Schiller sehr wohl, wie dergleichen

Declamationen zu nehmen seien; sie ließ sich auch durch das spätere „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei!“ nicht irren. Wenn wir Schillers Briefe vor seiner Hochzeit mit dem vergleichen, was wir über sein späteres Leben wissen, so finden wir, daß er die wahre Liebe erst in der Ehe kennen lernte.

Und dies ist der Punkt, der uns auf ein neues seltsames Mißverständniß führt. Man pflegt Goethe einen objectiven, Schiller einen subjectiven Schriftsteller zu nennen, während doch das Gegentheil evident ist. Es gibt keinen subjectivern Schriftsteller als Goethe — dieses Wort in gutem Sinn genommen; und es gibt keinen Dichter, der so wenig subjectiv wäre als Schiller. Die subjectivste Form der Dichtkunst ist die Lyrik, das subjectivste Gefühl des Menschen ist die Liebe, in der eigentlichen Lyrik aber, das Didaktische und die Ballade bei Seite gesetzt, ist Schiller immer nur ein Dichter dritten Ranges, und die Liebe hat er nie zu schildern vermocht. Und nun halte man dagegen den wunderbaren Zauber, mit dem Goethe die süßen Geheimnisse der Liebe aus der innersten Tiefe des Herzens herauszulocken versteht. Seine Gedichte von der frühesten Jugend bis zum Greisenalter, bis zur Trilogie der Leidenschaft sind von jenem unnennbaren Liebreiz durchhaucht, der nur aus einer vollen Seele zu erklären ist. Es ist aber nicht blos die Liebe, alles was ins Gebiet der Träumerei fällt, findet bei ihm das mächtigste, das hinreißendste Wort; von den kleinen Mondschein- und Wellenliedern an bis zu dem herzdurchbebenden Angstruf des Faust, überall ist es das überströmende Gefühl, das den Hörer mit sich fortreißt; nicht die Gestaltung, nicht die Charakteristik, nicht die künstlerische Ordnung, die im Gegentheil in seinen besten Werken sehr viel zu wünschen übrigläßt. Wo findet sich in Schillers lyrischen Gedichten auch nur ein Ton, der sich mit diesen seelenvollen Accorden vergleichen ließe? Aber auch wo wir ins Drama übergehn und eine verwandte Aufgabe vergleichen, haben wir dasselbe Resultat. Sowol Iphigenie als Thekla behandeln das Problem, wie ein jungfräuliches reines Gemüth sich in den Collisionsfällen der Wirklichkeit verhält, die mit heimtückischer Schlinge das Gewissen wie das Rechtsgefühl umstricken. Aber in der Iphigenie ist alles innerlichst empfunden, in der Thekla alles ausgeklügelt. Und wenn diese Zeugnisse noch nicht genügen, so vergleiche man die Jugendbriefe der beiden Dichter, in denen eine Herzensangelegenheit behandelt wird: man wird erkennen, daß von Subjectivität im guten Sinn nur bei Goethe und nicht bei Schiller die Rede sein kann.

Darum ist es eine schreiende Ungerechtigkeit gegen Schiller, wenn man ihn im Gegensatz zu Goethe als einen subjectiven Dichter bezeichnet. Was bei ihm blos subjectiv, blos idealistisch ist, ist schlecht oder wenigstens unvollkommen. Man will damit auch immer einen Tadel aussprechen, man ver-

steht darunter so viel wie unreif, unfertig, unschön, und glaubt dann wol gar den Dichter zu ehren, wenn man hinzusetzt, in den schlechten Versen zeige sich ein edles Gemüth! Schillers Größe liegt, wie wir gezeigt haben, auf einem ganz anderen Felde.

Man nehme einen Versuch zur Hand, den er selber als eine bloße Farce bezeichnet und den man infolge dieser Erklärung viel zu gering anschlägt: den Geisterseher. Ob die Geschichte eine tiefere Bedeutung hat, wollen wir dahingestellt sein lassen, wir wollen auch die Spielereien im Geschmack Cagliostros nicht in Schutz nehmen, obgleich man dabei die veränderte Richtung der Zeit in Anschlag bringen muß: aber läßt sich eine vortrefflichere Form der Erzählung denken? Goethe entwickelt in kleinen Bildern eine plastische Kunst, der nichts an die Seite zu stellen ist; was aber die großen Umrisse der Erzählung betrifft, so nehmen wir keinen Anstand, nach diesem bloßen Torso des Geistersehers Schiller den Vorzug vor dem Dichter des Wilhelm Meister zuzuerkennen. Ueber ein solches Urtheil würde niemand so verwundert sein, als Schiller selbst; aber kein Dichter hat sein Talent so oft verkannt als Schiller, vielleicht weil er zu sehr über sich selbst reflectirte. Seinen historischen Schriften ist viel Schlimmes nachgesagt, und die Gründlichkeit seines Quellenstudiums ist in der That nicht als Vorbild zu empfehlen, aber auch hier zeigt sich jener wunderbare Sinn für das Wesentliche und Bedeutende in den Thatsachen, der Schiller in seinen historischen Dramen zu einem so vorwiegend objectiven und realistischen Dichter macht.

Goethe zeigt bereits in frühester Jugend jene Neigung zur Symbolik, die sich in den Werken seines Alters, eigentlich schon von der natürlichen Tochter an, immer rücksichtsloser ausspricht, die, statt die Dinge objectiv und realistisch zu geben, auf subjectiv-idealistische Ergänzungen rechnet; eine Symbolik, die nicht selten in Mystification ausläuft. Wo er vorwiegend Gefühlsdichter ist, wo er nur aus dem Reichthum seiner Seele zu schöpfen hat, wie im Werther, läßt er der Natur freien Lauf; wenn es aber Gestalten gilt (einzelne glänzende Ausnahmen, wie Hermann und Dorothea abgerechnet) verflüchtigen sich diese leicht in Träger höherer Ideen. Die Pandora und der zweite Theil des Faust sind doch für sein Schaffen charakteristisch. Darum war er zuerst ein Dichter der geistigen Aristokratie, und seine Werke wurden eher mit Commentaren versehen, ehe sie bei der Menge Eingang fanden. Noch einmal: die Ausnahmen sind uns sehr wohl bekannt, man darf überhaupt eine große concrete Erscheinung nicht unter ein fertiges Register bringen wollen, aber es kam uns hier darauf an, eine bestimmte Seite hervorzuheben, die man bisher zu wenig beachtet hat.

Wie sich bei Goethe ein unendlich größerer Reichthum der Empfindung zeigt, so scheint uns auch der Schatz seiner Ideen an Umfang und an Tiefe

bedeutend zu überwiegen. Wenn man in Schiller mehr den Philosophen sucht als in Goethe, so liegt das in der eigenthümlichen Methode wie beide arbeiteten. Schiller war es unerträglich, etwas Dunkles in seinem Geist zu lassen; sobald ihn der philosophische Zweifel einmal erfaßt hatte, kämpfte er ihn mit seiner eisernen Willenskraft durch, bis er zum Abschluß kam. Er hat Jahrelang in der kritischen Philosophie gearbeitet, und es sind eine Reihe bedeutender Schriften daraus hervorgegangen, die selbst dem Altmeister in Königsberg Beifall abgewannen; aber vergleichen wir den Gehalt speculativer Ideen, die sich als Resultat aus diesen Schriften ergeben, mit dem, was Goethe in seine sämmtlichen Werke und auch in seine Briefe verstreut hat, so erscheint uns Goethe als ein speculativerer Kopf. Freilich hat er seine Ansichten nicht mit der peinlichen Anstrengung seines Freundes, nicht mit dialektischem Scharfsinn ausgesponnen; sie kamen ihm von selbst, entweder unmittelbar aus dem Gemüth oder aus der ruhigen Betrachtung der Dinge: aber die Zeit ist vorüber, wo man Philosophie mit Systemmacherei verwechselte.

Der große Gegensatz zwischen den beiden Dichtern lag vielmehr, wie wir schon bei einer frühern Gelegenheit ausgeführt haben, darin, daß Goethe bei seiner glücklicher und gesunder angelegten Natur die Eingebungen von selber kamen, daß er sie mit der größten Bequemlichkeit gewähren ließ und durch den Willen so wenig wie irgend möglich hinzuthat; während Schiller einer widerstrebenden Natur durch gewaltige Willenskraft alles abringen mußte. Schillers Entwickelung schreitet daher von Stufe zu Stufe regelmäßig zu immer schönerer Entfaltung fort, nicht blos als Dichter, sondern als Mensch. In Goethes Leben, wenn wir diesen Gesichtspunkt festhalten, ist keine innere Nothwendigkeit; viel reicher und blütenvoller als das seines hartgeprüften Freundes, rankte es sich doch wie ein üppiges Schlinggewächs um jenen seltsam gewundenen Stamm, den er als sein Dämonisches bezeichnete, während der Baum von Schillers Leben durch hartes, sprödes Erdreich, durch Hindernisse aller Art grade auf zum Himmel strebt.

Es wird dem deutschen Volk sehr heilsam sein, den Dichter aus unmittelbarer Anschauung, nicht durch den Nebel herkömmlicher Reflexionen kennen zu lernen. Die angeführten Bücher gewähren dazu ein werthvolles Material.

Das Buch von Hoffmeister ist ein Auszug aus seinem größeren Werk, theils von ihm selbst, theils von seinem Freunde Viehof bearbeitet. Die ästhetischen Commentare sind auf einen möglichst kleinen Raum eingeschränkt, daher tritt das Biographische deutlicher hervor und man gewinnt ein freilich nicht detaillirtes, aber in seinen großen Umrissen vollkommen kenntliches Bild. Wir stehen nicht an, das Buch mit Rücksicht auf seinen populären Zweck als ein musterhaftes zu bezeichnen. Die Erzählung ist klar und übersichtlich, das

Urtheil leidenschaftslos und doch warm, man lernt den Dichter lieben und ehren, ohne seine Schwächen zu verkennen.

Schillers Briefe zeichnen sich durch eine Aufrichtigkeit aus, der wir nicht viel in dieser Literatur an die Seite zu setzen haben, sie malen uns deutlicher als irgend eins seiner poetischen Werke diese starke Willenskraft, für die es keine Unmöglichkeit gibt, dies unablässige Ringen, das auch da Bewunderung abnöthigt, wo es in entschiedene Fehlgriffe verfällt. Es ist in diesen Briefen eine ganz andere Wahrheit als in Rousseaus Bekenntnissen, der doch ein Ideal ausmalt, wenn auch ein verkehrtes. Da diese Briefe, abgesehen von den großen Massen der Correspondenz mit Humboldt, Körner und Goethe in verschiedene Sammlungen verzettelt sind, so lag der Wunsch nahe, sie in einer einzigen chronologisch geordneten vereinigt zu sehen. Die vorliegende Sammlung gibt nur die Briefe Schillers: eine Beschränkung, die wahrscheinlich durch juristische Bedenken geboten war. Der Sammler hätte übrigens die neue Ausgabe der Goetheschen Correspondenz sorgfältiger benutzen sollen.

Das neue Heft von Koberstein behandelt die wichtige Periode von 1794 bis etwa 1802 mit der umfassenden Gründlichkeit und Objectivität, die diesen Gelehrten so sehr auszeichnet. Möchte er uns recht bald mit einer Fortsetzung erfreuen. Die beiden andern kleinen Schriften sind geistvolle Commentare zu einzelnen Phasen in Schillers Entwickelung.

J. S.

Der Protestantismus in Ungarn.

Das gebildete Publicum Deutschlands, welches die geistigen Regungen im Ausland mit Aufmerksamkeit zu verfolgen gewöhnt ist, hört sicher auch mit Interesse die Nachrichten, welche hier und da die öffentlichen Blätter über die Zustände der Protestanten in Oestreich, und speciell in Ungarn bringen, in welcher Provinz des östreichischen Staates die größere Freiheit, deren sich die evangelische Kirche daselbst zu erfreuen hatte, und die Beschränkungen, denen dieselbe in der letzten Zeit unterworfen wurde, die allgemeine Theilnahme im erhöhten Maß in Anspruch nehmen. Seit Jahren wiederholt sich von Zeit zu Zeit in den officiellen und inspirirten Blättern die Notiz, daß den nach Wien gesandten Deputationen der ungarischen Protestanten eine baldige Aufhebung des Provisoriums, in welchem sich die Zustände der Kirche seit dem Jahr 1850 befinden, und eine definitive Regelung ihrer kirchlichen An-

gelegenheiten in Aussicht gestellt, ja förmlich versprochen worden sei. Von Erfüllung dieser Versprechungen haben sie nichts melden können. Der Belagerungszustand hat in Ungarn längst aufgehört; alle Verhältnisse sind durch Gesetze, Verordnungen, Patente und Vorschriften mehr oder minder geregelt, die katholische Kirche selbst ist durch das Concordat von dem Einfluß des Staates beinahe vollständig emancipirt; nur die protestantische Kirche erhält den Vollgenuß ihrer gesetzmäßigen, von der Regierung selbst anerkannten Rechte nicht wieder. Sie wird zwar nicht verfolgt, noch greift die Regierung die Religionsfreiheit und die Kirchenverfassung der Protestanten im Princip an, aber sie zögert seit Jahren, ohne es durch einen staatsrechtlichen Grund zu motiviren, trotz den Versicherungen, die bei mehren Gelegenheiten auf die entschiedenste Weise gegeben wurden, den gesetzlichen Zustand der Kirche herzustellen und ihr ihre provisorisch beschränkten Rechte wiederzugeben.

Ob diese noch immer fortdauernde Beschränkung der kirchlichen Freiheit der Evangelischen Ungarns ihre Ursache in dem Einfluß des Geistes habe, der das Concordat schuf, oder ob der Grund hiervon in der Neigung der gegenwärtigen Politik Oestreichs zu suchen sei, der die freie Bewegung selbst auf dem kirchlichen Gebiet nicht angenehm ist, — müssen wir dahingestellt sein lassen. Genug, daß die Klagen der Protestanten Ungarns, mit denen sie sich unermüdet dem Throne nahen, begründet sind.

Ungarns gegenwärtige und noch mehr seine vergangenen religiösen Zustände sind so wenig bekannt, daß es denen, die an den Verhältnissen der protestantischen Kirche in Ungarn Antheil nehmen, nicht unerwünscht sein wird, diese Frage vom historischen und rechtlichen Standpunkt etwas näher kennen zu lernen.

Die Evangelischen beider Bekenntnisse, die Protestanten augsburger Confession und die Reformirten, haben sich in Ungarn des Besitzes einer freien Kirchenverfassung zu erfreuen gehabt, wie die Kirche keines anderen Landes, die schottisch-presbyterianische ausgenommen, eine gleiche aufzuweisen vermag. Sie war ganz dem Geist der ersten christlichen Gemeinden entsprechend, und im Sinn der Municipalverfassung eines rohen, aber dennoch unschätzbaren Selfgovernements, in dessen Genuß sich Ungarn Jahrhunderte lang bis zu dem Jahr 1848 befand, und um das es alle Nationen Europas beneidet haben würden, wenn sie es dem Wesen nach, nicht blos in seinen Mißbräuchen gekannt hätten. Die Protestanten hatten diese freie Kirchenverfassung nicht als freiwilliges Geschenk eines Fürsten erhalten, sie mußten sich Religionsduldung erst durch lange Kämpfe erringen, erhielten nach vielen Leiden und Drangsalen die Erlaubniß zur Erbauung von Kirchen und Schulen, und unter diesen Umständen entwickelte sich das freie Gemeindeleben der Protestanten, auf dessen Grundzüge wir später noch zurückkommen.

Die Reformation fand schon in ihren Anfängen in allen Theilen Ungarns zahlreiche Anhänger unter allen Ständen, am zahlreichsten im Adel und unter den magyarischen Bauern. Während der Regierung der ersten Könige des habsburgischen Hauses, Ferdinand I. (1527—1564) und Maximilian I. (als deutscher Kaiser der II.) 1564—1576, konnte sich der neue Glaube wenig angefochten ausbreiten; theilweise dürfen diese Fürsten als duldsamere bezeichnet werden, theilweise waren sie durch die türkischen Kriege und einheimische Händel viel zu sehr beschäftigt, um mit Gewalt gegen die Kirche Luthers und Calvins aufzutreten und friedliche, dem königlichen Hause treue Unterthanen durch Verfolgung zur Gegenpartei zu treiben. In den den Türken unterworfenen Theilen Ungarns hatten die Protestanten wegen ihrer Religion nie Unterdrückungen zu erfahren. Unter Rudolph I. (II.) 1577—1608 nahmen die religiösen Verfolgungen, im Verein mit Eingriffen in die constitutionellen Rechte des Landes ihren Anfang, machten dieses und das folgende Jahrhundert zu der traurigsten Epoche Ungarns, führten zu zahlreichen Aufständen, zur Verwüstung des Landes, und diesen Wirren hat es Ungarn zum Theil zu danken, daß es in jeder Beziehung um mehr als ein Jahrhundert zurückblieb. Fortwährende Kämpfe verwüsteten das Land und brachten es dem vollständigen Ruin nahe: die Hälfte desselben befand sich in den Händen der Türken; der östliche Theil gerieth in den Besitz der Fürsten Siebenbürgens oder in den einheimischer Großen, die im offenen Aufstand für Gewissensfreiheit und die Privilegien mit den legitimen Königen Kriege führten, Frieden schlossen und von ihnen zeitweise selbst in dem unabhängigen Besitz des halben Landes anerkannt werden mußten. Solche Männer, die in dieser Periode der Geschichte Ungarns eine hervorragende Rolle spielten, sind Botskay, Gabor Bethlen, die Rakoczys, Tököli.

Gegen das Ende der unruhigen Regierung Rudolphs wurde zwischen diesem und dem siebenbürgischen Fürsten Botskay am 23. Juni 1606 der wiener Friede geschlossen, der die Abschaffung aller Verfolgungsgesetze, freie und ungestörte Ausübung der Religion für alle Stände, Gleichberechtigung des protestantischen Bekenntnisses in Verleihung aller Aemter und die Genehmigung der Kirchenverfassung aussprach, die von den Protestanten angenommen worden war, und welche dieselbe ist, die im Wesentlichen auch jetzt noch besteht. Die sogenannten Antecoronationalartikel des Landtags von 1608, auf dem Mathias II. (I.) nach Abdankung Rudolphs sich krönen ließ, enthielten eine klarere Redaction des wiener Friedens, und bilden mit diesem das erste Fundamentalgesetz für die Protestanten Ungarns, auf das man sich in späteren Friedensschlüssen, Landtagsverhandlungen und Verordnungen stets berief.

Schon unter Mathias nahm der Einfluß der bigotten Partei zu, und

obwol die Protestanten in dieser Zeit nahezu die größere Mehrzahl der Bevölkerung ausmachten und unter den Ständen selbst zahlreich vertreten waren, so stieß die ausgesprochene freie Ausübung der Religion doch überall auf Hindernisse, und es wurde, was zu den meisten Streitigkeiten Anlaß gab, dieses durch das Gesetz gewährte Recht von der katholischen Partei so ausgelegt, daß damit eine Religionsübung ohne Kirchen gemeint sei. Aus diesem Grunde gestatteten katholische Grundherren den Bau protestantischer Gotteshäuser nicht, und diese Verdrehung eines klaren Gesetzartikels gab wieder zu jahrelangen blutigen Kämpfen Veranlassung. Den Beschwerden der Protestanten gerecht zu werden, weigerte sich Ferdinand II. noch mehr, trotz seiner Bedrängnisse im Anfang des dreißigjährigen Krieges; dies führte zur Einmischung Bethlens, Fürsten von Siebenbürgen, der 1620 bis in die Nähe Wiens rückte, und am 31. Decbr. 1621 mit Ferdinand den Frieden von Nikolsburg abschloß, der, mehr für die Interessen Bethlens sorgend, blos eine Bestätigung der Antecoronationalartikel enthielt.

Eine fernere Schilderung der ungarischen Religionswirren im Einzelnen würde zu weit führen; Ferdinand II. Haß gegen die Ketzer ist aus der Geschichte zu bekannt, als daß von ihm eine aufrichtige Befolgung der Religionsgesetze vermuthet werden könnte. Auf jedem Landtag ertönten die bittern Klagen der Protestanten, die auf gesetzliche Abhilfe drangen, welche aber vom Hof und den katholischen Ständen verweigert wurde. Nicht minder herrschend blieben die der Religionsfreiheit feindlichen Einflüsse unter Ferdinand III., und gegen diese erhob sich 1644 Rakoczy, Fürst von Siebenbürgen, von den Ungarn angerufen, die Freiheit der protestantischen Kirche zu schützen. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, inwiefern diese häufigen Aufstände des Landes politisch zu rechtfertigen wären; einen großen Antheil hatte dabei auch der persönliche Ehrgeiz, der in den anarchischen Zuständen Nahrung fand; doch muß auch der Freund der habsburgischen Dynastie zugeben, daß an diesen Aufständen die Regierungsweise eines von Jesuiten beherrschten Hofes, die zahlreichen Eingriffe in die Constitution des Landes, und die offen an den Tag gelegte Unduldsamkeit in einem Lande, welches damals seinen Thron durch freie Wahl vergab, einen sehr großen Theil der Schuld trugen. — Am 16. Sept. 1645 ward zwischen Ferdinand III. und Rakoczy, der vor Brünn stand, der Religionsfriede von Linz abgeschlossen, der in seinem oft genannten ersten Artikel die freie Religionsübung allen Ständen, Städten, Flecken, Besatzungen und auch den Bauern auf allen Gütern, mit Kirchen, Glocken und Begräbniß zusagte. Die funfzehn Artikel des Landtags 1647 erhoben den linzer Frieden zum Landesgesetz, ergänzten ihn in einigen Hinsichten und ordneten weitere streitige Punkte. Diese Artikel, im Verein mit dem linzer Religionsfrieden bilden das zweite Fundamentalgesetz der Protestanten.

Unter den unruhevollen Zuständen der damaligen Zeit kam es auch trotz dieses Friedens zu keiner vollständigen Toleranz; Religionsstörungen fanden nicht selten statt; die factische Ausübung der durch das Gesetz gewährleisteten Religionsfreiheit stieß häufig auf Widerstand. Die Regierung Leopolds I. (1657—1705) war für die Protestanten, wie für Ungarn überhaupt eine traurige Epoche. Leopold, von jesuitischen Rathgebern geleitet, ließ die Protestanten offen verfolgen, sie wegen ihrer Religion schon im vorhinein als Rebellen betrachtend. Es kam aus diesen und aus politischen Ursachen zu blutigen Bürgerkriegen; die Reichstagsartikel des Jahres 1681 enthielten wol bezüglich der Herstellung der Nationalfreiheiten und in Religionssachen Zugeständnisse, im Jahr 1687 erfolgte aber das Blutgericht des Caraffa in Eperies, und ein ähnlicher Geist weht auch durch den Rest der langen Regierungszeit Leopolds. Joseph I. folgte einem milderen System, und wünschte aufrichtig die Pacification des Landes; der von seinem Vater übernommene Krieg mit Rakoczy jedoch dauerte auch in den ersten Jahren seiner Regierung fort. 1705 nahmen die Seemächte an den Unterhandlungen zwischen Rakoczy und dem kaiserlichen Hof Theil, denn ihre Garantie wurde von den Insurgenten verlangt. Die traurige Periode der Religionsverfolgungen und Aufstände erreichte erst mit dem szathmarer Frieden 1711 ein Ende.

Unter Karl III. (VI.) und Maria Theresia genossen die Protestanten in Ungarn wol des gesetzlichen Schutzes ihrer Religion, es galt dies jedoch nicht als Recht, sondern als Ausfluß kaiserlicher Gnade. Ohne groben Verfolgungen ausgesetzt zu sein, die ein Rescript Karl III. vom Jahr 1723 auf das strengste verbot, waren sie in der Religionsübung bedrückt, lästigen Beschränkungen unterworfen, höchstens im Bestehen geduldet; an eine Ausbreitung war nicht zu denken, neue Gotteshäuser zu bauen gestattete der Hof sehr selten; nur wenige in den Gesetzen namentlich angeführte Kirchen waren bewilligt: in diesem Sinn fand die Auslegung des Wortes Religionsfreiheit statt. Zweifelhafte Fälle erhielten ihre Entscheidung durch sogenannte Intimate der ungarischen Hofkammer zu Wien oder Seiner Majestät selbst, die zuweilen in humanem Sinn abgefaßt, häufiger aber von strengkatholischen Grundsätzen eingegeben waren.

Das Toleranzedict Kaiser Joseph II. besserte die Lage der Protestanten auch in Ungarn, doch blieb es in seinen Folgen mehr für die deutschen Provinzen der Monarchie wirksam, für die es Staatsgesetz wurde, während die Ungarn den Gesetzen Josephs nach seinem Tod als ungesetzmäßig, weil nicht auf constitutionelle Art, unter Mitwirkung der beiden Häuser des Landtags gegeben, die Anerkennung versagten. Viele seiner Reformen und Einführungen schaffte das Land wieder ab, die durch das Toleranzedict verliehene Glaubensfreiheit aber nahm der Landtag von 1790/1 für Ungarn im

Sinn der alten schon mehrmals genannten Gesetze noch vollständiger an, und im 26. Artikel des Jahres 1791 wurde auf Grundlage des wiener und linzer Friedens, und unter Bestätigung der in diesen Verträgen enthaltenen Rechte und Freiheiten, der Grundsatz der vollständigen Freiheit in Ausübung der Religion und in dem Regiment der protestantischen Kirche zur Gesetzeskraft erhoben.

Da auf diesem Gesetzartikel die Rechte der Protestanten beruhen und derselbe in neuerer Zeit selbst von Seiten der Regierung häufig angeführt wird, so dürfte es vielleicht passend sein, hier seine wesentlichsten Bestimmungen im Auszug wiederzugeben. Diese sind: die Ausübung der protestantischen Religion soll überall vollständig frei und öffentlich sein, und weder durch Sr. Majestät, noch durch deren Räthe, noch durch die Grundherrn beirrt werden dürfen. Der Bau neuer Kirchen ist anstandslos gestattet, eine Confession ist nicht verpflichtet, beim Bau der Kirchen und Schulen den andern zu helfen, noch dürfen die Protestanten zu irgend welchen Beiträgen für katholische Zwecke angehalten werden. Der oft citirte §. 4 stellt fest, daß die Evangelischen beider Bekenntnisse in Religionssachen nur von ihren verfassungsmäßigen Kirchenbehörden abhängig sein sollen, indem der Krone das Recht vorbehalten bleibt, jene Ordnungen zu bestätigen, welche bezüglich der Constituirung dieser Obrigkeiten und der übrigen Theile der Kirchendisciplin in gemeinschaftlicher Berathung der weltlichen und geistlichen Glieder der Kirche festgesetzt wurden. Kirchliche Gesetze, die in Religionssachen gegeben worden sind, oder in der Folge gegeben werden, können weder durch Regierungserlasse, noch durch königliche Verordnungen eine Aenderung erleiden. Die Evangelischen A. C. dürfen, nach vorläufiger Bekanntgabe ihrer Absicht und des Gegenstandes ihrer Berathung, in Gegenwart eines königlichen Commissars, der weder auf das Präsidium, noch auf die Leitung der Versammlung Anspruch hat, frei eine Synode halten; die auf derselben gegebenen Gesetze und Kirchenordnungen besitzen nach erhaltener königlicher Bestätigung bindende Kraft, ohne Beschränkung des höchsten königlichen Ueberwachungsrechtes. — Andere Paragraphen garantiren das freie Dispositionsrecht der Protestanten mit ihren Schulen; bei Uebertritten ist die Bewilligung Sr. Majestät einzuholen. Endlich ist noch die Bestimmung zu erwähnen, daß bei gemischten Ehen, wenn der Vater katholisch wäre, alle Kinder der katholischen Religion, wenn nur die Mutter katholisch sein sollte, die Söhne der protestantischen, die Töchter der katholischen Religion angehören sollen.

Unter dem Schutz dieses Gesetzes, welches der Gesetzgebung Ungarns zur Ehre gereicht, erfreuten sich die Protestanten in einem katholischen Staat einer nahezu vollkommenen Gleichberechtigung mit den Katholiken. Das Einzige, worüber sich hier und da Klagen vernehmen ließen, war, daß bei Besetzung

der Stellen, deren Ernennungsrecht dem Hofe zustand, Katholiken vor Protestanten den Vorzug erhielten, und bei Uebertritten die nöthige königliche Genehmigung schwer ertheilt wurde; doch war sonst der Zustand der Protestanten ein zufriedenstellender: sie gründeten zahlreiche Kirchen und Schulen, unterhielten sie aus ihren eignen Mitteln, und es gediehen diese und wurden bald die vorzüglichsten Lehranstalten des Landes. Die Regierung legte keine Hemmnisse in den Weg, die höhere Bildung durften sich die Protestanten auf den ausländischen, namentlich deutschen Universitäten aneignen, wo noch jetzt aus der Zeit des 17. Jahrhunderts zahlreiche Stiftungen existiren. Der Landtag 1843/4 traf im Anhang zum Gesetz des Jahres 1791 noch einige liberale Bestimmungen, denen zufolge gemischte Ehen auch vor einem protestantischen Geistlichen geschlossen werden durften und bei dem Uebertritt zur protestantischen Religion Erleichterungen in das Leben traten. Die Bewegung auf kirchlichem Gebiet geschah vollkommen frei; die Kirchenverfassung ward auf Synoden geregelt, und durch ihre Institutionen gepflegt, nahm das geistige Leben der Protestanten einen gedeihlichen Fortgang.

Die Grundzüge dieser Kirchenverfassung, so wie sie sich bei der ersten Ausbreitung des Protestantismus entwickelte, durch mehre hundert Jahre erhielt und endlich durch Gesetze und Bestimmungen der Synoden seit 1791 organisirt wurde, sind in kurzem folgende, wobei wir vorausschicken, daß die Reformirten eine nahezu ganz gleiche, nur in einigen unbedeutenderen Theilen von der der Evangelischen A. C. abweichende Kirchenverfassung besitzen, welche letztere wir hier zu skizziren versuchen.

Mitglied der protestantischen Gemeinde ist jeder in dem Ort ansässige Protestant, jede Muttergemeinde hat einen Geistlichen, einen Lehrer, je nach der Größe der Gemeinde und des Grades der Schule auch mehre eine Kirche, ein Schulhaus, und besitzt meist auch eignes Vermögen. Geistliche und Lehrer werden von der Gemeinde, aus den Capitalien der Kirche oder Schule und durch freiwillige Beiträge erhalten, auch von der Gemeinde gewählt, welche sich in allem selbst regiert. Das Interesse der Gemeinde wahrt der Kircheninspector, das Vermögen verwaltet der ebenfalls weltliche Curator, Angelegenheiten, welche die ganze Gemeinde betreffen, werden in Versammlungen aller Gemeindemitglieder, Localconventen, erledigt. Ein Kirchenrath, aus den angesehensten Gemeindemitgliedern zusammengesetzt, auch Presbyterium genannt, vertritt als Ausschuß den Convent in Angelegenheiten von geringerem Belang. — Mehre Gemeinden bilden ein Seniorat, in welchem der geistliche Senior und der weltliche Senioratinspector, beide von den Gemeinden des Seniorats erwählt, Kirche und Schule überwachen. Auf dem Senioratsconvent, der in den das ganze Seniorat betreffenden Angelegenheiten entscheidet, hat nebst dem Geistlichen und Inspector auch jedes Gemeindeglied das Recht

zu erscheinen und zu sprechen; dasselbe gilt auch für die übrigen Convente und selbst bei den Synoden; bei der Abstimmung haben nur die delegirten gesetzlichen Vertreter eine Stimme, während die berathende Stimme im Sinn der Kirchenverfassung jedem Protestanten zusteht. Ein Ausschuß des Senioratconvents, das Senioratconsistorium, übt die geistliche Gerichtsbarkeit in erster Instanz. — Aus mehren Senioraten ist der District oder die Superintendenz zusammengesetzt, und es gibt deren in Ungarn vier reformirte und vier protestantische, und zwar diesseit und jenseit der Theiß, diesseit und jenseit der Donau. Die nächste und zugleich die höchste geistliche Behörde der Kirche ist der Superintendent, ihm zur Seite steht der Districtualinspector, beide aus der Wahl der Gemeinden hervorgegangen; ihre Befugnisse sind die oberste Aufsicht über Kirchen und Schulen im District, die Ueberwachung der Kirchenzucht, die Prüfung der für den geistlichen Stand ausgebildeten Männer (Candidaten) und deren Einführung in das Amt. Der Districtualconvent, den die Seniorate mit stimmfähigen Deputirten beschicken, leitet die geistlichen und Schulangelegenheiten des Districts; die zweite Instanz der geistlichen Gerichtsbarkeit bildet das Superintendentialconsistorium. — Für die protestantische Kirche des ganzen Landes wird ein Generalinspector gewählt, der Hüter und Vertheidiger der Kirche sein soll. Interessen, welche die Landeskirche betreffen, dann Angelegenheiten der inneren Organisation der Kirche werden auf den Generalconventen abgehandelt, während auf der Synode endlich, die von den Districten mit Deputirten beschickt wird, und in der die Superintendenten nebst den Districtualinspectoren Sitz haben, im Sinn des Gesetzes von 1791 der Zeit angemessene neue Kirchengesetze gebracht werden können, die Kirchenverfassung geändert werden darf, und über Glaubensartikel, die Lithurgie u. s. f. entschieden wird.

Die Revolution des Jahres 1848 berührte den Zustand der protestantischen Kirche nicht. Nach Unterdrückung des Aufstandes erschien es der östreichischen Regierung nothwendig, bis zur vollständigen Pacificirung des Landes die Kirchenverfassung der Protestanten in Mehrem zu restringiren; die Verordnung des damaligen Armeecommandanten F. Z. M. Haynau vom 10. Februar 1850 suspendirte für die Dauer des Belagerungszustandes das Recht der freien Berathung gänzlich, setzte die Functionen der weltlichen Inspectoren außer Wirksamkeit, und ersetzte die aus freier Wahl hervorgegangenen Superintendenten der Evangelischen A. C. durch von der Regierung zu Administratoren ernannte Geistliche, während die Superintendenten der Reformirten sonderbarerweise belassen wurden. Der Grund hiervon mochte gewesen sein, daß die Reformirten in den unteren magyarischen Comitaten sehr zahlreich vertreten sind, und die Regierung diese unter den damaligen Umständen noch mehr aufzuregen vermeiden wollte. Nach vier Jahren hörte der Bela-

gerungszustand in Ungarn auf, und es erschien die bis nun Giltigkeit besitzende Verordnung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 3. Juli 1854, durch welche der oben erwähnte Haynausche Erlaß außer Kraft gesetzt wird, und infolge Allerhöchster Entschließung vom 21. Juni 1854, bis zu der definitiven Regelung der kirchlichen Angelegenheiten der Evangelischen beider Bekenntnisse, welche nach Maßgabe des §. 4 im 20. Gesetzartikel vom Jahr 1791 zu erfolgen hat, folgende Bestimmungen in Wirksamkeit zu treten haben: „Presbyterien dürfen sich ohne weiteres versammeln; große Local-, dann Seniorats- und Districtualconvente können nur, auf Einschreiten der geistlichen Behörde bei den politischen, in Gegenwart eines landesfürstlichen Commissärs abgehalten werden, welch letzterer darüber zu wachen hat, daß die Verhandlung sich auf das kirchliche Gebiet beschränke; Generalconvente sind nicht bewilligt; der Generalinspector und die Districtualinspectoren bleiben suspendirt; bis zu der definitiven Feststellung der Modalität der Superintendentenwahl fungiren die bestehenden Administratoren fort. Bei der Wahl eines Pfarrers oder Lehrers ist der politischen Behörde von der Gemeinde die Anzeige hierüber zu erstatten, und es hat erstere die politische Unbescholtenheit der gewählten Person zu prüfen." Endlich sollten die Evangelischen, wie §. 11 dieser Verordnung sagte, nach Maßgabe des §. 4 im 20. Artikel von 1791 zum Zweck der definitiven Allerhöchsten Entscheidung über ihre kirchlichen Angelegenheiten noch im Lauf des Jahres 1854 gehört werden.

Dies ist die gegenwärtig für die protestantische Kirche in Ungarn maßgebende Direction; wie sehr durch das Provisorium, welches ohne sichtliche Nothwendigkeit Jahre lang auf den Zuständen der Protestanten lastet, die freie Bewegung im Gebiet der Kirche beschränkt wird, geht aus der Betrachtung der auszugsweise hier wiedergegebenen Bestimmungen der letzten kaiserlichen Verfügung klar hervor. Der weltliche Einfluß auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, der stets fördernd und gemeinnützig wirkte, ist nahezu annullirt; die freie Discussion ist zwar nicht gänzlich gehemmt, ihr aber eine Fessel angelegt; die höchste geistliche Würde des Superintendenten ist einem von der Regierung abhängigen, gleich einem Beamten besoldeten Administrator verliehen, der von der Kirche als ihr gesetzmäßiges Haupt nicht anerkannt und von dem deshalb auch die Weihe der protestantischen Geistlichen nicht vollzogen werden kann.

Von dem beschränkten Recht, das die Verordnung vom Jahr 1854 verlieh, Gebrauch machend, hielten die Protestanten mehre Districtualconvente ab — die einzige Regung des öffentlichen Lebens in Ungarn. Regelmäßig sandten sie Deputationen an die Regierung und an den Kaiser selbst, mit den wiederholten Bitten um Herstellung der Kirchenverfassung in ihrer frühern Ausdehnung und um Einberufung einer Synode zur Regelung der kirch-

lichen Verhältnisse. Beides wurde mehrmals zugesagt; der Grund, warum die Erfüllung der Zusage noch immer auf sich warten läßt, ist nicht bekannt gegeben worden. Im Jahr 1856 gab die Regierung an sämmtliche Seniorate den Entwurf zu einem Gesetz über die Vertretung und Verwaltung der Kirchenangelegenheiten der Evangelischen heraus, der auf den Districtualconventen berathen und dem Ministerium begutachtet eingeschickt werden sollte. Sämmtliche Districte jedoch wiesen einstimmig dieses Ansinnen zurück, indem sie sich im Princip für incompetent erklärten, ein organisches Gesetz für die ganze Kirche zu berathen, um darin zu entscheiden; denn nur einer allgemeinen Synode steht das Recht zu, die Kirchenverfassung zu ändern und neue Kirchengesetze zu bringen. An diese Erklärung knüpften sie die erneute Bitte um Abhaltung einer Synode, auf welche abermals eine unentschiedene Antwort erfolgte. Der zurückgewiesene Entwurf der Regierung selbst beabsichtigte, den weltlichen Einfluß auf die Kirchenangelegenheiten ganz ausschließend, die Kirche bureaukratisch zu regieren, die oberste Leitung in einem vom Staate ernannten Oberkirchenrath zu centralisiren, und in den unteren Stufen eine geistliche Hierarchie zu begründen, welche die Kirche regieren würde. Dadurch verlöre die Kirche ihre Autonomie, und die ihr so heilsame Theilung der Gewalt zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Element hörte auf. Für jetzt widerstand die protestantische Geistlichkeit selbst der ihr dargebotenen Lockung; sie möge in diesem echt evangelischen Geiste beharren, und nie aus übelverstandener Eifersucht gegen die weltliche Macht Uneinigkeit in die protestantische Kirche bringen.

Mit diesen Bewegungen auf kirchlichem Gebiet in Verbindung muß auch der Angelegenheit der protestantischen Schulen in Ungarn Erwähnung geschehen. Diese befanden sich zur Zeit des Ausbruchs der Revolution in einem für die Verhältnisse Ungarns blühenden Zustand, waren durch Privatstiftungen reich dotirt und erfreuten sich des allgemeinen Vorzugs vor den katholischen Anstalten. Im Jahr 1850 trat das neue Unterrichtssystem in Wirksamkeit; die meisten der frühern sogenannten Collegien, auf denen Philosophie, Theologie und auch das Recht gelehrt worden war, gingen als solche ein und wurden zu Ober- oder Untergymnasien; die Rechtsfacultäten an den protestantischen Schulen hörten ganz auf, protestantisch-theologische blieben nur zwei im Lande. Den schwersten Stand hatten die früheren lateinischen Gymnasien, die, um den Ansprüchen des neuen Unterrichtssystems zu genügen und das Recht der Oeffentlichkeit nicht zu verlieren, mit einer bedeutendern Anzahl Lehrer ausgestattet werden mußten, wozu mehren derselben die nöthigen Fonds fehlten. Nicht unerhebliche Opfer wurden von Privaten und Corporationen gebracht, um diese Schulen zu retten und sie durch eigene Mittel zu erhalten; der Gustav-Adolph-Verein wirkte hier Ersprießliches. So gelang es den Protestanten, alle ihre Schulen zu erhalten und allen vom Staat ge-

stellten Anforderungen zu entsprechen, ohne dessen Beihilfe in Anspruch nehmen zu müssen, und ohne der Regierung einen Einfluß auf die innere Leitung ihrer Schulen einzuräumen. Diese Forderungen von Seite des Staates, welche vielleicht nur die Durchführung eines Systems, vielleicht aber auch bezweckten, die protestantischen Schulen vom Staat abhängiger zu machen, hatten sonach nur ein kräftigeres Zusammenwirken von Seite der Protestanten, und einen erneuten Aufschwung ihrer Schulen zur Folge.

Resumiren wir unsere Schilderung des Standes der evangelischen Sache in Ungarn: die Kirchenverfassung der Protestanten, durch mehre Friedensschlüsse und vor allem durch das Gesetz vom Jahr 1791 garantirt, welches letztere von der östreichischen Regierung auch nach der Revolution der Jahre 1848 und 1849 als rechtliche Basis der Wünsche der Protestanten anerkannt wird, erlitt aus Anlaß der unterdrückten Erhebung provisorische Beschränkungen, welche nach Aufhebung des Belagerungszustandes — auch wieder provisorisch — beibehalten blieben. Diesem noch jetzt fortdauernden Zustand ihrer kirchlichen Angelegenheiten eine Abhilfe zu verschaffen, wendeten sich die Protestanten Ungarns auf gesetzlichem Wege wiederholt an die Regierung: die Versprechungen einer baldigen Herstellung des gesetzlichen Zustandes der Kirche, und damit die Hoffnungen einer Bevölkerung von mehr als drittbalb Millionen Menschen blieben bis jetzt unerfüllt. Ohne die Freiheiten der Kirche offen anzugreifen, wird doch die Aenderung der ganzen Kirchenverfassung durch einen der Berufung auf den §. 4. des 26. Gesetzartikels vom Jahre 1791 entgegenlaufenden Vorschlag versucht, und die Regierung säumt beständig, ihren Zusagen gemäß entweder die suspendirte Kirchenverfassung wieder in das Leben treten oder auf gesetzlichem Wege vermittelst einer Synode die Verfassung der Kirche einer Aenderung unterziehn zu lassen.

Von den Protestanten Ungarns kann nichts Anderes geschehen, als, daß sie jede unrechtmäßige Zumuthung zurückweisend, ihre Rechte wahren und der Gewährung ihrer Bitten entgegensehn. Von einer starken und loyalen Regierung aber sollte man erwarten können, daß sie eine so zahlreiche Classe ihrer Unterthanen in ihren Rechten, welche anzuerkennen sie nicht umhin kann, und in ihrem Heiligsten, dem Glauben, nicht länger kränken, sondern ihre Zusagen offen und ohne Rückhalt erfüllen werde. B.

Ein deutscher Virtuos auf Otahaiti.

In diesen Tagen erscheint in Leipzig, bei F. L. Herbig unter dem Titel „Aus dem Wanderbuch eines östreichischen Virtuosen" eine Sammlung von Briefen des bekannten Violinspielers M. Hauser, in welchen derselbe seine Kunstreise von Neuyork nach Californien, verschiedenen Staaten Südamerikas, Australien u. s. w. schildert. Wir glauben, daß dieses Buch Glück machen wird. Der Verfasser sieht gut und weiß das Gesehene bisweilen recht anmuthig wiederzugeben. Er hat einen glücklichen Humor und trägt seine Erzählungen mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit vor, welche Leuten seines Berufs nicht häufig eigen ist. Sehr hübsch sind seine Berichte von dem Treiben der Virtuosen in San Francisco und den Goldminen, ungemein anziehend seine Schilderung des Lebens in Lima, Valparaiso, San Jago di Chile, wo er als Künstler Gelegenheit fand, auch in die Kreise der vornehmen Welt Blicke zu thun, besonders interessant endlich die Mittheilungen von seinen Abenteuern auf Otahaiti, wo er das erste Concert gab, welches hier gehört wurde. Ein Auszug aus den Briefen, welche seine Abenteuer und Beobachtungen im Reiche der Königin Pomare schildern, wird am besten geeignet sein, die Leser mit der Art und Weise des Buches bekannt zu machen. Er war am 30. Sept. 1854 in Otahaiti oder Tahiti angelangt und hielt sich zwei Wochen dort auf. Schon bei seinem Eintritt in die Hauptstadt begegnete ihm ein Abenteuer, welches er nicht wol erwarten konnte:

Börnes Worte, „gebratene Aepfel, den Schnupfen und eine Obrigkeit findet man überall", bewahrheiten sich auch da, denn man hat keine Idee, wie man hier von der Polizei gequält wird. Sie besteht aus Eingebornen, die aus Furcht vor der französischen Herrschaft ihren Diensteifer lieber zu viel als zu wenig ausüben. Kein Fremder darf auf der Insel ohne Erlaubniß übernachten, und will er längere Zeit bleiben, so müssen Pässe, Documente und dergleichen einer hochweisen otahaitischen Polizei übergeben werden, die dann nach genauen Prüfungen sich entschließt, dem Fremden eine Aufenthaltskarte auszuhändigen.

Gleich nach meiner Ankunft verfügte ich mich ins Polizeiamt, das sich von den Hütten der Eingebornen nur durch eine französische Fahne unterscheidet, die auf der Dachspitze flattert. Der Beamte, ein Eingeborner, nahm sich in der weiten blauen Jacke, den französischen Pantalons mit rothen Streifen, aus denen die nackten gelben Füße hervorguckten, sehr komisch aus. Nachdem er mich von Kopf bis zu Fuß neugierig betrachtet, begann die Untersuchung meines Reisepasses.

Ich war überrascht von dem Talente dieses Natursohnes, der seine urwüchsige Physiognomie so meisterlich in wichtige Polizeiamtsmienen zu falten wußte; aber noch mehr wurde ich überrascht, als der gelbe Insulaner ein Protokoll mit mir aufnahm, wie es in Hochverrathsangelegenheiten nicht strenger zu geschehen pflegt. Mein Charakter „Tonkünstler" gab mir am meisten zu schaffen, denn der Glückliche wußte noch gar nichts vom „Concertgeben"; Tonkünstler und Flibustier schien ihm gleichbedeutend, und das Wort „Violinspielen" war ihm so unklar und verdächtig, daß er, ängstlich die Achsel zuckend, eine gefährliche Freibeuterei dahinter witterte. Er sagte, die Sache sei ihm sehr verdächtig, und klingelte einige halbnackte Büttel herbei, die mich still in ihre Mitte nahmen. Voran schritt gravitätisch der Beamte, in der Mitte ich, hintennach die Büttel, und so ging es fort zum Gouverneur. Ich konnte vor Lachen nicht an mich halten, trotzdem meine Lage nicht sehr lustig war, und je mehr mich der Natursohn mit wüthenden Geberden zurechtwies, desto mehr platzte ich heraus.

Man denke sich meine unschuldige Persönlichkeit, in gelben Nankinghosen, kurzem, lichtem Röckchen, und den Palmenhut mit rothem Bande auf dem Kopf, in der Mitte dieses imposanten Zuges durch die Straßen Tahitis hinmarschirend; die liebe Straßenjugend und andere Eingeborene, die mich in der Gewalt der Häscher erblickten, liefen jubelnd hintennach, und so hielt ich meinen Einzug, aus dem man entnehmen kann, daß einem reisenden Virtuosen nicht überall Kränze und Lorbeern blühen, obwol letztere hier wild wachsen.

Der Gouverneur nahm mich mit echt französischer Liebenswürdigkeit auf, entschuldigte sich des strengen Verfahrens wegen, versprach mir mit allem Möglichen an die Hand zu gehen, und der braune Polizeicommissär, der sich um den Ruhm, einen gefährlichen Flibustier entdeckt zu haben, betrogen sah, nahm weiter keinen Anstand, mir eine Aufenthaltskarte auszuhändigen, obwol das mystische Dunkel, welches bei ihm über die Worte Virtuos, Violin schwebte, noch immer nicht gelüftet schien.

Die Franzosen haben sich nach und nach so zu Herren der Insel gemacht, und breiten ihren Schutz so weit aus, daß die armen Eingeborenen gewiß viel lieber wünschten, sie wären weit weggeblieben. Kanonen sind überall aufgepflanzt, Soldaten liegen überall vertheilt, halten alle festen Plätze besetzt, oder ziehen schwer bewaffnet durch die Straßen, während die halbnackten Eingeborenen friedlich und unbewaffnet gegen solche Truppenzüge wunderlich abstechen. Um acht Uhr Abends ertönt ein Kanonenschuß, und nach diesem darf kein Eingeborener mehr in den Straßen gefunden werden. Jetzt sieht man die Indianer scharenweise nach Hause strömen, die mit verdrießlichen Gesichtern die Schenkstuben verlassen, welche großentheils von den Franzosen mit

der Civilisation zugleich aufgeschlagen wurden, aber auf den Charakter dieses Volkes einen höchst verderblichen Einfluß üben. —

Weiterhin wird das Leben auf der Insel geschildert: Nicht aufzuzählen sind die Erzeugnisse, mit denen eine verschwenderische Natur dieses irdische Paradies gesegnet hat. Hier wuchert der Feigenstock und schlingt sich um Lorbeer-, Cocos- und Cypressenbäume, dort in dunkler Laube glühen Orangen, Citronen, Bananen und Ananas, blüht die Mandel, alles ohne Zucht und Pflege und von wunderbarer Größe. Schlanke Palmen ragen zum Himmel empor und brechen fast unter der süßen Last der Datteln, und im Hintergrund erheben sich 4000 Fuß hohe Riesenberge, von Früchten strotzend und von Blumenketten umwunden, die einen doppelten Eindruck machen, weil die Pracht der tropischen Sonne und der zurückstrahlende Spiegel des Meeres einen zweifachen Effect geben.

Die Hauptstadt Otahaitis liegt reizend in einer Bucht der Westküste am Abhang eines herrlichen Palmenhaines. Von fern gleicht der Ort mehr einer ununterbrochenen Reihe von Landhäusern und Gartenmauern, als einer Stadt, aber im Innern angelangt, machen die meist europäischen Gebäuden gleichenden Häuser, die mit Gärten und Villas umgeben sind, einen freundlichen Eindruck. In der eigentlichen Hauptstraße, die den ganzen Ort durchschneidet, herrscht reges Leben. Da findet man englische und französische Kaufläden, wo man alle Culturerfordernisse befriedigen kann, Hotels, Schenkstuben, französische Spielbuden, welche immer von Seefahrern aller Nationen gefüllt sind, die sich hier die langersehnten Genüsse verschaffen, welche sie auf ihren Fahrten so lange entbehrten.

Franzosen, Engländer, Neger, Portugiesen und Chinesen durchstreichen die Straßen; die Häuser der Europäer sind mit wenigen Ausnahmen einstöckig, mit Gärten und luftigen Verandas umgeben, mit Glasfenstern versehen und verleihen dem Ort das Aussehen eines der bedeutenderen Plätze Südamerikas oder Indiens. Die Hütten der Eingeborenen sind nicht alle nebeneinander gruppirt, viele liegen ganz nahe am Ozean, andere wieder in der Mitte oder im Hintergrunde der Stadt, welcher sie einen sehr eigenthümlichen Charakter verleihen. Sie sind aus Bambus oder Holz gezimmert, mit kegelförmigem Flechtwerk versehen und das Innere wird durch aus Pflanzenstoffen verfertigte Vorhänge in Zimmer abgetheilt. Alle sind von Palmen und wilden Bananenbäumen umschattet, die sehr graziös aus dem niedern Laub hervorragen und die lieblichsten Gärten bilden. . . .

Pomare IV. bewohnt ein vollkommen europäisch eingerichtetes Haus. Sie ist an einen Eingeborenen verheirathet, der mit den Indianern so populär ist, daß man ihn oft in ihrer Mitte in den Straßen spazieren sieht.

Das Gouvernementsgebäude, von Stein aufgeführt und mit vielen

Thürmchen und Fahnen geschmückt, ist das schönste Haus der Insel. Französischer Geschmack und Comfort haben sich auch hier so gut als möglich eingerichtet, und in der Mitte des Platzes erhebt sich ein Palmenhain, der dem Fremden nicht allein einen sehr anmuthigen Ruhepunkt bietet, sondern ihm auch die Gelegenheit verschafft, die tahitische Noblesse zu bewundern.

Jeden Sonntag und Donnerstag spielt Militärmusik, und nach dem Takte derselben promenirt hier die vornehme Welt; besonders stolziren die Stutzer in einem Putz daher, wie man seines Gleichen in der ganzen civilisirten Welt nicht findet. Das Haar ist wohl geordnet und gekämmt, als hätte es ein französischer Haarkünstler frisirt, und wird von einem schief sitzenden breiten Palmenhut bedeckt. Ein dickes weißes Tuch, welches die französische Saloncravatte ersetzen soll, ist aufs ungeschickteste um den Hals gewunden, und der Oberkörper in einen schwarzen Frack gehüllt, in einen Frack, dessen Formen so weit und unbequem sind, daß er ursprünglich gewiß für eine dreimal wohlbeleibtere Person geschaffen wurde. Eine weiße Weste ersetzt zugleich die Stelle des Palmengürtels, aber die Beine! — o Jammer! — verhülle dich, Cultur! — sind nackt, wie sie von Gott erschaffen wurden, und noch obendrein gelb, grün oder blau tätowirt. Ich muß gestehn, daß mich schon lange nichts so entsetzt hat, als diese Vereinigung der tahitischen mit der europäischen Mode; und besonders wenn ich die tätowirten Beine wahrnahm, überfiel mich eine Furcht, die nur dann wieder beruhigt wurde, wenn ich den civilisirten Oberkörper erblickte.

In diesem originellen Anzug stolziren die barfußen Dandys auf und ab, hören die Musik und kokettiren mit ihren Damen trotz eines wiener Lions. Ihr hellbrauner glänzender Teint contrastirt seltsam mit den weißen und rothen Gesichtern der Engländer und Franzosen, die man bald in gestreiften Matrosenjacken, bald als Gentlemen, oder in glänzenden Uniformen mit spöttischen Mienen und boshaftem Lächeln an diesen urwüchsigen exotischen Gestalten vorüberwandeln sieht.

Die Frauen sind wohlgestaltet, haben angenehme Züge, feine Taille, reizende Fülle und schöne Augen. Ihr feines Haar ist wohlgeordnet, gesalbt und auf dem Scheitel in seltsame Zöpfe geflochten. Mit der Mode nehmen sie es weniger genau. Sie kleiden sich oft sehr wenig, oft in die prächtigsten Seidenstoffe. Das Kleid reicht nicht weit über die Knie, auf dem Kopf tragen sie gewundene Madwastücher oder einen Strohhut, und die Vornehmen schmücken Arme, Ohren und Beine mit Perlen, Korallen, Goldspangen, gehen aber immer barfuß. Ihre Sprache, halb französisch, halb tahitisch, ist weich, glühend und nachlässig wie ihre Sitten. Tanzen und Reiten sind ihre Hauptvergnügungen, und nur ein kleiner Theil findet an europäischen Beschäftigungen Genuß.

In der Liebe sind sie glühend heiß, wie alle Südländerinnen, aber ihre Sitten sind streng und eheliche Untreue höchst selten. Allein eine Macht und ein Ansehen genießen diese Frauen, wie es nur bei civilisirten Nationen gefunden wird . . . .

Dann erzählt der Verfasser von einem Concert, welches er vor der vornehmen Welt von Otahaiti gab. Wol selten dürfte irgend ein Concertgeber der Welt ein so wunderliches Publicum um sich versammelt haben, als jenes, welches ihn am 6. Oct. 1854 in Tahiti umgab:

Das Local, jetzt zum Concertsaal improvisirt, diente früher zum Götzentempel der Eingebornen, später wurden hier, auf Befehl der Königin, die falschen Götter verbrannt, noch später verdammte hier ein französisches Kriegsgericht die aufrührerischen Indianer zum Tode, und jetzt steht auf derselben Stelle ein schwarzbefrackter Virtuos als Herold der Zeit, und sucht mit Geige und Bogen jenen urwüchsigen Naturkindern einige Begriffe jener modernen, europäischen Cultur beizubringen, mit deren Bekanntschaft sie von einer gütigen Vorsehung bis jetzt verschont wurden. Rechts, von tropischen Pflanzen umgeben, saß der Gouverneur und seine Gemahlin nebst vielen Offizieren in hellschimmernden Uniformen. Links war der aus Strohmatten mit buntem Baumwollenzeuge behangene Platz der barfußen Königin errichtet, und den andern Theil des Saales füllten die eigenthümlichen Gestalten der Eingebornen, deren Gehörsinne bis jetzt noch gesund und unverdorben waren und noch für keinen andern Gesang als für den der Nachtigall schwärmten.

Ich trat hervor, verneigte mich vor dem barfußen Auditorium und eröffnete das Concert. Freilich brauchte es einige Zeit, bis man diesem Publicum begreiflich machte, daß man im Concert eigentlich nur hören soll, was jedoch die meisten nicht zu wissen schienen, denn sie schwatzten so laut, daß ich einige Mal unterbrochen wurde und wieder beginnen mußte.

Ich spielte „Othello", Phantasie von Ernst, aber ein schmetterndes Trompetengedröhn mit obligatem Paukenwirbel hätte diesen gelben Insulanern gewiß mehr Vergnügen gemacht als mein armseliges Geigenspiel, denn außer einigen befreundeten europäischen Händen rührte sich kein Fingerchen. Das Stück ging ohne jedes Zeichen des Wohlgefallens seinem Ende entgegen; so unbelobt spielte ich noch vor keinem Publicum des Erdenrundes.

Die Königin, einen kleinen Jungen an der Hand führend, erschien jetzt, begleitet von ihren Hofdamen, die barfuß, wie ihre Herrin, in phantastischer Toilette in den Saal trippelten und in neugieriger Verwunderung der Dinge warteten, die da kommen sollten.

Die erste Musikcelebrität Otahaitis, Mr. Camieux, Chef der französischen Militärkapelle, ein breitschultriger Riese, erschien jetzt und spielte ein Stück auf der Flöte. Man sagte, es wäre eine Cavatine aus „Ernani" gewesen und

man hätte das Stück vielleicht als solche erkannt, wenn dem corpulenten Bläser, dem vor Anstrengung die Schweißtropfen auf der Stirn standen, nicht die meisten Töne versagt hätten und malheureuserweise gänzlich ausgeblieben wären. Dieser Künstler hatte außerdem noch die originelle Manier, beim Heraustreten der Frau Gouverneurin ehrerbietigst die Hand zu küssen, eine Huldigung, die, obwol sie eine Zurücksetzung für die barfuße Pomare und ihre gelben Hofdamen bildete, doch viel verzeihlicher als sein Flötenspiel war, denn dieses wollte gar kein Ende nehmen, und troß meiner beredten Zeichen, endlich einmal aufzuhören, quinquilirte er immer weiter. Schon sah ich zu meinem Schrecken die gähnende Pomare sich von ihrem Sitz erheben, schon sah ich die urwüchsigen Kinder der Natur, deren Gehörsinne auf eine so harte Probe gestellt wurden, den Saal verlassen. Alle lockenden Verheißungen, die barfuße Monarchin durch mein Spiel zu entzücken, alle Illusionen von Orden, Ruhm und Unsterblichkeit waren dahin. O unglückseliges Flötenspiel, das ihm nie hätte einfallen sollen! Pomare verließ, ohne mich gehört zu haben, den Saal, vertrieben von dem heillosen Flötisten.

Nachdem sich mein empörtes Gemüth so gut als möglich beruhigt und der unselige Franzose zu blasen aufgehört, trat ich abermals hinaus vors Publicum. Ich nahm alle meine Kraft zusammen, spielte sentimentale Liebeslieder und Paganinische Hexenvariationen, aber vergebens; kein Zeichen des Wohlgefallens belohnte mich, die gelben Insulaner blieben starr und theilnahmlos wie vorher.

Da faßte ich in arger Noth, das unvermeidliche Fiasko vor Augen, einen kühnen Entschluß. Hilf du, Spiegelfechterei, dachte ich, riß ergrimmt vor den Augen des gaffenden Publicums die Saiten von der Geige und spielte auf der G-Saite allein den „Carneval". Das wirkte. Ein Murmeln der Ueberraschung durchflog die Menge und bald war ich von gelben Naturenthusiasten umringt, die bei jeder Passage, insbesondere aber bei den Flageolettönen, in ein Beifallsgejohle ausbrachen, wie es ein civilisirtes Publicum gar nicht hervorzubringen vermag. Immer spielte ich nur den Carneval, immer improvisirte ich neue Variationen, und je toller und barocker diese klangen, desto enthusiastischer jauchzten meine barfußen Bewunderer, die nicht eher den Saal verließen, bis mein Arm ermüdet sank und nicht mehr im Stande war, den Bogen zu führen.

Nach dem Concert war ganz Tahiti in enthusiastischer Aufregung. Alles erzählte sich von dem fremden Geiger, der über so viele Meere hergeschifft sei und auf dem Holze so gut wie jeder Vogel zu pfeifen verstehe. Die schönsten Blumen und Früchte werden mir ins Hotel geschickt; wenn ich spiele, sammelt sich eine Schar Bewunderer unter meinen Fenstern, und wenn ich ausgehe, grüßt mich alles und kommt mir freundlichst entgegen — kurz ich

bin der Held von Tahiti. Und diese Wunder alle hat nur der „Carneval" bewirkt. Wahrlich, die Violinspieler wissen gar nicht, wie viel sie diesem Stück zu danken haben, dessen wunderthätige Wirkung oft wie ein Sirenenlied das starrste Publicum entflammt, und oft ward es mir, wie diesmal, zur rettenden That.

Einige Tage nach dem Concert wurde ich zum Gouverneur geladen, wo auch alle Consuln und fremden Agenten Tahitis anwesend waren, denn es wurde das Geburtsfest des Gouverneurs gefeiert. Auch eine Deputation Eingeborner, die den Gouverneur zu beglückwünschen kamen, wurde zur Tafel gezogen. Sie machten mir wieder sehr viel Spaß. Sie waren aufs sorgfältigste gekleidet, trugen sogar Vatermörder und Glacéehandschuhe als Symbole erworbener Cultur, aber die Nacktheit ihrer Füße behielten sie consequent und ungeschmälert bei. Es war ergötzlich, mit anzusehn, wie die guten Naturkinder sich vergebens abmühten, die feinen Manieren der europäischen Tischgenossen nachzuahmen, und wie ungeschickt sie die ihnen sonst ganz überflüssigen Servietten, Messer und Gabeln handhabten. Jede neu aufgetragene Speise brachte ihnen neue Verlegenheiten, ja, ein famoser Pudding, an dem sich die ganze Tischgesellschaft delectirte, spielte einem der gelben Gäste den boshaftesten Streich, denn er wollte dem Gaumen des Natursohnes so wenig munden, daß in seinem Magen eine entsetzliche Empörung ausbrach. Wie sollten aber auch diese französischen Leckereien jenen urwüchsigen Gelbhäuten munden, bei denen vor noch gar nicht langer Zeit ein Stück Menschenfleisch gebraten oder gesotten als großer Leckerbissen galt; denn nicht nur die gefangenen Feinde allein waren es, die sie kochten und verzehrten, sondern auch junge Mädchen, die durch irgend einen Fehler den Zorn der Götter erweckten, wurden zur Strafe festlich geschlachtet, in Gruben gebraten und dann — verzehrt. Seit diesen entsetzlichen Greuelthaten ist noch kaum ein halbes Jahrhundert verflossen, und jetzt geigt hier ein europäischer Violinspieler schon den „Carneval". Wahrlich die Civilisation ist schnell! Wie froh bin ich, daß ich nicht früher gekommen, denn dreißig Jahre früher hätte man mir vielleicht aus lauter Verehrung den Kopf abgeschnitten, oder mich lebendig gebraten, um den zürnenden Eatu-Rahai (Donnergott) durch meine musikalische Persönlichkeit zu versöhnen.

Sehr originell und merkwürdig sind hier die Tänze. Tahitische Mädchen, die mit herabwallenden Haaren, mit Blumen geschmückt, sonst aber nur sehr wenig bekleidet sind, jagen wie im Fluge dahin. Dieses geht so fort, bis sie athemlos und erschöpft in den Sand sinken, wo sie so lange regungslos liegen bleiben, bis es der pantomimischen Ueberredungskunst ihres Tänzers gelingt, die Erschöpfte zu einem neuen Tanze zu bewegen; wie ein Blitz so

rasch schnellt sie empor und unter den phantastischesten Sprüngen rast sie fort, so lange sie Athem hat. Wehe aber dem Tänzer, der aus Ungeschicklichkeit fällt. Von neckenden Mädchen umringt, wird er mit Wasser begossen, mit Cocosschalen beworfen, verlacht und ausgehöhnt, und zum Finale wird ihm mit Kuhhörnern ein ohrenzerreißendes Charivari gebracht, was er jedoch, da es Landessitte ist, nicht übelnehmen darf.

Noch merkwürdiger war ein Indianermädchen, das eine große Riesenschlange um den Körper gewunden gleich einem zahmen Lämmchen mit sich herumführte. Aber eine Gewalt übte sie auf das Ungeheuer, welches sie seit ihrer Kindheit wunderbar gezähmt und in allerlei Künsten abgerichtet hatte, die an das Unglaublichste grenzten. Jedes Wort, jede Geberde der Gebieterin wurde von der Schlange verstanden und befolgt. Verlangte das Mädchen nach einer Rose, so kroch das Thier nach der bezeichneten Stelle, pflückte die Blume, und sich dann liebkosend an ihrer Herrin hinaufschlingend, überbrachte sie die verlangte Blume.

Der Abend lagerte schon seine dunklen Schatten über die Berge und Blumenebenen Tahitis, als ich das Schloß des Gouverneurs verließ. Der dunkelblaue Nachthimmel glänzte voller Sterne, balsamische Lüfte säuselten erfrischend durch ernste Cypressen und schlanke Dattelpalmen, die ihre Kronen leise im Windeshauche wiegten, und die duftenden Blumen, abgemattet von der Sonnenglut, erhoben sich jetzt, eine zauberische Pracht entfaltend. Johanniswürmchen leuchteten durch das dunkelgrüne Gebüsch der duftenden Orangenbäume, aber noch mächtiger leuchtete der Mond mit seinem Silberlicht durch dieses Märchengebilde einer Sommernacht, dessen erhabene Schönheit sich die lebhafteste Einbildungskraft nicht vorzustellen vermag.

Von erquickenden Abendlüften magisch fortgezogen, wandelte ich, in Gedanken vertieft, zwischen blühenden Cactus und Aloen, unter riesigen Palmen, zu denen der Mensch sich wie ein Zwerg verhält, auf einem zum Gebirge führenden Weg, als ich am Abhang eines Palmenwaldes ein hellerleuchtetes Gebäude erblickte, aus dem Orgelklang und Gesang ertönte. Ich trat ein und befand mich in der ersten katholischen Kirche Otahaitis, durch welche Königin Pomare 1828 den Götzendienst verdrängte; 35 mächtige Säulen von Brotfruchtbäumen tragen das Gebäude, dessen Inneres einfach und prunklos, aber festlich mit Blumen geschmückt, ein feierliches Aussehn hatte. Vor dem Hochaltar, den nur ein einfaches Madonnenbild zierte, wurde die Messe gelesen. Eingeborne Männer und Frauen knieten andächtig auf den Altarstufen, tahitische Mädchen und Knaben, in weiße Tücher gehüllt, sangen im feierlichen Chor, begleitet von den melancholischen Tönen der Orgel, so andächtig und erhebend, daß selbst die trivialen französischen und englischen Gassenlieder, die von den fremden Seefahrern auf Tahiti eingeführt, und von den unschul-

digen Naturkindern in langgetragenen Accorden als Kirchenlieder benutzt werden, diese Weihe nicht entzauberten. . . .

Zum Schluß lassen wir die Schilderung einer Audienz folgen, welche der Verfasser bei Pomare hatte: Endlich ging mir ein langersehnter Wunsch in Erfüllung. Dienstag erhielt ich durch den Gouverneur die Nachricht, daß mich Pomare zu hören verlangt, und da die Audienz noch am selben Tage stattfinden sollte, so mußte ich mich über Hals und Kopf hofmäßig in Bereitschaft setzen.

Um drei Uhr Nachmittags, die Sonne brannte grade am heftigsten, schritt ich in Begleitung des Missionärs, der zugleich Hauspater der Königin ist, durch die Straßen Tahitis. Ein halbnackter Indianer trug meinen Violinkasten hinten nach, und während der Missionär mir mein Verhalten bei der Königin vorzeichnete und meinem ängstlichen Gemüth Trost zusprach, schifften wir in einem Kahn nach der Insel Papetée, der Residenz Ihrer barfußen Majestät.

Ein reizenderes Bild kann man sich nicht denken, als dieses hellgrüne Eiland, das gleich einem Zaubergarten auf stiller Flut schwimmend, auf einer Seite von lieblichen Häusern und Gärten, auf der andern von schäumenden Riffen eingefaßt ist, an denen die Wellen des Oceans an stürmischen Tagen oft 30 Fuß hoch hinaufspritzen.

Durch einen kleinen Palmenwald, an dessen Ende mehre Hütten der Eingebornen zerstreut umherlagen, gelangten wir zu dem Hause der Königin, welches sehr reizend mitten in der tropischen Pflanzenwelt liegt. Das Haus gleicht einem europäischen Wohngebäude, ist mit zierlichen Fenstern, sogar mit einem Balcon versehn, und eine vergoldete Krone, die auf der Dachspitze in der Sonne glänzt, verkündet den Herrscherſitz der gelben Königin. Eine Schildwache, halb in glänzender Uniform, halb nackt, mit Flinte und Säbel schwer bewaffnet, ging trotzig auf und nieder, aber nachdem wir ihr ein Geldstück in die Hand gedrückt, wurde sie freundlicher und öffnete uns bereitwillig die Pforten zum Throne der Monarchin.

Während der Missionär meinen Besuch der Königin meldete, wartete ich in einem Zimmer des Erdgeschosses, welches nur mit einem langen Tisch meublirt war, auf dem ein sehr wohlbeleibter Mann in etwas starkem Negligé zu schlafen schien. Kurz nach meinem Eintreten erhob er sich gähnend, hüllte sich in einen grünen Frack, schnallte einen schweren, rostigen Degen um, und schien sehr verwundert, als er mich erblickte. Unter dem Beendigen seiner Toilette musterte er mich mit allerdings nicht sehr freundlichen Blicken so durchdringend und machte ein solch diplomatisches Gesicht, daß ich nicht länger daran zweifeln konnte, entweder einen Kämmerling, oder gar einen Minister ihrer Majestät vor mir zu haben. Schnell verneigte ich mich gegen

den auf mich zuschreitenden gelben Diplomaten, der sich eben etwas unzart über meine Anwesenheit erkundigen wollte, als der Missionär eintrat und mich zur Königin berief. Allerlei Ammenmärchen von Hautabziehen, Kopfabhacken und Lebendiggebratenwerden durchkreuzten düster meine Phantasie, als ich, die Geige unter dem Arm, durch die mit allerlei mystischen Geräthschaften, Waffen, Kriegstrophäen, Schädeln von vielleicht gefressenen Feinden behangenen Vorgemächer der Indianerkönigin schritt.

Mein Begleiter führte mich in ein Gemach, wo eben mehre Hofdamen in nicht sehr reizendem Negligé Toilette machten. Hier stimmte ich meine Geige, waffnete mich mit dem Bogen, und in wenigen Minuten stand ich vor der barfußen Potentatin.

In einem mit buntem Baumwollenzeug drapirten, sonst aber sehr wenig meublirten Gemache, saß auf Strohmatten, mit untergeschlagenen Füßen, die Königin Pomare. Ein grell gemaltes Madonnenbild hing über ihrem Sitz, und zu ihrer rechten und linken Seite kauerten zwei barfuße Hofdamen in phantastischem Anzug, die mit großen Fächern aus Straußfedern ihrer Herrin Kühlung zuwehten.

Pomare, ungefähr 36 Jahre alt, ist eine eher große, als kleine Gestalt, ihr Körperbau edel und wohlgeformt, ihre Haltung nicht ohne Majestät und Würde, und ihre Gesichtszüge, voll Ausdruck und Lebhaftigkeit, zeigen Spuren einstiger Schönheit, obwol die etwas aufgeworfenen Lippen und der gelbe Teint ihrem Gesicht ein eigenthümliches Aussehn geben. Ihr sehr dunkles Haar wird durch einen großen Kamm auf dem Wirbel zusammengehalten, und auf ihrer schön gewölbten Stirn sitzt ein einfacher, goldener Reif. Ein durchsichtiges Mousselinkleid, von lichtblauer Farbe, umhüllte in weiten Formen ihre Schultern und schloß sich eng an die Hüften, wo es durch eine Binde zusammengehalten wurde, aber es war nur sehr kurz und reichte kaum über die Knie. Arme und Beine waren mit Glasperlen, Korallen und Muscheln geziert, und die große Fußzehe sehr sorgfältig mit einer röthlichen Farbe bemalt und mit Ringen geschmückt.

Um ja keinen Verstoß gegen die tahitische Hofetikette zu begehn, verneigte ich mich so tief als möglich, und begann mit einigen einfachen Melodien dieses seltsame Hofconcert. Aber Pomare hörte nicht und schwatzte zu meinem großen Verdruß lieber mit ihren barfüßigen Hofdamen, die mit ihrem Geschnatter mein Spiel übertönten. Schon dachte ich, verdrießlich über diesen unerwünschten Erfolg, an den Rückzug, als ich mich entschloß, noch einen letzten Versuch zu machen, den Bogen in Bewegung setzte und das „Vöglein" ertönen ließ. Die Königin wurde aufmerksamer, das Yankee Doodle schien ihr nicht unbekannt, denn als dieses im Flageolet ertönte, nickte sie mit dem Kopf und schien so entzückt davon, daß sie ihre beiden Kinder her-

beiholen ließ, die mein dankbarstes Publicum bildeten; denn während der Kronprinz, ein kleiner, vollwangiger Junge, in die Hände klatschte, führte die Prinzessin, ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, nach dem Takt der Musik einen Tanz auf, wovon Pomare so entzückt wurde, daß sie ihren ganzen Hofstaat um sich versammelte.

Der königliche Gemahl, ein junger Indianer von riesenhaftem Wuchs, erschien jetzt und mit ihm ein ganzer Schwarm barfußer Höflinge, die in den abenteuerlichsten Anzügen sich um meine arg bedrängte Persönlichkeit gruppirten, bald mich, bald meine Violine angafften oder in die Saiten griffen, kurz, mich so umdrängten und umschnatterten, daß ich fast keinen Raum mehr fand, den Bogen zu führen. Es ist schwer, die grellen Situationen in diesem phantastischen Zirkel zu schildern, und ein zweites Mal würde ich mir es überlegen, der Neugierde dieses Opfer zu bringen.

Pomare verabschiedete bald ihre ganze Umgebung und blieb mit mir allein. Sie winkte mich näher und wünschte meine Geige zu betrachten. Ich war in Verwirrung, aber da war keine Weigerung möglich, und nach kurzem Besinnen übergab ich meinen Schatz den Händen der Indianerkönigin. Während sie mit den Fingern an den Saiten zupfte, stand ich wie auf der Folter, nur ein Gelüste dieser Herrscherin und die Geige war für mich verloren. Pomare gab sie mir unversehrt zurück, ich athmete freier und spielte aus Dankbarkeit ein tahitisches Volkslied. Sie schien sehr erfreut darüber und frug mich in gebrochenem Französisch, ob ich auch aus dem Lande der Franzosen komme? und als ich dieses verneinte, faßte sie meine Hand, drückte sie und flüsterte geheimnißvoll: „Ich liebe diese Männer nicht." Wol mag sie Ursache haben, diesen Männern zu grollen, die ihre freie Stellung und Unabhängigkeit untergruben, die ihr Macht, Ansehn und Scepter aus den Händen wanden und sie zu einer Königin nur dem Namen nach machten. Sie löste ein kleines goldenes Kreuz von ihrer Korallenkette und reichte es mir mit den Worten: „Dies als Erinnerung an Pomare." Hierauf verneigte ich mich tief vor der gelben Majestät und verließ mit dem Missionär das königliche Haus und die Insel Papetée.

Neue Novellen.

Die Ueberzeugung, daß der Roman, der die Darstellung des wirklichen Lebens bezweckt, von der Anschauung des wirklichen Lebens ausgehn muß,

gewinnt auch in Deutschland immer mehr Eingang; in England hat, so lange es überhaupt eine Romandichtung gibt, noch niemand daran gezweifelt. Bei mehren Romanen, die uns in den letzten Tagen zugekommen sind, haben wir erfreuliche Fortschritte nach dieser Seite wahrgenommen. — So zeigt die Novelle: Abenteuer eines Emporkömmlings. (2 Bde. Frankfurt a. M., Sauerländer.) eine vielseitige Kenntniß des Lebens. Der Verfasser ist mit den verschiedensten Schichten der Gesellschaft in Berührung gekommen, und hat sie nicht blos auf der Oberfläche beobachtet, sondern sich bemüht, in ihre Tiefen einzudringen. Seine Figuren, obgleich oft nur in leichten Umrissen gegeben, haben eine bestimmte Physiognomie und prägen sich dem Gedächtniß ein. Ueberall schimmert eine klare Vorstellung von den Verzweigungen des Verkehrs, von den Sitten und Vorurtheilen des bürgerlichen Lebens durch. Am bekanntesten scheint der Verfasser in Oestreich zu sein. Die Personen bewegen sich trotz ihrer Ueberfülle mit einer gewissen Freiheit, und wenn sich auch die Scenen etwas gar zu bunt durcheinanderdrängen, so verliert man doch den Faden nicht aus der Hand. Sehr störend sind dagegen die Incorrectheiten der Sprache, die zuweilen gradezu eine unvollkommene Schulbildung verrathen. Noch zu einer Bemerkung gibt der Roman Veranlassung, die sich auf die ganze Gattung bezieht. Seit etwa zwanzig bis dreißig Jahren hört man vielfach über die Unsittlichkeit unsrer Dichtungen klagen, und die Dichter verstehn das gewöhnlich so, als ob die kritischen Moralisten ihnen die Anwendung von Gift, Dolch, Brand und ähnlichen romantischen Ingredienzen oder die Ausmalung sinnlicher Scenen untersagen wollten. So ist es aber nicht gemeint. Was uns bei dem neuen deutschen Roman häufig auf das peinlichste berührt, ist die Unfähigkeit der Dichter, ihre Helden, und zwar ihre eigentlichen Helden, so handeln zu lassen, wie eine wohlgeschaffene Seele handeln muß, ohne weiter zu reflectiren. Es sind nicht die Verstöße gegen den Katechismus, sondern die Verstöße gegen die Elementargrammatik des sittlichen Empfindens, deren man sich in der Form der Regel gar nicht mehr bewußt werden darf, sobald man ins handelnde Leben eintritt. Wir wollen aus dem vorliegenden Roman einen Zug anführen, um uns deutlich zu machen.

Der edelste Held des Romans, ein Graf Dei Ponti, ist durch einen spitzbübischen Bankier um sein Vermögen betrogen. Infolge dessen schreibt er ihm von Paris aus einen groben Brief, und der Bankier schickt ihm gewissermassen zur Entschädigung ein Gnadengeschenk von 5000 Gulden. Natürlich erwartet man, daß er sie verächtlich zurückschicken wird. Inzwischen beschließt er doch, zwanzig Franken davon zu nehmen, um bis zu einer gewissen Frist, wo er Geld erwartet, damit auszukommen. Ein geistvoller, sehr dürftiger Mann, Namens Stromfeld, hat sich seiner angenommen und ihm

Geld geliehen. Diesen besucht er, um ihn zu bezahlen. Stromfeld hat durch einen Zufall die Entdeckung gemacht (in nicht ordnungsmäßiger aber doch nicht grade unehrenhafter Weise), daß eine Eisenbahnconcession ertheilt werden soll, er jammert darüber, daß er kein Capital besitzt, um diese Entdeckung zu einem unermeßlichen Gewinn benutzen zu können. Von hier an lassen wir den Verfasser selber sprechen.

„Bei aller Theilnahme für Stromfelds Schmerz und seine betrübte Lage mußte ich das Unlogische seiner Denkweise mißbilligen und seinen Schmerz, daß ihm eine unehrenhafte Handlung nicht denselben Nutzen bringe, den ein Reicherer, Mächtigerer vielleicht daraus gezogen haben würde; vermied jedoch jede Bemerkung, die nur seinen gereizten Zustand verschlimmert hätte, und entfernte mich. Erst vor der Hausthür fiel mir ein, daß ich doch gekommen war, ihm das Darlehn zurückzustellen und ein Gedankenblitz zuckte vor mir: Wie, wenn ich jetzt mit dem Gelde Buchwalds die Mittheilung Stromfelds zu seinem und meinem Vortheil benutzte? Schon wollte ich umkehren, um den Unglücklichen zu trösten, als mich der Gedanke zurückhielt, daß erstens Stromfeld keine Gelegenheit gegeben werden dürfe, sich einer unrechten That zu freuen, und daß ich mich auch vor allem vergewissern müsse, daß die Idee, durch den Ankauf jener Actien einen bedeutenden und sichern Gewinn zu erzielen, keine bloße Chimäre sei, um nicht den Vorsatz der Rücksendung des Geldes an Buchwald aufgeben zu müssen. Auch war es mein fester Entschluß, mich nicht in Börsenspiele einzulassen, wie sie Stromfeld eigentlich im Sinn hatte, sondern das Papier fest zu kaufen und ruhig abzuwarten."

Kurz der Graf Dei Ponti benutzt die ihm von Stromfeld mitgetheilte Kenntniß, ohne demselben etwas mitzutheilen, um mit den 5000 Gulden des Bankiers zu speculiren. Nachdem er damit etwas über eine Million gewonnen, schickt er die 5000 Gulden dem Bankier in einem verächtlichen Schreiben zurück.

Möchte man nicht rücklings überschlagen, wenn man so etwas liest! Das ist dieselbe Sophistik des sittlichen Denkens und Empfindens, als deren eclatantestes Beispiel wir ihrer Zeit die Ritter vom Geist charakterisirt haben, und wie tief der zersetzende Einfluß dieser Sophistik gedrungen ist, zeigt eben das vorliegende Beispiel. Der Verfasser empfindet im Ganzen so, wie ein anständiger Mensch empfinden soll. Er empfindet, um uns eines fremden aber passenden Ausdrucks zu bedienen wie ein Gentleman, und doch begegnet ihm eine so tolle Extravaganz. Das Tolle liegt nämlich nicht darin, daß überhaupt so gehandelt wird, sondern daß der Held sehr anständig und sittlich zu handeln glaubt und daß der Dichter ihm darin beipflichtet. —

Ein zweiter Roman von Adolph Weißer: „Der Tanz um das goldene Kalb" (2 Bde. Stuttgart, Franckh) zeigt ein sehr erhebliches Talent für realistische Darstellungen, das aber noch nicht zur Reife gediehen

ist und sich namentlich mehr vom Aeußern auf das Innere wenden muß. Der Verfasser versteht unterhaltend und selbst pikant zu erzählen, er versteht ferner über gegebene sittliche Zustände verständig zu reflectiren, aber diese beiden Momente haben keine Ausgleichung gefunden und man weiß nicht recht, welches von ihnen man als episodisch betrachten soll. Beide Verfasser würdigen übrigens richtig die Bedeutung der prosaischen Arbeit für das ideale und poetische Leben. —

Ein dritter Roman: Schloß und Pfarrhaus von B. von Wiese (Breslau, Kern), ist wohlgemeint aber nicht grade tief gegriffen.

Mit großem Vergnügen haben wir in den sicilianischen Reisebildern (the two Sicilies) einer der begabtesten unter den englischen Dichterinnen, Julia Kavanagh, gelesen. (Collection of British Authors Tauchnitz Edition.) Die Schilderungen sind glänzend, wenn auch zuweilen mehr Farbe angewandt ist, als die Sache erfordert. —

Da wir nun in diesen Romanen hauptsächlich mit Realisten zu thun gehabt, fügen wir noch einen Idealisten hinzu, um einen vielbesprochenen aber häufig mißverstandenen Gegensatz hervorzuheben. Hugo Oelbermann, der schon durch frühere Gedichte vielen Beifall gewann, hat eine neue Sammlung herausgegeben: Herzbilderbuch (Leipzig, Luppe), die sich fast zur Hälfte in Anklagen gegen die Prosa unserer Zeit ergeht. „Es ist der Kampf das Loos der Poesie, der schwere Kampf mit harter Wirklichkeit.“ „Es ist die schwerste Frage dieser Zeit.“ „In alles Blut, wie auch das Herz sich wehre, dringt ein die Prosa, dieser Zeit Misere.“ Ferner ruft der Dichter den Kritikern zu: „Ihr solltet nicht mit der Verhöhnung Streichen den Dichter treffen, den der Gram verzehrt!“ Und motivirt das noch weiter folgendermaßen:

Ein Dichterherz — ihr dürft es alle glauben! —
Das heut besiegt der Prosa Riesenmacht,
Und drüber schwebt — muß aller Götter Trauben
Gekostet haben in geweihter Nacht —
Denn das Talent kann seine Kraft nicht schrauben
Zur Feldherrnhöh' ob unserer Tage Schlacht,
Wo nur dem Genius noch die Palmen winken,
Kann das Talent nur rettungslos versinken!

Wir wollen einen Dichter, der sich selbst unglücklich nennt, wahrlich nicht verhöhnen, aber wir möchten ihn auffordern, ein freundliches Wort ruhig zu erwägen. Wenn die oben angeführten Grundsätze richtig sind, wenn in unsrer Zeit nur das wahre Genie in der Dichtung sich Bahn bricht, das bloße Talent aber elend verkümmert: wie soll sich der gewissenhafte Kritiker, dem es doch mehr um das Wohl der Menschen zu thun ist als um das Entstehen einiger mittelmäßigen Verse, einem jungen Dichter gegenüber verhalten,

in dem er höchstens Talent sieht? einem Dichter gegenüber, der doch noch zu warnen ist! Soll er in gewissenlosem Leichtsinn, um ihm ein paar angenehme Stunden zu machen, ihn 'wol gar noch auffordern, bei seinem Unternehmen zu bleiben, in der Poesie den Mittelpunkt seiner Existenz zu suchen, der er doch im höhern Sinn nicht gewachsen ist? Betrachtet sich der Kritiker als den Freund des Dichters, so wäre es vielmehr seine heilige Pflicht, ihn zu warnen, ihn vor allen Dingen aufzufordern, die Poesie so zu betrachten, wie sie vor hundert Jahren betrachtet wurde, als eine erhebende Beschäftigung der Mußestunden, den Ernst des Lebens aber anderwärts zu suchen! Diese undankbare Aufgabe in jedem Fall durchzuführen ist freilich nicht möglich, aber von Zeit zu Zeit muß man doch seinem Gewissen Luft machen. Wenn freilich der Dichter ausruft „die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!" so ist nichts weiter dagegen zu sagen. Jeder Einzelne muß am besten wissen, was ihm frommt. Auch in den vorliegenden Gedichten finden wir mehr Anempfindung als Empfindung, mehr Nachklänge als eigne Melodien, und am gelungensten sind daher die bewußten Parodien, so z. B. der Gesang an die kritischen Nachteulen — denn wie bei den meisten der gegenwärtigen Dichter ist auch dem unsrigen die Welt hauptsächlich mit Recensenten angefüllt.

„Werthe Herren! es gab schönre Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Größere Dichter haben einst gelebt.
Könnten tausend Schwätzer davon schweigen —
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die in Weimar man vom Boden hebt.
Doch es ist dahin, es ist entschwunden
Dieses hoch begünstigte Geschlecht!
Wir, wir leben, unser sind die Stunden —
Und der Lebende hat Recht!"

Einem jener Heroen von Weimar, den wir in diesem Sinn schon öfters angeführt, geben wir auch diesmal für uns das Wort. „Die deutsche Sprache, sagt Goethe, ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden gegeben ist, sowol in Prosa als in Rhythmen und Reimen, sich dem Gegenstand wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus folgt nun, daß jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen weiß. Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngern einzusehn, daß damit im höhern Sinn noch wenig gethan ist." „Leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach

dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt. Wie schwer ist es daher, dem Talent jeder Art und jeden Grades begreiflich zu machen, daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht."

Von der preußischen Grenze.

Das neue ministerielle Organ, die Preußische Zeitung, bringt einen Artikel über die Angelegenheiten der Donaufürstenthümer, dessen Auffassung sehr wesentlich von der des frühern Ministeriums abweicht. Auch diese veränderte Auffassung der auswärtigen Politik begrüßen wir mit Befriedigung, nicht blos weil sie der Sache selbst entsprechender ist, sondern hauptsächlich weil sie die preußischen Interessen besser vertritt. Denn Preußen kann doch unmöglich seine Haltung in dieser Frage ausschließlich nach der Rücksicht auf die Walachen oder Rumänen abmessen, eine Rücksicht, die ohnehin bei keiner der vier Großmächte vorwiegt, welche dabei ein näheres Interesse haben. Es handelt sich hier um einen europäischen Conflict, in welchem Rußland und Frankreich auf der einen, Oestreich auf der andern Seite steht, und in diesem Conflict Partei zu nehmen, muß Preußen durch mächtigere Gründe bestimmt werden, als durch die Berücksichtigung einer Bevölkerung, die es nichts angeht. Die Frage verdient um so mehr eine Erörterung, da die Constellation voraussichtlich noch längere Zeit dieselbe bleiben wird.

Zwar geben wir auf das Kriegsgeschrei der französischen Journale gegen Oestreich nicht viel. Im Gegentheil sind wir eher geneigt, wenn in Paris recht nachdrücklich auf eine bestimmte Eventualität hingewiesen wird, das Entgegengesetzte derselben für wahrscheinlich zu halten. Allein die Natur der Sache selbst ist bedrohlich genug. In Italien steht der sardinische Staat und mit ihm der überwiegende Theil der Gesammtbevölkerung dieser Halbinsel in beständiger Spannung gegen Oestreich. In der Türkei sind die Interessen Rußlands und Oestreichs diametral entgegengesetzt. Das französische Volk verlangt eine Beschäftigung für seine Phantasie, es will die Erinnerung an den älteren Napoleon wieder auffrischen, und da dem Kaiser augenscheinlich daran liegt, einen Punkt zu finden, wo er Ruhm gewinnen kann, ohne in unmittelbaren Conflict mit England zu gerathen, so läßt sich nicht leicht absehn, wo er diesen Punkt anders auffinden sollte, als in einem Conflict mit Oestreich, namentlich in Bezug auf Italien. Bei einer solchen Disposition der Kräfte und Stimmungen kann man keinen Augenblick sicher sein, daß nicht durch einen unberechenbaren Zufall ein Krieg herbeigeführt wird, den ursprünglich keiner der Betheiligten gewollt hat. Nicht anders war es bei der großen orientalischen Ver-

wickelung. Keine der Großmächte, am wenigsten Rußland und England, wollten ernstlich den Krieg, aber ein übereilter Schritt führte zum andern, und so war er endlich nicht zu vermeiden.

Ein Krieg aber, in dem Frankreich auf der einen, Oestreich auf der andern Seite die Hauptrolle spielten, ließe sich nicht zu einem blos localen herabsetzen, wie es 1854 der Fall war. Der Schauplatz desselben würde der Continent sein, hauptsächlich Deutschland, und eine Macht wie Preußen würde sich nicht neutral halten können..

Ueber die Aufgabe Preußens während einer solchen Krisis gibt es zwei entgegengesetzte Ansichten, die so alt sind wie die preußische Geschichte überhaupt. Nach der einen Ansicht hat Preußen vor allem seine Stellung als Reichsglied im Auge zu behalten, es hat die Aufgabe, gemeinschaftlich mit Oestreich das deutsche Gebiet vor den Uebergriffen der Russen und Franzosen zu schirmen; nach der andern hat Preußen vielmehr die Aufgabe, seinen Einfluß oder auch wol seinen Besitzstand in Deutschland zu erweitern und jede politische Conjunctur zu benutzen, um den gefährlichsten Gegner dieser Pläne, Oestreich, zu schwächen. Beide Ideen sind unter gewissen Umständen ausführbar, doch wird man leicht begreifen, daß die zweite Auffassung nur dann mit Glück verfolgt werden kann, wenn ein energischer Wille an der Spitze steht, für den es physisch keine Schwierigkeiten und moralisch keine Bedenken gibt. Friedrich II. ist durch diese Politik groß geworden; unter Haugwitz und Lucchesini führte sie den Staat an den Rand des Verderbens. Und wenn das jetzt abgetretene Ministerium, obgleich sehr bescheiden und dilettantisch, in derselben Richtung arbeitete, so war das Resultat eine allgemeine Schmälerung des preußischen Credits nebst dem freilich unbezahlbaren allgemein bekannten Bonmot des Herrn v. Manteuffel: der Starke geht zurück.

Wenn man also die Politik mit Wünschen und guter Gesinnung allein lenken könnte, so würde wol jeder aufrichtige Freund des deutschen Vaterlandes den preußischen Staatsmännern die erste Eventualität empfehlen. Diese Politik hat einen soliden zusammenhängenden Charakter, jede andre Politik ist, gelind ausgedrückt, ein Hazardspiel. Um mit Verbündeten, wie Rußland und Frankreich, einen realen Gewinn zu erzielen, muß man nicht blos sehr viel diplomatische Geschicklichkeit besitzen, sondern auch frei sein von Rücksichten jeglicher Art.

Aber die Anhänger der östreichischen Allianz vergessen immer, daß zu jedem Bunde zwei gehören. Oestreich ist in den letzten Jahren sehr freigebig mit Anforderungen gewesen, die es an Preußen machte, es hat aber nicht die geringste Gegenleistung in Aussicht gestellt. Die östreichischen Staatsmänner haben das Verhältniß ganz einfach so aufgefaßt, daß der Staatencomplex des deutschen Bundes ein organisches Ganze bilden solle, dessen Bewegungen nach außen hin ausschließlich von dem ersten Staat des Bundes, von Oestreich, zu lenken seien. Der erste Schritt zu dieser organischen Einheit wäre die Ausdehnung des Zollvereins über Oestreich d. h. gemeinsame Finanzverwaltung der beiden deutschen Großstaaten.

Es gehört eine verzweifelte Naivetät dazu, von den preußischen Staatsmännern das Eingehn in solche Pläne zu erwarten. Diese Naivetät finden wir z. B. in einer neu erschienenen Broschüre: Die Aufgaben deutscher Politik, Oestreich und Preußen (Frankfurt a. M. Brönner). Der Verfasser, der die Prämissen mit vielem Scharfsinn entwickelt, und die Schwierigkeiten, die sich einem organischen Bündniß

zwischen Oestreich und Preußen entgegenstellen, ganz richtig durchschaut, endigt mit der überraschenden Wendung: Preußen möge sich nur unbedingt an Oestreich anschließen, es werde sich schon alles machen. Freilich hat er auch in Bezug auf die Thatsachen sehr überraschende Visionen; so findet er z. B. in der Regierung, die das Concordat abgeschlossen, eine besondere Neigung zur religiösen Freisinnigkeit und zur Duldung gegen den Protestantismus.

In dieser Weise fassen wir das Bündniß mit Oestreich, das im Uebrigen auch uns wünschenswerth erscheint, nicht auf. Um eine würdige und nützliche Allianz einzugehn, muß der preußische Staat vollkommen frei und unabhängig in seinen Bewegungen sein. Weit entfernt, sich einem deutsch-östreichischen wirthschaftlichen Verein unterzuordnen, muß er auch noch das Band lösen, mit welchem der Zollverein in seinen gegenwärtigen Formen seine Bewegungen einengt; die Staaten von Süd- und Mitteldeutschland müssen erkennen, daß Norddeutschland sich in wirthschaftlicher Beziehung unabhängig zu constituiren vermag, und daß durch eine Trennung der Süden am meisten leidet. Weit entfernt, sich der östreichischen Politik in Italien und der Türkei willenlos unterzuordnen, darf Preußen dem stammverwandten Kaiserstaat seine Unterstützung nur unter der Bedingung zusichern, daß dieser seinerseits für die Interessen Preußens eintritt. Wir halten es aber auch nicht für unmöglich, mit Oestreich auf diese Bedingungen zu unterhandeln. So entschieden wir das rücksichtslose Auftreten der östreichischen Staatsmänner gegen Preußen mißbilligen, so können wir es doch der Haltung des Ministeriums Manteuffel gegenüber begreifen und selbst entschuldigen. Wenn man mit jemand zu thun hat, der nie mit Bestimmtheit weiß, was er will, der den Degen nur aus der Scheide zieht, um ihn gleich wieder einzustecken, so ist man nur zu leicht in Versuchung, ihn zu brüskiren oder mit ihm zu spielen. Schon jetzt ist der Credit Preußens ein ganz anderer, das liest man selbst aus den östreichischen Blättern heraus, und wenn man diesen Credit nur aufrecht erhält, so wird das viele unnöthige Ausgaben ersparen.

Wir haben in unserm vorigen Brief auf die leidenschaftliche Sprache aufmerksam gemacht, mit der sich die bamberger Blätter über die neue Wendung der Dinge in Preußen ergehn; wir haben die Kreuzzeitung wesentlich davon unterschieden und bemerkt, daß dieses Blatt zuweilen fühle, wie die Ehre des preußischen Adels mit der Ehre Preußens eng verknüpft sei. Die Kreuzzeitung gibt uns in dieser Beziehung durch Wort und That ein Dementi; sie erklärt sich mit Bamberg vollkommen einverstanden, was wir bedauern — aber nicht unsertwegen. Freilich konnten wir schon aus der Haltung hochconservativer Wahlmänner den Polen gegenüber die bedenklichsten Folgerungen ziehn. Der Haß gegen den Liberalismus geht also bei unsern Tories so weit, daß sie sich selbst mit denjenigen verbinden, die sie bisher für die gefährlichsten Feinde Preußens ausgaben; warum also nicht auch mit Bamberg? —

Grund zur Unzufriedenheit haben sie in der That, denn auf Herrn von Westphalen sind noch manche andere Lieben gefolgt, Herr v. Kleist-Retzow, vor allem aber Herr Peters, dessen Andenken wir hiermit eine tiefgefühlte Thräne widmen. In völlige Vergessenheit darf er nicht verfallen, denn er vertritt in zu deutlichen Farben ein erhebliches Stück preußischer Geschichte. Eine Revue rétrospective der

Reaction dürfte überhaupt bald am Ort sein. — Von diesem unerfreulichen Gegenstand wenden wir uns an die Wahlrede des **Grafen Schwerin**, der in seiner schlichten, klaren und wohlwollenden Weise über die neue Parteibildung genau das ausgesprochen hat, was wir selber als das Nothwendige bereits mehrfach dargestellt haben, und dem wir uns daher in allen Punkten anschließen. † †

Literatur.

Chemische Briefe von Justus von Liebig. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. 2 Bände. Leipzig und Heidelberg, C. F. Wintersche Verlagshandlung 1859. — Diese neue Auflage ist eine beträchtlich vermehrte, indem außer verschiedenen Erweiterungen der bekannten Briefe nicht weniger als 19 neue hinzugekommen sind. Letztere besprechen das Studium der Naturwissenschaften, den Kräftewechsel in der unorganischen Natur, den Eigenschaftswechsel der Körper, den Materialismus, die Frage, ob Selbstverbrennung möglich sei und dann in längerer Reihenfolge die Stellung und Bedeutung der Chemie für die Landwirthschaft. Die Möglichkeit der sogenannten Selbstverbrennung wird entschieden in Abrede gestellt. Die Vertheidiger des Materialismus erklärt der Verfasser für Dilettanten. Nur die mangelhafte Kenntniß der anorganischen Kräfte sei der Grund, weshalb von manchen die Existenz einer besondern in dem organischen Wesen wirkenden Kraft geleugnet und den unorganischen Kräften Wirkungen zugeschrieben würden, die ihrer Natur entgegengesetzt seien. Eine jede chemische Verbindung setze drei Ursachen voraus, immer sei es die formenbildende Kraft der Cohäsion oder Krystallisation, welche unter Mitwirkung der Wärme die chemische Affinität in ihren Aeußerungen regele, die Ordnungsweise des Krystalls und damit seine Eigenschaften bedinge. Im lebendigen Körper komme eine vierte Ursache hinzu, durch welche die Cohäsionskraft beherrscht werde, durch welche die Elemente zu neuen Formen zusammentreten, neue Eigenschaften erlangen, Formen und Eigenschaften, die außerhalb des Organismus nicht bestehen. „Wenn es wahr ist, daß in der anorganischen Natur eine Cohäsionskraft formenbildend besteht, so ist es ebenso wahr, daß in den Organismen eine Kraft wirkt, eine Ursache der Bewegung und des Widerstandes, welche der Cohäsionskraft entgegentritt, welche die Wirkungen des Sauerstoffs und die stärksten chemischen Anziehungen aufhebt oder umkehrt." — „Die unorganischen Kräfte schaffen immer nur Unorganisches, durch eine in dem lebendigen Leib wirkende höhere Kraft, deren Diener die unorganischen Kräfte sind, entsteht der organische, eigenthümlich geformte, vom Krystall verschiedene und mit vitalen Eigenschaften begabte Stoff." — „Es haben manche Philosophen behauptet, das Leben sei wie die Materie von Ewigkeit dagewesen. Die exacte Naturforschung hat bewiesen, daß die Erde in einer gewissen Periode eine Temperatur besaß, in welcher alles organische Leben unmöglich ist. Sie hat bewiesen, daß das organische Leben auf Erden einen Anfang hatte." — „Die Dilettanten behaupten, die Gedanken seien Producte des Stoffwechsels des Gehirns, so wie die Galle ein Product des Stoffwechsels der Leber. Aber die exacte Physiologie weiß bis jetzt nichts von den Beziehungen, in welchen die Galle, das Secret, zu dem Stoffwechsel der Leber, des Secretionsorgans, steht, und was die Chemie darüber erforscht hat, beweist, daß die Elemente der Galle in keiner Beziehung zu denen der Leber stehen. So wie die Harfe tönt, wenn ihre Saiten der Wind bewegt, so denkt das Gehirn durch den Stoffwechsel, so hört das Ohr, so sieht das

Auge; aber das Gehirn an sich denkt keine Gedanken, das Ohr hört nicht die Musik, das Auge sieht nicht die leuchtende Sonne, den grünen Baum, es empfindet nicht die Sprache des Augenpaares, was ihm Liebe zustrahlt; die Nerven fühlen keinen Schmerz, keinen Wechsel der Temperatur, nichts Hartes oder Weiches, nichts Rundes oder Scharfes, der geistige Mensch ist nicht das Product seiner Sinne, sondern die Leistungen der Sinne sind Producte des intelligenten Willens im Menschen." In dieser Weise stellt der berühmte Naturforscher die Behauptungen der Materialisten als das dar, was sie sind, als „künstlich beleuchtete Nebel", als Ergebnisse von Spaziergängen an den Grenzen der Gebiete der Naturforschung, als Seitenstücke zu den wandernden und redenden Tischen.

Ueber den Zweck der 14 neuen agriculturchemischen Briefe sagt der Verfasser: „Ich wünsche die gebildeten Männer der Nation mit den Grundsätzen bekannt zu machen, welche die Chemie in Bezug auf die Ernährung der Pflanzen, auf die Bedingungen der Fruchtbarkeit der Felder und die Ursachen ihrer Erschöpfung ermittelt hat, und wenn ich glücklich genug bin, die Ueberzeugung von ihrer Wichtigkeit und ihrer hohen nationalökonomischen Bedeutung in einem weiteren Kreise zu verbreiten und zu befestigen, so scheint mir eine Aufgabe meines Lebens erfüllt." Wie nothwendig eine solche Kenntniß sei, wird in dem Vorwort ausführlich gezeigt. Es erkennt die in den letzten Jahrzehnten in der Landwirthschaft gemachten großen Fortschritte an, sagt aber, daß diese Fortschritte sich im Wesentlichen auf Verbesserungen in der Praxis, im technischen Betrieb beziehen. Sie bahnten die neue und höhere Entwickelungsstufe unsrer Tage an, die der wirksamen Anwendung wissenschaftlicher Kenntnisse. In allen technischen Gewerben und vorzüglich in der Landwirthschaft geht dieser Anwendung der Wissenschaft naturgesetzlich eine Vervollkommnung der Technik voraus. Erst wenn die Technik nicht mehr ausreicht, fragt man nach der Wissenschaft. Wie das aber bei einem Uebergang in ein neues Stadium stets geschieht, ist in den letzten Jahren ein Widerstreit der Technik mit der Wissenschaft geführt worden. Erstere konnte mit den ungewohnten Hilfsmitteln, welche die andere bot, nicht zurechtkommen und so sollten sie werthlos sein. Dieser Streit wird dann aus dem Charakter der verschiedenen Classen von Landwirthen und der landwirthschaftlichen Literatur erklärt, welche letztere vorzugsweise für den großen Gutsbesitzer geschrieben sei und dessen Meinungen und Bedürfnissen sich anpasse. So biete sie keine Hilfe für den kleinen Landwirth, für den Bauer, für den, der wenig oder kein Capital zur Anschaffung künstlicher Düngemittel, kein gutes Ackerland, keine Wiesen, nur einen unzureichenden Viehstand und darum wenig oder keinen Stalldünger besitze, und so fänden in ihr die, welche Handelsgewächse, Tabak, Hopfen, Flachs und Wein bauten, keine Belehrung über das Wesen ihres Betriebes, sondern nur unzureichende, für gewisse Oertlichkeiten passende Vorschriften. Die Wissenschaft aber solle Gemeingut aller sein, solle allen Hilfsbedürftigen und Hilfesuchenden helfen und das geistige Vermögen der Armen und Reichen vermehren, die reinen Sinns die Wahrheit wollen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Jesuiten und Judenkinder um 1693.

Die Mortara-Angelegenheit beschäftigt seit einigen Monaten die gesammte zeitungslesende Welt. Der Fall ist wohl geeignet, den Unterschied zwischen einst und jetzt bemerkbar zu machen. Die päpstliche Regierung steht als Beschützerin eines ruchlosen Bekehrungseifers in grellem Gegensatz zu der öffentlichen Meinung; Millionen Christen aller Confessionen nehmen Antheil an dem Eingriff in die Rechte einer einzelnen Familie; zahlreiche Petitionen werden wie in England und Frankreich, so auch im protestantischen Deutschland verfaßt; diplomatische Acte und öffentliche Aeußerungen einiger Staatsregierungen sind nöthig geworden. Solch allgemeiner Antheil an dem Schicksal eines jüdischen Kindes ist bei uns erst seit kurzem möglich. Humanität und Sittlichkeit haben erst seit der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts die confessionelle Beschränktheit überwunden und die Tagespresse hat erst in diesem Jahrhundert ihre gewaltige Ausbildung erhalten, und trägt mit einer früher ungeahneten Schnelligkeit die Thatsachen und das Urtheil darüber um den ganzen Erdkreis. Sie, sowol der Ausdruck, als die Erzeugerin einer öffentlichen Meinung, die Beschützerin der Schwachen, der mächtigste Anwalt der Unterdrückten, hat überall, wo sie zu kräftigem Gedeihen gelangt ist, ähnliche Gewaltthaten unmöglich gemacht.

Was hier mitgetheilt wird, sind kleine Züge aus einer Periode, welche nur fünf bis sechs Generationen vor uns liegt. Es sind freudenlose Zustände, klägliche Verirrungen, aber es ist aus ihnen Einiges von allgemeinem Interesse zu lernen.

Am Ende des 17. Jahrhunderts war die Lage der Juden nur wenig besser als in dem rohesten Mittelalter. Seit sehr alter Zeit war ihre rechtliche Stellung ebenso voll von Widersprüchen, wie ihre sociale. Von der Kirche wurden sie verabscheut und verdammt, im geschäftlichen Verkehr waren sie unentbehrlich und viel gesucht, ihre staatlichen Rechte waren dem Buch-

staben nach durchaus nicht ungünstig für ihr Gedeihen, in der Wirklichkeit blieben sie den ärgsten Verfolgungen und Erpressungen ausgesetzt. Unter den deutschen Beamtendespotien, welche sich seit dem dreißigjährigen Kriege ausbildeten, fanden sie kaum größeren Schutz vor der Wuth des fanatischen Pöbels, und ihre geistlichen Anfechtungen wurden noch ärger. Zwar der Protestantismus, damals schwach und verkümmert, kränkte sie mehr durch abstoßenden Hochmuth, als durch seine Bekehrungskünste. Denn noch in seiner orthodoxen Erstarrung machte er höhere Anforderungen an den sittlichen Ernst seiner Bekehrten, als die Priesterschaft der alten Kirche. Um so eifriger war eine neue Richtung des Katholicismus, das Jesuitenthum, Ketzer und Ungläubige in Massen zu taufen. Und in den Landschaften, wo sich die Väter der Gesellschaft Jesu festgesetzt hatten, nahm eine Bekehrungswuth überhand, welche die gewaltthätigsten Eingriffe in das Familienleben nicht scheute. Besser gedieh damals den Juden Handel und Erwerb, ja seit dem westphälischen Frieden war für sie eine glänzende Zeit gekommen. Die Verminderung des internationalen Großhandels, der Ruin alter Handelshäuser zu Nürnberg und Augsburg, die dauernde Münzverschlechterung, die unaufhörlichen Geldbedürfnisse der großen und kleinen Territorialherren begünstigten eine vielseitige Thätigkeit des jüdischen Geschäftes, welches durch ganz Deutschland gewandte Werkzeuge und von Konstantinopel bis Cadiz Gastfreunde und Verwandte fand. Die Bedeutung, welche der innige Zusammenhang der Juden für den deutschen Handel in einer Zeit hatte, wo schlechte Wege, schlechte Zölle und eine sehr unwissende Gesetzgebung dem Verkehr die größten Schranken auflegten, ist noch lange nicht zur Genüge gewürdigt. In unermüdlicher Thätigkeit gruben sie wie Ameisen überall ihre geheimen Wege durch das morsche Holz des römischen Reichs, lange bevor die Briefpost und Waarenspedition ihr großes Netz über die Landkreise gezogen hatten, bestanden ihre stillen Verbindungen für Brief- und Waarentransporte. Arme Schacherer und fahrende Bettler liefen als treue Agenten zwischen Amsterdam und Frankfurt, Prag und Warschau hin und her, Wechsel und Juwelen unter ihren Lumpen, ja im eigenen Leibe verbergend; auf Seitenwegen, durch berüchtigte Herbergen, die jeder christliche Kaufmann fürchtete, schlich der hilflose Jude aus einem deutschen Gebiet in das andere, dort tauschte er einem Münzmeister altes Geld gegen neugeprägtes ein, hier kaufte er Spitzen und neue Kirchengewänder für seine Gegner, die geistlichen Herren, dort schmuggelte er einem Landesherrn Waffen und Kriegsgeräth durch ein feindliches Territorium, hier geleitete er einen großen Transport feiner Leder aus dem Innern Rußlands bis auf die Messe von Frankfurt, er allein befähigt durch Schmeichelei, Bestechung und Branntwein die Habsucht der slavischen Adligen zu überwinden. So waren die Juden damals im Verhältniß zu den Christen wahrscheinlich

reicher als jetzt, jedenfalls mit den Eigenthümlichkeiten ihres Verkehrs unentbehrlicher als jetzt. Sie hatten schützende Freunde am Kaiserhof wie im Harem des Sultans und im Geheimzimmer des Papstes, sie hatten eine Aristokratie des Blutes, welche damals von den Glaubensgenossen noch hoch respectirt wurde und bei Brautfesten mit Stolz die Juwelen trug, welche ein Ahnherr vielleicht lange vor Marco Paolo unter hundertfacher Lebensgefahr aus Indien gebracht, oder ein anderer von einem der großen Maurenkönige in Granada eingetauscht hatte. Auf der Straße aber trug der Jude noch die schimpflichen Zeichen des ungeehrten Fremdlings, im Reiche eine gelbe Cocarde an seinem Rocke, in Böhmen die steife blaue Halskrause. Zwar war er der Gläubiger und Arbeitgeber zahlreicher Christen, aber er lebte in den meisten größeren Städten noch zusammengedrängt in bestimmten Straßen oder Stadttheilen, von geistlichem und weltlichem Pöbel gehaßt, verlacht und geschmäht. Keine deutsche Judengemeinde war damals größer und fester organisirt als die zu Prag. Sie war vielleicht die älteste in Deutschland; sagenhafte Traditionen, die immerhin beachtenswerth sind, führen sie auf eine Zeit zurück, wo der Glaube des Gekreuzigten an der Moldau noch unbekannt war. Bis in unsere Tage haben sich dort Erinnerungen an eine mehr als tausendjährige leidenvolle und emsige Vergangenheit erhalten. Selten versäumt ein Reisender die engen Gassen der Judenstadt zu besuchen, wo die kleinen Häuser, wie Bienenzellen aneinander gedrängt, einst den größten Reichthum und das größte Elend des Landes umschlossen, und wo der Todesengel so lange den Tropfen Galle in den Mund der Gläubigen träufeln ließ, bis auf dem unheimlichen Kirchhof jeder Zoll Erde zu Menschenasche wurde. Auf engem Raum hausten dort am Ende des 17. Jahrhunderts nahe an 6000 fleißige Menschen, der große Geldhändler wie der ärmste Trödler und Lastträger in fester Genossenschaft und gemeinsamen Interessen eng verbunden, durch ihre Industrie und unermüdliche Speculationen dem verarmten Lande unentbehrlich und doch in einem fortwährenden Krieg gegen die Sitten, die Roheit und den Fanatismus des neu bekehrten Königreichs. Denn damals lebte die dritte Generation des neuen Böhmens, welches sich die Habsburger nach der Schlacht am weißen Berge durch Blutgerichte, massenhafte Vertreibungen und furchtbare Dragonaden zurückgewonnen hatten. Die alten Adelsgeschlechter waren ausgerottet, ein neuer kaiserlicher Adel fuhr in vergoldeten Carrossen durch die schwarze Hussitenstadt, die alte biblische Wissenschaft war in die Fremde gewandert oder im Elend des langen Krieges verkommen, an die Stelle der Kelchpriester und der böhmischen Prädicanten waren Jesuitenpatres und ihre Zöglinge getreten, wo einst Huß die Lehre Wiklefs vertheidigt, und Ziska die Lauheit der Altstädter gescholten hatte, erhob sich jetzt triumphirend das vergoldete Steinbild der Himmelskönigin. Wenig war dem Volke von seiner

Vergangenheit geblieben, als die düstern Steine der Königsstadt, ein roher Pöbel und eine Neigung zu finsterem Fanatismus, welcher jetzt vor den neuen Bildern der Heiligen die Ketzer verfluchte.

Aus solcher Zeit ist uns eine kleine Schrift geblieben*), welche zwei von den prager Berühmtheiten des Jesuitenordens, die Patres Eder und Christel, der erste lateinisch verfaßt, der zweite ins Deutsche übertragen haben; beide Verfasser auch sonst bekannt, der zweite als ein eifriger aber geschmackloser deutscher Poet. Aus dieser Schrift ist der folgende Bericht entnommen. Bei der Weitschweifigkeit und Unbehilflichkeit des Jesuitendeutsch war ein wortgetreuer Abdruck unthunlich, doch gibt der Auszug, so treu als hier möglich, die Worte des Originals und das Charakteristische des Ausdrucks wieder. Die Erzählung beginnt folgendermaßen:

— So sind in wenigen Jahren von einem einzigen Priester unserer Societät in der akademischen Salvatorkirche des Collegii der Gesellschaft Jesu 170 Personen jüdischen Standes durch das heilbringende Taufwasser gereinigt worden.

Nebenbei will ich allhier kürzlich einiger Judenkinder sonderbare Neigung zum christlichen Glauben erwähnen. Auf der zinkower Herrschaft trug vor etlichen Jahren eine Jüdin ihr Töchterlein auf dem Arm, damit begegnete sie zufällig einem katholischen Priester, dem sie antrug ihr Kind anzuschauen, indem sie den Schleier von dessen Gesichtlein abstreifte, nicht ohne sich zu berühmen, daß sie ein dermaßen wohlgestaltetes Töchterlein zur Welt gebracht hätte. Der Priester wurde durch dies ebenso ungereimte als unerwartete Vertrauen angemuthet, das enthüllte Kind mit dem heiligen Kreuzzeichen zu segnen, mit der beigefügten Ermahnung, daß die Mutter selbiges zur Furcht und Liebe Gottes auferziehen, im Uebrigen aber der göttlichen Vorsicht überlassen sollte. Und siehe diese kleine Jüdin war kaum auf ihre Füße gekommen, so hielt sie sich alsbald zu christlichen Mädchen, bog mit ihnen, wenn sie niederknieten, ihre Knielein, sang mit den Singenden, ging mit ihnen auf die Auen und Wälder hinaus, graste mit ihnen, pflückte Erdbeeren und klaubte Holz zusammen, erlernte nebenbei von ihnen das Vaterunser und den englischen Gruß, wie auch den Glauben aufsagen, mit einem Wort, sie machte sich in christlicher Lehre bekannt und verlangte eifrig getauft zu werden. Die hoch und wohlgeborne Gräfin von Zinkow, um dieses Mägdleins Begehren

*) Der vollständige Titel lautet: Mannhaffte Beständigkeit des zwölfjährigen Knabens Simons Abeles, welche er, um den Christlichen Glauben zu behaupten, an Tag gegeben, da Ihn Lazarus Abeles, sein Jüdischer Vatter, aus Haß des Glaubens, zu Prag 21 Hornung im Jahr 1694 grausam ermordet. Lateinisch beschrieben von R. P. Joanne Eder Soc. Jesu Theologo. Ins Deutsche übersetzet von erwähnter Societät R. P. Bartholomaeo Christelio. Prag 1694.

zu erfüllen, führte die Frohlockende in ihrem Wagen mit sich nach Prag, auf daß sie allda außerhalb der Eltern Angesicht sicherer zur Taufe befördert werden möchte. Nachdem die Eltern aber erkannt hatten, daß ihre Tochter durch so geraume Zeit ihre Anschläge behutsam geheim gehalten hatte, bejammerten sie schmerzlich, daß ihre Tochter eine Christin war, und waren auf den Priester, der sie im Arm der Mutter mit dem Kreuzeszeichen gesegnet hatte, herb und ungehalten, denn ihm schrieben sie die ganze Zuneigung des Kindes zum Christenthum zu.

Durch welche Ränke aber der Juden Treulosigkeit bemüht war, jede Bekehrung zu hintertreiben, habe ich selbst unlängst erfahren, als mir zum ersten Mal ein Glaubenslehrling vom Judengeschlecht, Samuel Metzel, zur Belehrung überwiesen wurde. Als Vater von vier noch unmündigen Kindern hat dieser sich eifrig und viel bemüht, selbige alle, ein wahrer Israel, aus dem Aegypten der Judenstadt mit sich zur Freiheit herauszuführen. Siehe aber! ihm wollte Rosina Metzelin, seine Ehegattin, die damals noch großen Abscheu vor dem christlichen Glauben hatte, nicht Folge leisten; und weil sie beobachtete, daß ihr vier Kinder zugleich entzogen wurden, war ihr dieser Kinderraub, wie einer Löwin der Verlust ihrer Jungen, schwer zu ertragen. Sie forderte ihren Mann vor das bischöfliche Ehegericht, wo sie wenigstens um zwei von den vier entrückten Kindern anhielt, weil sie ihr, der Mutter, vor der Geburt beschwerlich, bei der Geburt schmerzlich und nach der Geburt mühsam zu erziehen gewesen seien. Das hochweise erzbischöfliche Amt aber gab das Urtheil von sich, daß dem Mann, der nächstens getauft werden sollte, alle Kinder zugehörten. Da hat das Weib mehr als sich sagen und glauben läßt, den Verlust überaus kläglich bejammert und da sie besorgte, daß sie auch der fünften Leibesfrucht, die noch unter ihrem Herzen verborgen lag, nach der Geburt beraubt werden möchte, war sie emsig beflissen, die Zeit ihrer Niederkunft vor den Christen zu bergen. Deshalb beschloß sie vor allem, ihre bisherige Herberge, die dem Ehemann und den Kindern bekannt war, zu ändern. Es ist aber kein Rath wider den Herrn! Der Vater kam durch sein unschuldiges Töchterlein dahinter, das durch einige Monate beständig in eines Christen Behausung gehalten worden war und von der Kindbettin in ihre verborgene Herberge unbehutsam eingelassen wurde. Auf diese Kundschaft habe ich der Altstadt Prag wohlbestallten Kaiserrichter ersucht, welcher seinen Amtsschreiber unverweilt in das Geburtshaus abfertigte, um von der Kindbettin, und im Fall diese sich weigern würde, von den Aeltesten des Judenvolks, das neugeborene Kind, als dem nunmehr getauften Vater zuständig, herauszubegehren. Weil aber die arglistigen Judenköpfe zu des Kindes Auslieferung sich nicht verstehn wollten, wurde zu der jüdischen Wöchnerin eine christliche Hebamme beordert, ob diese durch einen weiblichen gottseligen Fund

das Kind der Mutter heimlich entrücken könnte. Diese Hebamme begleiteten freiwillig etliche kühne christliche Matronen. Als Anführerin die durch mannliche Gottseligkeit allbekannte Ludmilla, Gemahlin des in Wasser und Blut getauften Wenzeslaus Wymbrsky. Ihr Ehemann Wenzeslaus war mit dieser Ehefrau und fünf Kindern von Sr. Eminenz dem Cardinal und Erzbischof von Prag 1464 in unserer Kirche getauft worden. Es war der tobenden Judenschaft überaus mißfällig, daß dreizehn Mann aus anderen Geschlechtern dem Beispiel des Wenzeslaus folgend, in demselben Jahre das Judenthum abgeschworen hatten. Endlich kam ihnen unerträglich vor, daß Wenzeslaus in seinem Kaufladen, bei dem viele Juden täglich auf ihren Tandelmarkt vorbeigehen mußten, das Bildniß des gekreuzigten Heilandes öffentlich ausstellte und jeden Freitag davor eine brennende Ampel unterhielt. Deshalb war er dem Judengeschmeiß höchst verhaßt und wurde oft mit Schmach und Spottreden angefallen. Als er nun einst seiner täglichen Gewohnheit gemäß eine Stunde vor Tage in die Teynkirche ging, wohin ihm sein Bedienter vorleuchtete, fielen ihn drei bewaffnete Juden an, von denen er mit zwei vergifteten Pistolkugeln tödtlich verwundet wurde, so daß er am fünften Tag darauf gottselig sein Ende nahm, nachdem er nicht zu bewegen gewesen war, die Mörder nahmhaft zu machen. Der Rädelsführer derselben wurde später ertappt und zum Rad verdammt, brachte aber, als sein eigener Henker, sich selbst durch den Strick um. Des Getödteten Witwe, Ludmilla, war mit dem Häuflein der gottseligen Frauen, nun nicht im Stande, sich zu der jüdischen Kindbettin unvermerkt einzuschleichen, weil die Hebräer mit ihren scharfen Luchsaugen genau aufpaßten. Im Augenblick rotteten sich viele derselben zusammen und drängten sich mit in das Zimmer der jüdischen Sechswöchnerin. Es ließ sich aber Ludmilla durch ihre Anwesenheit und die mögliche Todesgefahr nicht abschrecken. Sie überreichte das mitgebrachte Weihwasser der christlichen Hebamme, und forderte sie mit kräftigen Worten auf, die Mutter zu entbinden und das Kind zu taufen. Die Sache ging an. Die Hebamme erwischte das Kind und taufte das Neugeborne. Die Kindbettin aber sprang rasend aus dem Bette und riß ihr das Kind mit heftigem Geschrei gewaltthätig aus den Händen. Sofort fand sich der Stadtrichter mit bewaffneten Männern ein, um das nunmehr christliche Söhnlein von der Mutter abzusondern. Da aber diese gleichsam rasend das Kind so fest in ihren Armen umschlossen hielt, daß man zu besorgen hatte, es möchte eher erdrückt, als ihr entwunden werden, begnügte sich der verständige Stadtrichter damit, den versammelten ältern Juden streng zu verbieten, daß sie das Kind nicht zum Juden machten. Darauf wurde durch Se. Excellenz, Hrn. Reichsgrafen von Sternberg, Oberst-Burggrafen des Königreiches Böhmen geboten, daß dieses fünfte Kind dem Vater ausgehändigt werden sollte. Nicht lange darnach ergab sich auch die dem

Judenthum hartnäckig zugethane Mutter, und wurde getauft. Dies zur Einleitung. —

Der jüdische Knabe Simon Abeles hatte zum Vater den Lazarus, zum Ahnherrn aber Moses Abeles, welcher der Judenschaft viele Jahre als Primas vorgestanden hatte. Schon in zarten Jahren wurde an diesem Knaben eine besondere Gemüthsneigung zum Christenthum verspürt. Wo er konnte, sonderte er sich von jüdischer Jugend ab und gesellte sich Christenknaben zu, spielte mit ihnen und beschenkte sie, um ihr Wohlwollen zu erwerben mit süßen Leckerbissen, die er am väterlichen Tisch zusammengebracht hatte; der jüdische gekrauste Kragen, welchen die Juden mit blauem Kraftmehl gestärkt, ringförmig um den Hals tragen und sich dadurch hier in Böhmen von den Christen unterscheiden, war dem Simon durchaus zuwider. Als das Licht seiner Vernunft heller wurde, erkundigte er sich bei jeder Gelegenheit nach den christlichen Geheimnissen. Es begab sich, daß er von seinem Vater, einem Handschuhhändler, in Geschäften mehrmals nach dem Haus eines Christen, des Handschuhmacher Christoph Hoffmann geschickt wurde. Dort verweilte er in Betrachtung der heiligen, aber nicht der weltlichen Bilder, welche an den Wänden hingen, obgleich die letzteren kostbarer und wegen künstlicher Malerei ansehnlicher waren, und forschte begierig die christlichen Inwohner aus, was unter selbigen Bildern zu verstehen sei. Als ihm geantwortet wurde, daß durch das eine Christus, durch ein anderes die Mutter Christi, die wunderthätige Gottesgebärerin von Bunzel (Bunzlau), durch jenes der heil. Antonius von Padua angedeutet werde, rief er von ganzem Herzen seufzend aus: O daß ich ein Christ werden könnte! Ueberdies bezeugte ein Jude, Rebbe Liebman genannt, daß der Knabe zuweilen ganze Nächte unter Christen zugebracht und sich im väterlichen Hause nicht eingestellt habe. Viele nun hielten dafür, daß solche Zuneigung zum Christenthum einen übernatürlichen Ursprung habe und von einem Taufzeichen herrühre, das ihm schon in der Wiege von einem Christen eingedrückt worden sei. Als man später diesem ausgesprengten Gerücht emsig nachgrübelte, wurde bezeugt, daß ein Präceptor, Stephan Hiller, einst zu Lazarus Abeles geschickt worden sei, eine Geldschuld abzuholen, daß er allda ein allein in der Wiege liegendes Kind gefunden und dasselbe in innerlicher Herzensregung mit elementarischem in der Nähe befindlichem Wasser getauft habe. Auf Nachforschung des hochehrwürdigen erzbischöflichen Consistoriums sagte dieser Präceptor, welcher jetzt eine Kaplanstelle bekleidete, aus, daß er nicht wisse, ob das Kind des Lazarus Söhnlein gewesen sei; ja seinem Dafürhalten nach wäre selbiges vielmehr einem jüdischen Schneider zugehörg gewesen. Durch solche Aussage blieb dieser wichtige Umstand zweifelhaft.

Nachdem sich durch etliche Jahre in Simons Gemüth die standhafte Zuneigung zum Christenthum so vergrößert hatte, daß sie von Einheimischen

deutlich bemerkt wurde, und der schlaue Knabe wol voraussah, daß die Eltern und Blutsverwandten keine Mühe sparen würden, ihm einen Stein in den Weg zu rücken, dachte er vorzubauen und dem väterlichen Hause und seiner jüdischen Freundschaft zu entfliehn, bevor ihm der Paß verhauen würde. Als nun den 25. des Heumonats 1693 der Vater Lazarus feierlichen Rasttag in der Judenschule hielt, begab sich der Sohn in ein der Judenstadt nahe gelegenes Christenhaus, welches von dem neulich getauften Juden Kawka bewohnt war, und ließ am selben Abend den Johannes Tanta zu sich berufen, einen vor mehren Jahren mit seinem ganzen Geschlecht bekehrten Juden, den er schon durchs Gerücht als einen eifrigen Mann und emsigen Anführer zum christlichen Glauben kennen gelernt hatte. Denn dieser Mann, öfter sein Leben in Gefahr stellend, hatte Juden, die nach dem christlichen Glauben verlangten und ihre neugetauften Kinder aus der Judenstadt herausgezogen, in unser Collegium S. Clement zum Unterricht geführt, war ihnen mit Nahrung, Kleidern, Fach und Dach behilflich gewesen, hatte solchen, die nicht lesen konnten, geistliche Bücher, vornehmlich aber das Leben Christi mit sonderlicher Andacht stundenlang vorgelesen, und fand seine beste Freude darin, wenn er sah, wie sie durch die h. Taufe abgewaschen wurden. Diesem nun eröffnete Simon sein Herz treulich und bat, daß Johannes ihn ins Collegium der Societät Jesu führen wolle. Es bedurfte nicht viel Bittens, der Mann borgte bei einem christlichen Jüngling Kleider, überdeckte dem Simon den nach jüdischer Art geschorenen Kopf mit einer Perücke und führte ihn über den altstädter Platz ins Collegium. Mitten auf besagtem Platz steht aus einem einzigen Steine gehauen das große, reich übergoldete Bildniß der seligsten Gottesgebärerin. Johannes erklärte seinem christlichen Lehrling, daß dies mit Goldglanz reich überzogene Bildniß die Himmelskönigin und die besonders treue Fürbitterin aller Gläubigen bei Gott bedeute. Das hörte Simon begierig an, zog unverweilt den Hut ab, verneigte tief seinen ganzen Leib und empfahl sich mit gottseligem Seufzen der seligsten Gottesgebärerin als Pflegekind. Darauf wandte er sich zu seinem Anleiter und redete ihn so an: Wenn dies mein Vater sähe, stracks würde er mich umbringen. So erreichten sie unser Collegium Abends zwischen sieben und acht Uhr. Simon trug mir, der ich zum Thore berufen war, sein Verlangen mit ungemeiner Beredsamkeit vor, zugleich begehrte er mit so hitzigem Eifer, im christlichen Glauben unterwiesen zu werden, daß ich mich verwundern mußte. Ich stellte den Knaben noch denselben Abend dem ehrwürdigen Pater Rector des Collegiums vor. Es sah fast so aus, als befände sich der zwölfjährige Knabe, wie vor Zeiten Jesus, unter den Schriftgelehrten, indem er verschiedene Fragen wohlberedt, scharfsinnig und mit einem Urtheil, welches sein Alter überstieg, beantwortete. Als ihm vorgerückt wurde, sein später Eintritt errege den

Verdacht, daß er in der Judenstadt ein Lasterstücklein begangen hätte und in dem geistlichen Haus eine Zufluchtstätte suche, antwortete Simon mit heiterm Angesicht: hat man Argwohn wegen einer Missethat, so forsche man nach der Wahrheit durch Ausrufen, wie es in der Judenstadt gewöhnlich ist. Wäre ich mir einer Lasterthat bewußt, so hätte ich mehr Hoffnung unter Juden ungestraft zu bleiben, als unter den Christen, denn ich bin ein Enkel des Moses Abeles, ihres Primators. Als man ihm aber wieder zusetzte, daß er gekommen wäre, um unter den Christen eine Perücke, ein Deglein und alamodische Kleider zu tragen, machte der Knabe ein saures Gesicht und sprach: ich muß bekennen, daß ich lange Zeit keinen Judenkragen getragen. Uebrigens verlange ich unter den Christen in keiner Kleidertracht zu prangen und will mit alten Lumpen zufrieden sein. Nachdem er solche ernsthafte Antwort von sich gegeben, fing er an die Handschuh von den Händen abzustreifen, den kleinen Degen abzugürten, die Perücke vom Kopf zu reißen und das saubere Oberröcklein aufzuhefteln, entschlossen, so es nöthig wäre, dem entblößten Jesus unbekleidet nachzufolgen. Durch solche unerwartete Antwort und heldenhaften Entschluß zur Armuth, trieb er den Anwesenden Zähren aus den Augen. Als ihm aber befohlen wurde, sich wieder anzukleiden, zog er sich bald wieder an und bezeugte mit gewichtigen Worten, die er öfter wiederholte, daß er von den Juden abtrete wegen ihres ärgerlichen Lebenswandels, sich aber den Christen zugeselle, um sich seines Heils zu versichern, weil ihm wohl bewußt wäre, daß es unmöglich sei, ohne Glauben selig zu werden. Als er aber gefragt wurde, wer ihn gelehrt, daß der Glaube nothwendig sei, das ewige Leben zu erwerben, sprach er sieben oder acht Mal: Gott, Gott, Gott allein, wobei er ebenso oft seufzte und mit beiden Händen auf seine Brust schlug. Jetzt trat er bald zu diesem, bald zu jenem Priester, küßte ihnen die Hände, fiel ihnen um die Knie und rief: Patres verlasset mich nicht, verstoßet mich nicht, schicket mich nicht wieder unter die Juden, unterweiset mich geschwind, geschwind, und (als ahnte und schwebte ihm das anstehende Uebel vor) taufet mich geschwind. Als nun Simon die Versicherung bekam, daß er den Lehrlingen im christlichen Glauben beigezählt werden sollte, schlug er in beide Hände und hüpfte vor Freuden auf. Alle seine Rede ging ihm so reif und bescheiden, hurtig und ohne alles Stammeln vom Munde, als hätte er es vorher lange erwogen und aus dem Schreibtäflein auswendig gelernt, so daß sich einer von den vier anwesenden Priestern mit Verwunderung zum andern wandte und lateinisch fragte: dieser Knabe hat ein Mundwerk und Verstand, wenn nicht über die Natur, doch wahrlich über sein Alter.

Unterdeß war die finstere Nacht herangekommen, da aber für dieses neue Nicodemerlein keine bequeme Nachtstätte vorhanden war, wurde er unter innerlichem Widerstreben meines Gemüthes in das Christenhaus, aus welchem

er hergeführt worden war, wieder zurückgelassen, um die Nacht in Ruhe bei dem neugetauften Georg Kawka zu verbringen. Dieser wurde an die Pforte des Collegiums gerufen und der Knabe wurde ihm mit dem ausdrücklichen Befehl anvertraut, daß er ihn am nächsten Morgen in aller Früh wieder in dem Collegium stellen solle, damit man ihn mit einer sichern Wohnung versorge.

Unterdeß nahm Lazarus die Abwesenheit des Sohnes wahr; da er ihn weder bei Freunden, noch bei andern Juden fand, fällte er bei sich das sichere Urtheil, daß sein Sohn zu den Christen übergegangen sei. Am Sonntag früh verfügte sich Lazarus in jenes Christenhaus des Handschuhmachers Hoffmann. Er fand diesen nicht zu Hause, hielt mit dem Verlust des Sohnes und seinen Schmerzen hinter dem Berge und bat des Handschuhmachers Ehefrau Anna inständig, den Georg Kawka herbeizurufen, weil er mit ihm, der sein Schuldner sei, ein wichtiges Geschäft abzumachen hätte. Nach langer hebräischer Unterhaltung mit Lazarus kam Georg Kawka eilfertig ins Collegium, aber was mir am schmerzlichsten fiel, ohne Begleitung des christlichen Lehrlings. Er schien sehr ängstlich beunruhigt, meldete aber mit keinem Wort die Unterredung mit dem Vater, sondern sprach nur, daß Simon in seiner Herberge nicht sicher genug sei, man hätte wol zu besorgen, daß er durch arglistige Anschläge der Juden herausgespielt werden möchte. Nach scharfem Verweise, weil er den Knaben grade bei solcher Gefahr nicht nach gestrigem Befehl mit sich gebracht, befahl ich ihm sofort nach Hause zu gehn und den Simon herzuführen. Er versprach dies zwar, setzte es aber nicht ins Werk. Als nun Georg Kawka zu Hause vorgab, daß er in die Kirche gehn wolle, flehte Simon, als ahnte ihm etwas von bevorstehender Verrätherei mit Worten und Thränen, daß Georg ihn nicht im Stich lasse und den Juden, welche ihm heut unfehlbar nachstellen würden, zum Raube im Hause halte, sondern mit sich in die Kirche nehme, und so ins Collegium bringe. Da er aber unter großen Schmerzen seines Gemüths wahrnahm, daß Georg Kawka mit faulen Fischen handelte, zog er sich nach dessen Abgang wieder in seinen Schlupfwinkel unter dem Dache zurück. Kaum hatte Georg seinen Fuß über die Schwelle gesetzt, da kam Katharina Kanderowa, ein Zinsweib, vom Lande in ihre gemiethete Kammer, bei welcher Simon seinen Schlupfwinkel hatte, und sah den Knaben im jüdischen Röcklein, das er wieder anzulegen genöthigt worden war. Da nun besagte Katharina soeben von den Juden, welche um die Hausthür herumstanden, vernommen hatte, daß sie einen Judensohn suchten, der dem Vater entflohen sei, und da sie nicht wußte, daß Simon ein Lehrling im christlichen Glauben geworden war, zog sie ihn aus seinem Winkel hervor und führte ihn gewaltthätig ins untere Vorhaus. Als der Vater den Sohn erblickte, überreichte er dem ziemlich starken Weibe dreißig weiße

Groschen, damit sie den Knaben, der nicht stark genug war, sich aus ihren Händen zu winden, aus dem Hause über die Schwelle herausstoßen sollte. Gegen solche Gewaltthat rief er die Christen um Beistand an, aber vergebens, denn zwei baumstarke Juden faßten ihn, ein jeder bei einem Arm und trugen ihn, der gleichsam in der Luft schwebte, mit größter Eilfertigkeit in die Judenstadt und seines Vaters Haus. Lazarus der Vater aber ging arglistig Schritt für Schritt langsam hinterher, um den Christen vorzuplaudern, daß sein Sohn zu den Christen flüchtig geworden sei, um rechtmäßig verdienter Strafe zu entgehn. Dies schwatzte er dem Pöbel leicht ein.

Georg Kawka aber fand sich bald nach beendetem Trauerspiel bei mir ein, erzählte mir zuerst die klägliche Entführung des Simon mit nichtswürdigen liederlichen Entschuldigungen. Ich aber redete ihm scharf zu, legte ihm klar vor Augen, weshalb sich abmerken lasse, daß er mit den Juden unter dem Hütlein gespielt habe, und befahl ihm ernsthaft, wenn er nicht der verrätherischen Auslieferung des Simon vor Gericht schuldig sein wolle, den Simon ohne Verschub und mit allen Mitteln, auch durch Requisition christlicher Richter wieder aus den Händen der Juden herauszuziehn und ins Collegium zu liefern. Und wahrlich, es hatte das Ansehn, als folge er treulich und emsig dem Befehl. Er durchsuchte mehre Tage die ganze Judenstadt und durchstrich fast alle Häuser, wie die ihm zugesellten Begleiter bezeugten. Dadurch wandte er fast allen Argwohn der Verrätherei von sich ab, und da Simon nirgend zu finden war, befestigte er das allgemeine Gerücht, Simon sei heimlich nach Polen geschafft worden. Später wurde Georg Kawka selbst in bösem Gewissen nach Polen flüchtig und ist bis heut unsichtbar geblieben.

Simon aber, gewaltthätig in das väterliche Haus gerissen, wurde seit diesem Tage nicht mehr außerhalb der Hausschwelle gesehn. Nach der Ankunft im Hause war der Vater seines Zornes nicht mächtig, und schlug den Sohn so wild mit einem Stock, daß die anwesenden Juden schon damals besorgten, er werde ihn entseelen. Sie sperrten den Simon deshalb in eine Kammer, in der sich ein späterer Zeuge, die Sara Bresin aufhielt. Der Vater aber versuchte durch wiederholtes kräftiges Anrennen die Kammerthür aufzubrechen und entfernte sich endlich entrüstet aus dem Hause. Als sein Zorn sich ein wenig gelegt hatte, übergaben ihm die Juden den schwarz geschlagenen Knaben mit dem Rath, ihn durch Fasten zu zähmen. So wurde Simon in eine andere Kammer gesperrt. Dort verbrachte er sieben schmerzvolle Monate in Hunger, Gefangenschaft, täglichen Verfluchungen, in Erwartung des oft angedrohten Todes. Als aber der Vater sah, daß des Sohnes Gemüth unbeweglich war, und Simon am Sonnabend vor dem Fastnachtsonntag wieder vor allen Hausgenossen unerschrocken erklärte, daß er getauft sein wolle, entschloß sich Lazarus zum Aeußersten. Und damit nicht Zunei-

gung seine Hand hemme, wählte er einen Juden, Levi Kurtzhandl zum Gehilfen, einen Mann von wildem Gemüth und frischem Alter, der ihm schon früher den Rath gegeben, den Knaben durch Gift zu tödten. Levi Kurtzhandl lud den Knaben in die Kammer der Stiefmutter desselben, und führte ein Gespräch mit ihm aus dem Talmud, um ihn zu verkehren. Als aber Simon auf seinem Vorhaben beharrte, wurde er von den Fäusten des Levi zerschlagen, und von ihm und dem Vater in die nächste Kammer gerissen. Dort fielen ihn beide grimmig an, brachen ihm das Genick und trieben seinen Kopf gewaltsam an die Ecke eines hölzernen Kastens, wodurch der glorreiche Kämpfer Christi einen letzten Stoß an der linken Seite des Schlafs erhielt.

Während diese Grausamkeit in der Kammer verübt wurde, war Lia, Stiefmutter des Simon, nebst einem Gesellen, Rebbe Liebman, in der Nebenstube mit Handschuhmachen beschäftigt. Bei dem Winseln des Knaben und dem Getös der Todtschläger eilte sie in die Kammer. Dort sah sie den entseelten Leib auf dem Boden und beide Mörder um ihn auf den Knien. Darüber erschrak die Frau so, daß sie in Ohnmacht sank, und von Kurtzhandl durch eingeflößten Essig zur Besinnung gebracht werden mußte.

Nach der That kam Hennele, die Köchin des Lazarus zurück, welche er nebst seinen kleinen Kindern aus dem Hause geschickt hatte. Diese fragte bei der Nähe des Abendessens, wo Simon sei. Ihr wurde ein Eid abgefordert, die Sache geheim zu halten; worauf ihr der Vater selbst sagte, er habe mit Levi Kurtzhandl den Knaben, als einen Abtrünnigen vom Gesetz Mosis, nach dem Beispiel des Patriarchen Phineas, ums Leben gebracht.

Darauf berathschlagte Lazarus mit Levi, wie die Unthat geheim zu halten, nicht nur vor den Christen, auch vor den Juden, zumal vor dem Geschlecht der Burianer, welches allen, die zu den Abeles hielten, höchst feindlich war. Levi erbot sich, den Körper Simons noch während der Nacht in sein Haus zu tragen und im Keller eigenhändig zu beerdigen. Lazarus aber besorgte, der Burian'sche Anhang möchte dahinter kommen. Deshalb beschlossen sie, den Leichnam auf dem öffentlichen Judenfriedhof begraben zu lassen. Und da an dem Leibe zwar der Hals unterlaufen, sonst aber keine aufgeschlagene Wunde zu sehn war, mit Ausnahme des Stoßes am linken Schlaf von der Größe eines Ducatens, so rief Lazarus seine Hausgenossen zusammen, beschwor sie und lehrte sie, wie sie einhellig sagen sollten, Simon sei in Tobsucht gefallen, und so an die Ecke des Kastens gestürzt, wodurch er sich am linken Schlaf tödtlich verletzt habe.

Am nächsten Morgen früh wurde der glorwürdige Kämpfer Christi durch zwei Juden, Jerochem und Hirsches Kesserlas, die Todtenschauer, in höchster Stille unter die Erde gebracht.

Nach Simons Beerdigung kam aus dem Grabe der erste Gerichtsdiener

der Gewissenswurm hervor, des gottlosen Lazarus Herz zu nagen. Die Erinnerung folterte sein Gewissen unablässig und immer schwebte ihm die weltliche Strafe vor Augen. Diese Furcht vergrößerte sehr der Handschuhmachergeselle Rebbe Liebman. Dieser hatte nach der That straks des Abeles Haus verlassen und sich aus dem Staube gemacht und erst nach der Beerdigung wieder bei seiner Arbeit eingefunden. Als ihm Lazarus den Verlauf zu erzählen begann, fiel ihm Rebbe in die Rede mit der Betheuerung, daß er kein Wort über die Unthat zu hören verlange, da er die Judenkinder schon auf öffentlicher Gasse das ganze gestrige Trauerspiel hätte erzählen hören. Dies traf den bestürzten Lazarus wie ein Donnerschlag; ohne Zögern packte er alle leichteren Sachen zusammen, verkaufte das in der Judenstadt erbaute Haus und trat den in einem hochadeligen Hause gemietheten Kaufladen einem andern Juden ab, um sich in Polen niederzusetzen. Er war auch schon fertig, am folgenden Tag die Flucht vorzunehmen, aber durch göttliche Schickung wurde der hochadelige Hausherr, welcher ihm den Kaufladen verpachtet hatte, grade durch Gicht in der Hand verhindert, die Abtretungsschrift eigenhändig zu unterzeichnen.

Unterdeß ging am 23. Febr. ein den Christen nicht übel geneigter Jude, Johel, in der Judenstadt durch das Sommerthor, wo er spielende Kinder antraf, die einander erzählten, daß Simon Abeles, vor drei Tagen frisch und gesund, gestern früh ohne alles Leichengepränge begraben worden sei. Johel machte sich unverweilt auf den Begräbnißplatz, sah ein frisch aufgeworfenes Grab, erwog andere Umstände und Gerüchte, und kam zu der verständigen Muthmaßung, daß Lazarus Mörder des Sohnes sei. Dies vertraute er sofort einem Concipisten der königlichen Stadthalterei in größter Heimlichkeit. Nachdem ich Nachricht davon erhalten, und der jüdische Angeber mehrmals mit Ernst zu treuem Bericht ermahnt worden war, schrieb er am folgenden Tag den ganzen kläglichen Verlauf nieder, um ihn der hochadeligen Stadthalterei zu überreichen. Diese befahl den Körper des Simon ausgraben und durch bestimmte Aerzte genau besichtigen zu lassen, endlich die der That Verdächtigen, wie auch deren Mitwirker in sichern Verhaft zu nehmen. Dies alles wurde behutsam ohne Verschub ins Werk gesetzt. Der Körper wurde unter dem Schutz bewaffneter Mannschaft ausgegraben, die zusammengelaufenen Juden und der herbeigerufene Judenarzt sagten aus, daß ein bösartiger Ausschlag am Haupte und zuletzt Tobsucht dem Knaben die Seele ausgetrieben hätte. Die Herrn Aerzte aber gaben das Gutachten, daß mehre Indicien, Bruch des Genickes und eine kleine runde Wunde im Schlaf anzeigten, daß der Knabe durch einen gewaltthätigen Schlag umgekommen sei.

Darauf wurde Lazarus Abeles vor den Leib seines Sohnes geführt. Er erblaßte und zitterte, wurde so verwirrt, daß er verstummte und eine gute

Weile kein Wort richtig aussprechen und nichts deutlich beantworten konnte. Endlich, da die Herrn Commissarien beständig darauf drangen, ob er des Knaben Leib kenne, gab er mit geneigtem Kopf und schwacher Stimme zur Antwort, es sei der Leib seines Sohnes Simon und als man ihm ferner zusetzte, woher die Wunde am linken Schlaf herrühre, gab er verwirrte und widersprechende Antworten. So wurde er wieder in das Gefängniß geführt, der Körper des Knaben aber von dem jüdischen Leichenbret in einen christlichen Sarg gelegt und unterdeß in den tiefen Rathhauskeller gestellt. Die Herrn Commissarien begannen unermüdlich Christen und Juden auszufragen. Ungeachtet aller Indicien aber blieb Lazarus und die in besonderem Gewahrsam gefangenen Frauen, Lia, sein Eheweib und Hennele, seine Köchin fast einstimmig auf derselben Aussage: Simon habe nie die Flucht aus dem väterlichen Hause genommen, um ein Christ zu werden, sondern sei lange Zeit mit der Kopfkrätze behaftet gewesen und deshalb zu Hause gehalten worden, zuletzt habe er heftigen Widerwillen vor Speise bekommen, sei in gewaltthätiger Tobsucht gestürzet und habe sich zu Tode gefallen. Alle Mittel die Wahrheit zu erforschen, halfen nicht, Lazarus Abeles und die beiden einzigen Zeugen, welche man damals kannte, blieben halsstarrig.

In Gedanken darüber ging der wohlgeborene Franz Maximilian Freiher von Klarstein, bestellter Commissarius, eines Mittags heim und schritt die Treppe in seinem Hause hinauf; da kam ihm plötzlich vor, als würde er heftig an die Seite gestoßen, er wandte sich verdrießlich um, siehe, da kam ihm auf dem ebenen Plätzlein, welches beide Stiegen voneinander schied, ein stehender Knabe vor Augen, der den Kopf neigte und mit fröhlichem Angesicht holdselig lächelte, mit einem jüdischen Todtenleilach überdeckt, am linken Schlaf verwundet, an Größe und Alter dem Simon gleich, wie ihn dieser Herr bei Besichtigung des Leibes mit eigenen Augen gesehn und mit lebhafter Einbildung in sein Gedächtniß gedrückt hatte. Der Herr erstaunte und dachte noch hin und her, was dies bedeuten möchte, als er mit seiner Gemahlin und etlichen Gästen bei Tische saß. Da hörte er einen Menschenfinger etliche Mal an die Thüre des Speisesaals anklopfen. Der Diener wurde hinausgeschickt und meldete, ein unbekanntes Mädchen begehre inständig, hereingelassen zu werden. Eingelassen und gütig angeredet, antwortete das vierzehnjährige Mägdlein, sie heiße Sara Bresin, wohne jetzt unter den Christen, um in dem christlichen Glauben unterwiesen zu werden und hätte vor kurzem bei dem Zinsmann im Haus des Lazarus Abeles als Magd gedient, dort hätte sie mit ihren Augen gesehn, wie grausam Lazarus seinem Sohne Simon darum zugesetzt habe, weil dieser, um getauft zu werden, zu den Christen geflüchtet sei.

Auf diese und andere Aussagen wurde Sara dem Lazarus gegenübergestellt, dem sie mit großer Gemüthsfreiheit und nachdrücklichen Worten alles,

was sie wußte, vorhielt. Lazarus aber leugnete alles rund ab, und rief in rasenden Verfluchungen alle Teufel auf seinen Kopf. Als er aber in seinen Kerker zurückkehrte, ergriff Verwirrung und Verzweiflung sein Gemüth, er erkannte, daß ihm sein Leugnen vor Gericht nicht mehr helfen werde, und beschloß, sich dem Rechtsverfahren durch ein letztes Mittel zu entziehn. Obwol ihm beide Schenkel und eine Hand durch Fesseln gehindert waren, so schlang er doch, statt eines Stricks die Tephilim benannten Riemen, womit die Juden beim Gebet den Kopf und die Arme umwinden, ans eiserne Fenstergitter, und erwürgte sich daran. So wurde er am folgenden Morgen erdrosselt gefunden. Denn die Juden halten aus Irrthum für zulässig, sich selbst zu erwürgen, und verüben dergleichen öfter. — Sein todter Leib wurde gerichtet.

Nach seinem Tode legten seine Frau Lia und die Dienstmagd Hennele, der Sara Bresin gegenübergestellt, ein offenes Bekenntniß ab; auch der flüchtige Handschuhmachergesell Rebbe Liebman wurde eingezogen und bekannte. Sr. fürstliche erzbischöfliche Gnaden bestimmten, daß Simon in der Teynkirche in der Kapelle des h. Täufers Johannes, zunächst dem Taufstein in ausgehöhltem Mauergrab von polirtem Marmelstein begraben würde, in einem sauberen, eichenen, mit rothem Sammet überzogenen und mit einem Schloß verwahrten Sarge, mit drei Schlüsseln. Ferner, daß der Sarg von unschuldigen und adligen, mit Purpur bekleideten Jünglingen zur Begräbnißstätte getragen werde. Die hochadlige Frau Sylvia Katharina, geb. Gräfin Kinsky, Sr. Excellenz des Herren Reichsgrafen Schlick Gemahlin, ließ doppelte kostbare Kleider zu diesem Tage verfertigen, ein Unterkleid von weißem Atlas und ein rothes Oberkleid, beide mit Gold unterwirkt, mit goldenen Knöpfen besetzt uud mit goldener Posamentirarbeit geziert, schaffte auch Strümpfe von gleichen Zeuge, um die Füße zu bedecken und einen überaus schönen Kranz von goldenen und silbernen Lilien und Rosen, um das Haupt des jungfräulichen Blutzeugen zu krönen. Kaum war sein hochwerther Leib geschmückt und in den köstlichen Sarg versetzt, so fand sich der hohe Adel beiderlei Geschlechts ein und drang mit gottseligem Ungestüm in die Kapelle, wo alle erstaunten und den wundersamen Gott priesen, als sie das heilige Pfand (den Körper des Simon) fünf Wochen nach seiner Entleibung unversehrt sahen; kein Ausdämpfen eines Geruchs verspürten und wahrnahmen, daß aus seinen tödtlichen Wunden fortwährend rosafarbnes frisches Blut abtröpfelte. Weswegen auch hoch angesehene Personen mit ihren Handtüchlein diesen kostbaren Saft auffaßten. Andere aber, welche mit keinem saubern Tüchlein versehn waren, oder wegen des großen Gedränges nicht zukommen konnten, machten sich über die alte Todtentruhe und rissen die blutigen Hobelspäne darin weg. Darauf wurde der ehrenwerthe Leib auf dem großen Rathhaussaal diesen und den nächsten Tag ausgestellt. Es war aber auch allda überaus

schwer zu ihm zu dringen. Endlich am 31. März wurde die Beisetzung ins Werk gerichtet. Bewaffnete Macht umgab in drei Reihen das Rathhaus, durch die ganze Stadt begannen in 70 Kirchen die Glocken zu schallen und läuteten zwei ganze Stunden fort. Unterdeß verschmachtete die Synagoge und ganze Judenschaft fast vor Todesangst, weil sie hoch besorgte vom christlichen Pöbel aus Rache angefallen zu werden. Es schien aber einem Wunder nicht ungleich, daß keine Gewaltthätigkeit vorgenommen wurde, da doch in den verwichenen Jahren die Christen mehr als einmal wegen geringerer Ursachen den Tandelmarkt und die Judenstadt angefallen und ausgeplündert, auch die Juden selbst angegriffen, etliche schwer beschädigt und, wie bekannt ist, gar ermordet hatten. Als gegen 10 Uhr die Maler mit einer doppelten Abbildung des Blutzeugen Simon fertig waren, begannen die Kirchengebräuche. Nachdem der Sarg verschlossen war, schickten sich die Commissarien an, die Schloßlöcher zu versiegeln. Da aber die papiernen Siegelzettel leicht verletzt werden konnten, wurde von den Herren Commissarien ein bequemes Seidenband verlangt. Als dies hochadlige Personen wahrgenommen, rissen sie von ihrem Haupt, Brust und Armen solche Zeuge ab. Sr. Excellenz der Reichsgraf von Martinitz band ein an seinem Degenheft hangendes Band ab. Es wurde aber zu diesem Gebrauche das Band von rothem Atlas gewählt, welches die hoch und wohlgeborne Gräfin Kolowrat getragen, dies wurde entzwei geschnitten und über das Schloßloch herabgezogen und angesiegelt. Darauf wurde der Sarg des Märtyrers mit einer großen, von rothem Sammet kostbar gefertigten Fahne gedeckt, mitten auf dem Todtenschrein stand ein zierliches Bild Unserer Lieben Frauen, an beiden Ecken Engel mit Palmenzweigen. Sechzehn von gutem Adel herstammende Jünglinge legten ihre unschuldigen Achseln unter den Leichenschrein, sie trugen rothe, mit goldenen Borten schimmernde Mäntel, Kränze von rother Seide gewunden, mit silbernen Rosen untersetzt. Dabei klang der Glockenklang durch alle drei Städte, die Wolken des Himmels heiterten sich plötzlich auf, die Volksmenge bedeckte alle Dächer, nahm alle Fenster ein, sie war nicht nur aus den drei nahen Weingebirgen, sondern auch aus fernen Flecken und Städten zusammengeströmt. Das Heer des Leichenzuges führten die ersten Stadtbeamten, darauf folgten die unlängst getauften Jüdlein mit rothen Feldzeichen geziert, denen zwei Kirchenfahnen von gleichem Zeuge vorangetragen wurden. Ferner eine unzählbare Menge von Schulknaben aus allen Schulen der drei Städte, in acht Purpurfähnlein abgetheilt, drittens unter rothen Fahnen alle Studentlein aus den untern lateinischen Schulen. Viertens über vierhundert Köpfe der lateinischen Bruderschaft aus den Schulen, ihnen wurde Kreuz und Fahne mit einem Sonnenschirm umgeben, mit angezündeten Wachslichtern vorgetragen. Ihnen folgte fünftens die größere Studentenbruderschaft Unserer Lieben Frauen, darunter

viele Doctoren, Gerichtsbeisitzer und verschiedene vom Reichsadel; vor ihnen wurde Kreuz und Fahne mit Sonnenschirm getragen, in ihren Händen führten sie brennende Wachskerzen und flammende, weiße Windlichter. Sechstens kam das erste Sängerchor, dann die Klerisei in ihren Chorröcken, dann die zweite Sängerordnung, darauf die Leviten, Pfarrherrn, Hochwürdigsten Capitelherrn mit dem Officianten, welchen Stadtsoldaten in langer Reihe zur Seite gingen. Siebentens trugen den glorwürdigen Leichnam des Blutzeugen (Simons) die sechzehn geschmückten Jünglinge. Zu beiden Seiten des Sarges gingen zwölf Knaben mit rothen brennenden Fackeln, mit holländischem Purpurgewand ausbündig schön überkleidet. Achtens folgten dem Sarg die hochadligen Vorsteher und Statthalter des Königreichs, alle in ihren Händen rothe Fackeln haltend, ihnen folgte der vornehmste Adel beider Geschlechter in großer Menge, endlich eine unzählbare gottpreisende Volksmenge. —

Der Gehilfe des Mordes, Levi Hüsel Kurtzhandl, von den Juden nicht so genannt, weil er Kurzhändler war, sondern weil sein Vater überaus kurze Hände gehabt hatte, war von wohlhabenden Eltern zu Prag geboren, von hoher Gestalt, zwanzig Jahr alt, stark, von trotzigem Gesicht, zornmüthig, wacker beredt und witzig, in talmudischen Büchern, die er elf Jahre studirt hatte, ausbündig erfahren. Er hatte sich neun Meilen von Prag bei seiner jüdischen Braut geborgen. Nach emsigen Nachforschungen wurde bewaffnete Mannschaft abgefertigt, welche ihn in Eisen legte und zu Wagen mit untergelegten Pferden am 22. März in Prag einbrachte. Obwol die Commissarien nach frühern ähnlichen Fällen zweifelten, daß sich aus diesem harten Kieselstein ein Tropfen Wahrheit würde auspressen lassen, wurden ihm doch die Zeugen gegenübergestellt. Er aber gestand trotz der Bekenntnisse dreier Zeugen gar nichts; man bedrohte ihn mit dem Henker und der Folterbank, aber das wirkte bei ihm so viel, als wenn man einem Krebs droht, daß man ihn ersäufen wolle. Denn er traute sich zu, auch die Folterung zu überstehen und so loszukommen. Ja er erkühnte sich, zu sagen, man verfahre bei dem Gerichtshandel gegen ihn wider alles Recht und Gesetz. So wurde er dem Rechte gemäß nach der Aussage von drei Zeugen auch ohne sein Geständniß zum Rade verdammt.

Er aber unterbrach durch sieben Monate die Vollstreckung des Richterspruchs, indem er durch einen jüdischen Blutsverwandten den Handel vor Se. kaiserliche Majestät Leopold brachte. Durch jüdische Ränke wurde jetzt das Verfahren gehemmt und dermaßen saumselig betrieben, daß man klar bemerken konnte, der Verurtheilte suche nur einen Aufschub auf mehre Jahre, um endlich Strafmilderung zu erhalten, oder durch freiwilligen Tod vorzubauen. Endlich erwirkte das Tribunal, daß der Beschuldigte seine Schutzschrift binnen vierzehn Tagen einreichen mußte; ihre eitlen Entschuldigungen

wurden zurückgewiesen und durch kaiserliche Majestät der Richtspruch bestätigt. Er aber blieb bei seinem Wort: Ich bin unschuldig am Blut des erschlagenen Knaben. Dies wiederholte er öfter vor Pater Johannes Brandstedter von der Societät Jesu, einem unermüdlichen apostolischen Arbeiter, der vier Tage nach Kurtzhandl selig an dem heftigen Gifte starb, das er bei Liebesdiensten am Krankenlager in sich gezogen. Als er den Verurtheilten frug, ob er den Tod gutmüthig überstehen könne und ihn zur Annahme des seligmachende Glaubens ermahnte, antwortete Levi mit fröhlichem Gesicht ohne Verwirrung: „ich achte den Tod so wenig als diesen Strohhalm — er hielt wirklich einen in der Hand und warf ihn darauf weg — was aber den Glauben anlangt, so wollen wir jetzt aus heiliger Schrift verhandeln, wer von uns beiden den wahren Glauben habe. Der Pater soll aber nicht denken, eine plumpe Einfalt vor sich zu haben, denn ich habe elf Jahre die talmudischen Bücher studirt." So begann ein Glaubensstreit, der Priester griff den Talmudisten mit theologischen Beweisthümern an, und Levi faßte alles wegen der tapfern Fähigkeit seines Witzes, zuletzt warf er seine jüdische Bibel mit Ungeduld von sich: dem sei wie ihm wolle, ich bleibe wie ich geboren worden. Da der verstockte Jüngling am nächsten Tage sein gestriges Liedlein wiederholte, griff der Priester die Sache wieder anders an, sprach ihm nicht mehr zu, sondern wandte sich zu andern Mitgefangenen und las diesen aus der h. Schrift verschiedene Zeugnisse vor, wodurch er bewies, daß der Messias schon da gewesen sei. Dies hörte Levi still und bedächtig an und obwol er kein Zeichen gab, daß er geneigter zum heiligen Glauben sei, so war doch aus seinem Angesicht zu sehen, daß ihm des Priesters Gegenwart nicht so unangenehm sei, wie gestern. Am dritten Tage begehrte Levi, so verhärtet er sonst war, doch, daß der Pater am Nachmittag wiederkomme, da ihm seine Anwesenheit in diesem elenden Zustand zum besondern Trost diene. Da dies der Priester muthig versprach, schien das steinharte Herz erweicht, am Nachmittag verließ sich der Pater in heiliger Einfalt so auf das Zutrauen des Juden, daß er alle andern entfernte, mit ihm allein blieb und ihn freundlich und inständig bat, er möchte ihm selbst einen Trost geben und ihm, dem Pater, als höchstes Geheimniß bei Treu und Glauben, wenn es ihm gefällig sei, erzählen, was er von dem Tode des Simon wisse. Ueber diese unerwartete Anrede erstaunte Levi sehr, er schwieg lange still, endlich aber faßte er aus diesem seltenen Vertrauen eines christlichen Priesters zu einem Juden Hochachtung vor der Aufrichtigkeit desselben und bekannte, durch die versprochene Verschwiegenheit des Paters verführt, vor ihm selbst und vor einem Mitgefangenen unter großen Schmerzenszeichen, mit eingezogenen Achseln und auf die linke Seite niedergelassenem Kopfe, daß er auf Anstiften des Vaters Lazarus Abeles an den Simon gewaltthätige Hand gelegt, und ihn aus Eifer für das Gesetz

Mosis umgebracht habe. Ueber dies Geständniß war der Priester überaus froh und bemühte sich, ihn durch Beweise und inständiges Bitten zu vermögen, daß er sich hochherzig zu Gott wenden möchte. Levi aber wollte darauf mit keiner rechten Antwort heraus. Und da der Priester sich bei schon heranschleichender Abenddämmerung zum Heimgehn rüstete, schlug Levi seine Augen zum Himmel und sprach mit tiefem Seufzer: Vater, wo werde ich morgen um diese Zeit sein? worauf der Priester versetzte: „Mein Kind, im Himmel, so du den christlichen Glauben annimmst, stirbst du aber im Judenthum, als ein verstockter Jude in der Hölle." Darauf wünschte er ihm aufs freundlichste eine gute Nacht und ein seliges Ende und ging davon.

Am andern Tage fand der Priester den Verurtheilten zum bevorstehenden letzten Trauerspiel ganz weiß in weiße Leinwand gekleidet, gleichsam als hätte er sich ausgerüstet getauft zu werden. Der Pater frug ihn nach freundlichster Begrüßung, in welchem Glauben zu sterben er sich endlich entschlossen hätte? Darauf gab Levi diese Worte zurück: In demselben Glauben will ich sterben, in welchem Abraham, Isaak und Jacob gestorben sind. Und wie vor Zeiten Abraham seinen Sohn, so will ich heut mich selbst für meine Sünden aufopfern." Als ihm der Priester weiter zusetzte, sprach er mit gütigem Angesicht und unverwirrtem Gemüth: ich bitte zum demüthigsten, der Pater wolle mir nicht weiter mit der Taufe lästig werden, denn ich will jetzt die Psalmen beten und mich zum glückseligen Tode vorbereiten. Darauf begann er die Psalmen zu sprechen, aber ohne die Tephilim genannten Riemen, obwol die Juden sonst das Gebet ohne Umwinden der Stirn und Hände für Sünde halten. Er betete aber mit solcher Herzenszerknirschung und solch heftigem Brustklopfen und Thränen, daß sich die Mitgefangenen und Anwesenden über diesen büßenden Menschen heftig verwunderten. Nach einem Gebet, das über zwei Stunden dauerte, übergab er sich hurtig in die Hände des Henkers und redete ihn mit ganz heiterem Gesicht so an: Mache mit mir, was dir Gott und mein Richter zu thun befohlen hat. Darauf wandte er sich zu seinen Mitgefangenen, beurlaubte sich freundlich von ihnen und bat demüthig, ihm seine begangenen Mängel zu verzeihn. Nach zehn Uhr führte man ihn unter dem Zuschauen einer unzählbaren Volksmenge aus dem Gefängniß und band ihn in eine Ochsenhaut ein, wobei er kein Zeichen von Ungeduld oder Mißfallen von sich gab. Nur die gebundenen Hände hob er zuweilen betend zum Himmel auf. So wurde er von einem Pferde zur Wahlstatt geschleppt. Als er wahrnahm, daß der begleitende Priester mitten auf dem Platz in Gefahr war, von einem Pferde schwer beschädigt zu werden, und daß er durch das zulaufende Volk gedrängt wurde, bat er mit mitleidiger Stimme, daß er vorangehen möge, sich der Gefahr zu entziehen. —

So weit die Worte des Jesuitenberichts. Auf dem Schaffot legte Levi allem Volk ein männliches Bekenntniß seiner That ab, mit der Bitte, die Zeugen, welche nur die Wahrheit gesagt, nicht länger im Gefängniß zu halten. Die Einzelheiten der Hinrichtung waren besonders grausam, der erfahrene Henker vermochte — so erzählen die Verfasser — den starken Körper des Verbrechers mit dem Rade nicht zu tödten. Zuletzt rief Levi den Priester an seine Seite und frug ihn mit klarer Stimme, was er ihm verspräche, wenn er sich taufen ließe? Als ihm der Pater außer der Vergebung aller Sünden auch noch schnellen Tod versprach, antwortete Levi: ich will getauft werden. Triumphirend eilte die Kirche mit einer Rothtaufe, sehr geneigt, die unerhörte Körperkraft und Ruhe des Verbrechers für ein besonderes Wunder göttlicher Vorsehung auszugeben. Levi sprach die vorgesprochenen Formeln kräftig nach und empfing ruhig den jetzt wirksamen Todesstreich.

Das ist die traurige Geschichte von Simon Abeles. Wer den Jesuitenbericht unbefangen beurtheilt, wird noch manches darin finden, was die Erzähler zu verschweigen wünschten. Und wer mit Abscheu auf die fanatischen Mörder sieht, der möge sich mit nicht geringerem Abscheu von den fanatischen Priestern abwenden. Sie reißen das noch ungeborne Kind aus dem Leibe der Mutter, sie halten für einen gottseligen Fund, den Säugling seiner Mutter heimlich zu stehlen, sie erschachern durch Spione und Zuträger, durch Versprechungen, Drohungen, Aufregungen der Phantasie und flitterndes Gepränge ihrem Gott, der dem Gott des Evangeliums sehr unähnlich ist, Scharen von Proselyten zum „Abwaschen;" sie benutzen einen jammervollen Mord mit der Geschicklichkeit erfahrener Regisseure, um ein wirksames Trauerspiel in Scene zu setzen, und den todten Leib eines Judenknaben, um durch Pomp, Flitter und massenhafte Aufzüge, wo möglich durch Wunder, ihren Glauben bei Christen und Juden zu empfehlen. Ihr Fanatismus, im Bunde mit der bürgerlichen Obrigkeit und willfährigem Gesetz, gestützt auf die Sinnlichkeit des vornehmen und geringen Pöbels, steht gegen den Fanatismus eines geschmähten, verfolgten, leidenschaftlichen Stammes, List und Gewaltthat, Frevel und verkümmerte Sittlichkeit hier wie da. Der moderne Staat überwindet das fanatische Judenthum, seit er die Juden emancipirt, das fanatische Pfaffenthum lastet noch wie ein Alp auf dem Glauben und der Sittlichkeit von Katholiken und Protestanten. ♀

Die jonischen Inseln und ihr Verhältniß zu England.

Unter den wenigen Ereignissen von Bedeutung, welche die letzten Wochen in England brachten, schien die Sendung Gladstones nach den jonischen Inseln das bedeutendste. Anfänglich ein Gegenstand der Vermuthung, klärte sich der Zweck dieser Sendung plötzlich durch die Veröffentlichung einer Denkschrift auf, welche den gegenwärtigen Lordobercommissär Sir John Young zum Verfasser hat und, vom 10. Juni v. J. datirt, der Regierung den Rath ertheilt, ihr Verhältniß zur Republik der sieben Inseln umzugestalten, die Oberschutzherrschaft über die südlichen unter denselben aufzugeben, Korfu aber sammt dem benachbarten Paxo dem britischen Reich einzuverleiben. Der Verfasser der Denkschrift hält den jetzigen Augenblick für einen derartigen Schritt besonders geeignet, da der Parteigeist unter den Eptanisiern gegenwärtig sehr abgenommen habe und nicht mehr über Mißbrauch der Gewalt von Seiten der Schutzmacht geklagt werde. Er unterstützt sodann seinen Vorschlag durch Gründe, die in Kurzem folgende sind:

Die Inseln liegen zu weit auseinander, und ihre Interessen sind zu verschiedenartig, als daß sie unter fremden Auspicien ein homogenes Ganze bilden könnten. Die Schwierigkeiten, mit denen das englische Protectorat bisher zu kämpfen gehabt, haben ihren Ursprung hauptsächlich in den südlichen Inseln Cephalonia, Ithaka, Santa Maura, Zante und Cerigo, die, weit abgelegen von Korfu, der Abstammung ihrer Bewohner nach so wie zufolge ihrer Sympathien mehr zum Königreich Griechenland gehören, als die Inseln der nördlichen Gruppe, und die andererseits für England von geringer Bedeutung, ja mehr eine Last; als ein gewinnbringender Besitz sind. Korfu dagegen muß man behalten; denn wenn es an Griechenland fiele, würde es Albanien und die türkischen Theile von Epirus in steter Aufregung erhalten. Es ist sogar wünschenswerth, daß es enger mit England verbunden, daß es englische Colonie wird. Es zahlt ebenso wie seine Trabanteninsel Paxo mehr als es kostet, und es würde, dem britischen Staat einverleibt, in seinem Ackerbau, der jetzt vernachlässigt ist, und seinem Handel einen Aufschwung nehmen, der es zu einem Garten und seinen Hafen zum Mittelpunkt für den Verkehr der benachbarten Gewässer machen würde. Dies weiß man auf Korfu, und so kommt es, daß hier die Abneigung gegen das englische Protectorat am schwächsten ist. Sodann ist Korfu der Schlüssel des adriatischen Meeres, es ist für die über Triest führende Straße von England nach Aegypten und Indien so wichtig, wie Malta für die Route über Gibraltar und Marseille,

und es ist endlich von höchster Bedeutung für die Sicherheit des türkischen Reiches, dessen westliche Provinzen durch die Hafen- und Festungsbauten Oestreichs in Pola und an andern Punkten der adriatischen Küste ebenso schwer bedroht sind, wie die östlichen durch Sebastopol bedroht waren. Wenn England Korfu in permanenten Besitz nimmt, so wird dies eine ebenso feste Schranke gegen die etwaigen Absichten Oestreichs auf die Eroberung türkischer Provinzen sein, wie der Besitz Gibraltars einst ein Hinderniß der Eroberung Spaniens, der Besitz Maltas ein Hinderniß der Eroberung Siciliens durch die Franzosen war. Napoleon I. hielt den Besitz Korfus für unerläßlich zur Förderung seines bekannten Strebens, die französische Herrschaft über die benachbarten Gegenden des Morgenlandes auszubreiten, und es ist klar, daß die Insel ebenso gut gelegen ist, solche Anschläge zu begünstigen, als sie im Zaum zu halten. Die übrigen Inseln können ohne Gefahr an das Königreich Griechenland abgetreten werden.

Dies ist im Wesentlichen der Inhalt von Sir J. Youngs Denkschrift, nach welcher also für England nur die Wahl zwischen drei Auskunftsmitteln bliebe: entweder unter der bisherigen Form die Inseln der jonischen Republik mit unbeschränkter Gewalt zu regieren, oder sie ganz aufzugeben, oder aber die werthlosen Theile abzutrennen und die militärische Position Korfu zu behalten.

Die englische Presse hat zu der Frage eine verschiedene Stellung eingenommen. „Daily News", jetzt der Regierung günstig gesinnt, erklärt sich für den Vorschlag des Lordobercommissärs. Der „Globe" scheint es für das Klügste zu halten, daß man das Protectorat über die unbequemen jonischen Schreier ganz aufgäbe. Die „Times" will zunächst Gladstones Bericht über die Angelegenheit abwarten, indeß kann sie nicht umhin, Bedenken über den Youngschen Plan auszusprechen. England habe das Protectorat über die Siebeninselrepublik als Aequivalent für große Anstrengungen und Opfer erhalten und könne somit, ohne den Vorwurf der Unbilligkeit auf sich zu laden, sein bisheriges Verhältniß zu derselben behaupten. Es sei indeß ein schlechter Kauf gewesen und so könne es vielleicht klug sein, sich die Jonier mit ihren steten Klagen und Widersprüchen ganz vom Halse zu schaffen. Aber unbillig und ungerecht sei es, die Republik in der vorgeschlagenen Weise zu theilen. Wenn es sich schicke, die Griechen von Cephalonia mit dem stammverwandten Königreich Hellas zu vereinigen, so zieme sichs nicht, die Griechen Korfus von der Brüderschaft auszuschließen. Sodann aber nehme England in dieser Sache jetzt einen festen Standpunkt ein; es sage: die Inseln stehen kraft des europäischen Staatsrechts unter unserm Schutz, und die Stammesgleichheit gibt ihnen nicht mehr Anspruch auf den politischen Verband mit den Staaten König Ottos, als den Griechen von Thessalien oder Kandia. Aber durch den Ver-

zicht auf die fünf südlichen Inseln würden wir diesen Anspruch nicht nur für uns selbst, sondern auch für den Sultan anerkennen, während unsere dann anomal erscheinende Behauptung Korfus sich auf den nackten Grund stützen würde, daß die Insel einen guten Hafen hat, daß sie stark befestigt ist, und daß wir eine das adriatische Meer beherrschende Station brauchen.

Das Cabinet Derby hat sich beeilt, zu erklären, daß seine Ansicht der des Lordobercommissärs entgegengesetzt sei, daß es nicht beabsichtige, in dem durch die Verträge von 1815 festgestellten Verhältnisse Englands zu den jonischen Inseln Aenderungen eintreten zu lassen. Schließlich ist zu bemerken, daß die zehn Vertreter Korfus im jonischen Parlament gegen die Unterstellung Sir John Youngs, die Insel wünsche mit England vereinigt zu werden, protestirt und erklärt haben, man hoffe und erstrebe vielmehr eine Verbindung mit Griechenland.

Dies wäre der gegenwärtige Stand der Dinge in Betreff dieser Frage. Die Entscheidung wird erst nach Zusammentritt des Parlaments erfolgen. Der Protest der Korfioten wird dabei nur in geringem Maße in Betracht kommen, zumal da man weiß, daß die Wahlen auf dieser Insel das Werk von Factionen sind. Das Maßgebende wird das Interesse Englands sein. Die Verträge von 1815 würden England nicht hindern, sein Protectorat aufzugeben, falls es ihm eine Last wäre. Sie würden es als Papiere, welche (man denke an die Einverleibung Krakaus in den östreichischen Staat, an die Losreißung Belgiens von Holland) von der neuesten Geschichte oft genug durchlöchert wurden, kaum abhalten können, dieses Protectorat in Bezug auf Korfu in eine Besitznahme zu verwandeln, vorausgesetzt, daß die Zeit überhaupt dazu angethan wäre. Die Bedenken der „Times“ sind jedenfalls von Gewicht. An ihre Aufrichtigkeit aber zu glauben, wenn sie den Erwerb der Oberschutzherrschaft über die Siebeninselrepublik einen schlechten Kauf nennt und es wenigstens für möglich hält, daß dieser Kauf rückgängig zu machen sei, kann nur einem vollkommen Blinden zugemuthet werden. Sehr möglich ist es, daß trotz jener Bedenken und trotz der Erklärung des jetzigen Cabinets die englische Regierung über kurz oder lang Einleitungen trifft, den Youngschen Plan mit oder ohne Modification durchzusetzen, daß es in den südlichen Inseln die Schale der Muschel wegwirft und die Perle Korfu behält. Vollkommen unmöglich aber ist es, daß eine englische Regierung auch Korfu aus den Händen geben sollte. Es ist dies um so weniger möglich in jetziger Zeit, wo zwischen Rußland und Frankreich ein Einverständniß besteht, welches nur deshalb noch nicht zum Bündniß geworden ist, weil England seemächtiger und den französischen Küsten näher ist als Rußland, wo ferner Frankreich fortwährend an der Verstärkung seiner Flotte arbeitet und (man erinnere sich der Ränke in Tunis und Aegypten, an den Suezkanal und die Hoffnungen, welche bei

diesem Unternehmen im Hintergrund stehen) fortwährend insgeheim nach Erweiterung seines Einflusses auf der Südküste des Mittelmeeres strebt, und wo endlich Rußland mit Villafranca einen Kriegshafen an diesem Meere gewonnen hat. Korfu aufgeben, hieße für England den dritten Theil seiner Macht im Mittelmeer aufgeben. Und zu wessen Gunsten? Einfach zu Gunsten seiner Rivalen. Die Insel würde zunächst an Griechenland fallen, welches England mit gutem Grunde haßt, welches den Franzosen Verpflichtungen schuldet, welches durch seinen Glauben und tausend Sympathien sich zu Rußland hingezogen fühlt. Man hat in den letzten Jahren Millionen darauf verwendet, die Stadt Korfu zu einer uneinnehmbaren Festung zu machen. Sie jetzt an Griechenland abtreten, hieße diese Festung für Rußland, welches nach der Türkei, oder für Frankreich, welches nach Aegypten strebt, oder für beide zugleich erbaut haben. Korfu ist einer der drei mächtigen Anker, welche die Herrschaft Englands im Mittelmeer halten, wie es einst einer der Hauptanker der Macht Venedigs war. Die jonischen Inseln besitzen eine centrale Lage, indem sie von Ländern umgeben sind, welchen große politische Veränderungen bevorstehen, Ländern, auf welche England, wenn es nicht auf einen beträchtlichen Theil seiner Bedeutung als Großmacht verzichten will, Einfluß zu behalten streben muß, mit welchen es einen ausgedehnten Handel treibt, mit welchen es wiederholt Krieg geführt hat und vielleicht wieder Krieg führen wird. Sie liegen in der Mitte zwischen England und dem persischen Meerbusen, etwa zwei Tagefahrten eines Dampfers von der Stelle, wo man jetzt einen Eingang vom mittelländischen Meer in das rothe zu öffnen beabsichtigt. Sie sind auf das bequemste zum Verkehr mit allen Theilen der Levante gelegen, sind Brückenköpfe zum Einmarsch eines englischen Heeres in ein mit Rußland verbündetes Griechenland, sind Castelle, welche das adriatische Meer schließen, sind eine Operationsbasis in einem Kriege Englands mit italienischen Mächten. Alexandrien, Tripolis, Tunis, Malta, Palermo, Neapel, Livorno, Genua, Ancona, Venedig, Triest, Smyrna und Konstantinopel bilden einen Gürtel großer Städte um diese Inselgruppe, von welcher aus Dampfschiffe in funfzig bis achtzig Stunden jeden dieser Plätze erreichen können. Sie ist ein Centralpunkt für die drei Continente von Europa, Asien und Afrika, und man kann von ihr, vorzüglich aber von Korfu, sagen, was Burke einst von Gibraltar sagte: „sie ist ein Posten der Macht, ein Posten der Ueberlegenheit, der Verbindung, des Verkehrs — ein solcher, welcher uns unsern Freunden unschätzbar, unsern Feinden furchtbar macht."

Das Gebiet des Mittelmeeres gehört überhaupt zu den Gliedern des Meeres, wo die Herrschaft Englands von jeher am meisten bestritten war. Neue Knotenpunkte außer Gibraltar, Malta, Korfu dort zu erringen, ist für die britische Macht sehr unwahrscheinlich. Man bedauert jetzt schon, daß

man die breitere Basis, welche Sicilien, Korsika und Minorka boten, aufgegeben hat, obwol diese Positionen auf die Dauer für England nicht zu halten waren. Und nun sollte man Korfu opfern wollen, wo der Besitz von Algerien den Franzosen eine so starke Stellung gegeben hat und wo auch Oestreich mit der Zeit eine nicht zu verachtende maritime Wehrkraft erschaffen kann? Gelingt es Frankreich, in Algerien eine höhere Culturstufe zu erzielen, wird (was wir trotz des Lärms der französischen Zeitungen noch immer stark bezweifeln) der Suezkanal aus einer Börsenspeculation eine Thatsache — wohlverstanden, wir meinen eine wirklich brauchbare und bleibende — werden dann Marseille und Triest die beiden europäischen Hafenorte für den Verkehr des Welttheils mit Indien und dem tropischen Morgenland überhaupt, schreitet endlich die Entwicklung Italiens und Griechenlands erfreulicher als bisher fort, so ist die Herrschaft Englands auf dem Mittelmeer mindestens sehr stark gefährdet.

Die jonischen Inseln liegen in langgestreckter Reihe an der Küste von Epirus (Südalbanien), Akarnanien und dem Peloponnes zwischen den Parallelen des 36. und 40. Grades nördlicher Breite und des 19. und 23. Grades östlicher Länge. Der Gesammtflächenraum derselben beträgt 1041 englische Quadratmeilen, von denen 21 auf die deutsche gehen, und darauf wohnten nach dem letzten Census 241,493 Menschen, von denen 49,563 Acker- und Weinbau, 7989 Handwerke und 6323 Handel treiben. Die Bevölkerung vertheilt sich wie folgt: Korfu mit 227 Q.M. (englische) hat 75,532 Einwohner, zu denen 9730 Fremde kommen, Cephalonia mit 511 Q. M. 70, 541 Einwohner und 1993 Fremde, Zante mit 161 Q.M. 38, 627 Einwohner und 436 Fremde, Santa Maura mit 156 Q.M. 20,043 Einwohner und 104 Fremde, Ithaka mit 44 Q.M. 11,348 Einwohner, Cerigo mit 186 Q.M. 13,007 Einwohner, und Paxo mit 26 Q.M. 5025 Einwohner. Zu diesen sieben Hauptinseln kommen noch eine Anzahl kleinerer, wie Fano, Merlera, Salmatraki, Antipaxo, Meganisi, Petala, Kalamos und Cerigotto, welche von jenen abhängig sind und mit ihnen die Republik der jonischen Inseln (*Τὸ Ηνωμένον Κράτος τῶν Ιονίων Νήσων*) bilden. 625,406 Acres Land sind Aecker und Weingärten, 97,536 Weideland, 279,737 liegen wüst. Die Haupterzeugnisse sind Korinthen (durchschnittlich 55,000 Centner im Jahre), Wein und Olivenöl. Auch wird etwas Baumwolle und guter Flachs erbaut. Die Viehzucht besteht meist aus Schafen (100,780) und Ziegen (68,098); dazu kommen 10,546 Pferde und 13,770 Stück Rindvieh. Die Gesammteinkünfte der Inseln betrugen 1854: 137,978 Pfd. St., wovon 79,982 auf die Zölle fielen; die Ausgaben: 139,511 Pfd. St., wovon 25,000 auf das Militär, 13,000 auf die Gehalte des Lordobercommissärs und einiger anderen hohen Würdenträger, 42,000 auf die Verwaltung, 17,046 auf die Justiz und 10,271 auf das Schulwesen

kamen. Der Werth der Einfuhr war 781,121, der Werth der Ausfuhr 374,366 Pfd. St.

Im Alterthum bildeten die Inseln bekanntlich verschiedene Staaten, die je nach der Abstammung ihrer Bürger auch verschiedene politische Einrichtungen hatten. Nachdem letztere auf den Hauptinseln wiederholt gewechselt, fiel die ganze Inselgruppe mit den übrigen Theilen Griechenlands an Rom. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters geboten lateinische Fürsten über einzelne von den Inseln. Nach mancherlei Zwischenfällen, und nachdem Korfu Cephalonia, Ithaka und Zante mehrmals auf das furchtbarste von den christlichen und mohammedanischen Seeräuberflotten verwüstet worden, welche damals die griechischen Meere unsicher machten, stellte sich Korfu im Jahr 1386 unter die Souveränetät Venedigs, und in den nächsten zwei Jahrhunderten fielen auch die übrigen westgriechischen Inseln sämmtlich in die Hände dieses modernen Karthago, welches dieselben auf unverantwortliche Weise verwaltete. Man stellte nur Venetianer als Beamte an, und diese verfuhren in der Weise der alten Proconsuln. Sie sahen ihre Stellen als Mittel zur Bereicherung an und richteten sich in ihrer Verwaltung nach dem Recept des bekannten Staatskanzlers Fra Paolo Sarpi, welcher sich über die Grundsätze, nach denen den Griechen gegenüber zu verfahren, folgendermaßen äußert: „In den Colonien muß man sich erinnern, daß auf nichts weniger Verlaß ist als auf die Treue der Griechen. Man muß sie behandeln wie wilde Thiere, ihnen die Zähne und die Krallen ausbrechen, sie häufig demüthigen, vor allem aber ihnen die Gelegenheit abschneiden, sich an den Krieg zu gewöhnen. Brot und den Stock, das ists was ihnen zukommt, menschliche Empfindung hebe man sich für eine passendere Gelegenheit auf."

In Uebereinstimmung mit diesen liebenswürdigen Vorschriften wurden die Jonier schwer besteuert und von den Steuern starke Besatzungen unter ihnen erhalten und mächtige Zwingburgen erbaut. Die Rechtspflege war äußerst willfürlich, Bestechung gab den Ausschlag bei allen Fragen der Justiz wie der Verwaltung, der größere Theil der Einnahmen fiel in die Taschen der Beamten, und man führte mit allen Mitteln Krieg gegen die griechische Nationalität. Die jungen Leute lockte man nach italienischen Universitäten, indem man ihnen dort Titel zu erwerben gestattete, ohne daß sie zu den Prüfungen gezogen wurden, denen andere Studenten sich zu unterwerfen hatten. Daheim wurde nichts für, vieles gegen die Schulen gethan. Die griechische Sprache wurde aus dem Gerichtssaal, aus allen öffentlichen Urkunden verbannt, und es gelang, sie selbst aus den Kreisen der vornehmen Welt zu verdrängen. Nur das Landvolk bewahrte dieses Erbtheil seiner Väter. Der römisch-katholische Glaube wurde zum herrschenden erklärt, obwol außer den venetianischen Colonisten nur wenige Bewohner der Inseln ihm anhingen. Endlich schuf

man aus einigen Geschlechtern eine Art Adel, der sich mit Geld und Verrath an der nationalen Sache erkaufen ließ, und der, mit Einfluß auf Kreise verbunden, welche die Fremden nicht als ihre Domäne in Anspruch nahmen, Factionen im Gefolge hatte, welche noch jetzt nicht völlig aufgehört haben. Es ist bei diesem System kein Wunder, wenn die jonischen Griechen jetzt in dem Rufe stehen, an Treulosigkeit, TrugList und Ränkesucht nur von den Fanarioten übertroffen zu werden.

Bei dem Fall Venedigs im Jahre 1792 übergab der Friede von Campo Formio die jonischen Inseln an die französische Republik und dieselben wurden von Truppen der letzteren besetzt, die indeß sehr bald von einer russisch-türkischen Expedition wieder vertrieben wurden. Nach den Bestimmungen eines Vertrags zwischen dem Zar und dem Sultan wurden die Inseln zu einem Staat umgeschaffen, der unter der Suzeränetät der Pforte stehen und den Namen der Siebeninselrepublik führen sollte. Dieser Plan aber scheiterte an den Factionen. In dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren hatten sich alle sieben Inseln des Aufruhrs gegen die Centralregierung schuldig gemacht, während zu gleicher Zeit jede einzelne Insel sich wiederholt gegen ihre Localregierung empört hatte. Greuelthaten gleich denen der Corcyräer im peloponnesischen Kriege waren an der Tagesordnung, in Zante kamen in einem Jahre nicht weniger als 360 Meuchelmorde aus politischen Gründen vor, eine ungeheure Zahl bei nicht ganz 40,000 Einwohnern. Erschrocken über diesen Stand der Dinge schickten die Russischgesinnten in Jahre 1802 einen gewissen Naranzi als Gesandten nach Petersburg, um die Einmischung des russischen Kaisers zu erflehen und der Anarchie ein Ziel zu setzen. Naranzi erhielt Auftrag, zu erklären, daß die Jonier bereit wären, sich mit blinder Ergebung jedwede Verfassung gefallen zu lassen, die man ihnen geben würde, daß sie wünschten, dieselbe möge „das Werk der anbetungswürdigen Hand" des Autokraten selbst oder wenigstens „eines einzigen Gesetzgebers" sein, und daß der Kaiser geruhen möge, dieselbe „durch eine Streitmacht russischer Krieger mit Nachdruck zu stützen." Infolge dieser Bitte beauftragte der Zar seinen Bevollmächtigten Graf Mocenigo, einen Zantioten, die Verfassung von 1800 umzugestalten, und unter dessen Auspicien wurde 1803 eine neue Regierung eingerichtet. Aber schon in Jahre 1807 trat Rußland die Inseln an Frankreich ab, und die Siebeninselrepublik „hörte auf zu existiren" und wurde dem französischen Kaiserreich einverleibt. 1809 und 1810 wurden sämmtliche Inseln mit Ausnahme von Paxo und Korfu von einer britischen Expedition erobert, welche von den Joniern allenthalben mit Jubel willkommen geheißen wurde. Paxo fiel 1814; Korfu, welches seiner starken Festungswerke wegen nicht angegriffen worden war, wurde bis zum Fall Napoleons strenger Blokade unterworfen. Einer der ersten Acte der Restauration in Frankreich war die Uebergabe der Insel an England. Endlich wurde

am 5. November 1815 in Paris von den Bevollmächtigten Frankreichs, Englands, Rußlands, Preußens und Oestreichs ein Vertrag unterzeichnet, durch welchen die jonischen Inseln, von denen England sechs durch das Recht der Eroberung und eine durch Uebergabe im Besitz hatte, zu einem „freien und unabhängigen Staate unter dem unmittelbaren und ausschließlichen Schutze Großbritanniens" erklärt wurden. Der militärische Befehl wurde der souveränen Schutzmacht vorbehalten, die durch einen Lordobercommissär vertreten sein sollte, welchem das Recht zugesprochen wurde, die Gesetzgebung und die Verwaltung zu regeln, eine constituirende Versammlung zu berufen und die Berathungen derselben zum Zweck einer Verfassungsurkunde zu leiten.

Sir Thomas Maitland, der erste Lordobercommissär, war ein Mann von großen Talenten und reicher Erfahrung. Wenn er gewaltthätiger und rücksichtsloser mit den Joniern verfuhr, als es einer civilisirten Nation gegenüber sich gebührt (bekannt ist sein Spitzname King Tom) so hat man sich zu erinnern, daß die Jonier damals keinen Anspruch auf das Prädicat einer civilisirten Nation hatten, und daß man selbstsüchtigen Factionen gegenüber, welche die Worte Freiheit und Nationalität nur als Deckmantel ihres Ehrgeizes brauchten, nicht anders als mit Schärfe verfahren konnte. Unter Maitlands Leitung kam 1817 eine Verfassung zu Stande, welche allerdings viele Wünsche der Bevölkerung unerfüllt ließ, in welcher aber mit großem Geschick alle Grundsätze ausgedrückt waren, welche die Schutzmacht ermächtigten und verpflichteten, sobald als das Volk reif war, demselben vollkommenste Selbstregierung zu verleihen. Was auch die Mängel dieser Verfassung gewesen sein mögen und welche Fehler man auch den Beamten zur Last legen mag, die unter ihr die Schutzmacht vertraten, auch die ärgsten Widersacher Englands werden nicht hinwegleugnen, daß sie den Joniern einen dreißigjährigen Frieden, materielles Gedeihen und Sicherheit des Besitzes brachte, wie sie bis dahin hier unerhört waren. Es wurde Recht gesprochen ohne Einfluß von Bestechung, der öffentliche Schatz war sicher vor diebischen Händen, der von den Venetianern eingeführte Feudalismus wurde in seinen verderblichen Wirkungen auf die ärmere Classe nach Möglichkeit eingeschränkt, das Volk war nicht mehr eine verachtete Kaste, die eingebornen Beamten wurden mit Achtung und Höflichkeit behandelt, und jedermann, Hoch oder Niedrig, fand in den Vertretern Englands eine Macht, welche sowol den Willen als auch die Gewalt hatte, das Recht zur Geltung zu bringen und dem Unrecht abzuhelfen. Zu gleicher Zeit wurde alles gethan, um das materielle Gedeihen des Landes zu fördern, vortreffliche Straßen, bis jetzt in der ganzen Levante unbekannt und selbst im Königreich Griechenland eine Seltenheit, wurden auf allen Inseln angelegt, man baute Häfen, Wasserleitungen und Quais, man ermuthigte Ackerbau und Handel, man richtete Schulen für alle Classen der Bevölkerung ein. Die Steuern

sind sehr mäßig und bestehen fast ausschließlich in Ein- und Ausfuhrzöllen, directe und Municipalsteuern aller Art sind beinahe ganz unbekannt. Endlich ist auch der griechischen Sprache ihr Recht widerfahren, indem sie seit 1851 bei allen öffentlichen Verhandlungen und in allen Regierungserlassen so wie in den Gerichtshöfen gebraucht wird, während bis dahin die italienische im Gebrauch war.

1848 und 1849 führte Lord Seaton, damals Lordobercommissär, bedeutende Veränderungen in die jonische Verfassung ein, von denen wir nur Wahlen durch Ballotirung, Ausdehnung des Wahlrechts und Preßfreiheit nennen. Die Beziehungen zwischen der Schutzmacht und den Joniern sind nach diesen Reformen nicht so freundlich gewesen, als vorher. Die alten Factionen regten sich wieder lebhaft, und der Instinct der Nationalität hat, vorzüglich auf den südlichen Inseln, den Wunsch nach Vereinigung mit dem Königreich Griechenland wiederholt laut werden lassen. 1849 kam es auf Cephalonia zu einem Aufstand, dessen Triebfedern indeß weniger in patriotischen Tendenzen als in Bestrebungen zu suchen waren, die wider das neunte und zehnte Gebot liefen. Die Rebellen waren wenig besser als Räuber, und der damalige Lordobercommissär Ward ließ ihren Anführern mit Recht die Strafe von Räubern zu Theil werden. Seitdem hat man sich auf Geschrei in der Presse und auf Demonstrationen in der gesetzgebenden Versammlung beschränkt und nebenher im Privatleben versucht, den englischen Beamten und Offizieren das Leben zu erschweren. Die verständigen Jonier aber wissen, daß damit nichts erreicht wird, daß man mit seinen Wünschen nach Vereinigung mit den Stammesbrüdern im Osten zu warten hat, bis die Behauptung Korfus für England und für das europäische Gleichgewicht überhaupt nicht mehr nothwendig ist, und daß man in der Zwischenzeit wohlthut, sich der vielen praktischen Vortheile, welche die Verbindung mit England bietet, ohne Rückhalt zu erfreuen.

Wir knüpfen hieran einen Ueberblick über die jonische Verfassung. Die Gesetzgebung besteht aus dem Lordobercommissär (*Ἁρμοστής*), einem Senat (*Γερουσία*) und einer Abgeordnetenkammer (*Βουλή*). Der Lordobercommissär hat das Recht des Einspruchs gegen alle Beschlüsse des Senats und der Abgeordneten, besorgt die auswärtigen Beziehungen des Landes und hat unter seiner unmittelbaren Leitung die Departements der Polizei und des Sanitätswesens. Er wird auf jeder der sechs südlichen Inseln durch einen englischen Beamten vertreten, welcher den Titel Resident (griechisch Eparchos) führt und der Localregierung seiner Insel in der Weise vorsteht, wie der Obercommissär der Centralregierung. Der Senat ist das Oberhaus der Gesetzgebung und zugleich der ausübende Staatsrath. Alle Aemter mit wenigen Ausnahmen werden durch ihn vergeben (der Lordobercommissär hat die Ernennungen zu bestätigen) und alle Verordnungen für die Localregierungen gehen von ihm

aus. Er besteht aus einem von dem Souverain der Schutzmacht auf fünf Jahre ernannten Präsidenten und fünf Mitgliedern, von denen Korfu, Cephalonia, Zante und Santa Maura je eins, die übrigen Inseln abwechselnd eins stellen. Diese Senatoren werden vom Lordobercommissär ernannt, und zwar müssen drei von den fünfen stets aus dem Abgeordnetenhause genommen werden. Die Dauer des Senats wie des Abgeordnetenhauses ist fünf Jahre. Der Lordobercommissär hat das Recht, diese Körperschaften zu vertagen, auflösen aber kann sie nur der Souverän der Schutzmacht. Die Abgeordnetenkammer besteht aus 42 Deputirten, von denen Korfu, Cephalonia und Zante je 10, Santa Maura 6, Ithaka, Cerigo und Paxo je 2 senden. Die Abgeordneten werden vom Volke erwählt und zwar direct. Sie kommen ein Jahr um das andere in Korfu zusammen. Die Session beginnt am 1. März. Die Verwaltung der Finanzen des Staates ist mit Ausnahme von 38,000 Pfd. St., die von den Einnahmen abgezogen und auf militärische Zwecke, so wie auf Besoldung der obersten Beamten verwendet werden, ganz in den Händen der Volksvertretung.

Die richterliche Gewalt ist durch ein Oberappellationsgericht, welches in Korfu seinen Sitz hat, und durch Civil-, Criminal- und Polizeigerichte auf den einzelnen Inseln vertreten. Als Gesetzbuch dient diesen Behörden jetzt eine Sammlung von Bestimmungen, welche auf den Code Napoleon gegründet sind, während man früher nach einer wirren und widerspruchsvollen Masse venetianischer Edicte entschied.

Die griechische Kirche wurde durch die Verfassung von 1817 in ihre den Verhältnissen entsprechende Stelle eingesetzt. Sie ist die herrschende auf den Inseln. Einige der Sprengel sind sehr alt; denn Namen von jonischen Bischöfen (z. B. der des heiligen Spiridion, des Schutzpatrons von Korfu) kommen schon in den Urkunden der frühsten Kirchenversammlungen vor. Gegenwärtig hat jede der sieben Inseln ihren eignen Bischof, der von der Geistlichkeit gewählt und von dem Senat und dem Obercommissär bestätigt wird. Als oberstes Haupt der jonischen Kirche gilt der Patriarch von Konstantinopel. Die Bischöfe der Sprengel Korcyra, Cephalonia, Zakynthos und Leukas werden Metropoliten genannt und haben den Rang von Erzbischöfen. Sie bekleiden wechselsweise das Amt eines Exarchos, welcher das Medium des Verkehrs der Kirche mit dem Patriarchen ist. Die römisch-katholische Kirche, welche auf den Inseln etwa 5000 Bekenner zählt, hat in Korfu einen Bischof.

Von dem durch die Venetianer geschaffenen Adel sind noch einige funfzig Familien übrig, welche den Grafentitel führen. Die wichtigsten öffentlichen Anstalten: ein Krankenhaus, eine Irrenanstalt, ein Findelhaus und ein Zuchthaus befinden sich in der Stadt Korfu. Für die Erziehung ist im Vergleich mit andern südlichen Ländern viel gethan. Man verwendet jährlich mehr als

10,000 Pfd. St. auf Schulen, jedes Dorf von einiger Bedeutung hat seine Elementarschule, jede Insel ihr Gymnasium, und 1823 gründete ein begeisterter Philhellene, der Earl of Guildford in Korfu eine Universität, welche aus den bekannten vier Facultäten besteht und mit der eine Antikensammlung und eine ziemlich gute Bibliothek verbunden sind. Im Jahre 1853 zählten diese verschiedenen öffentlichen Unterrichtsanstalten, außer denen noch mehre Privatschulen vorhanden sind, gegen 6000 Zöglinge.

Das Klima der jonischen Inseln hat im Allgemeinen Aehnlichkeit mit dem auf Madeira, indeß ist es plötzlichen Veränderungen unterworfen. Der Winter bringt viel Regen, der Sommer bisweilen eine fast tropische Hitze. Ueberaus schön ist der Frühling und der Herbst. Eis und Schnee kommen fast nur auf den Bergen vor. Häufig sind furchtbare Stürme, hier Boraskas genannt, und Santa Maura so wie Zante werden bisweilen von Erdbeben heimgesucht.

Die Inseln haben sämmtlich sehr zerklüftete unregelmäßige Küsten und eine unebne Oberfläche. Die Berge, meist waldlos, bestehen wie die des benachbarten Festlands hauptsächlich aus Kalk, dem sich hin und wieder grauer Gyps und Lager von Sandstein beimischen. Der Boden ist mehr für den Anbau von Reben und Olivenbäumen, als für Getreide geeignet. Von letzterem erzeugt keine der Inseln ihren vollen Bedarf, und es wird deshalb viel Weizen und Gerste von Odessa bezogen. Mehr als drei Viertheile des fruchttragenden Bodens sind mit Korinthenreben und Oelbäumen bepflanzt. Der Ackerbau wird namentlich in Korfu sehr lässig betrieben. Den Grund davon sieht man darin, daß das Grundeigenthum hier in sehr kleine Theile getheilt ist. Das Land ist vorzüglich im Besitz kleiner Eigenthümer, welche dasselbe an die Bauern nach dem sogenannten Metayersystem verpachten, bei welchem der Pachtschilling in einem bestimmten Antheil an dem Ertrag der Ernte besteht. Die Landleute auf den südlichen Inseln sind regsamer als die Korfioten, zum Theil deshalb, weil sie von dem Adel, der hier auf seinen Gütern wohnt, zum bessern Betrieb der Landwirthschaft aufgemuntert werden, während auf Korfu der Geschmack am städtischen Leben, unter der venetianischen Herrschaft allgemein, noch jetzt seinen Einfluß übt. Der Grundeigenthümer Korfus bewohnt nur selten sein Landgut und sein Besitz ist deshalb vernachlässigt. Er liebt es, statt seine Aecker zu bauen, seinen Vätern gleich sich in der Nähe des Regierungssitzes aufzuhalten und Gelegenheiten zu erspähen, wo er auf leichte Weise sein Glück machen kann. Solche Gelegenheiten bieten sich jetzt seltner, als unter den Venetianern, aber die Gewohnheit nach Aemtern und Aemtchen zu schleichen, hat sich vererbt und läßt sich nicht wol ausrotten.

Manufacturen von Bedeutung gibt es auf den jonischen Inseln so wenig wie im Königreich Griechenland. Zante führt etwas Seife aus, die übrigen Inseln liefern Töpferwaaren, wollene Decken und Ziegenhaarteppiche.

Wir schließen mit einem Blick auf die einzelnen Inseln. Korfu wurde früher von uns geschildert. Von Paxo, der nächsten Insel nach Süden hin, mag nur angeführt werden, daß es außerordentlich wasserarm und daß sich in seiner Nähe das bekannte von Plutarch erzählte Wunder begab, bei welchem der Steuermann Thamus, des Nachts von einer übermenschlichen Stimme bei seinem Namen gerufen, den Befehl erhielt, an der Bucht von Butrinto laut auszurufen, der große Gott Pan sei gestorben. Er that dies anfangs nicht, gehorchte aber, durch Windstille erschreckt, endlich, und nun erhob sich ringsum ein überaus schauerliches Wehgeschrei.

Cephalonia oder Kephallenia ist die größte unter den jonischen Inseln; es hat einen Umfang von nahezu siebenundzwanzig deutschen Meilen. Homer nennt es Same oder Samos und läßt es zum Königreich des Odysseus gehören. Am Perserkriege nahmen nur die Bewohner von einer seiner Städte Theil. Im peloponnesischen Kriege traten die Kephallenier gezwungen auf Athens Seite. 189 gerieth es in die Gewalt Roms. Strabo meldet, daß die ganze Insel dem C. Antonius als Privateigenthum gehörte. Im Mittelalter und in der neuen Zeit theilte dieselbe das Schicksal Korfus. Im Alterthum hatte die Insel vier Städte, von denen allen noch Reste anzutreffen sind: Pale, eine halbe Stunde nördlich vom heutigen Lixuri gelegen, Kranii, auf einigen Felsenhügeln auf der andern Seite des Hafens von Argostoli (die Mauer ist theilweise noch gut erhalten), Proni, auf einer der Höhen, welche das auf der Ostseite der Insel liegende schöne Thal von Rakli überragen, endlich Samos. Letzteres stand in der Nähe des Ufers einer Bucht im Norden der Insel und an dem engen Kanal zwischen dieser und Ithaka. Von dieser Bucht zieht sich ein Thal ins Land hinein. An dessen Nordwestende stehen auf zwei felsigen, durch eine tiefe Schlucht getrennten Hügeln die Reste der massiven Polygonenmauern der Akropolis und einer andern Burg, welche Livius Cyathis nennt. Die Unterstadt nahm wahrscheinlich die Abhänge zwischen der Akropolis und der See ein. Die Ruinen sind sehr anmuthig mit Schlinggewächsen und blühendem Gesträuch überwachsen. Am Ufer steht ein kleines Dorf, wo die Lloydschiffe anlegen. Nicht fern vom Gestade quillt mitten im Meer ein starker Süßwasserquell, der bei ruhiger See sich einen Fuß hoch über die Wasserfläche erhebt. Cephalonia ist ein Bergland. Es wird von einer Gebirgskette durchzogen, welche ihre Zweige durch die ganze Insel entsendet, verschiedene Thäler bildet und sich im Montenero, dem alten Aenus, 4600 Fuß über das Meer erhebt. Das Haupterzeugniß der ebenfalls ziemlich wasserarmen Insel sind Korinthen. Die Hauptstadt Argostoli hat 8000 Einwohner. Lixuri, die zweitgrößte Stadt, hat deren 5000.

Leukadia oder Santa Maura war ursprünglich eine Halbinsel. Nachdem die Korinther hier eine Colonie angelegt, schnitten sie die Insel durch

einen Kanal vom Festlande ab, der indeß allmälig so versandete, daß er für größere Schiffe unbrauchbar wurde und jetzt bei der Ebbe zuweilen durchwatet werden kann. Die Leukadier fochten in der Schlacht bei Salamis mit, später, im peloponnesischen Krieg standen sie auf Seiten der Spartaner. Gegen Rom wehrten sie sich tapfer, wurden aber endlich unterworfen. Gegen das Ende des Mittelalters herrschten hier fränkische Edelleute. 1467 eroberten es die Türken. Zuletzt fiel es an Venedig. Dann theilte es das Schicksal der übrigen jonischen Inseln. Leukadia ist besonders im Norden gebirgig und bringt etwas Wein und Oel hervor. Der am stärksten bewohnte Theil ist der, welcher der Küste von Akarnanien gegenüberliegt. Hier steht auch das Fort Santa Maura und darunter Amaxichi, die Hauptstadt der Insel. Einige Dattelpalmen geben dem Fort ein anmuthiges Aussehen. Die Stadt, von 4000 Menschen bewohnt, ist von ärmlicher Physiognomie und liegt sehr ungesund. Auch wird sie, wie die ganze Insel, bisweilen von Erdbeben heimgesucht. Nicht fern von hier, bei dem von den Russen erbauten Fort Alexander, trifft man Reste der alten Stadt Leukas. Den Ruinen gegenüber befindet sich auf dem akarnanischen Ufer das Castell Palöochali, wo der bekannte General Grivas 1847 von den Truppen der griechischen Regierung belagert wurde. In den Eichenwäldern von Korus gibt es noch Wölfe. Ein Ausflug von acht bis neun Stunden von Amaxichi bringt den Reisenden nach einer Stelle, welche als „Sapphos Sprung" bezeichnet wird. Es ist eine schroff ins Meer abfallende Klippe von etwa 200 Fuß Höhe. Von hier stürzte man im Alterthum am Jahresfeste des Apollo einen Verbrecher hinab. Die Tradition hat daraus die Sage gemacht, daß Sapphos Selbstmord hier stattgefunden habe.

Ithaka, jetzt Thiaki, das Vaterland des Helden der Odyssee, hatte in der spätern griechischen Zeit keine Bedeutung. Im Mittelalter ebenso wenig. 1504 war es ganz ohne Bewohner. Der Boden ist nur an einigen Stellen fruchtbar, und man führt Korinthen so wie etwas Wein und Oel aus. Viele von den Einwohnern sind Seeleute. Die Hauptstadt Vathy, an einem sehr guten Hafen gelegen, hat gegen 3000 Einwohner. Auf der Südseite der großen und tiefen Bucht, an welcher die Stadt liegt, zeigt man (natürlich ohne Beweise dafür zu haben) in einer kleinen Seitenbucht den Hafen des Phorkys, der auch Dexia genannt wird. In einer Grotte nicht weit davon sieht man die Nymphenhöhle, in welcher die Phäaken den schlafenden Odysseus niederlegten. Ferner zeigt man hier die Burg des Odysseus, die Quelle der Arethusa, und die sogenannte Schule Homers.

Das Schloß des Odysseus liegt auf einem felsigen Hügel an dem schmalen Isthmus, welcher die beiden Theile Ithakas verbindet. Zwischen dem dichten Gesträuch, welches den Berg bedeckt, finden sich Reste uralter

cyklopischer Mauern. Man erkennt Spuren mehrer Thore und eines Thurmes, sowie zwei große unterirdische Cisternen. Der Hügel heißt Aëtos d. h. Adler. Die Aussicht ist sehr großartig. Auf der einen Seite schaut man hinab auf die gewundene Meeresstraße zwischen Ithaka und Cephalonia, und auf die Ruinen von Samos, von wo vierundzwanzig der Freier Penelopes kamen. Auf der andern breitet sich die große Bucht von Ithaka mit ihren Felsen und Seitenbuchten aus. Im Osten ziehen sich die akarnanischen Berge hin, im Süden ragen, den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, die Gipfel des Peloponnes, im Norden zeigt sich der weiße Fels von Sapphos Sprung. Am Fuße des Aëtos hat man eine Anzahl von Grüften entdeckt, in denen Vasen, Thränenkrüge, Bronzefiguren u. a. gefunden wurden. Eben solche Grüfte trifft man westlich von Bathy. Eine davon bezeichnet das Volk als das Grab der Penelope.

In der Nähe der Südostspitze von Ithaka erhebt sich über der See eine weiße Klippe, welche Korax d. i. Rabenklippe genannt wird. Es ist die Klippe, von der Odysseus hinabgestürzt sein will von Eumäos, wofern er nicht die Wahrheit sage. Eine kleine Ebene dabei ist, wie man meint, die Stelle, wo der „göttliche Sauhirt" sich aufhielt. In einer Vertiefung darunter quillt, von Gesträuch umgeben, Homers „Quelle der Arethusa".

Die Schule Homers liegt in der Nähe des Dorfes Exoge im Norden der Insel. Sie besteht aus den Grundmauern eines alten Gebäudes, vielleicht eines Tempels, und einigen in den Fels gehauenen Nischen und Stufen. Die ganze Stelle ist mit Gewinden von Epheu und andern Schlingpflanzen anmuthig bewachsen. Nicht fern davon, an dem Abhang des Neritos, liegt das Dörfchen Leuke, wo der Garten des Laertes gelegen haben mag.

Zante, bei Homer und allen andern alten Schriftstellern Zakynthos genannt, ist eine der fruchtbarsten und schönsten Inseln der Levante. Es führt vortrefflichen Wein, Oel und sehr viele Korinthen aus und ist weniger bergig als die andern jonischen Inseln. Seine Geschichte bietet wenig Bemerkenswerthes. Sieben Meilen südlich von hier passirt man die Strophaden, niedrige öde Eilande, wo die Sage die Harpyen wohnen ließ. Die Hauptstadt von Zante liegt halbmondförmig an einer schönen Bucht neben dem Berge Skopos, dem Elatus des Alterthums, und hat gegen 20,000 Einwohner. Die Säulengänge mancher Straßen erinnern an Bologna. Einige ältere Häuser sind in venetianischem Stil erbaut. Ueber der Stadt ragt ein Fort, am Abhang des Skopos liegt ein großes Kloster mit schöner Aussicht. Alterthümer finden sich auf Zante nicht. Dagegen verlohnt sich ein Ausflug nach den Erdpechquellen, welche 2½ Meilen von der Hauptstadt, an der Bucht von Chieri entspringen. Dieselben erinnern an die vulkanischen Kräfte, welche unter Zante thätig sind

und noch in den Jahren 1820 und 1840 durch Erdbeben beträchtliche Verheerungen anrichteten.

Cerigo, einst Cythera, die Insel, bei der Aphrodite dem Schaume des Meeres entstieg, und auf welcher sie später am liebsten weilte, ist großentheils ein öder Felsen, hat indeß mehre fruchtbare Thalkessel und wird von etwa 10,000 Menschen bewohnt. Im Alterthum war es meist von Sparta abhängig, doch wurde es im peloponnesischen Kriege von Nikias besetzt und erst mehre Jahre später herausgegeben. Die alte Hauptstadt lag auf der Kap Malea zugekehrten Seite, der Haupthafen hieß Skandea und ist wahrscheinlich identisch mit dem von San Nikolo, wo jetzt der beste Ankerplatz sich findet. Der jetzige Hauptort ist Kapsali, welches an der Südküste hoch über dem eben genannten Hafen liegt. Daneben ragt auf steilem Kegelberg eine mittelalterliche Burg, welche jetzt eine kleine britische Besatzung hat. Die Hauptmerkwürdigkeiten Cerigos sind zwei Stalaktitenhöhlen, von denen die eine in der Schlucht von Mylopotamos, die andere, an welcher sich eine Kapelle der heiligen Sophia befindet, in einem Thale zwei Stunden von Kapsali liegt.

Von der preußischen Grenze.

Die Kreuzzeitung und ihre Partei ist seit der neuen Wendung in der seltsamsten Lage von der Welt. Wie Richard III. ausrief: ein Königreich für ein Pferd! so möchte sie jetzt sagen: ein Königreich für einen Wühler! Ihre ganze Speculation war darauf berechnet, daß die vermeintlichen Sklaven, denen man die Kette löste, in aller Eile einen Unfug begehn würden, der sofort energische Repressivmaßregeln hervorrufen müßte; statt dessen bewahrt das Land die ruhigste Haltung; Gothaer und Demokraten wetteifern in dem Feldgeschrei: nur nicht drängen! Um dem Ministerium nur ja keine Verlegenheit zu bereiten, sind sie sogar nicht abgeneigt, die gerechtfertigtsten Ansprüche ruhen zu lassen. Der Grund liegt nicht in irgend einem weit hergeholten Plan; es ist vielmehr die aus bitterer Erfahrung hervorgegangene Erkenntniß, daß man vor zehn Jahren sich zu viel vermessen hat; daß man mehr verlangte, als das preußische Volk tragen kann, und der feste Entschluß, in schrittweiser Arbeit allmälig die Güter zu verdienen, die man sich weder schenken lassen noch rauben kann. Die Haltung des preußischen Volks in den letzten Monaten ist ein günstigeres Zeichen für seine Reife, als alles, was seit zehn Jahren geschehen.

Aber die Kreuzzeitung braucht Jakobiner; sie erfindet sie daher. In demselben Augenblick, wo sie mit hämischen Seitenblicken den Regenten verfolgt, verklagt sie das gesammte preußische Volk, das nicht zu der Fahne der Engel und Viceengel schwört, Haß und Verachtung gegen das Königthum zu erregen. Die Formen, in denen sie diese Anklage wiederholt, sind von der Art, daß eine Entgegnung

schwer wird; wir adoptiren daher gern die Antwort der Nationalzeitung, die freilich lebhaft, aber nicht um ein Haar zu stark ist. „Heilige haben andre Geschäfte, als sich unter den großen Haufen zu mischen. Mag der Pöbel, Nation geheißen, drinnen im Hofe um sein goldnes Kalb tanzen; sie, die Reinen, fahren unterdessen zahllose Mistwagen voll Verwünschungen und Schimpfworten heran, zu düngen den Acker der Zukunft, werfen gelegentlich eine Gabel voll über den Zaun, ihre Psalmen ertönen dabei desto lauter. Wir haben die Kreuzzeitung 1848 u. s. w. keifen und lästern hören, aber rüpelhafter als gegenwärtig hat sie nie geschimpft, jesuitischer nie gelogen."

Es gibt einen Punkt, den man diesen Rittern des Kreuzes nie genug in Erinnerung bringen kann: sie haben gegen die Regierung einen Compromiß mit den Polen geschlossen! Dieselben Männer, die vor drei Jahren Herrn von Morawsky durch Schreien und Stampfen zum Schweigen zu bringen suchten, haben seinen Glaubensgenossen, den erklärten Feinden Preußens, die Stimme gegeben! sie haben gegen die Deutschen und für die Polen gestimmt! gegen die schwarzweiße Fahne für die weißrothblaue!

Abseits der feudalistischen Partei tritt jetzt eine neue, nicht ungefährliche auf, wenn auch bis jetzt nur in vereinzelten Stimmen, mit der Behauptung, Preußen sei ein Militärstaat. Es ist gut, solchen Phrasen schnell entgegenzutreten, sie bürgern sich um so leichter ein, je sinnloser sie sind. Unser Heer ist das Volk in Waffen; es ist Mittel zur Erziehung des Volks, zur Haltung nach Außen, aber es ist nicht Zweck. Das Heer ist der Arm des Staats, aber nicht sein Herr; kein Staat in der Welt ist entfernter vom Prätorianerthum als Preußen. Wie monarchisch die Gesinnung des Volks ist, hat sich jetzt gezeigt; wie populär das Heer, das sieht man aus jeder Landwehrübung. Aber man möge nicht vergessen, daß diese Popularität erst besteht, seit das Heer das bewaffnete Volk ist; nie war ein Militär verhaßter beim Volk, als das preußische Militär von 1806. Jetzt wissen wir, daß die Ehre der preußischen Armee die Ehre des preußischen Volks ist, damals konnte man es nicht wissen, weil es nicht der Fall war.

Der Prinzregent hat sehr schön gesagt, daß Preußen in Deutschland Eroberung machen solle durch weise Einrichtungen im Innern. Dazu ist vor allem nöthig, daß Preußen das Polizeigesicht, das es seit zehn Jahren nur zu sehr gezeigt, einigermaßen mildert. Die größten politischen Fehler der vorigen Regierung haben Preußen in Deutschland nicht so geschadet, als die Miene des Polizeibeamten, der in Berlin von jedem aussteigenden Fremden mit mißtrauischer Miene den Nachweis verlangte, daß er kein Spitzbube sei. Auch wir sind der Ansicht, daß man die Regierung in Bezug auf die organische Gesetzgebung nicht drängen dürfe, aber auf die Abschaffung der schreienden Mißbräuche in der Ausübung der Polizeigewalt hinzuarbeiten, wird eine der ersten Pflichten der Landesvertreter sein. Der preußische Unterthan genoß das traurige Vorrecht — ein Vorrecht, von dem man selbst in dem vielverschrienen Oestreich nichts weiß! — aus jeder Stadt seines Vaterlands ausgewiesen zu werden, sobald es der Polizei beliebte! Die jetzige Regierung wird das nicht mißbrauchen, wir wissen es wohl; aber es ist ihre Pflicht, den Bürger vor etwaigen Attentaten ihrer Nachfolger sicher zu stellen, und wenn sie das vergißt, so ist es Pflicht der Landesvertreter, sie daran zu erinnern. † †

Weihnachtsliteratur.

Voer de Goern. Kinderreime alt und neu von Klaus Groth. Mit 52 Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter. Leipzig, Georg Wigands Verlag. Fol. — Billig steht dies elegante sehr schön ausgestattete Buch obenan. Die niederdeutschen Kinderreime sind zum Theil aus dem Mund des Volkes gesammelt, zum größten Theil mit der liebenswürdigen Laune und Schalkhaftigkeit, welche den Dichter auszeichnet, erfunden, unter den Holzschnitten Richters sind mehre, welche den besten Zeichnungen des Meisters an die Seite zu stellen sind. Den neuesten niederdeutschen Versen ist eine Uebersetzung im Schriftdeutsch zugefügt. Wieder gibt dies Werk Gelegenheit, an kleinster, scheinbar kunst- und formloser Poesie Klangfülle, Wort- und Bilderreichthum, und Kraft im epigrammatischen Ausdruck zu bewundern, die schönen Vorzüge des Niederdeutschen. Und wer aus andern deutschen Stimmen und aus unserer Kunstpoesie an die Gedichte von Klaus Groth tritt, der wird, wenn ihm erst die Empfindung für das fremdartige Schöne der Brudersprache gekommen ist, mit Erstaunen sehn, daß das Verhältniß des niederdeutschen Dichters zu seiner Sprache ein sehr anderes ist, als bei den Dichtern des Culturdeutsch. Aehnlich wie bei den Romanen wirkt der sinnliche Reiz der Sprache viel mächtiger auf die Seele des Schaffenden und des Hörers, viel feiner hört das Ohr den Wohlklang eines poetischen Satzes, Wechsel der Vocale, und charakterisirende Consonanten. Im Gegensatz aber zu den romanischen Sprachen und darin dem Englischen ebenbürtig, hat das Niederdeutsche einen großartigen Reichthum an solchen Wörtern, Haupt- und Zeitwörtern, welche charakteristische Schattirungen einer Vorstellung, oft mit besonders komischer oder gemüthlicher Farbe ausdrücken. Unserer Schriftsprache fehlt die Fülle solcher Ausdrücke sehr, sie sind bei uns in den einzelnen Dialecten stecken geblieben, haben deshalb dem verwöhnten Sinn häufig einen ungehörigen Beigeschmack und sind für den Dichter wenig und nur mit größter Vorsicht zu gebrauchen. Der Leipziger, Franke, Rheinländer, Schlesier, erinnere sich z. B. an die zahlreichen Verba seines Dialects, welche das Fortbewegen eines Körpers, oder welche ein Geräusch specialisiren, wie groß ist die Zahl derselben, wie wenige sind in den Codex der Schrift- und Dichtersprache aufgenommen, und wie bedenklich erscheint ihm selbst die Aufnahme derselben. Im Niederdeutschen ist diesen sehr zahlreichen Wörtern ursprünglicher Adel und Schönheit unverkümmert, und grade sie geben dem poetischen Ausdruck eine Lebendigkeit, Kraft und Energie, die der hochdeutsche Dichter oft peinlich vermißt. Die Bedeutung von Klaus Groth liegt nun unter anderm darin, daß in ihm der recipirende und schöpferische Sprachsinn ganz vorzüglich entwickelt ist. Niemand schreibt im Niederdeutschen so schön, und macht so wohlklingende Verse, als er. Und die Sprache seiner Heimath mit ihren eigenthümlichen Schönheiten ist durch ihn seinen Landsleuten, wie den übrigen Deutschen, in eine neue Beleuchtung gesetzt, die man wol Verklärung nennen darf. Das setzt allerdings voraus, daß er auch sonst ein wahrer Dichter ist. Den Umfang seines Talentes zu kritisiren, haben wir kaum Veranlassung, bescheiden hielt er sich in einem Kreise, in dem er souverän gebietet; wenn seine hochdeutschen Gedichte nicht immer

denselben Eindruck machen, wie die niederdeutschen, so kommt das zumeist daher, daß er die Schriftsprache selbst durch das Medium seines heimischen Idioms ansieht, er kommt in die Gefahr, mehr zu empfinden, als er dem Hörer ausdrückt, und die Intention wird zuweilen größer als die Wirkung. Wer ihn nach seinem vollen Werth schätzen will, muß erst niederdeutsch empfinden lernen. Und es lohnt, das zu lernen. —

Das Buch der Reisen. 1. Bd. Kane, der Nordpolfahrer, 2. Bd. Dr. David Livingstones Erforschungsreisen im Innern Afrikas. Beide mit sehr vielen Illustrationen, Tondrucktafeln, einer Karte. Leipzig, Otto Spamer. 1859. 8. — Die Werke sind Jugendschriften verdienstlicher Art (besonders für Knaben von etwa zehn Jahren ab), reichlich ausgestattet mit allem, was den Leser anzieht, in der wohlbekannten Art des regsamen Verlegers. Die Texte sind verständig bearbeitet. Der erste Band enthält als Einleitung eine Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Norden, Schilderungen der Natur und des Menschen in den Polarkreisen, Biographie Kanes; der zweite eine übersichtliche Geschichte der Bekanntschaft mit Afrika, des Sklavenhandels, der Natur und der Eingebornen; darauf die Reisen. Die Werke sind zu Weihnachtsgeschenken durchaus zu empfehlen. —

Literatur.

Canada. Eine Darstellung der natürlichen, socialen und Verkehrsverhältnisse dieses Landes. Mit besonderer Rücksicht auf die Ansiedlung. Nebst einer Karte. Berlin, Nicolai. 1858. — Die Vereinigten Staaten nehmen die Aufmerksamkeit der Colonisten so ausschließlich in Anspruch, daß man meist ganz ein großes und schönes Land vergißt, das sich nördlich an sie schließt und im gewaltigsten Aufschwung begriffen ist. Die Wenigsten wissen z. B., daß die große Menge des Pelzwerkes, welches Europa verbraucht, nicht etwa aus Sibirien, sondern aus Canada kommt und erst die pariser Ausstellung von 1855 zeigte den Reichthum dieses Landes an Rohproducten dem großen Publicum. In der Mitte des Langschiffes erhob sich eine hohe Pyramide von allen Holzarten, welche Canada liefert, man staunte ebenso über die Schönheit des Materials wie über seine Wohlfeilheit, man sah eine eichne Thür mit Gebälk- und Spangwerk, die fünf Thaler kostete. Man erfuhr, daß Canada allein an Holz für 12 Mill. Thlr. ausführte und fand, daß man sich doch zu wenig mit einem so wichtigen Lande beschäftigt habe. Da kommt obiges Büchlein grade recht, um uns einen faßlichen Ueberblick zu geben, kurz zusammengedrängt, aber doch genug, um den Ausruf des Grafen Joubert zu rechtfertigen: „Jetzt vermögen wir den Werth jener weniger Acker Schnee zu ermessen; die wir mit sträflichem Leichtsinn unter der Regierung Ludwigs XV. an England abtraten." Canada ward wie bekannt 1761 von Frankreich verloren, das es über 200 Jahre besessen. Seitdem ist es ungestört im englischen Besitz geblieben. Früher die Pro-

vinz Quebec genannt, ward es später in Ober- und Untercanada getheilt, und beide Provinzen erst 1841 zu einer Verwaltung wieder vereinigt. Die Spuren der französischen Herrschaft haben sich, wie dies nicht anders zu erwarten, noch mannigfach erhalten, auch ist die französische Sprache neben der englischen im öffentlichen Gebrauch anerkannt. Seit der Abtretung hat allerdings eine weitere Besiedlung durch Nachzug aus Frankreich nur in sehr geringem Maße stattgefunden, aber die Menge der dort lebenden Franzosen war doch zu beträchtlich, um rasch von dem angelsächsischen Element absorbirt zu werden, und herrscht in Untercanada noch vor. Die englische Bevölkerung dagegen wurde sehr stark durch fortwährende Einwanderung von den britischen Inseln gehoben, nachdem beim amerikanischen Unabhängigkeitskrieg viele Legitimisten nach Canada übersiedelten. Die Grundzüge des altfranzösischen Charakters finden sich daher am meisten in der Bevölkerung von Untercanada wieder; unberührt von dem nivellirenden Geiste des 18. Jahrhunderts und der Revolution, fand Ampère in ihnen Ideen und Sitten, die längst in Frankreich verklungen. Altfranzösisch ist auch ihre Anhänglichkeit an die feudalen Institutionen; während der ersten Ansiedlung wurden von der Krone vielfach Ländereien für ausgezeichnete Dienste verliehen und zwar unter denselben Bedingungen, welche bei adligen Lehen in Europa bestanden. Der Seigneur leistete den Eid seinem Suzerain und konnte seinen Besitz wieder als bäuerliches Lehen (censives) austhun. Noch bestehn die alten Gebräuche bei den 168 Seigneurien von Untercanada, und beide Theile sind so zufrieden mit dem Verhältniß, daß eine Acte, welche die Lösung desselben möglich macht, fast noch gar nicht angewandt ist.

Die angelsächsische Bevölkerung hat viel Aehnlichkeit mit ihren amerikanischen Nachbarn, zeichnet sich aber durch Anhänglichkeit an England und das Regentenhaus aus; diese Loyalität hatte allerdings einen Stoß durch die Fehler früherer Gouverneure erlitten, bis die glänzende Verwaltung von Lord Elgin aus den Unzufriedenen wieder treuergebene Unterthanen machte. An eine Einverleibung in die Vereinigten Staaten ist nicht zu denken, die Canadier haben alle Segnungen der Freiheit ohne die stürmischen Parteikämpfe der Union, die Sklavereifrage, welche praktisch für sie keinen Werth hat, würde sie in den Streit hineinziehn, dem sie jetzt glücklicherweise zusehn können. Die Grundlagen der englischen Verfassung sind in Canada geblieben, die Stelle des Souveräns vertritt der Gouverneur, das legislative Council, eine Art Senat, das Oberhaus. Das Gerichtsverfahren ist angelsächsisch-deutsch, die Selbstregierung vollkommen durchgeführt, die Grafschaften sind in Stadtbezirke (townships) getheilt, Orte unter 1000 Einwohner werden durch einen Board of Police regiert und heißen deshalb Police-Villages. Die Finanzen sind in blühendem Zustand, die Ausgaben werden fast ganz aus den Eingangszöllen bestritten, außerdem nur Spirituosen und Licenzen besteuert. Hinsichtlich der geistigen Cultur ist Canada in manchen Beziehungen dem Mutterland voran, so namentlich durch die Volksschulen; jede Township ist in Schulsectionen getheilt, welchen unter Leitung ihrer durch Wahl gebildeten Syndicate die Sorge für das allgemeine Unterrichtswesen obliegt. Ein mäßiges Schulgeld und eine Schulsteuer bringen die Unterhaltungskosten auf, die Lehrer auf dem Lande erhalten 40—130 Pfd., 75—250 Pfd. in den Städten, also sehr viel mehr als in Preußen. Für ihre Ausbildung bietet Toronto eine Normalschule und eine reich dotirte Universität. Die

englische Kirche, die vorherrscht, hat nicht die Vorrechte wie in England, die Sekten sind stark vertreten. Nicht nur die bedeutenden, sondern auch kleine Städte haben treffliche Bildungsanstalten, Lesezimmer, Bibliotheken u. s. w. Montreal hat deren zehn, in Ober- und Untercanada erscheinen zusammen über 100 Zeitungen. Die Verkehrsanstalten sind in rascher Ausbildung begriffen, 1851 bestanden 600 Postämter, 1857: 1300; 800 Meilen Telegraphenlinien sind ausgeführt, die großen wie kleinen Straßen gut unterhalten, die Eisenbahnen im Ausbau begriffen, die Dampfschiffahrt auf den Seen sehr ansehnlich. Canadas Gewerbfleiß ist noch wesentlich auf Gewinnung von Rohproducten für den Export gerichtet, Getreide, Bauholz, Metalle, Pelzwerk bilden die Hauptartikel, der canadische Weizen ist überall geschätzt, im südlichen Theil wird auch viel Mais gebaut; der russische Krieg hat der Cultur der Faserstoffe, namentlich Hanf und Flachs, einen neuen Anstoß gegeben; Erbsen und Hülsenfrüchte sind für die nördlichen Distriete Hauptartikel. Von 1841—51 stieg die Weizenernte in den Vereinigten Staaten um 48% und die Maisernte um 55%, dagegen in Canada um 100 und 163%.

Sehr interessant ist das verhältnißmäßig ausführliche Capitel über die Ansiedlung behandelt, die Bedingungen sind vortheilhaft, und durch zweckmäßige Einrichtungen ist den Landspeculationen, wie die Yankees sie treiben, vorgebeugt. Die Hauptgesellschaft, die Canada-Land-Company, verlangt nur Anzahlung von 1/5 des Kaufpreises und gestattet die Entrichtung des Restes in fünf gleichen jährlichen Terminen nebst Zinsen. Die Landpreise werden von Zeit zu Zeit durch den Gouverneur festgestellt. Für tüchtige intelligente Ansiedler bietet Canada die vortheilhaftesten Umstände, freilich können sie noch weniger als in den Vereinigten Staaten hoffen, ihre Nationalität zu wahren, zumal eine sehr starke englische Einwanderung fortdauert.

Die Fabriken beschränken sich, von denen, die für die ersten Bedürfnisse des Landes arbeiten, abgesehn, hauptsächlich auf Zurichtung der Rohprodnete zum Export, daher sind die Mahl- und Sägemühlen z. B. sehr zahlreich, alle Schneideinstrumente, Ackerbauwerkzeuge werden vorzüglich angefertigt. Das Bauholz aber findet, von der Ausfuhr abgesehn, seine ausgedehnteste Verwendung durch den Schiffbau, die canadischen Schiffe haben durch Ebenmaß, Dauer und Schnelligkeit großen Ruhm erworben, die Dampf- und Segelschiffe der Binnengewässer zählen nach Tausenden. —

Wir empfehlen das Büchlein, dessen Brauchbarkeit noch durch eine saubere Karte erhöht wird, allen, die sich von canadischen Verhältnissen unterrichten wollen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Stand der schleswig-holsteinischen Sache.

Binnen wenigen Tagen — nächsten 3. Januar — werden die Stände Holsteins zusammentreten, um über die Vorlagen, welche die Regierung in Kopenhagen ihnen zufolge des Einspruchs der Bundesversammlung gegen die jetzige Stellung des Herzogthums im dänischen Gesammtstaate zu machen versprochen hat, ihre Stimme abzugeben, und es erhebt sich die Frage, wie ihr Urtheil über die Gesammtverfassung, die ihnen jetzt zum ersten Mal zu besprechen gestattet ist, lauten wird, wie es im wohlverstandenen Interesse des Landes lauten muß. Es ist die Stunde der Entscheidung, so weit die Entscheidung in den Händen der Holsteiner liegt. Ein Mißgriff in der Ständeversammlung könnte vielen und großen Schaden im Gefolge haben, und es ist die höchste Zeit, davor zu warnen. Die Stände sind vor fünf Jahren in der traurigsten Zeit gewählt und zählen wol mehr als ein Mitglied unter sich, welches die jetzt fast allgemeine klarere Einsicht in die Verhältnisse und die gehobene Stimmung des Landes nicht vertritt. Der Adel könnte es mit den jetzt regierenden Gewalten nicht verderben wollen, die übrigen Abgeordneten werden von allen möglichen Verführungskünsten umwoben sein, und es steht zu befürchten, daß die Versammlung sich zu unklaren Erklärungen verleiten lassen wird.

In dieser Befürchtung hat Wilhelm Beseler unter dem Titel „Zur schleswig-holsteinischen Sache im November 1858. — Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn" eine Schrift veröffentlicht, in der er auseinandersetzt, was ihm als die Pflicht der holsteinischen Stände in dieser Krisis erscheint, und deren Gedankengang wir im Nachstehenden mit dem Bemerken mittheilen, daß, während wir dem reinen und hochsinnigen Patriotismus des Verfassers unsre wärmste Anerkennung zollen, das Ergebniß seiner Betrachtung mit unserer Ueberzeugung nicht zusammentrifft. Ein Mann von Beselers Bedeutung kann indeß beanspruchen, daß man seine Gründe aus-

führlich hört, und so lassen wir ihn im Folgenden zunächst ohne Widerlegung des Punktes sprechen, welchen wir anfechten müssen. Beseler hält es, um das Resultat seiner Betrachtungen an die Spitze zu stellen, für den einzig richtigen Weg, wenn die Stände „an der Hand der stets aufs Neue gemachten Erfahrungen die ihnen dargebotene Gelegenheit ergreifen, um es gegen ihren Landesherrn in ehrerbietiger, aber gemessener Weise auszusprechen, daß auf der Basis der Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 für Holstein keine Verfassung und Verwaltung gebaut werden können, die dem Lande auch nur eine erträgliche Zukunft sicherten, daß vielmehr auf den Zustand vor 1848, auf die reine Personalunion zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark zurückgegangen werden müsse.

Der Weg, auf dem er zu diesem Schlusse gelangt, ist folgender: Die Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 verwandelte den bisherigen Complex der durch Personalunion verbundenen Staaten Dänemark, Schleswig-Holstein und Lauenburg in einen Staat; denn niemand kann leugnen, daß ein Territorium mit gemeinschaftlicher Regierung und repräsentativer Verfassung, mit gemeinschaftlicher Gesetzgebung und Verwaltung ein Staat ist. Vollkommen gleichgiltig ist es, ob man eine solche politische Schöpfung Staat oder Gesammtstaat nennt. Ein Gesammtstaat ist eben ein Staat mit eigenthümlichen provinziellen Einrichtungen. Jene Bekanntmachung trennt sodann Holstein und Schleswig in Verfassung völlig voneinander und läßt ihnen in Gesetzgebung und Verwaltung nur unbedeutende Reste ihrer frühern Gemeinschaft; nur sofern beide Herzogthümer zum dänischen Staate gehören, haben sie mit dem Königreich Dänemark und Lauenburg in den allgemeinen Angelegenheiten, die in dieser Gesammtmonarchie vorzugsweise zu den Staatsangelegenheiten gezählt werden, gemeinschaftliche Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung. In der Bekanntmachung werden endlich die gemeinschaftlichen und die besondern Angelegenheiten genau voneinander geschieden und demgemäß die Ressortverhältnisse der Staats- und Provinzialminister und die Befugnisse der Stände der beiden Herzogthümer abgegrenzt, so wie schließlich transitorische Verfügungen getroffen. Fragt man nun, ob man sich, abgesehn von der Domänenfrage und der bisher unterlassenen Befragung der Stände über die Gesammtverfassung, auf den Buchstaben oder auch nur den Geist jener Bekanntmachung berufen könne, um eine Besserung der jetzigen Zustände zu fordern, so ist zu antworten, daß die Bekanntmachung zu einer solchen Forderung keinen Anhalt bietet. Selbst das Verfassungsgesetz vom 2. Oct. 1852, die entsprechenden Paragraphen der holsteinischen Sonderverfassung und das Gesetz, nach welchem zum Reichsrath gewählt wird, widersprechen der Bekanntmachung von 1852 nicht, und sie sind, nachdem der Paragraph 5 der hol-

steinischen Verfassung in Wegfall gekommen ist, auch nicht gegen das Bundesrecht. Wäre es aber auch möglich, in diesem oder jenem unbedeutenden Punkte im Vergleich mit der Bekanntmachung von 1852 und dem Bundesrechte Grund zur Beschwerde zu finden, in den Hauptsachen kann man sich weder auf dieses noch auf jene berufen. Wollte man sich daher im Ständesaal zu Itzehoe der Täuschung hingeben, durch wissenschaftliche Erörterung oder diplomatische Feinheit aus gewissen Wendungen der Bekanntmachung, aus denen z. B., wo sie von selbstständigen und gleichberechtigten Landestheilen in der Monarchie spricht, die Verpflichtung der Regierung zu wesentlichen Aenderungen in der bisherigen Stellung Holsteins abzuleiten, so würde es den Dänen nicht schwer fallen, nachzuweisen, daß man den ganzen und vollen Antheil an Selbstständigkeit und Gleichberechtigung bekommen habe, den man in der so geschaffenen dänischen Monarchie beanspruchen könne. In zweifelhaften Fällen aber würde die dänische Regierung für eine Deutung zu Gunsten der Staatsraison, des nothwendigen Maßes von Centralisation und der monarchischen Gewalt die Zustimmung der deutschen Mächte — von den nichtdeutschen zu schweigen — erwarten dürfen.

Nachdem die Schrift in dieser Weise nachzuweisen versucht hat, daß die Holsteiner, auch wenn sie ihre Wünsche nach einer Veränderung in ihren Verfassungs- und Verwaltungsverhältnissen auf das bescheidenste Maß beschränkten, von den Dänen auf allen Punkten geschlagen werden würden, fährt sie fort: Aber die Ständeversammlung wird nicht meinen, daß es ihre Aufgabe sei, den Ruhm der Bescheidenheit zu ernten, sondern die Bedeutung des Augenblicks ermessend, furchtlos die Wahrheit aussprechen: daß, wenn noch ein Versuch gemacht werden soll, die Verhältnisse im Süden der cimbrischen Halbinsel friedlich und dauernd zu ordnen, dies nur durch Rückkehr zur Personalunion zwischen Schleswig-Holstein einerseits und dem Königreich Dänemark andererseits unter Fortentwicklung des bis 1848 in Geltung gewesenen Verhältnisses auf Grundlage des Verfassungsrechts der Herzogthümer und der neuerdings im Königreich eingetretenen Verfassungsänderung geschehen kann. Von dem rechtlichen, sittlichen und finanziellen Inhalt der Frage als bekannten Dingen absehend, führt die Schrift für diese Behauptung vornehmlich drei Gründe der Zweckmäßigkeit an:

1) Wie man sich auch einen dänischen Gesammtstaat vorstellen mag, kein Unbefangener wird jetzt noch leugnen, daß dänische und deutsche Elemente, Interessen und Bestrebungen in einem und demselben Staatswesen unverträglich sind. Wer etwas Dauerndes in diesen Landen schaffen will, muß vor allen Dingen die beiden Volksindividualitäten in demselben voneinander fern halten, jeder ihre freie nationale Entwicklung gewähren und es dem

Einfluß der Zeit überlassen, in welchem Umfang sich zwischen den nebeneinander gestellten Völkern durch Verträge engere Beziehungen knüpfen werden. Beide in einen und denselben Staat hineinzwängen heißt, den Krieg zwischen ihnen verewigen, indem keine in dem Grade die stärkere ist, daß sie die andere unterjochen könnte.

2) Holstein allein ist nicht im Stande, der dänischen Macht auf den Inseln und in Jütland die Spitze zu bieten. Die Vereinigung Schleswigs mit Holstein zu einem Staat wurde daher zwei Jahrhunderte hindurch von den Bewohnern der Herzogthümer erstrebt und endlich 1460 erreicht. Fast alle seitdem zwischen beiden Theilen geführten diplomatischen Kämpfe beziehen sich auf Schleswig, welches die Dänen vergeblich von Holstein zu trennen und an das Königreich zu fesseln suchten. Als seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts die Verfassung in Schleswig-Holstein thatsächlich außer Wirksamkeit getreten war, blieben Gesetzgebung und Verwaltung der Herzogthümer gemeinschaftlich und beinahe gänzlich von Dänemark getrennt, und als 1830 der alte Kampf zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark von neuem entbrannte, wurde Schleswig sofort wieder der Gegenstand des Streits. Dann folgte der dreijährige Krieg gegen die Dänen zum Zweck der Verhütung einer Einverleibung Schleswigs in Dänemark und sein durch die deutsche Diplomatie herbeigeführtes beklagenswerthes Ende. Den Holsteinern zu sagen, was Angesichts des von dänischer Willkürherrschaft gemißhandelten Schleswigs Menschlichkeit und Ehre ihnen zu thun gebieten, wäre überflüssig und unangemessen. Es ist aber ein Glück, daß beide mit der Politik Hand in Hand gehen. Dänemark hat sich 1848 aus einer unbeschränkten Monarchie in eine beschränkte verwandelt, das dänische Volk hat eine Verfassung, die ihm einen entscheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten sichert. Nun leuchtet ein, daß, wenn die Personalunion zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark wiederhergestellt würde, der gemeinschaftliche Landesherr nicht hier als constitutioneller König und dort als absoluter Herzog regieren könnte, ohne daß die Abhängigkeit des unbeschränkt regierten Landes von dem Volke des beschränkt regierten die Folge wäre. Schleswig-Holstein müßte somit eine der dänischen ähnliche Verfassung erhalten, und zwar müßten die beiden getrennten, nunmehr gleich dem dänischen Reichstag mit beschließender Befugniß auszustattenden Ständeversammlungen für Schleswig und für Holstein zu einer gemeinschaftlich tagenden Versammlung umgeschaffen werden. Vor 1848 konnten bei gemeinschaftlicher Gesetzgebung und Verwaltung zwei berathende Versammlungen nebeneinander sein; stimmten die Gutachten derselben über die ihnen vorgelegten Gesetzentwürfe nicht überein, so konnte der Landesherr das eine oder das andere oder auch beide unberücksichtigt lassen. Zwei gesetzgebende und steuerbewilligende örtlich getrennte Versammlungen stehen

aber mit gemeinsamer Gesetzgebung und Verwaltung im Widerspruch. So ist die reine Wiederherstellung des Status quo ante durch die Dänen selbst unmöglich gemacht, aber zum Vortheil der Schleswig-Holsteiner; denn die dänische Verfassung führt mit Nothwendigkeit zu einer schleswig-holsteinischen, zu der Form des Staatslebens, welche zugleich die beste Gewähr für die Aufrechthaltung der reinen Personalunion gegen etwaige Uebergriffe des dänischen Volks und seines Königs ist.

3) Das Herzogthum Holstein ist mit dänischen Beamten überschwemmt, das holstein-lauenburgische Contingent wird fast nur von Dänen befehligt. Schleswig ist noch übler daran. Es muß beiden Ländern ihr verfassungsmäßiges Indigenat gewährt werden, und dazu ist keine Aussicht, wofern nicht die reine Personalunion wiederhergestellt und in den Herzogthümern durch eine gemeinsame Verfassung geschützt wird, welche dann selbstverständlich die Bestimmung enthalten müßte, daß in Schleswig-Holstein nur Schleswig-Holsteiner zum Staatsdienst berechtigt seien. Auf Grund der wiederholt erwähnten Bekanntmachung von 1852 ist in dieser Beziehung nichts zu erreichen. Verspräche man aber auch in Kopenhagen, die Dänen bei der Verwendung im Staatsdienst nicht zu bevorzugen, so würden sich solche Versprechungen leicht illusorisch machen lassen.

Gegen eine solche Beilegung des Streites, fährt die Schrift fort, könnten sich die Dänen auf das londoner Protokoll nicht berufen, da der dispositive Theil dieses Vertrags sich nur auf die Regelung der Erbfolge im Hause Oldenburg bezieht. Der Vertrag hatte einfach den Zweck, zu verhüten, daß nach dem Ableben des jetzigen dänischen Königs und seines Oheims, des Erbprinzen Ferdinand, die verschiedene Erbfolge in Dänemark und Schleswig-Holstein die zwischen beiden Ländern bestehende Personalunion aufheben würde. Wie im Uebrigen die Verhältnisse der Herzogthümer und Dänemarks zueinander völkerrechtlich und staatsrechtlich zu ordnen seien, sagt das Protokoll nicht; damit sich zu beschäftigen, fanden die Mächte kein Interesse. Der dänisch-deutsche Staatencomplex sollte in seinem bisherigen Gebietsumfange als nothwendig für das europäische Gleichgewicht erhalten bleiben; die Form, unter der dies geschah, war gleichgiltig*).

Wenn die Dänen, um den jetzigen Zustand auf der cimbrischen Halbinsel als wenigstens von den deutschen Mächten geschaffen darzustellen, sich auf die östreichischen und preußischen Noten und Depeschen von 1851 und 1852 berufen wollten, so würde ihnen entgegenzuhalten sein, daß es Friedensschlüsse und Verträge gibt, welche deshalb unhaltbar sind, weil sie dem einen

*) Eine Ansicht, welche selbst von russischen officiösen Blättern, die freilich für die Stellung des Cabinets zu der Frage nichts beweisen, mit größter Offenheit ausgesprochen wurde.

Theil mehr zumuthen, als er halten kann. Das preußische Ministerium handelte 1852 in Abhängigkeit von Oestreich, welches die schleswig-holsteinische Sache im Einverständniß mit dem ihm damals befreundeten Rußland nach Analogie der östreichischen Staatsverhältnisse und im Geiste der deutschen Reaction ordnete, die in den Herzogthümern nicht einmal den Status quo ante anzuerkennen geneigt war. Wie diese Reaction über Schleswig-Holsteiu dachte, zeigt Beseler an den Worten eines ihrer bekannteren Vertreter, die wir — ihre Genauigkeit, an der wir zweifeln möchten, vorausgesetzt — als charakteristisch mittheilen.

„Im Jahr 1853 bemühten sich zwei Schleswig-Holsteiner bei den deutschen Regierungen, für viele ihrer Berufsgenossen eine Verbesserung der traurigen Lage derselben zu bewirken. Am 23. Mai empfing sie der königlich baierische Ministerpräsident Freiherr von der Pfordten und erwiderte auf ihre Anträge: die deutschen Regierungen haben die Sache der Herzogthümer nicht richtig aufgefaßt, und durch ihre Unterstützung ist ihre Lage verschlimmert worden. Sie sind verleitet und aufgeregt durch Advocaten und Professoren. Als ihm hierauf das Erforderliche gesagt war, sprach er weiter: Einerlei, die Herzogthümer sind dänische Provinzen, und wenn ich holsteinischer Minister wäre, würde ich das Land danisiren, selbst wenn eine Völkerwanderung daraus entstände. Es ist die Politik der Nothwendigkeit, welche hier befolgt werden muß. Rußland will es, und so muß es geschehen.“

Die frühern Ansichten und Thaten des Freiherrn von der Pfordten stimmen damit nicht überein. Wir kommen auf sie und anderes im Lebensgange des Betreffenden vielleicht später einmal zu sprechen. Hier kam es nicht auf die Person, sondern nur darauf an, die Reaction über Schleswig-Holstein sich äußern zu hören; denn wenn wir auch mit Beseler glauben dürfen, daß die wunderbare Unbefangenheit in den angeführten Aeußerungen nach Form wie nach Inhalt das Eigenthum des Herrn von der Pfordten sein könnte, so wird man nicht irren, wenn man annimmt, daß sie nur ein potenzirter Ausdruck der Stimmung der damals in Deutschland maßgebenden Kreise war.

So wurde es möglich, daß Dänemark seinen Willen durchsetzte. Ihm wurden die Herzogthümer zu Füßen gelegt, und fast ein Wunder war es, daß es sich zu dem Versprechen herbeiließ, das Herzogthum Schleswig nicht dem Königreich einzuverleiben. Seitdem hat sich aber in immer weitern Kreisen die Ansicht Geltung verschafft, daß man damals in Schleswig-Holstein nicht blos wichtige Interessen ohne Noth geopfert, sondern auch die Ehre Deutschlands aus den Augen verloren habe. Dieses drückende Bewußtsein wird das deutsche Volk nur so lange nicht zu Wandel schaffender That werden lassen, als dasselbe sich noch nicht in der Lage befindet, sein Interesse zu vertreten und sich Genugthuung zu verschaffen. „Kein Unbefangener wird es

bezweifeln, daß, wenn Deutschland einmal zu Kräften gekommen sein wird, sich mit Unwiderstehlichkeit die Ueberzeugung Bahn brechen muß, daß es für die Ehre einer großen Nation vollkommen unerträglich sei, die Stipulationen für die Zukunft anzuerkennen, durch welche die transalbingischen Lande mit allen deutschen Interessen, welche sich an ihre Küsten und Häfen knüpfen, an die Dänen abgetreten wurden, ohne daß auch nur eine einzige Feldschlacht verloren wäre."

Zunächst — so lesen wir bei Beseler zwischen den Zeilen — kommt alles darauf an, daß Preußen innerlich erstarke, dadurch in Deutschland moralisch erobere, Deutschland mit sich emporhebe, und die Stellung und Geltung wieder erlange, die ihm unter den europäischen Mächten gebührt. Dazu bedarf es aber Zeit, und so werden sich die Holsteiner noch eine Weile gedulden müssen. Sie werden, wenn sie ihre Lage begreifen und mit uns fröhlich in Hoffnung sind, die Dänen und ihre etwaigen Vorschläge, die sicher auf keine wirkliche Entlassung auch nur Holsteins aus dem Gesammtstaat hinauslaufen werden, mit der oben angedeuteten Forderung zurückweisen und für jetzt nichts erlangen, sich aber die Zukunft gerettet haben, die sie mit ihrer robusten moralischen Constitution recht wohl erwarten können. Die Schrift selbst fährt dann fort: An Veranlassungen, die Sache Schleswig-Holsteins aufs Neue vorzunehmen, wird es nicht fehlen, und die europäische Constellation, die jetzt schon eine sehr andere als 1852 ist, so wie die Stimmung der fünf Großmächte kann dann leicht eine günstigere für uns sein. Die Dänen können dann die Wahrheit zu hören bekommen. Es kann ihnen von verschiedenen Seiten gesagt werden, der Bogen sei zu stark gespannt worden, man dürfe dem gesunden Deutschland nicht zumuthen, was man dem kranken abgedrungen, und zudem habe die Erfahrung gelehrt, daß man sich in den Mitteln vergriffen, daß die damalige Erledigung des dänisch-deutschen Streits keine Erledigung, sondern eine Verewigung gewesen, daß statt Ruhe und Frieden vielmehr Unruhe, Unfrieden und die starke Gefahr schwerer europäischer Verwickelungen auf die engere Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark gefolgt sei, daß die dänische Monarchie statt auf diesem Wege im Interesse des europäischen Gleichgewichts zu erstarken, nur hilfloser geworden, nur mehr auf fremden Beistand angewiesen sei, und daß man, seinen Irrthum einsehend, nach andern Grundsätzen verfahren müsse. So dürfte namentlich England einmal sich äußern, welches durch kein wirkliches Interesse, sondern lediglich, weil Deutschland sich schwächer zeigte, als man in London erwartet, das londoner Protokoll herbeiführen half.

Beseler kommt sodann auf Oestreich zu sprechen. Als im verflossenen Herbst deutsche Bundesgenerale bei Rendsburg das holstein-lauenburgische Contingent inspicirten, soll ein östreichischer General den Dänen erklärt haben, nichts hindere den König Friedrich VII., zu geruhen, daß vier-

tausend Grönländer als das holstein-lauenburgsche Contingent aufmarschirten. Das ist im Hinblick auf die östreichischen Heereseinrichtungen folgerichtig; wie es vom östreichischen Standpunkt im Allgemeinen folgerichtig schien, wenn man bisher den dänischen Gesammtstaat für lebensfähig ansah und sich der dänischen Regierung gegenüber darauf beschränkte, daß man sie warnte, ihre Uebergriffe nicht auf die Spitze zu treiben, und ihr rieth, durch kluge Milde die Geister politischer und nationaler Erregtheit zu beschwichtigen, im ganzen Bereich der Monarchie die fürstliche Gewalt als den Hort aller berechtigten Interessen zu befestigen, in Dänemark die Demokratie zu zügeln und dem deutschen Bunde gegenüber die diplomatische Schicklichkeit zu bewahren. Mehr konnte Oestreich, sagte man, nicht thun. Denn abgesehen von seiner Eifersucht gegen Preußen, fand es in der dänischen Monarchie nur das verkleinerte Spiegelbild des Ländercomplexes, der durch das viribus unitis zu einem nur noch provinziell gegliederten Einheitsstaate geworden ist.

Wir glauben mit Beseler, daß in dieser Ansicht Wahres sich mit Falschem mischt. Zunächst verpflichtet die Aehnlichkeit politischer Einrichtungen einen Staat nicht immer zur Unterstützung des ähnlich geordneten; es ist sogar, wie jetzt unter anderm das Verhältniß Rußlands zu Sardinien zeigt, bisweilen das Gegentheil der Fall. Sodann aber ist, wie Beseler nachweist, die Aehnlichkeit zwischen Neuöstreich und der dänischen Monarchie geringer als die Verschiedenheit beider. Der Kaiser von Oestreich steht an der Spitze des Staats mit unbeschränkter Gewalt, die allen Nationalitäten, abgesehn davon, daß dem deutschen Culturelement eine bestimmte ausgezeichnete Stelle eingeräumt ist, die Bürgschaft gibt, daß keine unter ihnen zur Herrschaft gelange, daß jeder ihr Recht werde. Anders im dänischen Gesammtstaat (den die Postzeichen aus Kiel und Altona als „Königreich Dänemark" bezeichnen). Dieser ist, wie gezeigt, ein halb beschränkt, halb unbeschränkt regiertes Gebiet, dessen vortheilhafter gestelltes Volk die andere Hälfte zu beherrschen strebt und sie finanziell ausbeutet. Während ferner in Oestreich der deutschen Sprache in bestimmten Beziehungen eine besondere Stellung eingeräumt ist, weil sie zu den großen Völkersprachen gehört, und (wie der Slavencongreß in Prag bewies) unter den zahlreichen Idiomen eine Sprache sein muß, deren Verständniß man bei allen voraussetzt, wird das Deutsche in der dänischen Monarchie vielfach gemißhandelt und dem Dänischen, welches außerhalb seines eigensten Gebiets unbekannt ist, das Uebergewicht verliehen, ja man sucht es den Deutschen durch die Polizei aufzudrängen. Während die östreichische Armee keine deutsche, ungarische oder italienische, sondern die Armee des Kaisers von Oestreich ist, in der alle Nationalitäten in der Erlangung militärischer Grade gleichgestellt sind, wird die Armee des Königs von Dänemark und Herzogs von Schleswig-Holstein und Lauenburg als eine national-dänische behandelt.

Während in Oestreich zur Rechtspflege und Verwaltung Männer aus allen Kronländern herangezogen werden, stellt man in der dänischen Hälfte des dänischen Gesammtstaats fast nur, in der deutschen, besonders in Schleswig, vorzugsweise Dänen an. Wie stark sodann auch der Antagonismus zwischen einigen der unter Oestreichs Scepter vereinigten Nationalitäten sein mag, so nimmt die Mannigfaltigkeit des Bildes, welches der Kaiserstaat in nationaler Beziehung darbietet, dem Haß der einzelnen Volksindividualitäten gegeneinander einen großen Theil seiner aggressiven Schärfe. Niemand wird es bezweifeln, daß, wenn die östreichische Monarchie nur von zwei Volksstämmen und zwar zu gleichen Theilen bewohnt wäre, die jetzige Centralisation unmöglich sein würde. In der dänischen aber wohnen nur Deutsche und Dänen und zwar ungefähr zu gleichen Theilen; denn was den erstern an Zahl fehlt, ersetzen sie reichlich durch höhere Bildung und durch den Zusammenhang mit den Verwandten im Süden.

Während endlich Oestreich eine Großmacht ist, deren Angehörige moralisch und materiell die Vortheile eines in seinen Machtmitteln und Zielen gewaltigen Staates genießen, während hier viele sich über den Verlust nationaler Selbstständigkeit in dem Gedanken trösten mögen, Glieder eines Gemeinwesens zu sein, welches Europa gegen Asien zu schützen berufen ist, andere sich an den mittelalterlich-politischen Traditionen des Regentenhauses berauschen, wieder andere in Oestreich den Hort des Katholicismus erblicken, noch andere (und das möchten die meisten sein) sich aller Gedanken an Nationalität, Freiheit und Kirche entschlagen mögen, weil sie bei dauerndem Frieden eine gewaltige Entwicklung der materiellen Interessen auf einem Gebiet sich entfalten sehn, welches unerschöpfliche Hilfsquellen besitzt, gehört der Deutsche in der dänischen Monarchie nur einer Macht dritten, wenn man will, vierten Ranges an, in der sich kein großer Gedanke ausprägt, an die sich keine große Hoffnung knüpft, die im Gegentheil schon alle Zeichen der baldigen Auflösung an sich trägt, und auf deren Ableben bereits die Erben warten.

So fiele wenigstens eins der Momente weg, welche das wiener Cabinet zu der bisher innegehaltenen Behandlung der schleswig-holsteinischen Sache veranlaßten. Das andere Moment — hätte Beseler fortfahren können — die Eifersucht auf Preußen wird man der heilenden, neue Combinationen der Mächte bildenden Zeit überlassen müssen. Die letzten Jahre, die letzten Monate haben gezeigt, daß die Mißgunst noch stark genug ist. Unheilbar aber ist der Riß nicht. Die letzten Jahre, die letzten Monate haben auch gezeigt, daß Oestreich einen zuverlässigen Bundesgenossen bedarf, und es werden, nach den Zeichen am politischen Himmel zu urtheilen, Tage kommen, wo man sich in Wien die Frage vorlegen wird, ob die Freundschaft der nordischen Macht nicht endlich durch wirkliche, ganze, des Dankes werthe Zugeständnisse zu ge-

winnen sei. Oestreich ist durch seine Politik in der orientalischen Frage isolirt. Im Osten grollt ihm Rußland. Im Westen ist der Neffe des Siegers von Marengo sicher nur durch Englands Einspruch abgehalten, sich auf Oberitalien zu stürzen und dort die „Dotation“ für Frankreich zu erobern, die nach seiner Meinung die Familie Bonaparte der französischen Nation schuldet. England ist für Oestreich nur gegen Rußland ein Bundesgenosse, auf den zu zählen ist, Preußen unter den jetzigen Umständen vielleicht nur gegen Frankreich, der deutsche Bund aber ohne Preußen fast eine Null, sein buntes Heer wenig mehr werth (wir denken dabei nicht an die militärischen Eigenschaften der einzelnen Truppen, sondern an die vielen Stimmen, welche trotz der Einheit des Oberbefehls hineinzusprechen hätten) als das weiland Reichsheer von 1757. Conjecturen hieraus aufzustellen und Fälle zu finden, die es für Oestreich nothwendig machen, den alten Groll aufzugeben, und das alte Streben nach der Hegemonie in Deutschland bei Seite setzend, sich einem Erstarken Norddeutschlands nicht mehr entgegenzustemmen, überlassen wir der Phantasie der Leser. Wir haben es nur mit der Gegenwart zu thun, und diese weist uns wieder auf die Erwartung der Dinge zurück, die sich im Ständesaal von Itzehoe begeben werden.

„Die Mitglieder der Ständeversammlung werden sich gegenwärtig halten“ — schließt Beseler seine Erörterung — „daß es in den meisten Fällen nicht allein ehrenhaft, sondern auch klug ist, die Wahrheit zu sagen; sie werden kein Gewicht darauf legen, daß ein schwächliches Compromiß mit der Unwahrheit ihnen vielleicht augenblicklich eine kleine Erleichterung gewähren möchte, während sie sich der Betrachtung nicht entziehen können, daß sie durch kleinmüthige Begehrlichkeit dem lebendigen Geist ihrer an guten und rühmlichen Thaten reichen Geschichte, der lauten Mahnung einer unerbittlichen Gegenwart, dem unbeugsamen Geist des alten Sachsenstammes den Rücken wenden, daß sie die Ruhe ihrer Todten stören würden, über denen auf den Schlachtfeldern vor Schleswig kaum der Rasen grün geworden.“

Wir haben Beseler ausführlich sprechen lassen, nicht blos, weil sein redlicher Patriotismus das Wort haben sollte, nicht blos, weil er die Meinung einer achtungswerthen Partei in Schleswig-Holstein und im innern Deutschland vertritt, sondern auch, weil sehr vieles in seiner Beweisführung vollkommen richtig ist. Zu dem Ergebniß seiner Erörterung aber, zu dem Rathe, den er den Holsteinern ertheilt, können wir uns nicht bekennen. Er kann nicht meinen, daß Deutschland, daß die norddeutsche Großmacht einer Befolgung dieses Rathes durch die holsteinischen Stände jetzt ihre Unterstützung leihen würde. Er verlangt zu viel von den Holsteinern, damit sie nicht zu wenig thun, oder er denkt, wie wir bereits hervorgehoben, an eine bessere Zukunft. Wir haben uns aber an die Gegenwart zu halten, und die Dinge vorläufig zu nehmen, wie sie gegeben sind. Auf diesem Standpunkt sind dann folgende Sätze maßgebend:

1. Das staatsrechtliche Verhältniß der Herzogthümer Holstein und Schleswig zu Dänemark, wie dasselbe vor und im Jahre 1848 bestand, kann nicht die Basis werden, auf welcher die Holsteiner und mit ihnen die Vertreter Deutschlands jetzt operiren. Dieses Verhältniß hat die Stadien eines großen politischen Processes durchgemacht, es ist vom Gegner angefochten, es ist Krieg darum geführt, es ist ein Friede geschlossen worden. Wie auch deutscher Rechtssinn und deutsche Vaterlandsliebe den Gang des damaligen Streites, die Führung des Krieges und das Ergebniß des Friedensschlusses ansehen möge, es ist unzweifelhaft, daß von dem gesammten Europa die Contrahenten des Friedens: Preußen und Oestreich, resp. der deutsche Bund einerseits, Dänemark andrerseits als vollberechtigt zum Abschluß des Friedens angesehen worden sind, und daß dieser Friede die Grundlage der gegenwärtig bestehenden rechtlichen Verhältnisse bilden sollte.

2. Auf das londoner Protokoll dagen haben die Holsteiner durchaus keine Rücksicht zu nehmen.

3. Sie haben vielmehr als Basis ihrer Forderungen lediglich die Bestimmungen des letzten Friedensschlusses festzuhalten. Diese Stellung ist sicher und unangreifbar für Dänemark und, was wichtiger ist, unangreifbar für alle Cabinete Europas. Ein Zurückgehn auf die Forderungen von 1848 würde als revolutionär verurtheilt werden und könnte den Holsten und ihren Freunden jetzt den größten Schaden thun. Ein Beharren auf voller, gewissenhafter, hinterhaltsloser Erfüllung der Stipulationen des Friedens dagegen muß von ganz Europa geduldet und kann ohne irgendwelche Gefahr von Preußen zur eignen Sache gemacht werden.

4. Der Friede hebt allerdings die politische Einheit der Herzogthümer Holstein und Schleswig auf, aber er setzt für die Schleswiger im Allgemeinen gleiche Rechte fest wie für die Holsteiner. Er gibt also dem deutschen Bunde, also Preußen, die Befugniß, die Lage Schleswigs zum Gegenstand seiner Fürsorge zu machen. Er ist endlich merkwürdig kurz und übergeht so viele Fragen mit Schweigen, daß eine kluge und feste Benutzung der Rechte, welche er noch läßt, und der Folgerungen, welche er zu ziehen gestattet, den Herzogthümern zum Heil werden und Dänemark in unabsehbare Verlegenheiten stürzen muß. Von dem, was sich aus diesen Annahmen weiter entwickeln läßt, ein ander Mal. Hier handelte es sich nur darum, auszusprechen, daß der Friedensvertrag unter den gegebenen Verhältnissen die einzig anwendbare und die einzig glückverheißende Grundlage für die jetzt beginnenden Verhandlungen in Itzehoe ist.

Reisen in Italien.

3.

Jene Richtung auf ausschließlich ästhetischen Genuß Italiens hat ihren letzten und reinsten Ausdruck durch einen der edelsten Vertreter des classischen Idealismus, durch Wilhelm von Humboldt (preußischer Gesandter in Rom 1802—1808) gefunden. Sein Verhältniß zu der ewigen Stadt, die auch ihm eine zweite Heimath wurde, in der er sein Leben zu beschließen wünschte, wo auch seine Bildung sich vollendete und ihre schönsten Früchte zeitigte, hat er besonders in dem bekannten Gedicht „Rom" und in einem Aufsatz „über Goethes zweiten Aufenthalt in Rom" ausgesprochen. Sein Biograph hat auch diese Periode seines Lebens so klar zur Anschauung gebracht, daß wir Humboldts Auffassung von Italien und Rom nicht besser als mit seinen Worten charakterisiren zu können glauben. „Auf Humboldt," sagt Haym (H. Leben S. 215) „wirkte Rom in allen Stücken so beruhigend und reinigend, so erhebend und befreiend, wie sonst nur Werke der Poesie und der Kunst wirken. Es war eine stimmende, eine ästhetische, eine gleichsam musikalische Wirkung. — Er sah und empfand Rom nicht wie der Maler, der Dichter oder der Bildner; aber er faßte es auf wie diese alle zusammen; er besaß ein universelles ästhetisches Sensorium; der Eindruck Roms auf ihn war ein schlechthin ästhetischer." Sein ästhetischer Idealismus, der ihn der Weltlichkeit feind, ungerecht gegen die Gegenwart und doch wieder durch die Vermittelung der Phantasie empfänglich für alle Schönheit machte, spricht sich am schroffsten in dem berufenen Wunsche aus, daß die Campagna nicht angebaut und Rom selbst nicht in eine polizirte Stadt verwandelt werden möchte, in der kein Mensch Messer trüge. „Denn — so schreibt er an Goethe — nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr ist als dies ganze Geschlecht." — „Dieser Wunsch war freilich poetisch grausam. Das Anstößige und Charakteristische besteht nur darin, daß diese poetische Ansicht der römischen Dinge die prosaische, die natürlich-menschliche und praktische gar nicht aufkommen ließ. Es ging ihm wie dem Maler, den an dem zerlumpten Bettler einzig das malerische Motiv erfreut. Aber er hätte zu dieser ästhetischen Licenz der Anschauungsweise ein geringeres Recht als der Maler. Er bezahlte dieselbe nicht wie dieser mit gelungenen Werken, welche die Freude der Welt werden: er bezahlte sie lediglich mit sich selbst. Nicht auf dem Wege eines fruchtbaren Kunststudiums, sondern auf dem Wege des egoistischen Ge-

nusses und der Selbstbildung kam er zu jenen romantischen Reflexionen. Um uns moralisch mit diesen auszusöhnen, werden wir auf alles dasjenige angewiesen, was Humboldt später, sei es trotz sei es durch seine ästhetische Cultur der Welt und dem Vaterland genützt hat. Er schwelgte für jetzt blos um seiner selbst und seiner eigenen Phantasie willen in den Bildern und Wünschen der Phantasie. Grade die subjective und idealistische Beziehung seiner Auffassung Roms, grade dies, daß er die ganze Erscheinung Roms lediglich auf sein eignes Innere als auf den alleinigen Mittelpunkt bezog, gab seinen ästhetischen wie seinen geschichtsphilosophischen Betrachtungen eine so durchaus eigenthümliche Farbe. Obgleich er daher so vielfach mit Winckelmann und Goethe sympathisirte, sah er dennoch Rom ganz anders als sowol Winckelmann wie Goethe. Er sah es, wie mit Recht gesagt worden ist, noch am meisten wie es Gibbon gesehen hatte. Nicht im Mittagslichte, sondern wie in melancholischer Abendbeleuchtung betrachtete er „die Stadt der Trümmer". Die langen Linien der römischen Stadt und Gegend, auf denen Goethe den Blick verweilen ließ, um seinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, werden für Humboldt zum Anhalt jener elegisch-lyrischen Stimmung. Immer wieder fällt sein Gedicht „Rom" in dieselbe Tonart und in das eine Thema zurück. „Wie durch zarten Trauerflor" blicken ihn Roms Gefilde an, und „einsam klagend strebet Trümmer dicht an Trümmer nur empor." Und zugleich fühlt man sich doch unwiderstehlich gefesselt, fühlt sich durch den Zaubergruß dieser Fluren in „sehnsuchtsvoll Erstarren" eingewiegt. — Der ästhetische Genuß, offenbar, so subjectiv bezogen, so ernst und so innerlich gewendet, ist mehr als blos ästhetischer Genuß. Rom ist für den Dichter dieser Elegie eine Andachts- und Cultusstätte. Gegenüber der frivolen Aeußerlichkeit des Katholicismus (Humboldt fand mit Recht die Ceremonien der heiligen Woche weder rührend noch feierlich, sondern einfach langweilig) erwachte in ihm, was von echter Religion in ihm schlummerte. Von der Betrachtung Roms erhebt er sich zu seinen höchsten philosophischen Gesichtspunkten. Er erblickt die Gottheit in dem großen Gang der Weltgeschichte. Er erblickt sie in der eignen Brust. Er erblickt sie in der Harmonie des Menschlichen und des Natürlichen. Rom ist der Tempel dieser ästhetisch-philosophischen Religion; denn „durch der Gottheit Segen" erwuchsen diese Hügel; was je die Brust Großes bewegen kann, „hängt an ihrer Gipfel heiterm Glanz" (S. 222—227).

Kaum ist ein größerer Gegensatz denkbar als zwischen Humboldts und Niebuhrs Auffassung von Italien. Jener war einer der genußfähigsten Menschen, diesem, den die Natur so verschwenderisch mit einer Fülle der seltensten Gaben ausgestattet, hatte sie nicht nur die Fähigkeit des Genießens, namentlich des rein ästhetischen, sondern auch die Lust am Dasein nur in sehr geringem Maße verliehn. Seine Hypochondrie und der unglückliche Hang, auf

die schwärzesten Seiten der Dinge den Blick unverwandt zu heften, verbitterten ihm den Aufenthalt in Rom (als preußischer Gesander 1816—1823) um so mehr, als gar manche Gründe zur Verstimmung von außen dazu kamen. Humboldt wurde Rom eine schönere Heimath, für Niebuhr war es ein Tomi (Lebensnachrichten 2. Bd. S. 479). Die Italiener waren ihm eine Nation von wandelnden Todten, und er hat alles Schlimme von ihnen gesagt, was sich von ihnen sagen läßt, für ihre guten und liebenswürdigen Seiten hatte er keinen Sinn. Rom machte ihm keineswegs einen erhebenden oder erfreulichen Eindruck (S. 249); wahrhaft schön fand er außerordentlich wenig, die Ruinen blieben ihm fremd (S. 262), da sie durchaus aus der Kaiserzeit stammen, und es ihm unmöglich war, Werke der Baukunst isolirt zu betrachten; in Verbindung mit den Vorstellungen, von denen er sie nicht trennen konnte, stießen sie ihn zurück (S. 243). „Oft gehe ich aufs Capitol und trete vor Marcus Aurelius und sein Roß, und die Löwen von Basalt habe ich mir nicht versagen können zu liebkosen. Auf dem Aventinus steht man nicht ohne schwere Gedanken, und auch nicht auf dem Palatin, aber sehr wenig näher bringt mich die Anwesenheit auf dem Fleck zum Bilde des vergangenen Alten (S. 263). Die Kunstwerke konnten ihm nicht nützen, „da ich unglücklicherweise ebenso wenig als meine alten Römer ein Enthusiast für die Kunst in der Art wenigstens bin, daß ich in ihr leben und durch sie mich schadlos für das gehalten finden kann, was eigentlich meiner Natur angemessen ist. Wo das Lebende anekelt, wie kann der, welcher nur an Menschengeist und Menschenherz sich selbst gehoben und glücklich zu fühlen vermag, an Bildsäulen, Gemälden und Gebäuden Ersatz finden? Wer kann blos von Gewürz und Wohlgerüchen leben?" (S. 268) Da für ihn die echte Kunst nur bis auf Raphaels Tod existirte und er grade mit besonderer Vorliebe an der vorraphaelischen Zeit hing, konnten ihn auch die Werke der modernen Malerei und Sculptur in Rom nicht anziehn. Bei dieser totalen Umwandlung der Kunstansichten, nach der nun was dreißig Jahr vorher als das Höchste bewundert worden war, geringgeschätzt wurde und umgekehrt, machten Goethes Kunsturtheile in seiner italienischen Reise einen sehr ungünstigen Eindruck auf ihn. „Es ist sehr schlimm, daß er sie bekannt gemacht hat, da gegenwärtig ein weit gesunderer Sinn über die Kunst herrscht, der sich schon an Goethes früher ausgesprochenen Kunsturtheilen ärgert und ihm nicht nur die als unfehlbar aufgetragene Entscheidung aberkennt, sondern ihm vielmehr ein auch nur besonders befugtes Urtheil abspricht. — Ich wollte, er hätte seinen Hackert und Winckelmann nicht geschrieben. Derselben Art aber sind die Kunsturtheile in der Reise" (S. 283). Ja er ging so weit, daß er meinte, Goethe sei der Sinn für die bildlich darstellenden Künste überhaupt versagt gewesen (S. 289). Ueberhaupt hat er in der Beurtheilung dieser Reisebeschreibung zugleich seinen eignen Standpunkt bezeichnet.

„Sie hätten uns nichts Interessanteres senden können; aber möchte man nicht darüber weinen? Wenn man so eine ganze Nation und ein ganzes Land blos als eine Ergötzung für sich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts sieht, als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört, alles geistig und menschlich Große, alles was zum Herzen spricht, wenn es da ist, vornehm beschaut, wenn es vom Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, sich an der komischen Seite des Letztern ergötzt. — Mir ist das eigentlich gräßlich; vielleicht persönlich mehr als ich es andern zumuthen möchte, aber dem Wesen nach erlasse ich es keinem. Ich weiß sehr wohl, daß ich in das andre Extrem gehe, daß mein politisch-historischer Sinn sich schon ganz mit dem befriedigt fühlt, wofür Goethe keinen Sinn hatte, und daß ich nicht allein im göttlichen Tirol, sondern in Moor und Haide unter freien Bauern, die eine Geschichte haben, vergnügt lebe und keine Kunst vermisse. Aber die Wahrheit liegt nicht immer in der Mitte, obgleich allemal zwischen zwei Extremen." — Hätte Niebuhr die Städte Latiums durchwandern und mit seinem Adlerauge nach den Trümmern der alten Welt nicht blos nach denen, die in Monumenten, sondern auch nach denen, die in Sitten, Gebräuchen und Zuständen erhalten sind, spähen können: so würde er sich in Italien glücklicher gefühlt haben. Nur einmal wird ihm wahrhaft wohl, in Terni, wo er an funfzig unversehrte altrömische Häuser fand und die alte Grenzscheidekunst und Weinbereitung noch in praktischer Anwendung, wo er den Kanal des Curius in seiner ganzen Ausdehnung verfolgte (S. 244—247). Aber Latium war jenseit Frascati und Albano für ihn ganz unzugänglich: „und dies wäre eigentlich das, warum der Aufenthalt hier mir für die Geschichte viel hätte werth sein können" (S. 281). Selbst die herrliche Aussicht auf die latinische Ebene und die Gebirge konnte ihn nicht erfreun. „Wenn man hindenkt auf das Gebirge, wo Hunderte vor Hunger sterben, und wo auch die kindische Fröhlichkeit, welche sonst den Fremden anzog, wie hier ganz erloschen ist, wo man lebt, weil man das Unglück hat geboren zu sein — da muß man ganz anders gestimmt sein als ich es bin, um sich des Schauspiels freuen zu können" (S. 280).

Seit der Mitte des zweiten Jahrzehntes dieses Jahrhunderts begann der Strom der Reisenden mit erneuter Stärke nach Italien zu fluten, nachdem er in den Kriegsjahren spärlicher geflossen war. Von nun an ist es nicht mehr möglich, auch nur die wichtigern Berichte und Beschreibungen, mit denen der Büchermarkt in jeder Messe überschwemmt wurde, hervorzuheben. Wenn man eine Anzahl dieser Bücher durchblättert, die Jahr für Jahr die schon tausendmal beschriebenen Gegenstände aufs neue schildern, so staunt man über den Umfang und die Intensität des Interesses für Italien im deutschen Publicum, das nie müde geworden ist, sich immer dasselbe wiederholen zu lassen. Von den Büchern über Italien, die vor einem Menschenalter viel gelesen wur-

den und auch jetzt zum Theil noch nicht vergessen sind, nennen wir beispielsweise: Hermann Friedländer, Ansichten von Italien 1820, 2 Bände; Kephalides Reise durch Italien und Sicilien 1818, 2 Bände; Christian Müllers Briefe an deutsche Freunde von einer Reise durch Italien 1824, 2 Bände; (worin man, beiläufig gesagt, 2. B. S. 730, einen sehr guten sachverständigen Bericht über die Ostermusiken in der Sixtinischen Kapelle findet). Die durchgehende Stimmung in diesen und andern Büchern ist Enthusiasmus für das schöne Land, dessen Uebelstände meist mit Humor ertragen, dessen Verfall zuweilen mit Wehmuth betrauert wird. Je nach der Richtung und dem Bildungsgrad der Reisenden sind die Natur, die Kunst, die Alterthümer, auch (wie namentlich bei Kephalides) die nationalen Eigenthümlichkeiten vorzugsweise der Gegenstand ihres Interesses, die letztern finden fast überall wohlwollende und nachsichtige Beurtheilung. In der Kunstbetrachtung herrscht wie bei Niebuhr unbedingte Bewunderung der vorraphaelischen und zuweilen entsprechende Verachtung der nachraphaelischen Perioden; von diesem Standpunkt aus werden auch die Bestrebungen der neuen deutschen Künstlerschule in Rom gewürdigt (besonders bei Friedländer). Die Einflüsse der Romantik zeigen sich am meisten in der andächtigen Schwärmerei für die Ostermusiken der päpstlichen Kapelle.

Aber auch für die Masse der Spießbürger und Philister, die nach Italien reisten, weil es Mode war und das gerühmte Land weit unter ihrer Erwartung fanden, denen weder der Golf von Neapel noch das Pantheon ihr heimisches Weißbier und die gemüthliche Abendpfeife ersetzen konnte, wurde ein Buch geschrieben, das vollkommen ihre Empfindungen ausdrückte. Wir meinen: Italien wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für alle, welche sich dahin sehnen, von Gustav Nicolai, königl. preuß. Divisionsauditeur. Die zweite (1835 erschienene) Auflage enthält als Beigabe außer dem Portrait des Verfassers, alle günstigen und ungünstigen Recensionen des Buchs, mit Bemerkungen begleitet. Der königl. preußische Divisionsauditeur hatte Italien als Milordo mit Extrapost durchreist, weil er sich einbildete, daß wer mit Vetturinen reise, in Italien für einen „Lump" gehalten werde; er war dem ungewöhnlichen Zuschnitt seiner Reise gemäß geprellt worden, um so mehr als er auch die plumpsten Zumuthungen erfüllen zu müssen glaubte, wenn man ihm andeutete, daß es für Seinesgleichen nicht anders schicklich sei. Wie er überall verhöhnt und zum Narren gehalten wurde, erzählt er selbst mit großer Naivetät. Bei seiner eiligen Fahrt (in nicht vollen zwei Monaten durcheilte er ganz Italien hin und zurück) lernte er nur Gastwirthe, Postbeamte, Douaniers, Lohnbediente und Bettler kennen; da er in den heißesten Sommermonaten reiste, wurde er von Flöhen aufs äußerste geplagt. Mit komischer Gewissenhaftigkeit ver-

zeichnet er in jedem Capitel aufs neue alle ausgestandenen Flohbisse, Paßchikanen, ungenießbare Nationalgerichte, übermäßige Rechnungen u. s. w., um durch diesen wahrhaften Bericht seiner Leiden seine Mitbürger von ihrer Mignonsehnsucht zu heilen und sich den Dank des Vaterlandes zu verdienen; das Bewußtsein als Mensch und preußischer Beamter seine Pflicht gegen das Publicum zu erfüllen verläßt ihn nie. „Nein, nein," sagt er, „ein edles Gemüth kann Italien nicht schön finden! Daß die Natur schöner wäre als bei uns, kann ich nicht zugeben; sie wirkt, wie ich auch im tiefern Süden wiederholen muß, nur durch den Reiz des Fremdartigen; wäre sie aber wirklich unendlich schöner, dennoch vermöchte sie nicht zu entschädigen für die Qualen, denen Körper und Seele in diesem Jammerlande ausgesetzt sind. Nur ein schmuziger Cyniker kann sich in Italien gefallen." (1 B. S. 133). „Wie könnte ein edler, gemüthvoller, gebildeter und — reinlicher Mensch in diesem Lande sich wohl fühlen? (2 B. S. 3.) Ja Italien, du hast in dem stillen, friedlichen Reiche meiner Phantasie mit rauher Hand gestört! (2 B. S. 54.) Er glaubt sich das Zeugniß nicht versagen zu dürfen, daß er ausgestattet sei „mit der innigsten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl." Man fragt sich bei der Durchlesung dieses Buchs vergebens, wofür der Verfasser sich eingebildet haben könnte Empfänglichkeit zu besitzen. Die Denkmäler des Alterthums waren ihm so gleichgiltig, daß er nicht nach Pästum reiste, weil da nichts zu sehen ist „als die Ruinen des Tempels des Neptun, eines Tempels der Ceres, eines Theaters, Amphitheaters, und eines Porticus. Wir kennen diese Ruinen aus hiesigen Bildern sehr genau, indem wir uns die Hälfte des Dargestellten als gelogen denken, und da wir überdies nur zu viele Ruinen schon gesehen haben, so muß ich zugeben, daß es Thorheit sein würde, an den Anblick dieser Steinklumpen nur noch einen Kreuzer zu setzen." (2 B. S. 52.) Ueberdies war Nicolai zu der Ueberzeugung gekommen, daß die meisten Ruinen in Italien in neuerer Zeit fabricirt worden sind. Dieselbe Stumpfheit, dieselbe krasse Ignoranz und dieselbe Dreistigkeit der Behauptungen zeigt er den Werken der alten und modernen Sculptur und Malerei gegenüber. Viele der besten Sachen sah er überhaupt nicht, weil er nicht Zeit hatte, oder es nicht der Mühe werth fand. Von den Raphaelischen Stanzen bemerkt er, daß das Durcheinander und die Ueberhäufung der verschiedenartigen Darstellungen in denselben keinen erfreulichen Eindruck machen" (2 B. S. 167). Der Anblick italienischer Städte war ihm ein Greuel, weil von allen Seiten Contraventionen gegen die vaterländische Straßenpolizei sein ästhetisches Gefühl beleidigten. Daß Handwerker in Italien auf der Straße arbeiten, fand er höchst unerlaubt (1 B. S. 125). Venedig nahm sich in seinen Augen in der Ferne etwa wie Leipzig oder Breslau aus, in der Nähe aber als eine große, wüste, schmuzige Ruine, ein Gewinde stinkender Cloaken (1 B. S. 61).

Ueberall vermißte er schmerzlich die wohlabgeputzten, mit hellen Fensterscheiben, hinter denen man wohlgekleidete Menschen erblickt, versehenen Häuser der märkischen Fluren, und er dachte mehr als einmal mit Wehmuth an Strahlow und Treptow. Am wenigsten befriedigte ihn, wie schon bemerkt, die landschaftliche Natur Italiens. „Es ist recht schön in Neapel, allein selbst hier nicht schöner als in vielen Gegenden unseres Vaterlandes." Man erzählt als charakteristische Anekdote für das Non plus ultra des Berlinerthums, daß ein Berliner die Aussicht auf die Jungfrau fast so schön als im Diorama bei Gropius gefunden habe, aber Nicolai fand, daß Neapel „lange nicht so schön ist, als es uns vor einigen Jahren im Diorama der Gebrüder Gropius, idealisirt durch den Zauber der Farben, vors Auge geführt wurde" (2 B. S. 307). Die Schlußbetrachtung des Buchs ist, daß (mit Ausnahme Genuas) „in Italien nur die vulkanischen Merkwürdigkeiten, die Peterskirche und einzelne Kunstgegenstände den davon verbreiteten Vorstellungen entsprechen, und daß im Uebrigen alles, was man zur Vergötterung Italiens geschrieben und gesungen habe, freche Lüge und lächerliche Uebertreibung sei" (2 B. S. 201). Es versteht sich von selbst, daß Deutschland für ein in jeder Beziehung schöneres und sehenswertheres Land erklärt wird.

Die Behauptung dürfte paradox erscheinen, daß ein großer Theil der heutigen Besucher Italiens im Wesentlichen mit Nicolai übereinstimmt, und doch glauben wir, wird sie jeder bestätigen, der Gelegenheit gehabt hat, die Schwärme von deutschen Reisenden in der Nähe zu betrachten, die sich gegenwärtig Jahr für Jahr einige Wochen oder Monate lang in den hesperischen Gefilden tummeln. Schon vor fünfundzwanzig Jahren erlebte jenes viel geschmähte Buch eine zweite Auflage. Seitdem ist die Zahl der „Nicolaiten" unter den Touristen sehr gewachsen, je mehr das Reisen aus Langeweile überhand genommen hat, und je mehr der Comfort des Reisens in allen Ländern sich täglich steigert, während Italien in dieser wie in allen übrigen Beziehungen bei den alten primitiven Zuständen verharrt. Wer an sausende Bahnzüge, fürstlich eingerichtete Hotels mit ihrem ganzen Luxus, an gute Polizei u. s. w. gewöhnt nach Italien kommt, und für die Entbehrung aller dieser Aeußerlichkeiten weder in der Natur noch in der Kunst, weder in den Denkmälern der Vergangenheit, noch im Leben der Gegenwart Entschädigung findet — der kann in Italien nichts als Schmuz, Verfall, Flöhe, Bettelei und Prellerei finden. Der Grund, weshalb keine Nicolaitische Literatur über Italien entstanden ist, ist einfach der, weil diese Classe von Reisenden meistentheils mit der Literatur überhaupt auf gespanntem Fuß lebt, doch würde uns eine neue Version von „Italien, wie es wirklich ist", nicht überraschen.

Seit jener Nothruf des indignirten Philisterthums verhallt ist, ist die Flut der Reiseliteratur über Italien zu einer Besorgniß erregenden Höhe an-

geschwollen. Aber auch in den meisten dieser Bücher begegnet man nicht nur den bekannten Anschauungen und Erlebnissen, auch den bekannten Stimmungen wieder durch die ganze Stufenleiter, deren äußerste Extreme auf der einen Seite Goethe und W. v. Humboldt, auf der andern Seume und Niebuhr bezeichnen. Nur daß die Zeitströmung der dreißiger und vierziger Jahre bewirkt hat, daß das ästhetische Wohlgefallen hinter der menschlichen Sympathie und dem politischen Interesse für die unglückliche Nation mehr in den Hintergrund tritt. Diese Veränderung der Auffassung hat Adolph Stahr gelegentlich bei Erwähnung von Wilhelm Müller „Rom, Römer und Römerinnen" angedeutet. (Ein Jahr in Italien 2 B. S. 217): „Freilich ist in der enthusiastischen Darstellung dieses vortrefflichen Mannes noch ein gewisses arkadisches, schäferhaftes Etwas, ein gewisser rothbebänderter Stil mit Blumenstrauß im Knopfloch, was alles jener Zeit angehört, aber uns nicht mehr zusagt. Wir sind nicht mehr so glücklich unbefangen wie diese glückseligen Besucher Italiens, diese schwärmenden Hesperienfahrer aus den ersten zwei bis dritthalb Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Wir sehn nicht mehr was sie sahn, weil wir uns dem romantischen Eindruck nicht mehr so mit ganzer Seele, mit aller Energie eines nur auf das Kunstschöne gerichteten Interesses hinzugeben vermögen. Wir sehn nicht mehr mit ihren Augen. Damals, nach der ungeheuern Blutarbeit des Weltkampfes, in den Jahren, wo Müller sein „Rom, Römer und Römerinnen" lebte und schrieb, sehnte sich die ermattete Welt nach genießendem Ausruhen. Die Gegensätze lagen friedlich nebeneinander, die Lämmer spielten bei den Wölfen, und ein deutscher Römer sah z. B. in Mönchen und Pfaffen nur künstlerische Staffagen, oder wenn er langhaariger, altdeutsch christlicher Frömmigkeit beflissen war — und wie viele waren das nicht? — romantisch ehrwürdige Träger des christlichen Geistes. Wie hat sich das jetzt alles geändert!" Das angeführte Werk Stahrs, das sich schnell in weiten Kreisen verdiente Anerkennung erworben hat, ist sehr wohl geeignet, diese Veränderung anschaulich zu machen.

Es dürfte nicht nur im Ganzen das Beste sein, was in der neuesten Zeit über Italien geschrieben ist, sondern auch den Standpunkt, von dem aus die große Majorität der gebildeten deutschen Reisenden Italien gegenwärtig betrachtet, noch immer am besten repräsentiren. Die Empfänglichkeit des Verfassers für alles Schöne, was Italien in Kunst, Natur und den Erscheinungen des Lebens bietet, ist nicht nur eine höchst lebhafte, sondern vielfach bis zum Nervösen gesteigert. Aber das ästhetische Behagen ist bei ihm keineswegs die einzige oder auch nur vorwiegende Stimmung. Trotz seiner Begeisterung für die wunderbare landschaftliche Schönheit der Campagna in ihrer jetzigen Oede wünscht er doch, daß neben den Wasserleitungen und Grabdenkmälern Fabriken entstehen und Schlotte rauchen möchten, wenn auch zur Verzweiflung der

Romantiker, der Albumsreifenden, der Kunstenthusiasten (2 B. S. 351). Ja er verspürt bei sich Anwandlungen, in denen er eine lustige Fiedel in einer deutschen Sonntagsschenke, oder eine Gartenmusik inmitten fröhlicher, behaglich sonntagstrinkender Menschen dem Wege nach der Pyramide des Cestius und seinen melancholischen Rohrpflanzungen an den Seiten unbedingt vorzuziehn sich geneigt findet. „Mögen die Romantiker de pur sang diese Anwandlungen Nicolaitisch finden — immerhin" (2 B. S. 253). Wir hoffen, daß das Geschlecht dieser Romantiker nachgrade aussterben dürfte. Mit einer warmen Sympathie für den italienischen Nationalcharakter und einer fast zärtlichen Theilnahme für das Schicksal des unglücklichen Volks verbindet sich bei Stahr ein leidenschaftlicher Haß gegen seine Unterdrücker, gegen den Despotismus und das Priesterregiment. Zu seiner Stimmung paßten Silvio Pellico und Byron, wie zu der des classischen Idealismus Horaz, Properz und Ovid, zu der der romantischen Periode die Dichter des Cinquecento. Jedermann, der die verfaulten Zustände des Kirchenstaats, die asiatische Wirthschaft im Königreich Neapel kennt, wird mit dem Verfasser im Ganzen übereinstimmen, und selbst wenn die Gegenwart leidlich wäre, so käme man nicht zum ungetrübten Genuß dieser bunten Bilder, weil eine noch nicht fern liegende furchtbare Vergangenheit ihre schwarzen Schatten darein wirft. Doch läßt sich Stahr zuweilen etwas zu sehr von seiner unbedingten Antipathie gegen den Katholicismus hinreißen, dem es auch im gegenwärtigen Italien nicht blos an guten Intentionen, sondern auch an guten Wirkungen keineswegs fehlt, und ist zu geneigt, Uebelstände auf die Rechnung des Pfaffenthums zu setzen, an denen es unseres Erachtens unschuldig ist. Z. B. „Es hat etwas Niederschlagendes, wenn alles um uns her bei dem unbedeutendsten Dienste, nach jeder Frage, die man an sie richtet, mit der Antwort zugleich schon die Hand entgegenstreckt. Ich finde die Hauptquelle dieses traurigen Charakterzuges in der Religion des Volks. Da ihr Gott, ihre Madonnen, ihre Heiligen sie durch ihre Pfaffen und Mönche täglich in Contribution setzen, sich jede Hilfe und jeden Dienst schon vor der Leistung direct und indirect bezahlen lassen, warum sollten die Menschen es nicht ebenso machen?" (1 B. S. 306). Die einfache Erwägung, daß diese Habsucht sich einerseits in den unbesuchten Theilen Italiens so gut wie gar nicht, andererseits aber in allen vielbesuchten Ländern kundgibt, wo es kein Pfaffenthum gibt, wie in Aegypten, zeigt, wie unrichtig diese Herleitung ist.

Eine Uebersicht, wie die hier versuchte, hinterläßt einen trüben Eindruck: denn als Gesammteindruck ergibt sich aus diesen seit einem Jahrhundert fortgesetzten Beschreibungen, daß sich die trostlosen Zustände des Landes in dieser Zeit wenig verbessert, in mancher Hinsicht verschlechtert haben, im Wesentlichen aber unverändert geblieben sind. Die Hoffnungen auf eine Wiederauf-

richtung Italiens, die noch vor zehn Jahren gehegt werden konnten, sind schnell zu Grabe getragen worden — und wer möchte ihre Wiederkehr prophezeihen? Aber insofern sich auch in diesen Ansichten die Phasen unserer geistigen Entwicklung wiederspiegeln, dürfen wir sie, wie es uns scheint, nicht ohne Genugthuung betrachten. Denn auch hier haben wir manche einseitige und verkehrte Richtung glücklich überwunden und uns im Ganzen zu einer freien, vielseitigen und gesunden Auffassung erhoben. Fr.

Ein ehemals protestantisches Land.

Inmitten der großen Bildungs- und Zeitströmung gab es von jeher bestimmte Vermächtnisse früherer Zustände, die nicht von der Stelle rückten und auf deren Stützung große Anstrengungen verwendet wurden. Der Katholicismus zählt zu diesen Vermächtnissen. Es ist nicht ohne Interesse zu beobachten, wie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die vorwärtsdrängende Wissenschaft die Kluft erweitert, welche protestantische und katholische Bildung voneinander trennt. Jenseit des Rheins äußert sich das Bewußtwerden dieses Abstandes in einer wachsenden Gleichgiltigkeit gegen die Beobachtung kirchlicher Gebräuche und in einem rathsuchenden Einkehren bei den großen Philosophen unsrer Vergangenheit. Während Louis Napoleon Kirchen über Kirchen baut, den Papst zur Creirung neuer Erzbisthümer veranlaßt, Wallfahrten nach St. Anna d'Auray macht und in Rennes 1500 Priester die Revue passiren läßt, während dessen muß der Seinepräfect für den verschuldeten pariser Klerus, welcher auf eignen Credit eine Menge untauglicher Kirchen baute, interveniren, in Städten von 70,000 Seelen empfangen nur 3000 das Abendmahl. Der Pfarrer zu Paiczi-le-Chapt (Poitiers) sammelt für eine Gemeinde, deren Kinder zum großen Theil nicht getauft sind und die Gebildeten der Nation versuchen sich in Auslegungen der Schriften Kants und Fichtes. In Oestreich haben bekanntlich vor einigen Jahren denkende Köpfe Anstrengungen gemacht, um der katholischen Theologie in einer Art katholischen Philosophie neue Blutverjüngung zu verschaffen. Rom hat mit gutem Grunde dieser Uebertünchung eines alten Gebäudes keinen Beifall gezollt. Dennoch will man wenigstens den Namen retten und so sind denn hier und da Anstalten getroffen worden, die eine Wissenschaft der andern näher zu bringen. Ohnlängst erst hat der Fürstbischof Ottokar Maria das Motto aufgestellt: gründliche philosophische Bildung sei zum tieferen Verständniß der Theologie unentbehrlich,

und demgemäß werden in Gratz von Dr. Eduard Trummer in dortiger theologischer Lehranstalt Vorträge über Methaphysik gehalten. Man weiß bei alledem, daß die von der Naturwissenschaft revidirte Geschichte von Erschaffung der Welt bestimmte Lehren in Frage stellt, von welchen nun und nimmer abgewichen werden kann, daß nach dieser Seite hin erst ganz kürzlich ablehnende Verfügungen getroffen sind, und daß somit an eine Annäherung zwischen Dogma und Forschung nicht zu denken ist. Je mehr daher die Wissenschaft in die Massen dringt, um so mehr tritt die Versteinerung auf der andern Seite zu Tage.

Es kann nicht fehlen, daß bei so bewandten Umständen die Entwickelung des Volksgeistes in den verschiedenen Kronländern eine sehr verschiedene sein muß. Ungarn mit seinen 2,500,000 Protestanten, Siebenbürgen mit nahe an 600,000 Evangelischen werden eine andere Straße gehen als z. B. Salzburg, das erst im vorigen Jahrhundert Wohlstand und Fleiß in der Emigration der 70,000 Protestanten über die Grenze trieb, oder Steiermark, das schon im 16. Jahrhundert alles Nichtkatholische aus dem Lande jagte.

Das letztre Land ist für uns im Norden nach dieser Beziehung hin von besonderem Interesse. Ganz Steiermark stand einmal auf dem Punkte, dem Protestantismus gewonnen zu werden. Ueber die Hälfte des Bürgerstandes, ein großer Theil der Bauern und so ziemlich der ganze angesehenere Adel war protestantisch gesinnt. Auf dem augsburger Reichstage im Jahr 1547 forderte der Landeshauptmann, Freiherr Johann Ungnad selbst freie Religionsübung, und unter dem Druck der türkischen Grenzeinfälle in den Jahren 1575 und 1578 wurde das Zugeständniß wirklich erreicht. Schon früher, etwa seit 1530, hatte die Reformation in Steiermark ihren Anfang genommen. Allmälig waren 73 ländliche Gemeinden dem Latein abtrünnig geworden und celebrirten das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Auf allen Schlössern der Landstände gab es protestantische Schulen und Seelsorgestationen. Es ist bekannt genug, wie bald dieser neue Geist gebändigt wurde. Der jugendliche Ferdinand, durch Jesuiten dazu angefeuert, nahm den Toleranzbrief seines Vaters zurück; am 28. September 1598 beraubte man die Gemeinden ihrer Prediger, bald darauf verbrannte man 40,000 Bücher protestantischen Inhalts, und nicht viel später zwang man 30,000 Steirer, welche nicht wieder dem Papst huldigen wollten, Hab und Gut zu verkaufen, den zehnten Theil daheim zu lassen und mit dem Rest sich eine neue Heimath zu suchen.

Im Ganzen hat solcher Art der Protestantismus in Steiermark etwa hundert Jahre lang bestanden, und da ein weit größrer Theil, als die Zahl der Ausgewanderten beträgt, zum Katholicismus zurückkehrte, so ist eine beträchtliche Menge ketzerischer Samenkörner am Wege liegen geblieben.

Dennoch hat er bisher nur in kleinen, versprengten Gemeinden aufgehen können. Es mögen etliche 6—7000 Evangelische nach und nach ihr katholisches Kreuz und ihr Knien wieder verlernt haben. Sie sind über das ganze Land in kleinen Häuflein verstreut, und es ist nach Möglichkeit dafür gesorgt, daß sie nicht durch ihr Beispiel zu verführerisch wirken. Hier und da freilich hat man nicht verhindern können, daß alte protestantische Bethäuser von ihnen angekauft und ihrem Zwecke wieder zurückgegeben wurden. Dieser Bethäuser gibt es in Steiermark eine hübsche Anzahl; einige sind förmliche Kirchen gewesen, und man hat ihre ursprüngliche Bestimmung unter der Verklebung und Uebermauerung nie ganz verbergen können. So z. B. die zum Wohnhaus umgewandelte Kirche zwischen Bruck und Bärneck, an welcher noch die gothischen Fenster und Strebepfeiler deutlich kenntlich sind. Andere benutzt man heutigen Tages noch als Heumagazine, Futterscheuern und wie eben die Räumlichkeit sich verwenden läßt. Fast allen ist ein evangelischer Spruch gemeinsam, dessen Eigenthümlichkeit meistens darin besteht, daß keines Heiligen Erwähnung gethan wird. Es lassen sich diese Sprüche theilweise bis auf die Zeit der Hussiten zurückführen; sie finden sich auch an manchen Wohnhäusern und zwar nicht in Steiermark allein, sondern selbst in Gegenden, wo alles Ketzerische mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden ist. Nicht selten gesellt sich ihnen ein feuerlöschender Florian neuern Ursprungs oder eine „Mutter Maria, bitte für uns!" zu. Einer dieser Sprüche und zwar ein sehr alter, sei wegen seiner puritanischen Herbheit hierher gesetzt, da er den ernsten Geist seiner Zeit trefflich charakterisirt:

Dies Haus ist mein,
Bleib doch nicht drein,
Der nach mir kommt,
Ist auch nicht sein.
Der Tod ist g'wiß,
Drauf folgt das G'richt,
Himmel oder Höll
Wartet auf dich.

In Bruck, dem frühern Brennpunkt der Bewegung, ist erst vor Kurzem eine protestantische Kirche wieder entstanden. Die Prediger kommen vor der Hand noch aus den Nachbargemeinden herüber, doch scheint Aussicht, daß die brucker Gemeinde hinreichende Anziehungskraft ausüben wird, um eine selbstständige Stellung zu gewinnen. In Gratz hat sich schon früher der Protestantismus auf eigene Füße gestellt. Ohnlängst ist ihm, indem man einen gebildeten Gönner katholischer Confession vorschob, der Ankauf eines alten Bethauses gelungen, welches eine strenggläubige Frau besaß und um keinen Preis an die Protestanten zurückgelangen lassen wollte. An der salzburger Grenze, in dem überwiegend protestantischen Städtchen Schladming, hat es die Ge-

meinde erst in neuester Zeit zu der Erlaubniß gebracht, einen Thurm bauen zu dürfen. Sie ist sofort an den Bau gegangen und jetzt überragt ein schlanker Spitzthurm die birnenförmige Thurmkuppel, welche so lange als Zeugniß der bevorzugten katholischen Minorität dem protestantischen Kirchlein gegenüberstand.

Alle diese Kennzeichen auflebenden protestantischen Geistes stehen mit dem zunehmenden Eifer auf der entgegengesetzten Seite in nahe liegendem Zusammenhang und mögen zum Theil als Früchte des unbeliebtesten Dinges gelten, welches es innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle gibt: des Concordats.

Weit rühriger aber doch ist man katholischer Seits; man wird nicht müde im Abhalten von Missionen, im Stiften von Vereinen, im Wallfahrtenanordnen, im Errichten von Marienstatuen, in kleinen Preßscharmützeln.

Große gelbe Kreuze mit goldener Inschrift: Mission von 1856 oder 1857 oder 1858 begrüßen auf Weg und Steg den Wanderer, der nach steirischer Alpenluft verlangt, und verkünden, daß Jesuitenmissionen dort abgehalten wurden. Annenvereine der Frauen, Aloysiusvereine der Männer sollen der einreißenden Lauheit im Gebet und dem Geschmack für einen kräftigen Trunk nach oder gar statt des Kirchgangs entgegenarbeiten. Die Frauen „vom guten Hirten" wirken in ihrer Weise gegen den unkirchlichen Sinn junger oder schon gefallner Mädchen. In Anger gibt es eine ihrer Anstalten, deren Seelenzahl schon auf 800 gestiegen ist. Mit den Gefallnen verkehrt in Bezug auf ihre begangenen Fehltritte nur ein Mann, ein unverheiratheter, der Beichtvater. Der Paulus-, der Bonifaciusverein gebieten über ansehnliche Mittel und rührige Kräfte.

Was die Wallfahrten betrifft, so ist Steiermark bekanntlich in dieser Richtung besonders reichlich bedacht. Im Jahre 1857 war es Mariazell, welches eine ganze Legion Pilger in Bewegung setzte. 1858 ist Maria Straßengel wegen seines 700jährigen Jubiläums und des damit verbundenen vollständigen Ablasses vorzugsweise besucht worden. Der „Oestreichische Volksfreund" zählt nicht weniger als 200,000 Wallfahrer. Dieses Kirchlein zu Maria Straßengel, dem ein naturwüchsiges Tannencrucifix seine Hauptbedeutung gab, wurde unter Josephs Regierung im Jahr 1788 abgebrochen, „wegen Wallfahrtaberglauben", wie es damals hieß. Mariazell wurde im Jahr 1858 trotz jener nach Straßengel gewanderten 200,000, noch von etwa 60,000 Pilgern besucht.

Im Allgemeinen thun die mitziehenden Geistlichen, von denen die Wallfahrten angeregt werden, das Mögliche, um Zucht und Ordnung zu halten, und man muß es ihrem Einflusse namentlich danken, daß trotz der sonst weitverbreiteten Sonntagsräusche sogar die Heimkehrenden nur in wenigen Ausnahmsfällen ihrem Durste zu viel nachgeben. Dies ist immer ein beachtens-

werthes Zeichen, das man erwähnen muß, wenn man im Uebrigen dem Wallfahren sein richtiges Maß zukommen läßt. Wie weit die Aufrechthaltung sonstiger Zucht möglich ist, läßt sich freilich leichter errathen, als nachweisen. Es handelt sich meistens um mehre Tagreisen, und die wenigsten Wallfahrer nach Mariazell kommen heim, ohne vier bis fünf Nachtlager in Scheuern, Wirthshausgängen und sonstigen Rastplätzen gehalten zu haben, wo die Aufsicht während der Dunkelheit schon durch die Ueberfüllung erschwert wird. Ohnehin steht ja doch der Ablaßgewinn in naher Aussicht. Manche dieser Wallfahrten haben übrigens das Ansehn einer Sommervergnügungspartie. Es gibt wohlhabende Gemeinden, welche auf bänder- und blumenverzierten Wagen durchs Land fahren, reichlich mit Gebetbüchern, noch reichlicher mit Mundvorrath ausgerüstet. Solche Erholungsreisen nach beendigter Aussaat oder Ernte setzen eine Menge Leute in Bewegung, denen ihre Schuhe sonst zum Wandern zu lieb sind, und wenn diese Karavanen, ihre Jesus-Marialieder nach fröhlichen Weisen singend, durch die malerische Gebirgsgegend dahinziehen, da bedauert man, daß sich ihre volksthümlich festliche Erscheinung nicht auf andre Zwecke übertragen läßt.

Die Jesuitenmissionen währen meistens eine oder zwei Wochen, oft auch noch kürzere Zeit. Da die rüstigsten und gewandtesten Redner zu diesen Reisen verwendet werden und dieselben fast ohne Unterlaß in Bewegung und Uebung bleiben, so üben ihre Vorträge aller Orten einen mächtigen Reiz, zumal wo die Beschränktheit der Kirchenräume sie ins Freie hinausweist und ihnen eine sonst den Zuhörern nicht alltägliche Bühne gibt. Einige dieser Jesuiten besitzen wirkliche Beredsamkeit und nicht selten Begeisterung für ihr Thema. Da glaubt man sich denn bei dem Anblick dieser im Freien gruppirten Menge und ihres fanatisch entzündeten Redners in die Zeiten eines Peter von Amiens zurückversetzt. Freilich verfällt nach ihrem Scheiden alles wieder in den alten Leierton, und der Abstand zwischen dem Alltagspfarrer und diesen Wanderpredigern wird, nicht zum Vortheil des erstern, fühlbarer als je. Hin und wieder verrückt diese plötzliche Feuertaufe den Leuten auch die Köpfe. Uns ist eine junge Dame bekannt, welche schon nach der zweiten oder dritten Missionspredigt dieser Art in solch einem Grade geistverwirrt wurde, daß sie in einer Prozession sich plötzlich ihrer sämmtlichen Kleider entledigte und dem Irrsinn verfiel. In andrer Gegend ist uns ein Mann begegnet, der eine Jesuitenpredigt so sehr wörtlich verstanden hatte, daß er seine Hand ins Feuer halten zu müssen glaubte, und diese Selbstkasteiung fortsetzte, bis zwei Finger der Hand nicht mehr zu retten waren. Im Ganzen darf man annehmen, daß je nach dem Grade der größern oder geringern Geistesverwahrlosung dies plötzliche Schleußenaufziehen in jedem der Zuhörer eine innere Verwirrung hervorbringt, die nicht so leicht den Verstand wieder zu

seinem Rechte kommen läßt. Nur tritt sie nicht allenthalben in gleich thätlicher Weise auf.

Die Stellung der Pfarrer ist in den meisten steirischen Gemeinden eine behäbige. In Flecken und Dörfern haben sie eignes Feld und entsprechenden Viehstand, halten Knechte und Mägde, und es wird ihnen wie einer Art Obrigkeit ohne viel Gegenrede Folge geleistet. Ob ihre Köchinnen immer das kanonische Alter haben, mag ununtersucht bleiben. Das Priestercölibat ist eine so arge Sünde wider die Natur, daß man diesem Thema und seinen begreiflichen Folgen gern aus dem Wege geht. Daß der Pfarrer seinen Haushalt durch eine jüngere Schwester besorgen läßt, scheint auch dann nicht Anstoß zu erregen, wo ein noch lebensfrischer Hilfspriester mit im Hause wohnt. Wenn wir den letztern sich zuweilen bei der Heuernte ausarbeiten und dem jungen Mädchen bei der ländlichen Hantirung helfen sahen, hat uns der Anblick allemal ein gemischtes Gefühl hinterlassen, theils Verwunderung, was aus solchen Bezügen wol hier und da hervorwachse, theils und überwiegend Bedauern, daß ein unnatürlicher Brauch überhaupt zu Fragen dieser Art zwinge. Erwägt man, wie die durch den Beichtstuhl unausgesetzt fortgeführte Beschäftigung des Geistlichen mit Fehltritten aller Art auf seine Einbildungskraft zurückwirken muß, und sieht man ihn dabei doch meistens in strotzender Gesundheit und Leibesfülle ein hohes Alter erreichen, so stellen sich allerhand Wahrscheinlichkeitsantworten ein, über die man am besten schweigt.

Der Bildungsgrad der steirischen Landgeistlichen mag demjenigen der Landgeistlichen in den übrigen Kronländern ziemlich gleich sein; er braucht kein hervorragender zu sein und so sind auch die Predigten selten von bedeutendem Gehalt. Italienische Kanzelberedsamkeit sucht man natürlich vergebens, dennoch ist der Abstand gegen früher natürlich groß. Wie sich zur Zeit des steirischen Protestantismus die Bildung der katholischen Geistlichkeit zur Volksbildung verhielt, zeigt u. a. noch der §. 35 der steirischen Landgerichtsordnung von 1574, worin auf Beichtväter, welche nicht lesen können, besonders Bedacht genommen wurde. Ein oder zwei Priester sollten den Verurtheilten auf seinem letzten Gang begleiten und ihm aus der Bibel vorlesen. „Wenn die Beichtväter" heißt es dort „nicht dazu geschickt sind, so sollen es andere Verständige thun."

Funfzig Jahre nach Ausrottung der evangelischen Prediger mußte die Gesetzgebung auch in anderer Beziehung auf die katholischen „Pfarrer, Kapläne und Vicarigesellpriester" maßregelnd Rücksicht nehmen. In der Zapfenmaßverordnung von 1650 wird ihnen vorgehalten, daß Unregelmäßigkeiten „unter dem Vorwand von Bauernhochzeiten und andern schimpflichen Tractationen" vorkamen, „welches nicht minder von Geistlichen beschicht." Besonders wird

solcher Schmäuse gedacht, welche unter „dem Schein von Kindelbetten, item Kindmahlen, Aderlaß &c." vor sich gingen. Sie werden belehrt, daß es ihnen nicht erlaubt sei, bei „Kindertaufen, Kirchtagen, Begängnissen, Bruderschaften und Kirchweihen" Wein nach dem Zapfenmaße auszuschenken, ohne Taxe zu zahlen.

Diese weltliche Seite der Geistlichkeit hat erst durch Ablösung des Zehnten ihr lebendiges Colorit verloren, ohne Zweifel zum Vortheil ihres Standes, so viel Widerspruch auch dagegen erhoben wurde. Noch vor wenigen Jahren galt die alte Zehentordnung, wonach sogenannte Zahlschober gemacht werden mußten, damit der Zehentherr sogleich nach der Ernte seine Garben holen könne. Vor drei Tagen durfte kein Getreide eingefahren werden und weitere zwei Tage mußten die dann zurückgelassenen Zehentgarben auf dem Felde gehütet werden. Bei nicht geleistetem Zehent wurde die nächste Aussaat gepfändet oder Vieh weggenommen. Man begreift, welche Reibungen zwischen Pfarrer und Bauer vorkommen mußten.

Dies und anderes hat der Strom der Zeit fortgerissen, so lange man sich auch sperrte und mit der Behauptung zur Wehr setzte, der Klerus dürfe nie und nimmer ein Jota nachlassen. Aber es ist doch nur Aeußerliches. Der Kern ist derselbe geblieben.

Noch heute wird in öffentlichen Reden und katholischen Kirchenzeitungen von „Protestanten geredet, welche schon Christus in seinem Gespräche mit der Samariterin verdammt habe". Noch heute wird über die Berechtigung ein Judenkind zu rauben, öffentlich gepredigt, — z. B. vom Spiritual Ad. Schmidt in Gratz. Noch heute preist ein kirchliches Blatt aus Steiermark, der Wahrheitsfreund, den Kronprinzen Rudolph wegen des Märtyrerthums seines heiligen Namensvetters von Bern, den die Juden ums Jahr 1287 in Stücke geschnitten haben sollen und dessen Tod Veranlassung war, daß eine Menge Juden auf dem Rade starben, der Rest aber aus Bern verjagt wurde. Ganz der nämliche blutdürstige Geist, welcher im Jahre 1496 die Juden aus den steirischen Bergen und Thälern hinaushetzte und ihnen noch jetzt das Niederlassungsrecht dort verkümmert! Und wie weit liegt doch in nicht kirchlicher Beziehung jene ungeschlachte Zeit hinter dem mildem Geiste der Gegenwart, jene nämliche Zeit, die so trefflich durch die Sporteltaxe des steirischen Freimanns von 1574 charakterisirt wird: vier Schilling für Martern, zwei Schilling für Ohrabschneiden, ein Schilling für Viertheilen, sechs Schilling für Ertränken, vier Schilling für Zwicken, und wie sie alle der Reihe nach aufmarschiren, diese uns bis zur Unverständlichkeit abhanden gekommenen Denkzeichen einer verschollenen Zeit. Um aber den Geist, den wir hier im Auge haben, mit seinen eignen Worten reden zu lassen und einen Beleg für die Stabilität selbst der Auslegungen gewisser Dinge zu liefern, an denen

Zeit und Bildung spurlos vorüberströmte, sei hier mit einer steirischen Auffassung des Fegefeuers geschlossen, wie sie ohnlängst ein kirchliches Blatt seinen Lesern zum Besten gab, und wie man sie ebenso gut nach einer steirischen Predigt hätte niederschreiben können:

Die armen Seelen im Fegfeuer.

Die armen Seelen im Orte der Reinigung leiden unsägliche Peinen: — — Außer dem Verlust der Anschauung Gottes erdulden sie das Feuer, die Finsterniß und die Qual durch den Satan. — — — Dies Feuer (natürlich von unsern irdischen Flammen verschieden) kommt, was seine Heftigkeit betrifft, der höllischen Glut gleich; „denn — sagt der heilige Thomas von Aquino — „das gleiche Feuer peinigt die Verdammten in der Hölle und die Gerechten im Fegfeuer." — — Dies Feuer hat das Eigne, daß es nicht leuchtet, sondern seine Wirkung ist schwarze Finsterniß. — — Der Ewiggerechte übergibt ohne Zweifel einige Seelen auch den Dienern seiner Rache — dem Teufel. — — Viele Beweggründe drängen uns, den armen Seelen zu helfen. — — Ein Mensch liegt mit zehn eisernen Klammern an ein Bret gefesselt, so unbeweglich, daß er kaum Athem schöpfen, sonst aber sich durchaus nicht rühren kann. Knapp über seinem Rücken hängt eine Walze, hier und da mit scharfen Stacheln besetzt; sie wird durch ein Räderwerk, ähnlich einer Uhr, in Bewegung gebracht und drückt ihm bei jeder Umdrehung die Spitzen ins Fleisch ꝛc. (welche Raffinerie im Erdenken dieses Folterbildes aus der „guten alten Zeit!") Empfohlen wird dann das Bezahlen von Todtenmessen, „das schnellste und vollkommenste Läuterungsmittel," die Gewinnung solcher Ablässe, welche auch den Hingeschiedenen zu Gute kommen; Anrufungen, Gebete, gute Werke, Wallfahrten, Uebernahme ihrer Schulden, pflichtmäßige Restitutionen u. s. w.

S'ist eben noch immer der alte Spruch Tezels:

Sobald das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer springt.

Die griechisch-römische Pantomimik und das moderne Ballet.

Wenn man die Tanzkunst der Griechen und Römer im Allgemeinen mit der modernen vergleicht, so zeigt sich auf den ersten Blick eine principielle Differenz, welche die Aehnlichkeit bedeutend verringert, ja beinahe aufhebt. Bei uns ist der Tanz vorherrschend geselliger Genuß; die Tanzenden kümmern

sich fast nur um ihr eigenes Vergnügen, wenig um ihre Beziehung zu den Zuschauenden, und wenn, wie in Deutschland, zu der Armuth an schönen Formen noch der Mangel an Grazie beim Tanz kommt, so muß man vom gewöhnlichen Tanz als besonderer Kunstform ganz absehn. Anders gestaltete sich die Orchestik bei den Alten, in deren Anschauung geistige und körperliche Schönheit untrennbar waren, bei denen alles Innere plastisch in die Gestalt heraustrat. Sie tanzten eben mit dem ganzen Körper; besonders das selbst von den Kunsttänzern jetzt arg vernachlässigte Spiel der Arme und Hände richtete sich streng nach der Stimmung der Musik, gleichsam durch die Harmonie der Bewegungen die fehlenden musikalischen Ausdrucksmittel ersetzend. Freilich knüpft sich an den Umstand, daß damals die Tänze fast blos für den Zuschauer berechnet waren, der weitere Unterschied, daß bald der gesellige Tanz größtentheils im Kunsttanz unterging und dann bei Mahlzeiten und andern Belustigungen Tänzer und Tänzerinnen von Profession auftraten. Die bei Homer noch nicht vorhandenen Vorurtheile gegen die Kunst treten in der historischen Zeit deutlich hervor und das Beispiel des Atheners Hippokleides, der sich vor seinem ernsten Schwiegervater Kleisthenes in Sicyon die Braut durch zu leidenschaftliche Liebe zum Tanz verscherzte, wird manchem griechischen Dandy warnend vorgeschwebt haben. Auch war bei der halborientalischen Abgeschlossenheit der Frauen an ein Zusammentanzen beider Geschlechter unter Erwachsenen gar nicht zu denken, und es wäre dasselbe für ein hoher Grad unmännlicher Haltungslosigkeit angesehen worden. Noch strenger, als die Griechen, urtheilten natürlich die Römer in dieser Beziehung, weil ihnen mit der gravitätischen Würde des Mannes eine tänzelnde Beweglichkeit unvereinbar erschien. Ciceros berühmt gewordenes Wort: „Niemand fast tanzt in nüchternem Zustand, wenn er nicht vielleicht den Verstand verloren hat", trifft deshalb zufällig mit der Ansicht vieler Sittenrichter unsrer Tage überein, „die," wie Vischer sagt, „nur eine häßliche Sinnlichkeit kennen." So bliebe denn eigentlich blos ein Vergleich zwischen den höheren Kunstformen alter und neuer Zeit möglich, wie sie besonders in der theatralischen Orchestik auftreten und hier ist es besonders die römische Kaiserzeit, die bis jetzt unerreicht dasteht.

Die überaus große Beweglichkeit der Südländer, ihre lebhafte Gesticulation und die Mannigfaltigkeit des Lebens erzeugte bei den Griechen früh eine Reihe von Geberden, welche auch außerhalb des Theaters im täglichen Leben ihre Anwendung fanden und allen sogleich verständlich waren. Einige Gesten dieser Art, namentlich solche, die sich auf Liebesverhältnisse bezogen, kommen noch in den Malereien antiker Thongefäße vor. Man wundert sich deshalb nicht über die Neigung der Griechen, auch durch den Tanz wirkliche Handlungen darzustellen. Bald überwog das mimische Element das rhythmische, und es gab endlich keinen Charakter, kein Gewerbe, nichts Auffallendes im Getriebe des

Lebens, was diese Art der Pantomimik nicht durch die stumme Sprache der Glieder wiedergegeben hätte. Als solche Charaktertänze werden z. B. aus der ältern Zeit erwähnt: Angelike, Gypones, Brydalliche, Mimetike. Die Angelike stellte einen Boten vor, der eine überraschende Nachricht hastig und bezeichnend mittheilte; im Gypones veranschaulichte man das Einherschleichen bejahrter, vom Alter gebeugter Männer; die Brydalliche bezeichnete das Treiben ausgelassener Weiber, die Mimetike einen auf dem Diebstahl von Eßwaaren Ertappten. Einer noch niedrigern Art der Komik gehörten die Nachahmungen besonders hervorstechender Thiere, z. B. des Löwen, des Fuchses, der Eule, an. Ein bedeutender Fortschritt war es, daß sich die Orchesten, unter denen die lakonischen und sicilischen die ausgezeichnetsten waren, ihre Stoffe aus der Mythologie wählten und nun die Thaten und Schicksale ihrer Götter und Heroen in mimischen Tänzen und Tableaux ausdrückten. Die anschaulichste Schilderung einer Darstellung dieser Art liefert uns Xenophon in seiner Beschreibung des Gastmahls, welches Kallias seinem Freund Sokrates gibt. Hier erscheint zur Erheiterung der Gäste ein Syrakusaner nebst einer Tänzerin, einer Flötenspielerin und einem der Orchestik kundigen, schönen Knaben; nachdem die Gesellschaft mancherlei Gauklerkünste zum Besten gegeben hat, erbittet sich Sokrates selbst einen dramatischen Tanz. Ein Lehnstuhl reichte hin, um das Gemach anzudeuten; der Syrakusaner gab mit wenigen Worten das Programm der Darstellung: Die Heimführung der Ariadne durch Dionysos. „Hierauf kam zuerst Ariadne herein, bräutlich geschmückt, und setzte sich auf den Sessel. Da ertönte auf der Flöte die Melodie eines bacchischen Tanzes. Sogleich zeigte Ariadne durch ihr Benehmen, wie freudig sie die Töne durchschauerten; zwar stand sie nicht auf, um dem Gott entgegenzugehen, aber sie konnte ihre Unruhe nicht verbergen. Endlich erschien Dionysos, halbberauscht, setzte sich zu ihr und umarmte sie. Verschämt erwiderte sie seine Liebkosungen. Als aber Dionysos aufstand, Ariadne mit sich emporzog und beide sich vermittelst der Geberdensprache ihre Liebe gestanden, da ergriff die Zuschauer Staunen über die Wahrheit der Darstellung; denn sie glaubten zu hören, daß der Gott das Mädchen fragte, ob sie ihn liebte und daß sie es mit einem Eide bejahte, ja sie wollten alle darauf schwören, daß die beiden Pantomimen einander wirklich liebten." — Auch außer dem Theater und den Lustbarkeiten des Hauses zeigte sich diese Fortbildung des mimischen Tanzes in den Volkstänzen bei ländlichen Festen. Hervorzuheben ist hier besonders der Winzertanz, in welchem verschiedene Gruppen von Personen alle bei der Weinlese und dem Mostkeltern vorkommende Handlungen, vom Lesen der Trauben bis zum Trinken des Weines, vorstellten. Die antike Musik leistete als Begleiterin des Tanzes den Griechen mehr Unterstützung als wir gewöhnlich anzunehmen ge-

neigt sind. Sie entbehrte zwar die Harmonie der Accorde und überhaupt des freieren Aufschwungs der modernen; allein sie war eben dadurch durchsichtiger, von unmittelbarerer Wirkung, und da sich an bestimmte Tonarten und Taktbewegungen im Bewußtsein des Hörers sogleich eine bestimmte Gemüthsstimmung knüpfte, so wirkte sie bei der mimischen Darstellung als ein direct mit das Verständniß vermittelndes Element. Dennoch fehlte aber der Pantomimik noch so lange die höchste Fähigkeit, den ganzen Reichthum eines geschichtlichen Sujets in der Darstellung zu entwickeln, als sie sich noch nicht vom Gesange, dessen Text den Inhalt der Handlung bestimmt aussprach, begleiten ließ. Dieses dritte nothwendige Behikel der Kunst kam auf italischem Boden hinzu, ohne daß die dadurch vervollkommnete Pantomimik eigentlich eine römische Erfindung genannt werden kann. Das römische Drama bestand bereits seit dem Jahr 240 vor Chr. aus dem Dialog (der stets gesprochen wurde), dem Gesang und den Pantomimen. In den lyrischen Monologen ging die Recitation in Gesang, die Gesticulation in Tanz über. Der eigentliche Schauspieler stellte schon den Inhalt des Monologs pantomimisch dar, während ein Sänger oder ein Chor den Text nach besonders dazu componirten Melodien mit Flötenbegleitung absang. Von dieser Einrichtung zu rein pantomimischen Stücken war nur noch ein Schritt. Man brauchte eben blos den Dialog auszuschließen und die Hauptsituationen in eine Reihe von Monologen zusammenzufassen, die vielleicht den erzählenden Recitativen unserer Oratorien glichen. Die Bekanntschaft des Publicums mit dem gesammten mythologischen Material konnte dann die etwa bleibenden Lücken leicht ausfüllen. Griechische Balletmeister waren es, die unter der Regierung des Kaisers Augustus diesen glücklichen Einfall hatten, so wie überhaupt Griechen aus Hellas oder den gräcisirten Provinzen, besonders Syrien und Aegypten, den Ruhm der Meisterschaft behaupteten, den Italienern die eigentlichen Mimen (Harlekinaden mit übertriebenen Grimassen und obscönen Geberden) überlassend. Und es sind nicht blos die Namen fast aller Virtuosen in dieser Kunst griechisch, sondern auch die Texte scheinen den Andeutungen der alten Schriftsteller zufolge in griechischer Sprache verfaßt gewesen zu sein. Die Erfinder waren Pylades aus Cilizien und Bathyllos aus Alexandria. Bathyllos zeichnete sich besonders in der Darstellung des Zarten, Weichen, Weibischen und Komischen aus, Pylades mehr in den tragischen Rollen. Bathyllos war deshalb ein Favorit des weichlichen Mäcenas und Liebling der römischen Damen, die von namenlosem Entzücken hingerissen wurden, wenn er ihnen sein Meisterstück, die von Zeus geliebte Leda, vorzauberte. Die energischere Natur seines Rivalen Pylades spricht aus mehreren, über ihn aufbewahrten Anekdoten. Als er zum ersten Mal im „rasenden Herkules“ auftrat, den er später privatim vor dem Kaiser wiederholen mußte, und das Publicum Zeichen

des Mißfallens über das ungewöhnliche Geberdenspiel gab, nahm er die Maske ab und rief: „Ihr Thoren, mein Tanz stellt ja einen Rasenden vor!" Ein anderes Mal zeigte er mit dem Finger höhnend auf einen Zuschauer, der ihn auszischte. Dies war für Augustus genug, ihn aus Rom und Italien auf einige Zeit zu verbannen. Die Zurückberufung des geliebten Pantomimen söhnte das Volk mit mancher strengen Maßregel der kaiserlichen Regierung wieder aus, und als ihm Augustus drohend die Feindschaft mit dem protegirten Bathyllos vorwarf, antwortete er keck und treffend: „Es ist Dir blos von Nutzen, o Kaiser, wenn sich das Volk im Streite über uns die Zeit vertreibt!" — In der Wahl der Stoffe blieben die Erfinder und ihre Nachfolger bis in die späteste Zeit bei demselben abgeschlossenen Kreise der Mythologie und der ältesten Sagengeschichte stehen. Ferner war das Spiel in den ersten zwei Jahrhunderten auf eine einzige Person beschränkt, die so schnell als möglich ihr Costüm wechselte und durch ein rasches Nacheinander gleichen Schritt mit dem Nebeneinander der Handlung zu halten suchte. In Bezug darauf erzählt Lucian, es sei einst ein Ausländer ins Theater gekommen und habe bemerkt, daß fünferlei verschiedene Masken für den Tänzer in Bereitschaft waren. Da er nun blos einen Tänzer sah, habe er gefragt, wo denn die übrigen vier wären, die mit demselben agiren sollten. Man sagte ihm, dieser Einzige würde alle fünf Rollen spielen. „Um Verzeihung," sprach der Fremde zum Pantomimen, „Du hast also in einem Leibe fünf Seelen? Das konnte ich nicht wissen." Ja derselbe Lucian erklärt sich den vielgestaltigen Proteus schon auf echt rationalistische Weise als einen recht geschickten ägyptischen Tänzer! — Die Masken waren immer schön und dem Sujet angemessen, nicht mit offenem, sondern mit geschlossenem Munde. Natürlich hinderten sie das uns so nöthig dünkende Mienenspiel ganz; allein erstlich lag in der alten pantomimischen Kunst der Hauptaccent auf der Cheironomie, der Gesticulation, und dann konnten in den ersten Jahrhunderten, wo keine weiblichen Pantomimen öffentlich auftraten, die Tänzer bei weiblichen Rollen der Larven nicht entbehren. Die Flötenmusik verstärkte man bald durch andere Instrumente und besondere Taktschläger regelten durch das sogenannte Skabillum, eine eiserne Schuhsohle, den Rhythmus des Gesanges. Allein der stärkere Effect, der durch das Zusammenklingen mehrerer Instrumente erreicht wurde und die größere Biegsamkeit in der Modulation fanden bald strenge Tadler. Es war dies nach unserer Ansicht ein naturgemäßes Bedürfniß nach concreterer Belebung der Musik durch Harmonie; aber dieses Schmelzen und Flüssigwerden des kalten Einklangs erschien den alten Kunstkennern als Verweichlichung, Entnervung der edlen Tonkunst, und die Klagen über ihre schlechte Theatermusik erinnern uns lebhaft an die vielleicht gerechteren Stoßseufzer über leichtfertige Ballet- und Operncompositionen in der Neuzeit.

Die Pantomimen accommodirten ihre Geberden so streng dem gesungenen Texte, daß sie ihr Spiel bis auf einzelne Worte nuancirten. So wird erzählt, daß einst Hylas, der ausgezeichnetste Schüler des Pylades, einen Chor tanzte, dessen Schlußworte waren: „den großen Agamemnon", und dabei seine Gestalt hoch aufrichtete. Da rief ihm sein Lehrer von den Zuschauersitzen aus zu: „Du machst ja aus dem Großen einen Langen!" und als er hierauf auf die Bitte des Volkes denselben Chor sogleich selbst tanzte, nahm er an derselben Stelle des Textes eine tiefnachsinnende Stellung an. Ein anderes Mal tanzte Hylas den blinden Oedipus mit zu sicherer Haltung und Pylades tadelte ihn wieder laut mit den Worten: „Du siehst ja!" Mit dem Grade der Kunstausbildung steigerte sich auch die Kennerschaft des Publicums, von dem man überhaupt dreist behaupten kann, daß es weniger aus Neugierde, als aus Liebe zur Darstellung das Theater besucht, da ihm ja alle Stoffe bekannt waren und ihm also die moderne Spannung auf die Erfindung und Composition der Stücke gänzlich abging. Wehe auch dem Acteur, an welchem man das geringste Unschickliche bemerkte! Lucian erzählt aus Antiochia, einer Hauptbildungsstätte aller Gaukler und Tänzer: „Einst trat ein sehr kleiner Tänzer auf, um den Hektor zu tanzen, sogleich schrien alle Zuschauer wie aus einem Munde: „„Da kommt Astyanax (Hektors Sohn), aber wo bleibt Hektor?"" Ein anderes Mal stellte ein recht langer Bursche den Kapaneus (einen der Sieben gegen Theben) vor, und da er sich eben anschickte die Mauern von Theben zu bestürmen, riefen sie ihm zu: Steige doch hinüber, du brauchst keine Sturmleiter! Einen überaus dicken Tänzer, der gewaltige Sprünge machte, baten sie, zu bedenken, daß man die Bühne noch länger brauchte; einem außerordentlich schmächtigen dagegen rief man zu: Gute Besserung!" So ist es denn erklärlich, daß die pantomimische Kunst eine Höhe erreicht, wogegen alles, was bei uns Mimik heißt, in den Hintergrund tritt, daß wirklich endlich bei manchen Meistern „jeder Gedanke eine Geberde, jede Geberde ein Gedanke" wurde. Zwei Triumphe der Kunst berichten uns die Alten aus Neros Zeit. Der cynische Philosoph Demetrius zog damals gegen die Tanzkunst los und that es auch einst in Gegenwart eines Orchesten. Da er dem musikalischen Ohrenkitzel die Hauptwirkung der Pantomimik zugeschrieben hatte, so bat der Tänzer, ihn erst tanzen zu sehen, bevor er über ihn urtheilte. Demetrius willigte ein; der Tänzer hieß die Flöten und Sänger schweigen und tanzte ohne alle Begleitung die in den Armen des Kriegsgottes überraschte Venus, wie Helios sie dem Vulkan verräth, dieser sie belauscht und beide im Netze fängt, wie er die gesammten Götter herbeiruft und jeder derselben sich auf besondere Weise benimmt — alles mit so viel Geschicklichkeit, daß Demetrius, vor Vergnügen außer sich, dem Tänzer zugerufen haben soll: „Was für ein Mann bist du? Ich sehe nicht nur, ich höre alles, was du

machst, und da du so gut mit den Händen reden kannst, ist dir eine andere Sprache leicht entbehrlich." Die zweite Anekdote betrifft einen Fürsten aus einem barbarischen Lande, der an Neros Hof gekommen war. Er sah denselben Tänzer einige Pantomimen so deutlich ausführen, daß er alles verstand, wiewol ihm die Worte des Gesanges verloren gingen. Als er sich nun vom Kaiser beurlaubte und ihm dieser sagte, er möchte sich von ihm ausbitten, was er wollte, es solle ihm mit Vergnügen gewährt werden, erwiderte er: „Du würdest mich sehr glücklich machen, wenn du mir den Pantomimen schenken wolltest." Und was willst du in deinem Lande mit ihm anfangen? fragte Nero. „Ich habe," antwortete der Fremde, „verschiedene Nachbarn, die eine andere Sprache reden, und es findet sich nicht immer sogleich ein Dolmetscher; so oft ich nun einen brauche, sollte er diesen Leuten durch Geberden meinen Willen erklären." — Kaum läßt sich aber auch der ungemessene Beifall, den dieses Spiel fand, der ausschweifende Eifer aller Classen für dasselbe schildern. Hohe und Niedere, Alt und Jung, Männer wie Weiber glühten von Leidenschaft für diese Darstellung, und zuweilen artete die Begeisterung des Publicums in Raserei aus. So geschah es, daß einst zu Lucians Zeit ein Tänzer den „rasenden Ajax" gab und sich dabei ganz wie ein Rasender geberdete, einem Taktschläger die Kleider vom Leibe riß, einem Flötenspieler die Flöte aus dem Munde nahm und damit dem sich seines Sieges freuenden Ulysses ein Loch in den Kopf schlug. Die Zuschauer ließen sich aber auch anstecken, sprangen auf, schrien wie die Unsinnigen und warfen ihre Kleider von sich! — Zu Hause ahmte man Stellungen und Gesten nach, trällerte die Melodien der Chöre, und die Gefährlichkeit der Pantomimen für das schöne Geschlecht übersteigt noch die unserer Ballettänzerinnen Männern von Distinction gegenüber. Aergerlich sagt der Philosoph Seneca: „Wie ängstlich ist man bemüht, daß ja nicht der Name irgend eines Pantomimen untergehe! Fest begründet durch viele Nachfolger steht das Haus des Pylades und Bathyllos; groß ist die Zahl der Schüler, groß die der Lehrer dieser Künste. In allen Häusern der Stadt erdröhnen die Breter der Bühne; auf ihnen drehen sich stampfend Männer und Weiber. Beide Geschlechter wetteifern in der Ehre, die Pantomimen auf der Straße zu begleiten." Besonders die letzten Worte deuten auf den Umschlag hin, den die öffentliche Meinung hinsichtlich des Makels, der von Alters her an den Schauspielern haftete, bald erfuhr. Augustus ließ zwar die entehrende Strafe der Peitschung sogar an dem Liebling des Volkes, Hylas, noch vollziehen, und Tiberius erneuerte die alten Verbote: daß kein Senator die Häuser der Pantomimen betreten, daß kein römischer Ritter in Begleitung derselben sich blicken lassen oder anderswo als im Theater ihren Vorstellungen beiwohnen sollte, und daß die Prätoren die Excesse der Claque und der Factionen mit dem Exil bestrafen

durften; ja er verbannte acht Jahre später, als die Klagen sich mehrten alle Schauspieler aus Italien. Allein Caligula führte die lange entbehrten Belustigungen wieder ein, veranstaltete dieselben sogar des Nachts, was bis dahin noch unerhört war, bei voller Erleuchtung der Stadt, grollte lästernd mit Jupiter, als einst Regengüsse die Vorstellungen der Pantomimen verzögerten und küßte den vortrefflichen Pantomimen Mnestor vor den Augen des ganzen Volkes. Nero begünstigte natürlich in seiner Kunstmanie auch die Pantomimen, hatte seine große Freude an den Raufereien des Volkes und warf selbst vom Proscenium herab mit Steinen und Stuhlbeinen unter die Kämpfenden; als aber sein Versuch, die Orchestik beim Tänzer Paris zu erlernen mißlang, ließ er denselben hinrichten und verbannte alle derartigen Künstler aus Italien. Seine Ermordung brachte die Hauptstadt um einen großen Genuß; denn er hatte bei der herannahenden Gefahr das Gelübde gethan, bei den Spielen zu Ehren seiner Erhaltung als Wasserorgelspieler, Chorflötist und Dudelsackspfeifer aufzutreten und den König Turnus nach Virgil zu tanzen! Wenn man bedenkt, daß damals jeder Anführer von einer Abtheilung der kaiserlichen Claque eine Besoldung von 2500 Thlr. erhielt, so kann man sich eine schwache Vorstellung von den Kosten des Theaters machen (der gewöhnliche Preis einer Vorstellung für den Schauspieler schwankte übrigens in der Kaiserzeit gesetzlich zwischen 25 und 50 Thlr.). Unter Domitian entzückte ein zweiter Paris das Volk. Er war so sehr Liebling der Damen, daß Juvenal es unter den Opfern aufzählt, die sich eine Frau auferlegte, wenn sie die Hauptstadt verließ: daß sie das Spiel dieses Künstlers missen mußte. So war es kein Wunder, daß selbst die Kaiserin Domitia sich sterblich in ihn verliebte. Endlich merkte aber der Tyrann die Untreue seiner Gemahlin, verstieß dieselbe und ließ den Pantomimen auf offener Straße niederstoßen. Seiner Wuth fiel sogar ein unschuldiger, kränklicher, aber seinem Lehrer an Gestalt und Kunst ähnelnder Schüler des Paris zum Opfer, so wie die Todesstrafe an allen vollzogen wurde, welche den Ort, wo der Tänzer ermordet worden war, mit Blumen schmückten. Außerdem gestattete Domitian von nun an nur noch das Spiel der Pantomimen innerhalb der Privatwohnungen. Vom edlen Trajan verlangte das Volk mit derselben Uebereinstimmung die Abschaffung der Pantomimen, wie von Nerva die Wiedereinführung derselben. Unter den folgenden Kaisern wagte es höchstens Commodus, dem Volk diese Darstellungen zu entziehn, und sie erhielten sich in Gunst bis zum Untergang des weströmischen Reiches und fanden in der neuen Hauptstadt des oströmischen denselben ausschweifenden Beifall. Noch der ostgothische Geheimschreiber Cassiodor lobt „die geschwätzigen Hände, die zungenfertigen Finger, das schreiende Stillschweigen, die stumme Erzählung“ der Pantomimen und zugleich ersieht man aus ihm, daß weder die Art der Action,

noch die Sujets der Darstellungen sich bis dahin geändert haben. Justinian endlich, dessen schamlose Gattin selbst früher Tänzerin gewesen war, hat unter anderm auch die Bestimmung des Kaisers Theodosius in seine Gesetzsammlung aufgenommen: daß die Bildnisse der Pantomimen nicht neben den Porträts der Kaiser an öffentlichen Orten figuriren sollten, sondern blos am Circus und im Theater. Wenn nun aber auch die Kunst sich ziemlich gleich blieb, so artete doch der sinnliche Reiz der pantomimischen Stücke in Schamlosigkeit aus, als im vierten Jahrhundert die ausschweifendste Lüsternheit das Spiel weiblicher Pantomimen auf die Bühne brachte. Bevor jedoch dies geschah, kam noch neben der hergebrachten eine Gattung des dramatischen Ballets auf, welche insofern größere Aehnlichkeit mit dem unsrigen hat, als hier dramatische Gegenstände von mehren Personen dargestellt wurden und der Chorgesang wegblieb. Der altdorische Waffentanz, Pyrrhiche genannt, war schon zu Cäsars Zeit nach Rom verpflanzt und dort von Asiaten getanzt worden. Nach und nach wurde er aber mehr theatralisch als kriegerisch-mimisch und stellte theils mythologische Stoffe, die Thaten des Dionysos, des Ikarus u. a. dramatisch vor, theils blos künstliche Chortänze. Im „goldenen Esel“ des Appulejus findet sich noch die interessante Schilderung einer theatralischen Aufführung beider Arten der Pyrrhiche hintereinander. Sie lautet: „Zuerst tanzten Jünglinge und Mädchen von jugendlicher Frische und schöner Gestalt, in glänzendem Costüm, mit graziöser Haltung, die griechische Pyrrhiche. Reihenweise geordnet schwebten sie in zierlichen Windungen einher, bald im Kreise sich drehend, bald in Kreuzungen sich verschlingend, und jetzt zum hohlen Viereck geschart, jetzt wieder sich trennend in einzelne Haufen. Endlich gab das Schmettern der Trompete das Zeichen zur Auflösung der labyrinthischen Drehungen, der Vorhang hob sich und die Bühne wurde anders arrangirt. Als sie sich wieder öffnete, stand vor unsern Augen ein hoher, künstlich aus Holz gebildeter Berg, der Homerische Ida, mit Gesträuch und lebendigen Bäumen bepflanzt. Vom höchsten Gipfel desselben rieselte Quellwasser herab, einige Jungen pflückten sich Gras und ein Jüngling in phrygischer Tracht spielte den Hirten Paris, durch eine goldene Tiara seine königliche Abkunft verrathend. Da erschien ein anderer netter Jüngling, blondgelockt, nur mit einem kurzen, von der linken Schulter herabwallenden Mantel bekleidet. Der Heroldsstab und die goldenen Flügelchen zu beiden Seiten des Hauptes kennzeichneten ihn als den Götterboten Mercur. Leichtfüßig herbeitanzend reichte er Paris einen goldenen Apfel dar, richtete ihm durch Geberden den Auftrag Jupiters aus und verschwand ebenso schnell, wie er gekommen war. Hierauf traten drei Tänzerinnen auf. Die eine, würdigen Antlitzes, mit Diadem und Scepter geschmückt, stellte Juno vor, die zweite erkannte man als Minerva am funkelnden Helm, den eine Krone von Olivenzweigen

bekränzte, am Schild und an der geschwungenen Lanze; die Göttin der Liebe endlich, an Liebreiz, Schönheit und Grazie den andern überlegen, war nur zum Theil in einen durchsichtigen Stoff von blauer Farbe gehüllt. Jede Göttin hatte außerdem die ihr zukommende Begleitung. Juno zur Seite gingen Kastor und Pollux, durch die Sterne ihrer Helmspitzen kenntlich; sie selbst schritt nach dem Rhythmus des Flötenspiels vor und machte mit ruhiger, würdevoller Gliederbewegung dem Hirten verständlich, daß sie ihm die Herrschaft über ganz Asien verspräche, wenn er ihr den Preis der Schönheit zuerkennen würde. Zwei Jünglinge mit bloßen Schwertern und ganz gewappnet, der Schrecken und der Schauder, beschützten Minerva und hinter ihr spielte die Flöte einen aufregenden, kriegerischen Marsch. Sie selbst in unruhiger Haltung, mit drohenden Augen und heftigen Gesten, versprach Paris Heldenruhm und kriegerische Ehren, wenn er ihrer Schönheit den Sieg gewinnen ließe. Venus endlich stand hold lächelnd in der Mitte der Bühne, umringt von einem ganzen Volke kleiner Liebesgötter, die beflügelt und mit Köcher und Pfeilen bewaffnet, der Herrin hochzeitliche Fackeln vortrugen; schöne Grazien und Horen huldigten ihr außerdem, mit den herrlichsten Blumengewinden sie umschwebend. Anmuthiger noch, als die liebliche Musik, welche sie begleitete, bewegte sie sich zögernden Schrittes vorwärts. Mit Augen, welche bald drohend blitzten, bald sanft schmachteten, deutete sie durch die reizenden Winke ihrer Arme dem Jüngling an, daß sie ihn für den Vorzug mit dem schönsten Weibe beglücken wollte. Da reichte ihr freudig der Phrygier den goldenen Apfel. Traurig entfernten sich Juno und Minerva, die Indignation über ihre Zurücksetzung pantomimisch ausdrückend. Venus dagegen bezeugte mit ihrem Chor im Tanze ihre Freude. Zum Schluß entsprudelte der Quelle wohlriechender Safran, der die Zicklein gelb färbte und das ganze Theater durchduftete, bis endlich der ganze Berg vor den Augen der Zuschauer versank.

Bei der großen Aehnlichkeit, die diese Tableaux mit dem modernen Ballet haben, muß man doch immer dem alten theatralischen Kunsttanz den Vorzug geben. Die Handlung ist bei uns nicht mehr wirklicher Tanz, die Chortänze sind zwar oft schön, aber „die Solotänze der heraustretenden Tänzer und Tänzerinnen,“ sagt Vischer treffend, „sind, wo nicht Nationaltänze von ihnen ausgeführt werden, ausdruckslos und zum widerlichen Kunststück herabgesunken, welches das Schwere mit dem Schönen verwechselt; das führt nothwendig zum Schweren auf Kosten des Schönen, zur häßlichen Verrenkung, und für die Beleidigung der Anmuth entschädigt der Kitzel der Entblößungen, den der Reiz des Verbotenen in einer Welt strenger Decenzbegriffe verdoppelt.“ So ist es denn unter diesen Verhältnissen ein gutes Zeichen, daß es mit uns noch nicht so weit gekommen ist, wie mit unseren westlichen Nachbarn, bei denen

kein gesundes Drama ohne die Zuthat dieses sinnlichen Reizmittels mehr aufkommen zu können scheint. Auch in Rom unterlagen Tragödie und Komödie schon zu Anfang der Kaiserzeit den Pantomimen, nachdem sie kaum angefangen hatten, sich selbstständig zu entwickeln. Bei Festen von religiöser Bedeutung, wo die Pantomimen fehlten, erwähnt schon Tacitus zu Neros Zeit die geringe Betheiligung des Publicums an dramatischen Stücken, und nach Juvenal verkauften die besten Dichter ihre Stücke an Pantomimen, um dem Hungertod zu entgehen. Wenn es einst auch in Deutschland so weit kommen sollte, dann freilich deutete auch dieses Zeichen der Zeit, wie in der späteren Kaiserzeit, hin auf den Verfall, auf die kommende Auflösung. H. G.

Von der preußischen Grenze.

Sämmtliche Parteien Preußens, mit Ausnahme der Kreuzzeitung, sind darin einig, daß der Kernpunkt des neuen Staatslebens, welches das gesammte Volk mit freudigem Jubel begrüßt, in den goldenen Worten des Prinzregenten zu suchen ist: „Wenn in allen Regierungshandlungen sich Wahrheit, Gesetzlichkeit und Consequenz ausspricht, so ist ein Gouvernement stark, weil es ein reines Gewissen hat." Freilich hofft man zugleich auf ein kräftigeres Auftreten nach Außen, auf eine gleichmäßigere Berücksichtigung der Interessen der verschiedenen Volksclassen im Innern, aber die Hauptsache bleibt, daß die Periode der rettenden Thaten aufhört, und die Herrschaft des Gesetzes ohne alle Nebenrücksichten auf politische Convenienz beginnt. Eine strengere Scheidung zwischen der discretionären Polizeiverwaltung und der Justiz und eine Unterordnung der ersteren unter die letztere ist die gerechte Forderung des preußischen Volks, ist der Hauptpunkt im Programm des neuen Ministeriums. Die Handlungen desselben entsprechen bis jetzt diesem Programm auf eine erfreuliche Weise, und unter die bedeutendsten derselben rechnen wir den neuesten Erlaß aus dem Ministerium des Innern über die Anwendung des Gewerbegesetzes auf die Presse. Man sollte an der Form dieses Erlasses nicht mäkeln. Ein rücksichtsloses Auftreten der neuen Regierung gegen ihre Vorgänger ist um so weniger nöthig, je fester sie Schritt vor Schritt, wenn auch langsam, die Fundamente des Rechtsstaates wieder herstellt.

Die Presse hat diese Rücksicht nicht zu beobachten, und es ist für sie ein trauriges aber unvermeidliches Geschäft, die Nothwendigkeit einer Reform aus dem, was bisher geschehn ist, nachzuweisen. Die Kreuzzeitung wird nicht müde, zu versichern, daß keine Reform nöthig sei, daß von Uebergriffen der Polizeigewalt überall keine Rede gewesen ist, und es ist um so wichtiger, sie durch Thatsachen zu widerlegen, da der volle Umfang des Uebels auch in den Kreisen des preußischen Beamtenthums wol nur sehr wenig bekannt sein mag. Freilich ist es ein sehr undankbares Ge-

schäft, den alten Schmuz aufzuwühlen, aber es ist doch nicht zu umgehn, wenn man die Luft wirklich reinigen will.

Einen kleinen Beitrag zur Kenntniß des Treibens in den letzten Jahren gibt eine soeben erschienene Broschüre: „Eine politische Todtenschau. Zur Geschichte der staatsrettenden Anarchie von Preußen." (Kiel, akademische Buchhandlung). Wir hätten gewünscht, daß sie in der Form leidenschaftloser, in Beziehung auf die Thatsachen vollständiger wäre, denn es ist darin noch nicht der zehnte Theil von dem gesagt, was man aus der Provinz Preußen zu erzählen hat, und die einfache Darlegung der urkundlich beglaubigten Thatsachen ist viel geeigneter, in dem Leser die angemessene Stimmung hervorzurufen, als die heftigste Declamation. — Wir wollen einige kleine Züge hervorheben.

Schon im Jahr 1840 war in Königsberg ein Schmuzblatt gegründet, „Der Freimüthige", welches durch die gemeinsten Injurien und Verleumdungen gegen Bürger aus den verschiedensten Ständen, durchweg persönlicher Natur, wie man es sonst nur von der amerikanischen Presse zu berichten pflegt, jenes Aufsehn erregte, welches in einer gewissen Classe von Lesern grade den ekelhaftesten Producten zu Theil wird. Dieses Blatt, welches von Gewürzkrämern und kleinen Kaufleuten Tribut erpreßte, ungefähr wie „der Eisenfresser" in „Martin Chuzzlewit", bekam dadurch seine Farbe, daß es sich als Vorkämpfer gegen den Liberalismus geberdete. Daß der Redacteur sein nächtliches Hauptquartier in sämmtlichen Gassen Königsbergs suchte, erhöhte nur noch den Reiz seiner Gemüthlichkeit.

Die Bevölkerung von Königsberg war daher nicht wenig überrascht, als nach dem Jahr 1848 der Freimüthige einen Ton anschlug, mit dem verglichen der Ton des alten Freimüthigen elegant, salonfähig und sittlich erhaben erschien. Der Mensch, dem dies Wunder gelang, war ein weggeschickter Bombardier, der dann wegen gewerbmäßig betriebener Quacksalberei zum Zuchthaus verurtheilt wurde und nach Abbüßung seiner Strafe als Observat existirte. Nachdem dieser Mensch Hauptmitarbeiter des Freimüthigen geworden, setzte er das Erpressungssystem der Firma fort und hatte einmal die Unbesonnenheit, vor Zeugen einem geachteten Bürger ein Manuscript zum Kauf anzubieten, worin dessen Braut insultirt wurde. Die Folge war eine Anzeige vor der Behörde und eine abermalige Verurtheilung zum Zuchthaus und zum Verlust der Nationalcocarde d. h. der bürgerlichen Ehre und Ehrenrechte. Der entlassene Züchtling wurde dann Denunciant im großartigen Stil, d. h. er ließ es nicht blos bei Denunciationen gegen alle des Liberalismus Verdächtigen bewenden, sondern er griff mit den gemeinsten Zoten in die Heiligkeit des Familienlebens ein. Es gehörte die Ueberwindung eines großen Ekels dazu, gegen ein solches Individuum die Hilfe des Gesetzes in Anspruch zu nehmen, aber zuletzt entschloß man sich doch dazu, es wurden ungefähr 15 Klagen wegen Injurien und Verleumdungen gegen ihn erhoben, er wurde überall verurtheilt und hätte daher eine namhafte Geld- und Gefängnißstrafe abzubüßen gehabt.

Bis dahin hätte die Sache wenig Interesse, es ist eben nur ein einzelner Fall unter unzähligen, die nicht blos in Preußen, nicht blos in der Reaction zu suchen sind.

Aber dieser Mensch wurde von den Rathgebern der Krone als der Begnadigung würdig dargestellt und durch eine von dem noch gegenwärtigen Justizminister Simons contrasignirte Cabinetsordre wirklich begnadigt.

Aber dieser Mensch war das anerkannte Organ der ostpreußischen Reaction, der Vertraute des General von Plehve, der Vertraute des Polizeipräsidenten Peters, und eine Denunciation von ihm genügte, daß die Polizei ins Schlafgemach von Frauen und Mädchen eindrang, um nach verborgenen Waffen zu suchen, daß sie alte Männer halb bekleidet durch Wind und Regen fortschleppte.

Wie gesagt, in der vorliegenden Broschüre ist noch nicht der zehnte Theil von dem erzählt, was zu erzählen war, und wir hoffen nicht blos in der Presse, sondern namentlich im Landtag auf eine angemessene Vervollständigung. Es handelt sich hier nicht um einen Act der Wiedervergeltung; die betreffenden Personen sind zu kläglich; es handelt sich um den thatsächlichen Nachweis, daß wir kräftiger, bestimmt ausgesprochener Gesetze bedürfen, um die Wiederkehr von Zuständen unmöglich zu machen, die der künftige Geschichtschreiber Preußens mit Ekel berichten wird. Herrlich ist eine Regierung, die ein reines Gewissen hat; aber dem Staat kommt es darauf an, den Unterthan auch gegen eine Regierung zu schützen, die sich eines solchen Gewissens nicht erfreut.

Als Rückkehr zu den geordneten Zuständen wird gewiß die neue Regierung in allen Kreisen des deutschen Vaterlandes mit Freude begrüßt werden, und in dieser Beziehung hätten wir gewünscht, daß das Dresdner Journal ausführlicher in der Mittheilung der Depesche gewesen wäre, welche die sächsische Regierung an ihren Gesandten in Preußen erlassen hat. Wenn diese Depesche sagt: „daß es ein Irrthum sein würde, vorauszusetzen, als sei der neue Wechsel in Preußen geeignet, bei der diesseitigen Regierung Unruhe oder Besorgniß zu erzeugen," so wird das preußische Ministerium einer solchen Versicherung nicht erst bedürfen. Dagegen wäre es für das Publicum, welches die bekannten Artikel der Leipziger Zeitung gelesen hat und sich nicht immer daran erinnert, daß dieses Blatt keineswegs ein officielles ist, gewiß von Interesse, auf diesen Unterschied wieder aufmerksam gemacht zu werden. Ebenso hoffen wir von der baierischen Regierung, daß ihr das Einlenken in eine Bahn, welche die neuen Wahlen als einen so lebhaften Wunsch des Landes darstellen, durch den Umschwung der Dinge in Preußen erleichtert, und daß sie ihrerseits nicht verfehlen wird, ihre Befriedigung darüber auszusprechen. Mit dieser herzlichen Hoffnung auf die erleichterte Einigkeit Deutschlands, begrüßen wir das neue Jahr.

† †

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Busch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.





